



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

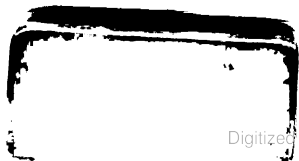
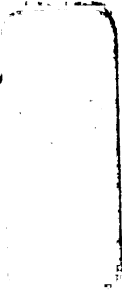
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



Die Tat

Monatschrift für die Zukunft
deutscher Kultur

herausgegeben von
Eugen Diederichs



17. Jahrgang 1925/26

Band II. Oktober/März



Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1926

LOAN STACK

**Ausgeschieden aus der
Bücherei d. Ges. d. Freunde d. vaterl.
Schul- u. Erziehungswesens Hamburg**

AP 30
T 25
v. 17: 7-12

Inhalt des siebenzehnten Jahrganges

II. Halbjahrband

Baußnern, Lotte von, Brevier für junge Frauen	Seite	919
Blau, Joseph, „Stilzel“ und seine Verwandten	„	936
Blüher, Hans, Opus methaphysicum	„	720
Bonus, Arthur, Die Schöpfung	„	576
„ „ „ „ Atheistische Mystik	„	939
Brandenburg, Hans, Euphorion oder der Geist der Klass. Dichtung	„	721
Braun, Felix, Der Kampf mit dem Dämon	„	791
Brauweiler, Heinz, Der berufsständische Gedanke	„	481
„ „ „ „ Berufsständische Verfassungsreformer	„	550
Bundesliteratur der „Entschiedenen Schulreformer“	„	877
Busse-Wilson, Elisabeth, Fritz Klatt — Das Gegenspiel	„	782
Corwegh, Robert, Zu den Aufsätzen von Marlise Sonneborn	„	959
Diederichs, Eugen, Programm der deutschen Volkheit	„	609
Drews, Arthur, Zwei ausländ. Werke über die Geschichtlichkeit Jesu	„	945
Ehl, Heinrich, Die Ballade vom Menschen	„	710
Ehrentreich, Alfred, Shiva der tanzende Gott	„	715
„ „ „ „ Der große Bauernkrieg nach 400 Jahren	„	929
Eickstedt, Claus von, Die Landwirtschaft als Berufsstand	„	496
Esleben, Karl, Der berufsständische Gedanke u. die Gewerbeverfassung	„	506
Everth, Reich, Um den Anschluß an Österreich	„	617
Fabre-Luce, Robert, Notwendigkeit einer Zusammenarbeit der europäischen Rechtsparteien	„	624
Fiedler, Runo, Tatsachen	„	775
Fischer, Gerhard, Zur theologischen Problematik der Gegenwart	„	890
Friedemann, Traugott, Gesinnungsunterricht	„	848
Ganzenmüller, W., Höhere Schule und Entschiedene Schulreform	„	827
Gerdes-Victorbur, Ein Versuch zur Reform der Landschule	„	870
Gerloff, Meta, Der Frauenwille in der sozialhygienischen und Kulturgefesselung	„	793
Gleichen, Heinrich von, Führungsproblem und Berufsstand	„	605
Gmelin, Otto, Freiheit und Norm	„	627
Goldbeck, Ernst, Die entschiedene Schulreform	„	801
Grob, Georg, Tragödien der Urwelt	„	717
Gampe, Susanne, Mittelalterliche Mystikerinnen	„	755
Gartmann, Hans, Vom französischen Katholizismus	„	881
Helmers, M., Die Schule des Volkes	„	866
Hering, Franz, Zum Wesen der Schöpfungstat	„	957
Herrfahrdt, Heinrich, Verwaltungsreform und berufsständische Bewegung	„	542
Seyd, Hans, Die Doppelseele der abendländischen Dichtung	„	733

	Seite
Sinkpott, Von unseren Nationalisten	612
" Die deutsche Irredenta	772
" Der kochende Topf am Brenner	925
Sonigsheim, Paul, Bildungsarbeit an schulentlassenen Jugendlichen und Erwachsenen	830
Szëdt, Philipp, Machiavelli	616
" " Deutsche Volkheit	701
" " Eroberer	714
" " Alte Form und neues Werden in deutscher Seele	935
Jardon, Rudolf, Spittelers Prometheus	641
" " Die Jahretausendausstellung der Rheinlande	778
Kaergel, Hans Christoph, Hermann Stehr	653
Kaubisch, Martin, Wagner und Nietzsche	699
" " Verbjajew und Dostojewski	938
Kawerau, Siegfried, Soziologie der neuen Erziehung	857
" " Wichtige Neuererscheinungen für den Geschichts- unterricht	863
Kläber, Kurt, Der verzweifelte Mensch	951
Klages, Ludwig, Über Serus und Eros	570
Klatt, Fritz, Das Volkshochschulheim Prerow an der Ostsee	872
Kölling, Hermann, Die neue Landschule	819
" " Vom Schrifttum der Arbeits- und Produktions- schule	865
Krohn, August, Meine Heimschule	870
Kulturpolitischer Arbeitsbericht	634
" "	798
Lebig, O., Zur Kritik des nationalen Empfindens	611
Leuteritz, Gustav, Die Problematik deutscher Musik und der Staat	707
Luferte, Martin, Schule am Meer	874
Merten, Bernhard, Erwachsenenbildung in England	906
Merz, Albrecht L., Katakombenschulen in Südtirol	797
Meydenbauer, Hans, Genossenschaft und Berufsstand	518
Meyer-Eckhardt Viktor, Das Düsseldorfere Schauspielhaus	955
Michel, Ernst, Zwischen Staat und Gesellschaft	590
Michel, Otto, Die deutschen Volksbücher	705
Mirgeler, A., Die Sprachnot als zentrales Problem der Gemeinschaft	787
Morocutti, Camillo, Polarität	898
Müller, Ernst, Künstler und Maschine	765
Nelson, Leonard, Über das Landerziehungsheim Walkemühle	869
Nemitz, Fritz, Mary Wigmann	625
Neugäß, Fritz, Dritte internationale pädagogische Konferenz	629
Obenauer, Karl Justus, Schöberlin/Novalis	696
Oestreich, Paul, Entschiedene Schulreform als Erziehung zur Totalität	802
Ott, Emil, Rilke als Romantiker	678
Rauch, Jr., Praktische Schulreform	861
Rueder, Bruno, Zur Metaphysik des Berufes	759

Rudolf, Josef, Konkordat und entschiedene Schulreform	Seite	854
Saaler, Bruno, Schulstrafen	"	839
Schiele, Georg, Illusionen	"	771
Schumacher, H., Bewegungen innerhalb der Kleinkindererziehung .	"	815
Schürholz, Franz, Die Berufsvorsorge und ausbildungsverhältnisse in der Industrie	"	527
Schwarz, Sebald, Starre oder bewegliche Schulreform	"	822
Spahn, Martin, Der berufsständische Gedanke und der deutsche Staatsgedanke	"	490
Specht, Minna, Autorität und Freiheit	"	852
Stöcker, Lydia, Völkerveröhnung und Schule	"	845
Strauß und Torney, Lulu von, Das alte romantische Land . .	"	664
" " " " " Wolke und Baum — Totenland . .	"	677
Szab, Hannah, Romain Rolland	"	924
Tacke, Otto, Grundriß der neuen Lehrerbildung	"	807
Tesar, L. E., Schulgutswirtschaft, Schulgarten, Schulfeld . .	"	810
Tügel, Hans, Die Laienspielbühne	"	914
Wegwitz, Paul, Zur Erkenntnis des Deutschen	"	686
" " Jakob Böhme und wir	"	740
Wilhelm, Richard, Modernes Prophetentum in Deutschland . . .	"	561
Wynneken, Karl, Schule und Parteien	"	843
Zylmann, Peter, Nachwort	"	876

die Tat

Monatschrift für die Zukunft
deutscher Kultur

17. Jahrgang

Heft 7

Oktober 1925

Heinz Brauweiler Der berufsständische Gedanke

I

Es ist etwas still geworden um die berufsständische Bewegung, und das war gut so. Denn was da in den ersten Jahren der Revolutionszeit im Namen des berufsständischen Gedankens gesagt und gefordert worden ist, das hätte die Probe auf die Bewährung in der Wirklichkeit sicher nur sehr schlecht bestanden. Unterdes aber ist so viel zur Klärung des berufsständischen Gedankens und zur Richtweisung der berufsständischen Bewegung getan worden, daß heute diese Probe ruhig gewagt werden könnte. Der Rechtfertigung dieses Satzes ist dieses Heft gewidmet.

Aus drei Antrieben hatte die berufsständische Bewegung ihre Nahrung empfangen. Der erste kam aus dem Bedürfnis des Schutzes gegen die Bedrohung und Gefährdung, denen einzelne Berufsgruppen durch die wirtschaftliche Entwicklung ausgesetzt wurden. Das Prinzip der Wirtschaftsfreiheit, die durch die Maschinentchnik geförderte Zunahme des Großbetriebes, die Ausdehnung der Kreditwirtschaft, die Herrschaft des kapitalistischen Rechts waren die Grundlagen dieser Entwicklung. Die in ihrem Bestande und ihrer Unabhängigkeit bedrohten Gruppen suchten sich zur Wehr zu setzen, genossenschaftlicher Zusammenschluß kräftigte sie zur Selbsthilfe. Die Hilfe des Staates wurde angerufen, die Mittel politischer Einflussnahme durch Gewinnung der öffentlichen Meinung, der Parteien und der für Gesetzgebung und Verwaltung maßgebenden Stellen des öffentlichen Dienstes wurden in immer stärkerem Maße zur Anwendung gebracht. Der berufsständische Gedanke sollte den Schutz wirtschaftlicher Minderheiten rechtfertigen. Jede Gruppe, die sich schutzbedürftig fühlte, erklärte sich zum Berufsstand und forderte für ihn aus öffentlichem Interesse, was die wirtschaftliche Entwicklung ihr rauben oder versagen wollte.

Einen ganz anderen Sinn erhielt die berufsständische Bewegung aus dem zweiten Antrieb, der in dem berufsständischen Gedanken das sittliche Moment hervorhob: die Berufspflicht und die Auffassung der wirtschaftlichen Tätigkeit als Pflicht, Amt, Dienst. Die Erkenntnis der gesellschaftszerstörenden Wirkung der herrschenden kapitalistischen Wirtschaftsgesinnung, der brutalen Ichsucht, die das „freie Spiel der Kräfte“ regierte, suchte Rettung in einem anderen Wirtschaftsgeist, in dem Geist berufsständischer Pflichtauffassung. Insbesondere versuchte man, die Arbeiterschaft aus dem trostlosen und seelenmörderischen Klassengefühl zu erlösen durch die Erhöhung ihrer Arbeit zu einer Berufsleistung und durch die damit verbundene Steigerung ihres Selbstgefühls.

Den dritten Antrieb entnahm die berufsständische Bewegung den politischen Verhältnissen. Das Streben, dem allgemeinen und gleichen Wahlrecht und der Parlamentsrepublik zu entgehen, führte zu Vorschlägen berufsständischen Wahlrechts, berufsständischer Parteibildungen, berufsständischer Volksvertretung neben oder an Stelle von Parteiparlamenten, berufsständischer Selbstverwaltung. Mehr oder minder waren dabei Erinnerungen an ständisches Verfassungswesen früherer Zeiten und an ständische Gesellschaftsgliederung des Mittelalters wirksam. Am stärksten war aber doch wohl das Bestreben, den Schutz der Minderheiten irgendwie verfassungsrechtlich sicherzustellen, maßgebend; man wollte der Unsachverständigkeit und Ungerechtigkeit entgegentreten, die man von einer vom Parlament abhängigen Staatsführung und Bürokratie befürchtete.

Soweit sich die berufsständische Bewegung um höhere Berufssittlichkeit und Pflege der Berufsfreudigkeit mühte, konnte sie kaum Gegnerschaft finden, aber sie fand wenig Glauben. Als Form der Interessenvertretung wurde sie grundsätzlich nicht bestritten, aber praktisch immer nur von den Beteiligten aufgenommen. Der Kampf aller gegen alle, den das „freie Spiel der Kräfte“ in Wahrheit bedeutet, setzte sich um in den Kampf der Berufsstände gegeneinander. Es würde falsch sein, sich zu verhehlen, daß alle Reden von dem gegenseitigen Aufeinanderangewiesensein der Berufsstände im Grunde Deklamationen blieben, d. h. vorgetragen wurden, solange und soweit sie keinem Sonderinteresse gefährlich wurden.

Grundsätzliche Gegnerschaft fand die berufsständische Bewegung mit ihren politischen und insbesondere verfassungspolitischen Forderungen. Die Anhänger der Demokratie, d. i. der Staatsführung durch die Erwählten des allgemeinen gleichen Wahlrechts, die Parteien und die Bürokratie leisteten gemeinsam erbitterten Widerstand. Sie beriefen sich auf das Staatsinteresse, das nicht zulassen dürfe, daß die organisierten Wirtschaftsgruppen zu noch größerem Einfluß im Staate und auf den Staatswillen gelangten, als sie, leider, ohnehin schon besäßen. Als ich dagegen in meinem Buche „Berufsstand und Staat“ darzulegen versuchte, daß eine verfassungspolitische Stellung der Berufsstände nur möglich sei, wenn sie als Gegenlei-

stung gegen politische Pflichten und Dienste gegeben werde, vermochte auch ein im übrigen sehr wohlwollender Kritiker die Zweifel nicht zu unterdrücken, „ob in der vom Materialismus versuchten Gegenwart die psychischen Voraussetzungen für ein auf dem Pflichtgedanken aufgebautes System sich werden schaffen lassen und ob der Gefahr vorgebeugt werden kann, daß die Selbstverwaltungskörper doch Interessenvertretungen werden und insolgedessen der Staat, der einen Teil seiner Rechte an sie abgegeben hat, die Geschlossenheit verliert, welche bei unserer Lage in der Mitte Europas die Voraussetzung für die Wiedergewinnung außenpolitischer Geltung ist“.

Solche Besorgnisse, die ehrllicher Gesinnung entspringen, dürfen nicht mit einer Handbewegung oder einer billigen Vertröstung abgetan werden. Es soll vielmehr unumwunden zugegeben werden, daß die berufsständische Bewegung, solange sie nur in einer der drei bezeichneten Sondererscheinungen auftritt, weder glaubhaft noch aussichtsreich ist, daß vielmehr erst aus der Zusammenfassung und gegenseitigen Durchdringung der Sonderrichtungen ein lebensfähiges System entstehen kann, und daß auch dieses erst dann wird Leben gewinnen können, wenn es eingegliedert wird in eine gänzlich neue Ordnung von Staat und Gesellschaft, in eine neue Lebensform.

II

Denn alle die Erscheinungen, die die berufsständische Bewegung bekämpfen will, gehören aufs engste zusammen, entstammen einer gemeinsamen Wurzel — und können deshalb nur gemeinsam beseitigt werden. Die Wurzel aber ist jene Grundhaltung des neuzeitlichen Menschen, die man — je nach dem Standpunkt des Beurteilers — als Rationalismus, Aufklärung, Individualismus, Liberalismus, Kapitalismus, Materialismus zu bezeichnen pflegt. Sie äußert sich in der Verneinung jedes Pflichtgebots mit Ausnahme der Pflicht gegen sich selbst und in der Zersetzung aller Gemeinschaftsgebilde, die — im Gegensatz zu den zweckrationalen Gesellschaftsbildungen — auf freiwillige Dienstleistung gegründet sind. Sie unterwirft die wirtschaftliche Tätigkeit dem Gebot des hemmungslosen Gewinnstrebens und macht die Rechtsordnung diesem Streben dienstbar. Sie setzt den Staatswillen gleich mit der Summe der Willensrichtungen der gerade lebenden Einzelmenschen und formt ihn aus dem Willen der zahlenmäßigen Mehrheit. Sie gibt der Staatsgewalt eine ungehemmte Macht und verweist den Einzelmenschen auf die Geltendmachung seiner Interessen bei der Ausübung der Staatsgewalt. Sie sieht im Staate als lebendige Wirklichkeiten nur den Machtapparat und die zum unbedingten Gehorsam verpflichteten Menschen; die Verbindungen, unter denen diese leben — die „Gesellschaft“ —, haben für sie Wirklichkeit und Recht nur als zweckrationale Veranstaltungen, die entweder vom Staate — von oben her —

angeordnet oder von den Menschen — von unten her — zur besseren Interessenvertretung voluntaristisch gebildet werden. Die Klasse — die wirtschaftliche Schichtung der Gesellschaft nach Vermögens- und Einkommensstufen, die Partei — die politische Gliederung des Staatsvolkes nach der Gemeinsamkeit gleicher Wünsche für die Beeinflussung der Staatsgewalt, der Staatsabsolutismus — die Zurückführung des Rechts und der Ordnungsgewalt ausschließlich auf den Staatswillen, die Staatsallmacht — die Ordnung aller Lebensverhältnisse durch den Staatswillen und die beamtete Staatsdienerschaft, der Souveränitätsbegriff — der den Staat zum Selbstzweck erhebt, die Demokratie — die die Bildung des Staatswillens der zahlenmäßigen Mehrheit der summierten Einzelwillen überträgt, die Volkssouveränität — die die Staatsführung von dem Willen dieser Mehrheit abhängig macht —, alle diese Erscheinungen gehören ebenso notwendig zu der jetzt erst in ihre letzten Folgerungen entwickelten Lebensform des sog. modernen Staates, wie die ausschließliche Ausrichtung der wirtschaftlichen Tätigkeit auf den Bilanzgewinn, die Herrschaft des Kapitals über die Arbeit, die internationale Versippung des Finanzkapitals, das Übergewicht von Handel und Großgewerbe über Kleingewerbe und Landwirtschaft, die Bildung der Lohnarbeiterklasse, die Zwecksetzung der wirtschaftlichen Organisation in Anspruchsvertretung und Interessenkampf, die Aufnahme des römischen Eigentums- und Kapitalsrechts, die Legalisierung des Wuchers, die Auffassung des Rechts als des Ausdrucks der Machtverhältnisse, die Auffassung der Sozialpolitik und der Wirtschaftspolitik als staatlicher Fürsorgepflicht — hier zugunsten der Wirtschaft, dort zugunsten der Schwachen — u. a. m. notwendige Folgeerscheinungen des herrschenden Wirtschaftsgeistes sind. Wo soll da ein Platz sein für berufsständisch-stellische Pflichtauffassung der wirtschaftlichen Arbeit, für den Ausgleich der Interessen der einzelnen Wirtschaftsgruppen in dem Gesamtplan einer gemeinsamen Dienstleistung für Staat und Volk, für die Überweisung von Verwaltungsaufgaben und die Zuerkennung politischer Rechte an die berufsständischen Gemeinschaften?

Aber diese Lebensform, mag sie auch jetzt erst in den Einrichtungen des Staates und der Gesellschaft ihre reinste Ausprägung empfangen haben, — oder vielleicht gerade deswegen? —, ist im Begriff, ihre Geltung zu verlieren. Man glaubt nicht mehr an sie, man empfindet ihre Wirksamkeit als Bankrott, man verlangt nach einer neuen Lebensform und nach Einrichtungen, die sie tragen. Wer es sehen will, der schaue nicht in die Stuben, wo die Nutznießer des Alten sich abquälen, ihre Macht zu verteidigen, den Glauben bei den Gläubigen zu erhalten, während sie selbst schon nicht mehr zu glauben wagen und mit jedem Tage sich größere Katlosigkeit eingestehen. Sondern er geselle sich zu der stillen Arbeit derer, die die Befreiung des deutschen Volkes von dem Wirken eines neuen Geistes erwarten und diesem Geiste die Herzen zu eröffnen sich zur Aufgabe setzen: in der Ju-

gendbewegung, in der Pflege des deutschen Volkstums, in der Verantwortung für das Leben der Gemeinschaftsgebilde von der Familie bis zur Landschaft, in Erweckung deutschen Rechtsdenkens, in der Besinnung auf die Aufgabe der Wirtschaft als Gemeinschaftsdienst und auf die Verbundenheit der am gemeinsamen Werke arbeitenden Menschen, in der Entfaltung des Genossenschaftsgedankens zu einer die Menschen und die Arbeit wertenden, das Kapital und das Besitzrecht zurückdrängenden Wirtschaftsordnung. Diesen Kräften gehört die Zukunft!

Es ist hier nicht der Ort zur näheren Ausführung, aber es muß gesagt werden, daß die letzte Kraftquelle und die unerschütterliche Beglaubigung des Willens zur neuen Lebensform in der religiösen Erneuerung, in der Begründung eines neuen religiösen Lebensgefühls liegt, und daß die Überzeugung, diese Erneuerung werde nicht fehlen, allen jenen Bemühungen die feste Grundlage gibt. Wie es jedoch falsch wäre, in dem neuen religiösen Lebensgefühl das allein Notwendige zu sehen, so darf auch der Wert des vorbereitenden und unterstützenden Strebens nicht gering geschätzt werden. Und dazu gehören alle die Bemühungen, welche einerseits den Gemeinschaftsgeist bewußt machen und die Gemeinschafts-, Pflicht- und Berufsgesinnung fördern, andererseits in der Neuordnung des Verhältnisses von Staat und Gesellschaft, Staat und Wirtschaft, Staat und Volk, in der Segung eines neuen Wirtschaftsrechts und Sozialrechts Aufgaben lösen wollen, die zunächst politischer Natur und politisch gedacht sind, aber in ihrem Erfolg weiter wirken müssen.

So gliedert sich hier die berufsständische Bewegung ein, indem sie den Berufsgedanken und den Standesgedanken wieder zu Ehren bringen und zur Besserung unserer sozialen und staatlichen Zustände nutzbar machen will. Sie legt den Begriff des Berufsstandes zugrunde als einer durch Gesamtleistungspflicht und Gesamtleistungsverantwortung zusammengeschlossenen Gruppe, die einen Beruf für Staat und Gesellschaft erfüllt und im Dienste dieser Berufserfüllung eine besondere rechtliche Stellung einnimmt, welche ihr die Möglichkeit eigenen Lebens nach eigenem Recht, mit eigener Verwaltung und verfassungsrechtlicher Sicherung gewährt. Der Berufsstand bildet sich nicht durch die freiwillige Vereinigung von „Berufsgenossen“ und deren Bemühung um Berufsgesinnung und Steigerung der Berufsleistung des Einzelnen. Sondern der Berufsstand, die Berufsgemeinschaft, ist das erste, und zu ihren Aufgaben gehört die Berufserziehung, die Wahrung der Berufsehre, die Garantie der Berufsleistung, die Ordnung der sozialen Verhältnisse der Berufsangehörigen, die Pflege und Entwicklung des Berufsrechts, die Wahrung der „Berufsinteressen“ gegenüber den anderen Berufsständen und gegenüber den öffentlichen Ordnungsgewalten. Nicht das Auseinandergehen der wirtschaftlichen Interessen, d. i. der Ansprüche auf den Anteil bei der Vermögens- und Einkommensverteilung bestimmt die Sonderung der Berufsstände, son-

bern die Eigenart der gemeinsamen Leistung. Desgleichen ist die Sondernach Bildungs- und Lebensführungsansprüchen kein wesentliches Merkmal berufsständischer Gliederung. Allein die Leistung, die gemeinsame Verantwortung entscheidet.

Das gilt zunächst für die wirtschaftlichen Berufe, an die heute vornehmlich gedacht wird, wenn von Berufsständen die Rede ist. Zwei wichtige Folgerungen ergeben sich daraus. Die erste ist die, daß für einen Arbeiterstand als Berufsstand kein Raum ist. Denn die Gemeinsamkeit der wirtschaftlichen Leistung verbindet die Besitzer und Leiter des Wirtschaftsbetriebes mit den Angestellten und Arbeitern. Aufgabe des Berufsrechts ist es, dieser Gemeinsamkeit die rechtliche Form zu geben und durch diese die „Berufsfreudigkeit“ zu sichern, die nicht allein durch erzieherische Einwirkung gegeben werden kann, sondern einen Rückhalt haben muß an der rechtlichen und sozialen Organisation. Die zweite Folgerung ist, daß für eine berufsständische Gliederung der Wirtschaft nicht die überkommenen Interessengemeinsamkeiten entscheidend sind, sondern das Interesse, das Staat und Gesellschaft an der Leistungspflicht haben. Die übliche Scheidung z. B. zwischen Industrie und Handwerk wird kaum aufrechterhalten werden können. Nicht die Betriebsform oder Besitzform darf zugrunde gelegt werden. Das Handwerk ist nicht schutzwert, weil es Handwerk ist — das ist ein Gesichtspunkt der falsch verstandenen Sozialpolitik, sondern nur soweit es für bestimmte Leistungen die naturgemäße Betriebsform darstellt. Wo der industrielle Betrieb Besseres leistet, ist das Handwerk keineswegs schutzwert. Das gleiche gilt für die Interessengegensätze zwischen Groß- und Kleinhandel und zwischen privatwirtschaftlichem und genossenschaftlichem Handelsbetrieb. Das Gemeinschaftsinteresse hat zu entscheiden, welche Leistungen wertvoll sind und wieviel an Leistung notwendig ist. Das bedeutet zugleich die Regelung, wieviel Menschen für die Leistung in Anspruch genommen und durch sie ihre Nahrung erhalten sollen.

Der Gesichtspunkt der Leistung und Leistungsverantwortung bestimmt auch die Gliederung der freien und öffentlichen Berufe. Der Lehrstand, der Ärztestand, der Juristenstand, der Beamtenstand, der Offiziersstand sind durch den Begriff der Standesehre heute schon deutlich ausgezeichnet. Dagegen ist der „Stand“ der Schriftsteller und Journalisten nur eine Redensart, wenn nicht eine Berufsleistung für die Gemeinschaft und eine Standesdisziplin anerkannt werden. (Das ist allerdings so lange unmöglich, als die liberalen Prinzipien der Pressefreiheit in Geltung bleiben.) Einen „Stand“ der Akademisch-Gebildeten kann man nicht anerkennen, weil die Gemeinsamkeit einer Leistung und Leistungsverantwortung fehlt. (Die moralische Anforderung wissenschaftlicher Arbeitsmethode genügt nicht. Der im Wirtschaftsbetrieb angestellte Akademiker ist qualifizierter Angestellter, nicht Angehöriger des „Gelehrtenstandes“.)

Die Rechtsstellung eines Berufsstandes ergibt sich aus seiner Leistungs-

verantwortung. Die Aufgaben der Berufserziehung, der Regelung der Zugehörigkeit, der Leistungssteigerung, des Zwangs gegen faule und unwürdige Angehörige, der Pflege des Berufsrechts, der Ordnung der Beziehungen zwischen den Berufsangehörigen, der Heranziehung der Berufsangehörigen zu gemeinsamen Leistungen können als berufsständische Selbstverwaltung zusammengefaßt werden. Wesentlich ist für diese Selbstverwaltung, daß sie autonomer Natur ist, d. i. aus eigenem Rechte besteht, das notwendige Kredit gegen das Debet der Pflichten.

Eine derart aufgebaute berufsständische Ordnung muß die Grundlagen des heutigen Staates umgestalten. Die autonome Selbstverwaltung beseitigt das Gesetzgebungs- und Ordnungsmonopol des Staates. Sie befreit die Staatsgewalt von der allgemeinen Fürsorgepflicht des sog. Wohlfahrtsstaates und entlastet sie damit von dem Druck der allseitigen Interessenansprüche. Sie stellt die natürlichen Gemeinschaften als lebendige, politische Wirklichkeiten wieder her; sie zwingt den Staat, sie anzuerkennen und ihre Rechte zu achten, sie gibt ihm aber mit ihnen einen Unterbau aus lebendigen Kräften und befreit ihn von dem tödlichen Gift der Massenherrschaft; sie setzt an die Stelle der Summe der Einzelmenschen und ihrer nach Laune wechselnden willkürlichen Zusammenschlüsse das genossenschaftlich (korporativ) gegliederte Volk.

III

Es meldet sich der Einwand: es wäre ja sehr schön und es sei gewiß ein Ziel aufs innigste zu wünschen, solche Umgestaltung durchzuführen — aber dazu müßten erst die Menschen andere geworden sein. Daß in der Tat ein geistiger Umwandlungsprozeß im Gange ist, wurde schon gesagt. Nur ist es ganz unrichtig, zu meinen, daß er zuerst so weit entwickelt werden müsse, um alle Menschen belehrt zu haben. Eine uralte Erziehungsweisheit sagt, daß nicht die Gesinnung der Menschen die Form bestimmt, unter der sie leben, sondern daß umgekehrt die Verhältnisse, in denen sie sich befinden, ihre Gesinnung formen. Die Ordnung von Staat, Gesellschaft, Recht erhält ihren sittlichen Gehalt nicht dadurch, daß die Menschen ihr sittliches Verhalten in die technische Form hineinlegen — was logisch natürlich möglich wäre —, sondern sie soll selbst die sittlichen Gebote enthalten, so daß sie die Menschen zwingt, sittlich zu handeln. Deshalb ist die Bestimmung der Lebensform das Erste und das sittliche Handeln die Wirkung. Ganz gefährlich und aufs entschiedenste abzulehnen ist die Meinung, daß es nur auf die Gesinnung ankomme und gar nicht auf die Form, ja daß es nicht zur Aufgabe der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung gehöre, Formzwang zu üben. Die irrtige Auffassung erklärt sich z. T. aus einer Überschätzung der Moralpredigt, z. T. auch aus einer an sich nicht underechtigten Auflehnung gegen die Art und Weise, wie der sog. moderne Staat seine Zwangsgewalt anwendete. Mitunter scheint allerdings auch ein gewisses

Verzagen dabei eine Rolle zu spielen: man wendet sich der bequemerem Aufgabe der Gesinnungspädagogik zu, weil man sich vor der schwereren Aufgabe des Formzwangs fürchtet.

Ein anderer Einwand wird gern gemacht: man müsse doch erst einen genauen Plan sehen, wie die neue Ordnung im einzelnen aussehen würde und wie die mannigfachen Schwierigkeiten, die das Zusammenwirken staatlicher und gesellschaftlicher Kräfte hervorrufen müßte, reinlich beseitigt werden sollten. Fraglos ist das System des modernen Staates mit seiner Allgewalt auf der einen Seite und dem ihr bedingungslos unterworfenen Einzelmenschen auf der anderen Seite rationaler, leichter konstruierbar, leichter zu handhaben — sofern es funktioniert, solange nämlich der Gehorsam widerstandslos gegeben wird. Aber auch kein System ist, wie die Geschichte bewiesen hat, so leicht zu revolutionieren. Es fragt sich, was für den Staat und die öffentliche Ordnung das Wertvollere ist: das theoretisch einfache, praktisch wenig sichere, oder das in der Handhabung schwierigere, aber dauerhaftere, widerstandsfähigere System.

Was aber die Forderung des „Gesamtplans“ angeht — das Leben, die Entwicklung lebendiger Kräfte läßt sich keinen Plan vorschreiben. Wir müssen uns bescheiden, ein Ziel zu sehen und zu wollen, und wir erkennen dieses Ziel in der Bejahung der Kräfte, die es enthalten. Wir bejahen den Willen zur Gemeinschaft und den Pflichtgedanken, wir erhoffen von der Durchführung des Pflichtgedankens eine völlige Neuordnung des Staates und der Gesellschaft und des Verhältnisses beider zueinander und die Zerstörung der heutigen Ordnung, die auf den Grundlagen der Gewalt und der Interessenvertretung beruht. Wenn nicht mehr der Anspruch, sondern die Leistung das Verhältnis des Menschen zum Staate bestimmt, dann muß auch die Form des Staates eine andere werden.

Ein Plan kann nicht gegeben werden, sondern die Entwicklung muß planvoll benutzt werden. Eine neue Staats- und Gesellschaftsordnung wird nicht mit einem Male, so daß man sagen könnte, gestern war sie noch nicht da und heute ist sie da. Altes und Neues wird lange unvermischt nebeneinanderstehen, nur allmählich wird das Neue vordringen und das Alte absterben. Alte Formen werden weiterbestehen können, indem sie mit neuem Geiste erfüllt werden. Überhaupt soll man von den alten Formen soviel erhalten als möglich ist. Auch sie sind einmal Gefäß des Lebens gewesen, und solange sie noch Leben enthalten oder neues Leben aufnehmen können, sind sie wertvoll. Das ist der Unterschied zwischen Reform und Revolution: die Reform, erfüllt von Ehrfurcht vor dem Leben und der Geschichte, zerbricht nur die Formen, die Leben töten; die Revolution, die ungeschichtlich denkt und das Leben glaubt „machen“ zu können, zerstört alle Formen und greift in ihnen das Leben an.

Die Entwicklung muß planvoll benutzt werden. Man kann Vermutungen haben, wo Ansatzpunkte auftreten werden, aber muß abwarten,

welche zuerst Möglichkeiten geben und welche Möglichkeiten sie eröffnen. Und man muß das Vertrauen haben, daß die einmal geöffnete Kraftquelle immer neue Ströme ausenden wird. Sind Ansatzpunkte bereits sichtbar? Vielleicht in der zunehmenden finanziellen Erschöpfung des Staates und der Wirtschaft, die dazu zwingen kann, den Wohlfahrtsstaat abzubauen und seine Aufgaben der Selbstverwaltung zu überlassen. Oder die zu einer Neuordnung des Finanzwesens führt, derart, daß Steuerleistungsgarantie und Steuerbewilligungsrecht Pflicht und Recht berufsständischer Korporationen werden. Vielleicht daß äußere Not die Staatsführung zwingt, durch eine Reform an Haupt und Gliedern die nationale Widerstandskraft von allen Hemmungen und Lähmungen zu befreien. Wie es auch kommen möge — jeder Versuch, den Bankerott des noch herrschenden Systems zu überwinden, wird den berufsständischen Gedanken zu Hilfe rufen müssen.

Er ist so stark nicht durch die Bedeutung der wirtschaftlichen Interessen, die unter ihm Schutz begehren, oder durch das gute Recht, welches viele dieser Interessen für sich in Anspruch nehmen dürfen. Denn in dem heutigen Staate gilt nicht das Recht, sondern das Gesetz, und dieses ist von der Macht diktiert. Die Stärke des berufsständischen Gedankens beruht darin, daß er nur ein Sonderausdruck jener viel weiter greifenden Bewegung ist, welche die überkommenen Vorstellungen und Einrichtungen der Staatslehre und der staatlichen Organisation zu ändern sich anschickt; er wird also von dem Erfolg dieser Bewegung mit unterstützt, so wie er selbst für sie vorwärts treibende Kraft und vielleicht die stärkste Antriebskraft ist. In der Wurzel aufs engste mit ihm verbunden, aber auf einem anderen Lebensgebiet wachsend, stehen neben dem berufsständischen Gedanken — 3. T. in unmittelbarer Verflechtung — die Bewegung zur Rückgewinnung der autonomen Selbstverwaltung für die Gemeinde, die Heimat und die Landschaft, die Bewegung zur Befreiung des Geistes- und Kulturlebens von dem staatlichen Verwaltungsmonopol, endlich auch der Reichsgedanke, der durch Sprengung des starren Staatsbegriffs politische Lebensformen gewinnen will, in denen sowohl eine Lösung des föderalistischen Problems wie eine Lösung der durch die nationalen Mischgebiete gestellten Aufgabe möglich erscheint. Der gemeinsame politische Gehalt aller dieser Bestrebungen und Entwicklungen ist die Überwindung des durch den Souveränitätsbegriff der modernen Lehre charakterisierten Staatstypus der letzten Jahrhunderte, positiv ausgedrückt die Neuordnung des Verhältnisses der sozialen Ordnungsgewalten zueinander und die Rückgewinnung des Eigenrechts und Eigenlebens der Gemeinschaften.

Die berufsständische Bewegung aber als diejenige, die zuerst den Kampf mit dem „Staate“ auszufechten haben wird und dafür auch die stärksten Kampfmittel besitzt, hat die ehrenvolle Aufgabe, die Tore und Wälle der feindlichen Festung zu stürmen.

Martin Spahn Der berufsständische Gedanke und der deutsche Staatsgedanke

Wir besitzen keine Geschichte unseres Reichsverfassungsrechtes. Sie dürfte sich noch am ehesten für das Mittelalter schreiben lassen. Das wachsende Verständnis für das Lehnrecht und der tiefere Einblick in die politische Aufgabe unseres Reiches in jenen Jahrhunderten ebnet uns den Weg dahin. Verhältnismäßig gut wissen wir Bescheid um die Verfassung in den hundert Jahren der Bestrebungen von rund 1450 bis 1555, sie zu verbessern. Ganz übel dagegen ist es um unsere Kenntnis des 17. Jahrhunderts bestellt, obwohl die Krise, der das Reichsverfassungsrecht damals unterlag, die Forschung begünstigt. Denn es fehlt nicht an Quellen und nicht an der Möglichkeit besonders aufschlußreicher Beobachtungen. Auch für das 19. Jahrhundert bleibt wohl noch der schwerere Teil der Arbeit zu tun. 1866 berührte die schöpferische Hand Bismarcks das deutsche Reichsverfassungsrecht. Darauf kam es alsbald wieder in ein lebhaftes Treiben und Sprießen. 1867 und 1870 erfolgte die Ordnung des Verhältnisses der Einzelstaaten zum Reiche. Von 1878 ab rang der Kanzler darum, die politische Verfassung wieder mit einer ihr wesensähnlichen wirtschaftlich-gesellschaftlichen Verfassung zu unterbauen und beide ineinander zu verklammern. Damit erhielt die Frage neuen Klang, ob sich unser Volk noch einmal werde ständisch gliedern lassen oder ob die Zeit ständischer Gliederung für die deutsche Nation unwiederbringlich über sei. Bismarck bejahte die Möglichkeit mit aller Leidenschaft seines starken Willens. Er fühlte, daß der Bestand seines staatsmännischen Werkes wesentlich von der Wiederkehr der Möglichkeit abhing. Sein Kampf galt der Bürokratie und dem Parlamentarierthum. Beide empfand er als Fremdkörper im Organismus der Reichsverfassung. Beide konnte er aber nur überwinden, wenn sich der Geist wirtschaftlicher und politischer Selbstverwaltung im deutschen Volke wieder regte. Unerläßliche Voraussetzung dafür war die erneute Gliederung des Volkes nach Ständen.

Die Überlegungen des großen Kanzlers richteten sich, während er die Frage hin und her erwog, besonders auf die Arbeiterschaft. Sie lebte noch im Zustande proletarischen Daseins dahin. Eben erst aus einer veränderten Wirtschaftsweise erzeugt, lebte sie noch ohne Verbindung und selbst im Gegensatz zu den älteren Schichten der deutschen Gesellschaft dahin. Dabei wuchs ihre Kopfzahl derart rasch, daß sie von einem Staatsmann, der ein so feines Gefühl wie Bismarck für Machtverschiebungen hatte, kaum unbeachtet gelassen werden konnte. Bismarck bemühte sich zunächst darum, zwischen der Arbeiterschaft und dem Staate eine Interessengemeinschaft

durch die sozialen Versicherungsgesetze herzustellen. Welche Aussichten eröffneten sich darüber hinaus auch darauf, sie gefühlsmäßig in die Ordnung der nationalen Gesellschaft einzubeziehen? Es ist bekannt, daß der süddeutsche Volkswirtschaftler Albert von Schäffle Bismarck auf die Berufsgenossenschaften hinwies, wo die Arbeitnehmer mit den Arbeitgebern gemeinsam berufliche Arbeit leisteten. Vielleicht wurde hier schon ein Keim sichtbar, aus dem sich eine neue ständische Form entwickeln ließ. Entscheidend dafür war, ob der aus der Verschiedenheit der sozialen Lage entspringende Gegensatz zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern durch die Entwicklung eines beiden Teilen gemeinsamen Verantwortungsgefühls gegenüber der von ihnen zusammen zu lösenden Produktionsaufgabe gemäßigt und im tiefsten überwunden wurde. Dann mochten sich im Volk wieder Zug um Zug Gütererzeugungsgemeinschaften bilden lassen, an denen der Aufbau einer ständischen Verfassung Rückhalt fand. Es erübrigt sich hier, den Überlegungen und Entwürfen des Kanzlers im einzelnen nachzugehen. Sein ganzes innenpolitisches Denken stand in den 80er Jahren im Bann des Suchens nach den Ausgangspunkten, von denen aus die Umordnung der deutschen Wirtschaft und Gesellschaft mit Erfolg erstrebt werden konnte.

In dieselben Jahre, da die Sorge um die Zukunft des deutschen Ständetums und der deutschen Selbstverwaltung den Kanzler am stärksten beunruhigte, gehören die Anfänge der christlichen Gewerkschaften. Zur selben Zeit entfesselte Adolf Stöcker die christlich-soziale Bewegung. Dem Kanzler aber erwuchs weder von der Konservativen noch von der Zentrumsseite her Beistand. Die christlichen Gewerkschaften verdankten ihre Entwicklung wesentlich dem taktischen Bedürfnis der Zentrumspartei den Sozialdemokraten gegenüber. Stöcker war es um eine Sache zu tun. Er legte jedoch bei der Hingabe an sie nicht entfernt dieselbe Unabhängigkeit vom Zeitgeiste an den Tag wie Bismarck. Dieser haftete mit allen Wurzeln seines Wesens in der konservativen Ideenwelt. Stöcker dagegen trieb von ihr ab, als er die Agitation unter der Arbeiterschaft begann. Deshalb darf vielleicht sogar gesagt werden, daß Friedrich Naumann nur den Weg bis zu Ende ging, den Stöcker damals betrat, so positiv immer Stöckers christliche Überzeugungen blieben, und so monarchisch und preussisch er in den verfassungspolitischen Dingen dachte.

Die Redner der politischen Parteien, die sich zu den Bestrebungen Bismarcks in den Parlamenten äußerten, erhoben einen Einwand, worin sie alle übereinstimmten. Eine berufsständische Vertretung, wie sie Bismarck bei seinem Versuche mit dem Volkswirtschaftsrat in Preußen und bei seinem Wunsche nach dessen Ausbildung zum Reichswirtschaftsrat vor-schwebte, werde sich niemals über die ihr unterbreiteten wirtschaftlichen Vorlagen einigen, weil die Interessen der einzelnen Berufsstände unvereinbar seien. Es bedürfe eines jenseits des wirtschaftlichen Interessenwett-

streits lebenden, nach politischen Gesichtspunkten handelnden Parlaments, um solchen Vorlagen die Erledigung zu sichern.

Die Parteien hatten, als sie einmütig ihren Einwand erhoben, schon das Gefühl in sich, wie die Gladiatoren, die den Cäsar beim Einzug in die Arena grüßten, von Bismarck zum Tode bestimmt zu sein. Sie täuschten sich nur darin, daß sie Bismarck die Schuld an ihrem Untergange zuschrieben. Er sollte, so klagten sie ihn an, im Jahre 1878 „den Streit der materiellen Interessen“ durch seinen Übergang zur Schutzzollpolitik entfesselt haben. Bewogen hatte ihn dazu nach der Meinung der Liberalen, daß er anders den Sieg des konstitutionellen westlerischen Prinzips über das monarchisch-deutsche Prinzip in der Reichs- und in der preussischen Verfassung nicht länger mehr aufhalten konnte. In Wahrheit hatte der Kanzler nur die feinere Witterung für den Umschwung, der sich in Deutschland im Verhältnis der Wirtschaftskräfte zueinander um diese Zeit anbahnte, und mit raschem Entschluß als echter Staatsmann ihn für seine Sache ausgenutzt. Kommen mußte der Umschwung auch ohne das Dazutun Bismarcks.

Von 1848 bis 1878 hatte es doch nur so geschienen, als ob die Zusammensetzung des deutschen Parlaments nicht von der Wirtschaft beeinflusst werde, sondern das Ergebnis eines Ringens um die Welt- und Staatsanschauung wäre. Der Schein konnte entstehen, weil eine einzelne Wirtschaftsgruppe, das Bürgertum, im deutschen Leben einen weiten Vorsprung vor allen anderen Gruppen erlangt hatte. Die Landwirtschaft büßte ihre ursprüngliche Bedeutung in der deutschen Wirtschaft mehr und mehr ein. Die Arbeiterschaft war noch nicht so weit, daß sie in der Wirtschaft mitreden konnte, und redete also auch im Parlament noch nicht mit. Da der Zustand ein Menschenalter währte, so konnten die Parteien wohl den falschen Schluß daraus ziehen, daß sie politische Parteien seien und dagegen gefeit wären, dem Spiel der Wirtschaftskräfte zu unterliegen. In diesem Augenblicke aber erstarkte die Landwirtschaft schon wieder. Die Arbeiterschaft erwachte. Das Handwerk befestigte sich gegen den Ansturm der Maschine und der Großbetriebe. Damit wirkte sich die staatliche Veränderung, die mit der Begründung des Reiches in unserem Volke vor sich gegangen war, auch in seiner Wirtschaft aus. Das Reich, als Rückkehr zu einer deutschen Staatsform, verstärkte bald auch wieder das Gewicht der Arbeit in unserer Wirtschaftsverfassung gegenüber dem Kapital und frischte dadurch den Antrieb in den gesellschaftlichen Schichten auf, die beim Eindringen des Kapitalismus in unsere Wirtschaft zunächst hatten zurückweichen müssen und gelähmt worden waren.

Von da ab haben die konstitutionellen Bestandteile unseres Verfassungslebens nur noch eine zerstörende Wirkung auf unser ganzes Dasein ausgeübt. Sie waren entweder durch die einzelstaatlichen Verfassungen schon von länger her oder durch die Reichsverfassung mit dem Reichstag in den Organismus unseres Verfassungslebens eingeschaltet worden. Ihre Nicht-

eignung für uns erwies sich von Fall zu Fall immer deutlicher. Die Parteien wehrten Bismarcks Plan ab, den Reichswirtschaftsrat neben den Reichstag und einen Staatsrat neben die Bürokratie zu setzen; aber sie vermochten sich nicht dagegen zu wehren, daß sie selber daraufhin berufsständisch durchgesetzt wurden. Das Klassenkampfsprinzip, das die Sozialdemokratie zur Losung erhoben hatte, wurde auch von den anderen Schichten unserer Wirtschaft aufgenommen. Die von wirtschaftlichen Interessen getriebenen Individuen sammelten sich immer mehr in Verbänden. Die Verbände erlangten steigenden und schließlich nahezu herrschenden Einfluß auf die Wahlen und damit auf die parlamentarische Vertretung der Parteien. Heute sind die Parlamente nicht befähigter zur Erledigung großer wirtschaftlicher Vorlagen, als es berufsständische Vertretungen sein könnten. Der beinahe drei Monate währende schwere Kampf um den Zolltarifentwurf von 1902 und seine schließliche Annahme stellen wohl die letzte bedeutende Leistung des Parlaments dar, die ihrer Natur nach als wesentlich politisch, als von politischem Willen eingegeben und bedingt gekennzeichnet werden darf. Die Reichsfinanzreform von 1909 war schon weit mehr das Ergebnis eines Zerlegungsvorganges, des Auseinanderstrebens einer falsch zusammengefügtten Parteiverbindung, des Blocks, als die Frucht ziel- und kraftvoller politischer Führung. Der Beschluß der Erzbergerischen Steuerreform von 1919 erfolgte in einem Erregungszustande und unter dem suggestiven Drucke, im Banne eines einzelnen Mannes, der sich in jenem Augenblick auf dem Höhepunkt seiner Macht über das Parlament befand. Im stärksten Gegensatz dazu trugen die jüngsten Verhandlungen über die Änderungen der Steuergesetzgebung und über den neuen Zolltarif durchaus das Gepräge eines bloßen Condottiere-Krieges. Die Mehrheit für den Zolltarif wurde dadurch zustande gebracht, daß man die einzelnen Wirtschaftsgruppen in den Parteien mit der Vortäuschung vertröstete, als handle es sich nur um eine Entscheidung auf kurze Zeit. Die Minderheit versprach sich mehr von der agitatorischen Ausnutzung ihrer Niederlage als von einem entschlossenen Erstreiten des Sieges.

So hat das Parlament wesentlich als Werkzeug gedient, um unsere Handlungsfähigkeit außen- und innenpolitisch mehr und mehr zu zermürben und schließlich aufzuheben. Wir kamen bis zum Herbst 1919 langsam zur vollen Durchbildung der konstitutionellen und westlerischen Verfassungsform. Wenn wir ehelich sind, müssen wir eingestehen, daß der Gehalt unserer staatlichen Leistung im gleichen Maße zurückgegangen ist. Die Parteien vermochten sich nicht über sich selbst hinaus zu erheben. Die wirtschaftlichen Verbände beschränkten sich darauf, die Parteien ihre steigende Gewalt fühlen zu lassen, und sie sich mehr und mehr zu unterwerfen. Man bezahlte den Parteien ihre Wahlen und schrieb ihnen dafür die Auswahl der Abgeordneten vor. Damit glaubte man ein übriges getan zu haben. Es ist uns, nachdem der ernste, nicht selten mißgelaunte und unwirksame Lotse das Reichs-

schiff 1890 hatte verlassen müssen, kein Führer mehr erstanden, der uns zwang, die Dinge zu sehen, wie sie wurden.

Dennoch hat die Entwicklung nicht völlig aufgehört. Sie hat in keine ihr angemessene, ihr natürliche Form schießen können. Aber ihr Fluß drängt und drängt vorwärts, und es ist der Mühe schon wert, aus ihrem wilden Wachstum, selbst aus ihrem Verlaufen und Zerfließen noch zu erkennen, auf welches Ziel sie keimhaft angelegt und gerichtet war.

Die Arbeitsgemeinschaft, die Hugo Stinnes mit Legien im Herbst 1918 begründete, unterschied sich gewiß wesentlich von der ständischen Form, die Bismarck ein Menschenalter früher aus den Berufsgenossenschaften heraus bilden wollte. Immerhin war sie der Niederschlag einer allmählichen, wenn auch allzu äußerlichen Annäherung von Unternehmern und Arbeitern, die dadurch möglich wurde, daß sich beide Teile gewöhnt hatten, ihre Streitigkeiten untereinander durch Schiedspruch ordnen zu lassen. Dr. Herrfahrdt, der diese und alle verwandten Erscheinungen seit 1919 als Leiter der berufsständischen Arbeitsstelle am „Politischen Kolleg“ zum besonderen Gegenstand seiner wissenschaftlichen Beobachtungen gemacht hatte, wurde wohl zuerst aufmerksam darauf, daß die Schiedsgerichtsbarkeit nicht nur eine eigene Technik entwickelte, sondern in den Schlichtern auch ein eigener Schlag Menschen heranwuchs, um sie zu handhaben, Beamte, die sich von der bürokratischen Enge und Befangenheit befreiten, Männer, die in den Gesichtskreis der Wirtschaft hinübertraten, in deren Denkart sich eingewöhnten, ohne doch die Grundeigenschaften des deutschen Beamtentums, seine Sachlichkeit und Unparteilichkeit, einzubüßen.

Die Bedeutung, die der Schiedspruch für die Schlichtung von Streitigkeiten in der Wirtschaft erlangte, weist uns den Weg, auf dem das Bedenken der Parteien gegen die Wiedereinführung ständischer Vertretungen hinfällig wird. Die Parteien hatten bei ihrer Beanstandung des Bismarckschen Planes zur Einrichtung des Reichswirtschaftsrates durchaus recht damit, daß der Interessenwiderstreit zwischen Wirtschaftsschichten zu tief geht, als daß er immer wieder durch Mehrheitsabstimmungen, d. h. durch Gewalt entschieden werden kann. Sie hatten dagegen nicht recht mit der Behauptung, daß die Interessen überhaupt unausgleichbar seien. Nur müssen die ständischen Vertretungen entweder dahin geführt werden, daß sie ihre Entschlüsse einmütig fassen, was erfahrungsgemäß keineswegs unmöglich ist, oder es muß eine außerhalb der Interessen stehende, von der allgemeinen Achtung getragene Instanz nach Anhörung der verschiedenen Gründe die Entscheidung treffen. So ist es alter deutscher Brauch. Der Reichstag des 16. Jahrhunderts, der seinem Ursprung nach ein ständisches Organ war, hielt es genau so. Der Kaiser berief ihn, um von ihm beraten zu werden. Erteilten die Reichsstände dem Kaiser ihren Rat einhellig, so konnte er kaum anders als sich in seinen Anordnungen danach richten. Einigten sich die Stände nicht auf ein gemeinsames Gutachten, so hatte der

Kaiser auch sachlich das letzte Wort. Wohl war er es, der in jedem Falle den Reichsabschied erließ. Der Mangel des Beschlußrechtes, das Fehlen des Druckes, den westlerische Kammern auf die Regierung durch ihr Budgetrecht ausüben, verminderte jedoch nicht die Geltung der Stände. Ihr Rat wog schwer genug, und anderseits verhinderte ihre Mitwirkung doch auch nicht, daß die Gesetzgebung und Verwaltung mit wirklichem Verantwortungsbewußtsein und sachkundig wahrgenommen wurde. Ihr Dasein machte nicht alle Führung im Staate unmöglich, sondern stärkte die Führung. Das ist der Unterschied von dem Kammerwesen heutiger Tage.

Bismarck vermochte den Parteien noch nicht klar zu sagen, daß sein Bemühen auf dieses Ziel hinaus wollte. Er tastete und rang noch zu sehr mit dem, was er in vieler Hinsicht nur ahnte, was er oft mehr noch erst forderte, als erfüllen konnte. Aber so wie sein gesamtes Verfassungswerk darauf angelegt war, in die Linie des geschichtlichen deutschen Verfassungsrechtes sich einzuordnen, so ist gegenwärtig auch nicht mehr zu verkennen, daß er sich mit seinem Drängen auf eine neue ständische Gliederung unseres Volkes in der Richtung dieser Linie bewegte.

Explosiv gelangte der Widerstreit zwischen romanischen und germanischen Gestaltungsprinzipien, in den Bismarck unser Verfassungsleben gestürzt hatte, im Jahre 1918 zum Ausdruck. Der Dampf, der sich im Kessel seit 1890 ansammelte und keinen Ausweg gefunden hatte, sprengte den Kessel. „Recht oder Macht?“ überschrieb Erzberger den Zeitungsaufsatz, mit dem er offen zum Angriff auf die bestehende Verfassung überging. Diese Frage formulierte aus einem Instinkt heraus den Gegensatz zwischen romanischer und germanischer Staatsauffassung, um den es sich handelte, in der äußersten Schärfe. Macht — das ist Mehrheit; Recht — das ist entweder freie Vereinbarung oder Schiedsspruch. Die Antwort freilich, die Erzberger gab, traf ganz und gar am Ziele vorbei. Nach dem Kriege hat sich einer der demokratisch gesinnten Männer, die von der revolutionären Regierung mit der Veröffentlichung unserer auswärtigen Akten beauftragt wurden, Herr Lepsius, nach dem Einblick in die Akten der Bismarckschen Zeit im Gewissen verpflichtet gefühlt, Zeugnis dafür abzulegen, daß Bismarck nicht der Politiker der Gewalt und der Eroberung war, als den ihn die Deutschland feindliche Propaganda in der Welt seit 50 Jahren ausschreit; Lepsius bekannte, daß Bismarck nach 1870 eine unverbrüchlich auf die Erhaltung des Friedens gerichtete Politik betrieben hat. Kaiser Wilhelm II. ist nicht anders bestrebt gewesen, seinem Volke den Frieden zu erhalten. Von ihm stammt das Wort, daß sein Sinn nicht auf Eroberung „öder Weltherrschaft“ gerichtet sei. Obwohl es sich dabei um äußere Politik handelte, muß doch davon auch hier die Rede sein. Die Bismarcksche Führung des Volkes mußte uns immer friedlicher stimmen, unserer Politik immer mehr die Wendung nach innen, auf die Förderung des natürlichen Wachstums unseres Volkes geben, dem „Recht“ immer mehr Gewalt über sich einräumen.

Wir dürfen schon darüber klagen, daß erst, als das Ende des Bismarckschen Reiches nahe war, unsere Staatsrechtslehrer und die Wissenschaft der Politik den Sinn der Bismarckschen Reichsgründung langsam zu begreifen begannen, die spät geborenen Kinder des Bierkeschen Geistes, Kurt Wolzendorff vor allem, und auf der anderen Seite Triepel. Wären Bücher, wie Triepels „Reichsaufsicht“ von 1917, oder die sich rasch folgenden Schriften Wolzendorffs zu der Zeit geschrieben worden, da Labands Staatsrecht geschrieben wurde und hätten sie statt seiner die Grundlage der Erziehung unserer Jugend für den Staat gebildet — wie anders hätte unsere Entwicklung ablaufen müssen?! Bismarck hätte nicht allein gestanden und gegen die Wände hin geredet.

Indessen, es gibt in der Geschichte der Völker ebenso selten ein zu Spät, wie die ungeführten, geradlinigen Entfaltungen in ihr vorkommen. Es ist darum erlaubt und völkisch sogar geboten, das geniale Bismarcksche Drängen und das mühevoll, schwer zur Gestalt kommende Sichherausarbeiten ständischer Bestrebungen seitdem im lebendigen, wachstumsmäßigen Zusammenhang miteinander zu sehen und so den Blick der Zukunft zu richten. Kriegsende und Revolution haben ungeheuerlich große Trümmerhaufen auf unserem Wege angehäuft. Aber er ist auch von Sperren und Hindernissen frei geworden, die früher unüberwindlich waren. Trümmer können immer beiseite geräumt werden.

Claus von Wickstedt/ Die Landwirtschaft als Berufsstand

Es soll sich bei der Behandlung des Themas: „Die Landwirtschaft als Berufsstand“ nicht darum handeln, theoretische, in das Gebiet der Gesellschaftswissenschaft fallende Untersuchungen über den Begriff des Berufsstandes, seine Voraussetzungen, Eigenschaften, Ordnung u. a. m. anzustellen, sondern von dem, was an Ansätzen berufständischer Gliederung heute in der Landwirtschaft wahrzunehmen ist, soll ausgegangen und daraus praktische Schlüsse gezogen werden.

„Der landwirtschaftliche Stand trägt in sich ungleich mehr Bedingungen der Ruhe, der Bindung als der gewerbliche Stand*.“ In der Tat, schon auf den ersten Blick erscheint die Landwirtschaft von allen Berufsständen am einheitlichsten und in sich am geschlossensten unter den Wirtschaftsständen dazustehen. Das liegt daran, daß die Landwirtschaft ganz wesentlich reine Urproduktion ist, infolge ihrer Naturgebundenheit, lange Umschlagszeiten der Erzeugung und geringe, naturgesetzlich begrenzte Arbeitsteilung aufweist. Äußerst vielseitige und mannigfaltige Erschei-

* W. Spann: „Der wahre Staat“, Seite 281.

nungsformen treten erst dann auf, wenn produktive Tätigkeit, wie bei der Industrie, in der Veredelung gewonnener Güter besteht, oder gar wie beim Handel ihren Charakter als Mittelglied zwischen Produktion oder Konsumtion durch die Organisation des Marktes in weitestem Sinne erhält. Die Voraussetzungen fester berufsständischer Geschlossenheit der gesamten Landwirtschaft sind theoretisch ohne weiteres gegeben, aber dem entspricht das Bild der Wirklichkeit keineswegs. Ganz oberflächlich gesehen: Wenn die Landwirtschaft in sich geschlossen, also als Berufsstand ein einheitliches Ganze wäre, so hätte sie zweifellos als politischer Faktor und als der lebenswichtigste Faktor innerhalb der Volkswirtschaft den ihr gebührenden Einfluß, an dessen Erringung seit Jahrzehnten von den hervorragenden Führern der Landwirtschaft ohne den gewünschten Erfolg gearbeitet worden ist. Wenn das Ziel bisher nicht erreicht wurde, so liegt es nicht, wie man oft hört, an der Gegenarbeit derjenigen Kräfte, die in der wirtschaftlichen Erstarrung des feineren Natur und seiner Geschichte nach konservativen landwirtschaftlichen Berufsstandes eine Gefahr für den heutigen Staat und ihre eigenen Bestrebungen sehen, sondern es liegt an der Landwirtschaft selbst, die das Problem bisher nicht richtig erkannt und infolgedessen nicht die Wege hat finden und einschlagen können, die zu dem gewünschten Ziel hätten führen müssen.

Vor allen Dingen sind es psychologische Momente, die immer wieder die Bestrebungen und Ansätze, berufsständischen Zusammenschluß zu erreichen, störend beeinflusst haben. Die Tatsache, daß die landwirtschaftlichen Betriebe weit über das Land verstreut liegen, bringt es mit sich, daß die Landwirte als große und kleine Unternehmer ihrem Wesen und Charakter nach selbständiges Handeln und Denken gewohnt sind, was, so hoch die Vorzüge autokratischer und aristokratischer Haltung auch sonst anzuschlagen sind, doch seine Schattenseiten hat, wenn es heißt, sich einem größeren Ganzen einzufügen, unterzuordnen, kurz sich führen zu lassen. Das „Herrnbewußtsein“ des naturwüchsigsten Menschen, das angeht einer uns umgebenden, vom Gleichheitsfanatismus ergriffenen Menschheit eine durchaus sympathische Erscheinung ist, erweist sich als ein psychologisches Hindernis, wenn mit jenem Herrengefühl nicht so viel Erkenntnis verbunden ist, daß Freiheit selbstgewählte Unterordnung bedeutet und daß Herrentum nur dann Führertum wird und so seine sittliche Rechtfertigung findet, wenn es innerhalb erkannter und selbstgesteckter Grenzen im Dienst an anderen und in Verantwortung, die Leistungen bedingt, sich betätigt. Es ist eine feststehende Tatsache, daß gerade in der Landwirtschaft viele „Outsider“ vorhanden sind, die je nach dem Einfluß, den sie in engeren und weiteren Kreisen haben, die Schwierigkeiten vergrößern, einen so festen Zusammenschluß zuwege zu bringen, daß von der Landwirtschaft als einem einheitlich in sich festgefügtten Berufsstande gesprochen werden kann.

Sinzu kommt noch ein anderes: Die Erkenntnis, daß die Landwirtschaft als Ganzes doch nur ein großer arbeitsteiliger Betrieb ist, innerhalb dessen jede Besitzgröße, jede Wirtschaftsweise, jeder Unternehmer, Angestellte und Arbeiter seine ganz bestimmten, von der Natur gegebenen und begrenzten Funktionen hat, diese Erkenntnis ist durchaus nicht Allgemein gut aller Glieder, denn sonst wäre es nicht möglich, daß immer wieder Gruppenbildungen auftreten, die ganz spezielle Interessen vertreten, Klassenbetonte Gruppen insofern, als sie sich nach ihren Sonderinteressen orientieren, Gruppen, die in mehr oder weniger bewusster Kampfstellung ihre Ziele durchzusetzen bestrebt sind und die das Bild der Zerrissenheit noch vergrößern, indem sie in zentrale Spitzen auslaufen, die nebeneinander bestehen und nur von Fall zu Fall einmal in losere Verbindung treten. Begünstigt wird dieser Zustand dadurch, daß Parteipolitik ihre Hand im Spiele hat und aus diesem Zustand parteipolitischen Nutzen zu ziehen sucht. So ist als ein Grund, daß trotz aller äußeren und inneren Vorbedingungen die Landwirtschaft noch kein einheitliches Ganze ist, festzustellen, daß es immer letzten Endes Sonderinteressen, also materialistische Gründe sind, die die Organisationsformen in der Landwirtschaft bestimmt und gestaltet haben.

Es würde aber ungerecht sein, wenn man es mit diesem allgemeinen Bilde bewenden lassen und übersehen wollte, daß trotzdem immerhin ausbaufähige Ansätze und Formen berufsständischer Orientierung vorhanden sind. Es ist wichtig, diesen nun unser Augenmerk zuzuwenden. Zuerst sind die Landwirtschaftskammern zu nennen. Bei ihrer Gründung hat es sich tatsächlich darum gehandelt, das berufsständische Problem für die Landwirtschaft seiner Lösung entgegenzuführen. Dem Bestreben der Landwirtschaft nach einer Gesamtvertretung ihrer Interessen unter Ausschluß jeglicher politischen Tätigkeit, unter Betonung ihres Standescharakters kam zuerst die preussische Regierung durch das Gesetz über die Landwirtschaftskammern vom 30. Juni 1894 nach. Das Gesetz besagt, daß „zum Zwecke der korporativen Organisation des landwirtschaftlichen Berufsstandes“ Landwirtschaftskammern in der Regel für das Gebiet einer Provinz errichtet werden können. Der Kreis der Rechte und Pflichten wird durch das Gesetz nicht gerade präzise bestimmt, hat sich aber im Laufe der Entwicklung schärfer herausgebildet. Die Landwirtschaftskammern haben „die Gesamtinteressen der Land- und Forstwirtschaft ihres Bezirkes wahrzunehmen“ und „zu diesem Behufe alle für die Hebung der Lage des ländlichen Grundbesitzes abzielenden Einrichtungen, insbesondere die weitere korporative Organisation der Landwirte zu fördern“, sie wirken bei allen Maßnahmen mit, „welche die Organisation des ländlichen Kredites und sonstige gemeinsame Aufgaben betreffen“, sie haben „den technischen Fortschritt in der Landwirtschaft durch zweckentsprechende Einrichtungen zu fördern“, sie unterstützen die Verwaltungsbehörden durch tatsächliche Mitteilungen und Erstattung von Gutachten. Aus diesem Aufgabenkreis ist

dreierlei zu unterscheiden: 1. Die Landwirtschaftskammern haben nach unten hin für die Landwirte zu sorgen, 2. sie haben nach oben hin für die Belange der Landwirtschaft einzutreten und 3. sie haben, wenn auch nicht weitgehend, so doch überhaupt ein Mitwirkungsrecht indirekt und direkt bei der Gesetzgebung und Verwaltung.

Außerordentlich wichtig, gerade im Hinblick auf die Verwirklichung des berufsständischen Gedankens ist die Tatsache, daß den Landwirtschaftskammern ein „Steuerrecht“ zugestanden ist. Das Recht der Besteuerung mit gesetzlicher Handhabe für die Beitreibung bezieht sich aber nur auf die Aufbringung der Beiträge für die Durchführung ihrer eigenen Aufgaben. Das Steuerrecht des Berufsstandes, das ihnen, wenn auch in bestimmten Grenzen, gegeben ist, klingt an an das Steuerrecht der alten Stände, jedoch geht es nicht so weit, daß es eine Entlastung des Staates insofern bedeutet, als dieser einen Teil seiner Steuerhoheit auf den Berufsstand übertragend, ihm die tätige Mitarbeit bei der Steuererhebung für staatliche Zwecke zugesteht. Es ist aber wohl anzunehmen, daß, wenn der berufsständische Gedanke bei Neugestaltung der Verfassung Berücksichtigung findet, wozu voraussichtlich die aus den Kriegsfolgen entstandene Not zwingen wird, daß dann im Interesse der Erhaltung und des Aufbaues der Wirtschaft und damit im Interesse des Staates selbst die Berufsstände zu Übernahme derartiger Pflichten und Rechte herangezogen werden müssen*.

Es ist hier nicht der Ort, im einzelnen darzulegen, in welcher meist hervorragenden Weise die Landwirtschaftskammern ihren Aufgaben und Pflichten, die oben kurz zusammengefaßt wurden, nachkommen, sondern hier ist die Feststellung wesentlich, daß in der Form der Landwirtschaftskammern der berufsständische Gedanke nach Verkörperung gesucht und praktisch bestimmte Gestalt gewonnen hat, und zwar nicht nur provinziell, sondern darüber hinaus zur Vertretung der gesamten Landwirtschaft des Staates und des Reiches in dem früheren Landesökonomiekollegium (gegründet 1842), der jetzigen preussischen Hauptlandwirtschaftskammer und in dem deutschen Landwirtschaftsrat (gegründet 1872). Erwähnt soll ferner werden, daß in Vertretung und Führerauslese das aristokratische Prinzip, das innerlich von dem ständischen Prinzip nicht getrennt werden kann, verwirklicht ist, indem neben der Tätigkeit eines arbeitsteiligen und qualifizierten Beamtenapparates der Schwerpunkt der Entscheidungen und Beschlüsse, kurz die ganze Richtung der berufsständischen Interessenvertretung, in der ehrenamtlichen Tätigkeit der Vorstandsmitglieder, der in der Vollversammlung mitarbeitenden Kammermitglieder und der in die höheren Instanzen entsandten Vertreter liegt. Gerade die ehrenamtliche Tätigkeit berufstätiger Landwirte in Verbindung mit einer auf Vertrauen und nach dem Gesichtspunkte der Leistung beruhenden Auslese im Wege der

* Vergl. hierzu das Kapitel „Steurgemeinschaft“ in dem Werk von Dr. S. Brauweiler: „Berufsstand und Staat“.

Wahl, beides in den Verfassungen der Körperschaften verankert, ist ein entscheidendes Kriterium ständischer Gliederung.

Wir sehen, daß in den Landwirtschaftskammern das berufsständische Element eine große Rolle spielt, aber man kann trotzdem nicht sagen, daß die Landwirtschaftskammern die Landwirtschaft als Berufsstand darstellen. Die Begründung dafür liegt zum Teil schon in der Tatsache, daß neben den Landwirtschaftskammern noch andere landwirtschaftliche Organisationen bestehen, die ihrerseits mehr oder weniger stark den berufsständischen Gedanken in sich aufgenommen haben und für sich den Anspruch erheben, ihrerseits berufsständische Vertretungen zu sein, aber untereinander in keinem oder nur in sehr schwachem Zusammenhang stehen. Diese Tatsache beweist, daß Lücken in der berufsständischen Vertretung vorhanden sein müssen und empfunden werden, die andere Organisationen ausfüllen möchten. Wir wenden uns nunmehr diesen anderen Formen zu und nennen zunächst das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen. Genossenschaftliche Zusammenschlüsse, die vorerst rein wirtschaftliche Organisationen darstellen, gehen von der einfachen Erfahrung aus, daß der Einzelne und wirtschaftlich Schwache eine wesentliche Stärkung durch Zusammenschluß erhält. So ist es klar, daß durch gemeinsame Haftung, durch Solidarhaft, ganz andere Kreditmöglichkeiten der Wirtschaft erschlossen werden, als wenn der einzelne, vor allem der Kleinbetrieb auf sich selbst angewiesen ist. Es ist ferner klar, daß durch Zusammenschluß dem Kleinbetrieb die Vorteile des Großbetriebes im Einkauf seiner Betriebsmittel und im Verkauf seiner Erzeugnisse zugute kommen. Auf dieser Basis hat sich im Laufe der letzten Jahrzehnte ein weitverzweigtes Netz von landwirtschaftlichen Genossenschaften der verschiedensten Art über das Land gelegt und, nach dem Grundsatz stärkster Dezentralisation ausgebaut, durch zentrale Zusammenfassung starke Wirtschaftsorganisationen geschaffen, die hervorragende Leistungen für die angeschlossenen Mitglieder aufzuweisen haben. Inwieweit spielen nun berufsständische Elemente in diesen Formen beruflichen Zusammenschlusses eine Rolle? Daß ein starker gemeinwirtschaftlicher Geist im Genossenschaftswesen lebt, ja überhaupt seine Voraussetzung ist, liegt auf der Hand, aber gemeinwirtschaftlicher Geist ist noch nicht berufsständische Gemeinschaftsgesinnung. Aus Gemeinschaftsgesinnung erst entspringt „Leistungsverantwortung“. Leistungsverantwortung aber bedeutet Übernahme von Pflichten nicht nur gegenüber einem engeren abgegrenzten Kreis von Menschen, sondern gegenüber der Allgemeinheit, der Volksgemeinschaft und dem Staate. Leistungsverantwortung ist mehr als Interessenschutz und Interessenerhaltung. Gehen wir auf die Triebkräfte zurück, die Anstoß zu genossenschaftlichen Gründungen gegeben haben, so sehen wir, daß von den beiden sozialen Triebkräften „Hunger und Liebe“, die entweder zu mechanischem Zusammenschluß oder organischer Gemeinschaftsbildung drängen, der

Sünger oder mit andern Worten der „Egoismus“ der Einzelnen sich zu größerer Wirksamkeit, zum „Gruppenegoismus“ gesteigert hat. Es soll nicht verkannt werden, daß ein Teil berufsständischer Gesamtverantwortung als „moralische“ Pflicht im Genossenschaftswesen lebendig ist, so daß der Staat wiederholt daran appellieren konnte, so z. B. wenn er die landwirtschaftlichen Genossenschaften in Kriegs- und Nachkriegszeiten zu mitbestimmenden und mitverantwortlichen Trägern der Volksernährung bei der Durchführung der Zwangswirtschaft heranzog; aber diese Tatsache ist nicht das Entscheidende für die Beurteilung des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens als berufsständischer Organisation, denn wie anfangs bemerkt, berufsständische Gliederung setzt Geschlossenheit und Bindung voraus. Eine Bindung für die einzelnen Landwirte besteht aber ebensowenig, wie eine feste Bindung der einzelnen Organisationen unter sich und nach oben, wenn wir von den äußerlichen organisatorischen Bindungen absehen, die vereinsrechtlicher Art sind, aber nicht auf einem berufsständischen Ethos beruhen. Den Mitgliedern der Genossenschaften steht es frei, ein- und auszutreten, wann und wo sie wollen. Weder eine rechtliche noch eine moralische Bindung der einzelnen Genossen im Sinne verpflichtender Ausschließlichkeit, ihre geschäftlichen Vorteile durch die von ihnen selbst geschaffenen und verwalteten Organisationen wahrnehmen zu lassen, ist vorhanden. Das Wort von der „genossenschaftlichen Untreue“ hat fast sprichwörtliche Bedeutung erlangt. Und auch die Tatsache, daß mehrere genossenschaftliche Spitzenorganisationen nebeneinander und ohne innere Verbindung existieren, beweist, daß eine berufsständische landwirtschaftliche Handelsvertretung bisher nicht erreicht worden ist, so daß man nicht einmal auf dem Gebiete des Handels im weitesten Sinne von der „Landwirtschaft als Berufsstand“, wofür wir Geschlossenheit für notwendig erachten, sprechen kann. Wenn wir ferner feststellen, daß die großen Genossenschaftsverbände in Kampfstellung, wenn auch in der gemilderten Form der „Konkurrenz“ sich gegenüberstehen, so sehen wir klar die Mängel, die diesen Formen noch anhaften. Erfahrung und Erkenntnis führen zu dem Schluss, daß zwar Gemeinschaftsgefühl den Berufsstand, auf welchem Gebiet er immer tätig wird, zusammenfügen kann, aber nur in Verbindung mit dem „die Lässigen bindenden Zwang“.

Wir sehen an dem Beispiel der Landwirtschaftskammern und der Genossenschaften, daß trotz vorhandener berufsständischer Grundtendenzen beide wie zwei Säulen im Wirtschaftsleben nebeneinander stehen, es fehlt aber der beide Säulen zusammenschließende Bogen, der die Teile zum Ganzen fügt und der Landwirtschaft den Charakter eines Gebäudes gibt, welches heißt: die Landwirtschaft als Berufsstand. Aus der Tatsache, daß die genannten beiden so stolzen Säulen von keinem Künstler zur Einheit gefügt worden sind, erklärt sich, daß sie nicht in der Lage sind, das ganze Schwergewicht eines Berufsstandes zwecks Gestaltung der wirtschaftlichen

und politischen Verhältnisse in die Waagschale zu werfen. Dieser Mangel wurde mit der Zeit immer fühlbarer und zwang wiederum, in Zeiten wirtschaftlicher Not neue ergänzende Formen mit dem ausgesprochenen Zweck zu schaffen, im politischen Kampfe die ganze Wucht des landwirtschaftlichen Berufsstandes zusammenzufassen. In diesen dritten Formen wurde nun der berufsständische Gedanke wiederum seiner Verwirklichung um ein Stück nähergebracht. Vor dem Kriege war bereits der „Bund der Landwirte“ entstanden. Ihm fehlten jedoch vorerst die Merkmale berufsständischer Gliederung. Er war die politische Interessenvertretung ihm angeschlossener einzelner landwirtschaftlicher Besitzer und führte den Kampf für die Belange der Wirtschaft durch seine parlamentarischen Vertreter in der konservativen Partei des Reichstages. Daß er für die wirtschaftliche Stärkung der Landwirtschaft Hervorragendes geleistet hat, muß unumwunden zugegeben werden. Nachdem aber die Revolution von 1918 über das Land gebräust war und die Landwirtschaft in ihrem Gefüge aufs schwerste erschüttert hatte, zeigte es sich sofort, daß die bisherige Art landwirtschaftlicher Interessenvertretung nicht mehr genügte. Es fehlte an der lebendigen organischen Verbindung mit dem Landvolke. Es fehlte die Sammlung und der Zusammenschluß unten, angefangen im Betriebe und Dörfe. Dieser Mangel wurde erkannt, und es entstanden kreisweise Organisationen, die ihrerseits als freie wirtschaftspolitische Kampforganisationen zentral zusammengefaßt und meist „Landbünde“ genannt wurden. Mitgliedschaft und Mitarbeit beruhten jedoch weiter auf dem Prinzip der Freiwilligkeit. Gefahr, Druck und Not vermochten aber, daß die Freiwilligkeit doch eine ziemlich allgemeine war und die Mitgliedschaft und damit die Unterordnung der einzelnen unter die gewählte Führung als moralische Pflicht bei fast allen Landwirten aufgefaßt wurde. So bildete sich tatsächlich eine viel fester gefügte Einheitsfront der Landwirtschaft, als sie früher bestand.

Aber wenn auch die Landwirtschaft durch diesen Ausbau ihrer freien Organisation wesentliche Lücken, die früher bestanden, auszufüllen bestrebt war, der ständische Aufbau, die ständische Gliederung blieb weiter unvollkommen. In ihrem überwiegenden Teil waren nämlich auch diese neuen Organisationen Interessenvertretungen der etwas fester zusammengefaßten landwirtschaftlichen Besitzer verschiedenster Betriebsgröße und schlugen in dieser Beziehung die Wege ein, die früher schon vom Bund der Landwirte gegangen waren. Die Aufgaben blieben im wesentlichen dieselben, nur die Formen wurden, den Zeitverhältnissen angepaßt, geschlossener. Aber grundlegend für die Beurteilung der berufsständischen Bewegung „ist die Beantwortung der Frage, wie die Arbeiterklasse (oder ‚Arbeiterstand‘) in einem berufsständischen Aufbau des Staates zu berücksichtigen oder einzugliedern sei, welchen Platz, welches Recht sie in ihm finden

Könne oder beanspruchen müsse*“. Diese grundlegende Frage hat nicht überall die genügende Beachtung gefunden, von beiden Seiten nicht, weder von seiten der Unternehmer, noch weniger von seiten der „Gewerkschaften“. Mit jener oberflächlichen Auffassung des unüberbrückbaren Gegensatzes von Kapital und Arbeit, als einer die Wirtschaft schlechthin bestimmenden Tatsache, ließ man die Landarbeitergewerkschaften, die erst nach der Revolution üppig ins Kraut geschossen waren, bestehen, außerhalb der Berufsorganisationen, gliederte sie nicht in diese ein, sondern war nur bestrebt, sie vertraglich zu binden, um die Form des Klassenkampfes im Interesse der Wirtschaft abzumildern; vertraglich aber band man die Arbeitergewerkschaften mit den eigens zu diesem Zweck geschaffenen „Arbeitgebergewerkschaften“, den „Arbeitgeberverbänden“, die es vorher in der Landwirtschaft in größerem Umfange auch nicht gegeben hatte. Die vertragliche Bindung erfolgte in einer „Zentralarbeitsgemeinschaft“, sie ging aber nicht so weit, daß auf das Klassenkampfmittel des Streikes verzichtet wurde. Mit der Beibehaltung des Streikes wurde dem Grundsatz der Bindung von vornherein das sittliche Fundament entzogen, selbst wenn die Bindung nur eine rein äußerliche vertragsgemäße war, weil doch gerade der Gedanke des Streikes auch im Widerspruch zur Auffassung von „Vertragstreue“ steht. Vom Standpunkt ständischer organischer Bindung kann dieser Zustand nicht befriedigen, weil jener Dualismus Arbeitgeber-Arbeitnehmer damit verewigt wurde, sich von unten nach oben fortsetzend, noch in der Spitze eines berufsständisch gedachten Parlamentes, wie dem vorläufigen Reichswirtschaftsrat, vorherrschend blieb und dort alle Entscheidungen von diesem Gegensatz aus bestimmte. So wurde der Klassengedanke, der allein vom ständischen Gedanken her hätte überwunden werden können, in einem ständisch beabsichtigten Aufbau beibehalten und muß auf die Dauer als Zerfetzungskeim ständischer Bindung wirken! Es ist damals übersehen worden und wird es in vielen Gegenden heute noch, daß die Arbeiterschaft mehr ist als nur Klasse, vielmehr Standescharakter und Standesbewußtsein bekommen muß. Wenn das Arbeitertum aber Stand sein soll, so setzt das Einordnung in die gesamtständische Gliederung voraus, die durch den Begriff Beruf im weitesten Sinne bestimmt wird und von dort her Lebensinhalt und Lebensform erhält. Man muß also, um die Arbeiterschaft für die Einordnung in die ständische Gliederung der Landwirtschaft zu gewinnen, dem Klassengedanken von vornherein den Gemeinschaftsgedanken gegenüberstellen und in diesem Sinne versuchen, die Arbeiterschaft zu Gemeinschaftsgestaltung zu erziehen. Das kann nur dort geschehen, wo der Gemeinschaftsgedanke im Gegensatz zum Klassengedanken beruflich täglich „erlebt“ wird: in der Unternehmung, der zu dienen Arbeiter und Unternehmer in gleicher Weise genötigt sind, um leben zu können, denn nur aus dem

* Brauweiler: „Berufsstand und Staat“ Seite 205.

Gemeinschaftsgedanken, dem das Arbeitsverhältnis sich anzupassen hat, kann einmal die Gesinnungsgemeinschaft erwachsen, deren sittlicher Inhalt „Leistungsverantwortung“ weckt.

Dieser ethische Grundgedanke hat bei dem berufsständischen Aufbau der Landwirtschaft nur in einer Provinz, in Pommern, als Fundament für neue Formgestaltung gedient. Als unterste Grundlage, gewissermaßen als „Keimzellen“ sind im Pommerschen Landbund die Betriebe als Arbeitsgemeinschaften zusammengefaßt worden. Arbeitergewerkschaften und Arbeitgeberverbände als selbständige Klassenbetonende Organisationen wurden überwunden bzw. aufgelöst. An der Tatsache, daß die Regelung der Lohn- und Arbeitsbedingungen Gegensätze schafft, die in bestimmten Grenzen immer bestehen bleiben werden, wurde natürlich nicht vorübergegangen, sondern ihr in der Weise Rechnung getragen, daß sie „standesgemäß“ erledigt wurden, indem unter Anerkennung vollkommener Gleichberechtigung die Arbeitnehmer wie die Arbeitgeber sich in für die Regelung dieser Frage selbständige Gruppen zusammenschlossen, die kreisweise und darüber hinaus provinziell sich einordneten in und unter die Gesamtorganisation. Zwecks gemeinschaftlicher Vertretung der großen gemeinsamen Ziele und Aufgaben innerhalb der Landwirtschaft, an der der Arbeiter wie der große und kleine Besitzer beteiligt sind, mußten sich die verschiedenen selbständigen Gruppen unterordnen; aber andererseits war die tätige Mitarbeit jeder Gruppe dadurch gewährleistet, daß von jeder Berufsgruppe je zwei nach Grundsätzen des Vertrauens und der Sachkunde gewählte Führer im Gesamtvorstande vertreten waren. Auf diese Weise waren Arbeitgebergruppe, Arbeitnehmergruppe, Beamtengruppe und Bauernauschüsse der ständischen Gliederung bereits unten eingeordnet. Für die Regelung der arbeitsrechtlichen Beziehungen, für den Ausgleich gegensätzlicher Interessen, für die Erledigung von Einzelstreitigkeiten sorgten „Arbeitsgemeinschaften“, die wiederum paritätisch aus Arbeitern und Besitzern unter unparteiischem Vorsitz gebildet wurden und einen Instanzenweg bis in die Spitze vorsahen. Nur durch diese Regelung war es möglich, auf den Streik als „Klassenkampfmittel“ zu verzichten, ohne daß mit der Preisgabe dieser Waffe die Arbeiterschaft gegenüber dem Unternehmertum ins Hintertreffen kommen kann. So sehen wir im Pommerschen Landbund den Versuch, an Stelle bloßer mechanischer Sammlung einen wirklich organischen Aufbau zu schaffen, indem man unten im Betriebe bereits eine berufliche Bindung auf der ethischen Grundlage des Gemeinschaftsgedankens schuf, die ihre Fortsetzung in den kreisweisen und provinziellen, nach demselben Grundgedanken gebildeten Formen fand, wobei innerhalb der Gemeinschaft Platz war, alles Gegensätzliche friedlich auszutragen. Bei so starker Dezentralisation war die Gewähr gegeben, daß kein Glied im ständischen Aufbau, vor allem nicht der Arbeiterstand, aus dem berufsständischen Gefüge herausfiel. Erwähnt sei, daß dem pommerschen Beispiel die beiden Mecklenburg,

die Grenzmark, die Danziger Landwirtschaft und weite Kreise der Provinz Brandenburg gefolgt sind. Ferner noch kleine bescheidene Inseln in Sachsen (Richtsfeld) und Schlesien (Kreis Trebnitz), die sich jedoch gegenüber den bestehenden Organisationen der anders gegliederten Landbünde in der Provinz noch nicht haben durchsetzen können. Der Reichs-Landbund als Spitzenvertretung der freien wirtschaftspolitischen Organisationen kann heute noch nicht als organische Fortsetzung vorhandener ständischer Formen in der Landwirtschaft gewertet werden, weil die wirtschaftspolitische Interessenvertretung zu sehr im Vordergrund steht, während die berufsständischen Fragen nebenbei behandelt und zurückgestellt werden. Denn er ist ein Verband von Verbänden, die ihrerseits nach den verschiedensten Grundsätzen organisiert sind.

An dem Beispiel des Pommerschen Landbundes* sollte gezeigt werden, daß hier eine einzigartige Form berufsständischer Gliederung geschaffen worden ist, die der Verwirklichung des berufsständischen Gedankens in der Landwirtschaft ohne Frage am nächsten gekommen ist. Es unterliegt keinem Zweifel: wenn die Grundgedanken, die an diesem Beispiel gezeigt wurden, überall in der Landwirtschaft als gestaltende Kräfte wirken werden, dann wird die Landwirtschaft als Berufsstand am ehesten in die Aufgaben hineinwachsen können, die in der Übernahme von Pflichten bestehen, um deren Erfüllung sich heute noch ganz allein der Staat mit zweifelhaftem Geschick und Erfolg bemüht. Wir müssen uns darüber klar sein, daß ein Berufsstand nur dann wirkliche Bedeutung erlangen wird, wenn er in der Lage ist, dem Staate einen Teil seiner Aufgaben abzunehmen, mit anderen Worten Leistungsverantwortung im weitesten Sinne zu tragen. Durch staatsrechtliche Verpflichtung zur Übernahme bestimmter Leistungen und Tätigkeit in Selbstverwaltung, natürlich stets unter Führung und Oberaufsicht des Staates, wie z. B. auf dem Gebiete der Sozialversicherung, des Arbeitsrechtes, der Volksernährung, der Kultur und Bildung, vor allem des Steuerwesens kann der landwirtschaftliche Berufsstand gerade in Zeiten größter Not und Armut wesentlich Mitträger des Staatsgedankens werden, dem er verfassungsmäßig eingegliedert werden muß. Bis wir dahin kommen, ist noch viel organisatorische und vor allem noch viel Erziehungsarbeit zu leisten. Denken wir nur an die Schaffung eines Wirtschaftsparlamentes, die heute von oben wieder mehr forciert zu werden scheint. Sind die Voraussetzungen, die Landwirtschaft als wirklichen Berufsstand zusammenzufassen, und das gilt auch für alle andern Berufsstände, noch nicht erfüllt, und das sind sie, wie wir gesehen haben, noch keineswegs, so ergeben sich große Gefahrenmomente für Staat und Wirt-

* Vgl. im einzelnen die Schriften des Verfassers: „Wiederaufbau und wirtschaftsfriehliches Prinzip, kritische Studie über die Arbeiterpolitik des Pom. Landbundes“, Verlag Paul Parey-Berlin 1923 und „Wahre Arbeitsgemeinschaft auf dem Lande“, Verlag Beyer und Mann, Langensalza.

schaft. Brauweiler hat vollkommen recht, wenn er sagt: „Der Gedanke des Wirtschaftsparlamentes kann erst dann wirklich fruchtbar werden, wenn es zuerst gelingt, den Klassengegensatz zu überwinden bzw. so weit zurückzudrängen, daß er in der zentralen Vertretung des Wirtschaftslebens nicht mehr erscheint, sondern hier nur noch die Berufsgruppen auftreten“, und ferner: „Solange das Recht der Wirtschaft auf Betätigung des schrankenlosen Egoismus besteht, kann man von ihrer Selbstherrlichkeit kein Heil für Staat und Volk erwarten*.“

Fassen wir die Betrachtung über die „Landwirtschaft als Berufsstand“ kurz zusammen, so erhalten wir folgendes Bild: Die Zusammenfassung der Landwirtschaft als Berufsstand trotz günstigster theoretischer und praktischer Vorbedingungen im Verhältnis zu anderen Berufsständen ist noch nicht erreicht worden. Psychologische Momente spielen dabei eine erschwerende Rolle. Überall, wo sich Ansätze berufsständischer Gliederung mehr oder weniger stark ausgeprägt zeigen, ist es nicht gelungen, diese Ansätze zu einem einheitlichen Ganzen, organisch aufgebaut und ständisch gegliedert, zusammenzufassen. Das bleibt vorbehalten einem großen Führer der Landwirtschaft, der damit eine Tat von geschichtlicher Bedeutung tun wird. Dieses Problem kann aber nicht allein von oben durch vertragliche lose Bindungen gelöst werden, sondern unten in den Ländern und Provinzen muß begonnen werden, die drei großen Säulen: der öffentlichen Vertretung in den Landwirtschaftskammern, in den Genossenschaften, in den freien, wirtschaftspolitischen Organisationen, die alle drei berufsständische Gestaltungselemente in sich tragen, zu einem Bau, der fest auf diesen Säulen ruht, zusammenzuschweißen. Erst wenn das gelungen sein wird, kann der Staat mit ruhigem Gewissen zum Wohle des gesamten Volkes den Berufsständen, vor allem der Landwirtschaft als Berufsstand, Ämter und Pflichten übertragen.

Karl Esleben

Der berufsständische Gedanke und die Gewerbeverfassung

Wir sind daran gewöhnt, an die wirtschaftlichen und sozialen Erscheinungen unserer Zeit mit Maßstäben heranzutreten, als handele es sich um Ergebnisse, zu denen von den Anfängen unserer Kulturepoche an eine gerade, sich in eherner Logik abspinnende Entwicklungslinie hinführt. In Wirklichkeit aber sind wir aus der uns durch unsere Eigenart gewiesenen Bahn unter fremden Einflüssen herausgeraten, stellt unser jetziges Stadium eine Abweichung von der geraden

* a. a. O. S. 191 und 186.

Entwicklungslinie dar, und es sind tröstliche Anzeichen dafür vorhanden, daß die Kurve dieser Abweichung heute wieder ihrem Ausgangspunkte zustrebt. Demnach bedeutet unser heutiger Zustand keinen Abschluß mit dem Zwange aus sich gegebener, unabänderlicher Gesetzmäßigkeiten für die Zukunft, sondern er trägt den Charakter des Epischenhaften, eines Abzweiges vom Hauptstamme, dessen natürliches Weiterwachsen dadurch nicht in Frage gestellt erscheint. Aus dieser Perspektive heraus verlieren die ungesunden Erscheinungen von heute vieles von ihrem Schrecken, denn sie erscheinen nicht mehr so festgefügt und zukunftsbestimmend, wie uns von den interessierten Schichten und ihren Wortführern bewiesen werden möchte, und die hier und da aufgezeigten Wege, die aus der entgötterten Welt der Gegenwart herausführen könnten, bedeuten nicht mehr ohne weiteres die Reise nach Phantasieland.

Die uns vorgezeichnete Entwicklungsbahn war durch die germanische Ideenwelt bestimmt, die im Verein mit dem Christentum eine blühende und beglückende, das Beste verschiedenartiger Kulturen zusammenfassende Epoche heraufzuführen berufen war. Die Wurzel und die Seele dieser Ideenwelt ist der deutsche Rechtsgedanke und dessen Grundlage und Ausgangspunkt wieder der deutsche Gemeinschaftsgedanke. Der Gemeinschaftsgedanke formt das materielle Recht. Jeder Berechtigung des Einzelnen entsprach eine Pflicht. Nach deutscher Auffassung diente das Recht, ein Gewebe von Rechten und Pflichten, der Gemeinschaft der in einem Verbande zusammenlebenden Rechtsgenossen, alle menschlichen Beziehungen umfassend und sie wie ein Sauerteig durchdringend. Der ursprüngliche und zunächst einzige Verband war die Sippe, aus der sich die größeren politischen Verbände entwickelten. Das kulturelle und wirtschaftliche Leben schuf, gegliedert nach den verschiedenen menschlichen Betätigungsgebieten, neue Verbände zusammengehöriger Rechtsgenossen, die alle zusammen unter der unabhängigen staatlichen Gewalt den deutschen Rechtsstaat bildeten. Das materielle Recht fließt aus den höheren sozialen Zwecken der Gemeinschaft; nicht das Einzelindividuum, sondern die Gemeinschaft der Rechtsgenossen ist das Maß aller Dinge. In diesen deutschen Gesellschaftsbau legte die Renaissance eine Bresche, indem sie uns neben einer künstlichen Wiederbelebung der Antike das verhängnisvolle Geschenk der Rezeption des römischen Rechtes brachte. Das römische Rechtssystem, wie es überliefert und rezipiert wurde, ist dem deutschen Rechts- und Staatsempfinden wesensfremd und es mußte, so unbedenklich die Neuerung aussehen mochte, den deutschen Rechtsstaatsgedanken ins Mark treffen, denn es geht von einem entgegengesetzten Standpunkte aus und mußte zu Lösungen führen, die dem deutschen Gesellschaftsgebäude diametral entgegen sind. „Während das römische Recht als ein Komplex von Berechtigungen erscheint, denen ein Duldenmüssen gegenübersteht, erscheint das deutsche Recht als ein System von Pflichten. Der Entstehungsgrund des subjektiven Rechtes ist

nach römischer Auffassung die tatsächliche Macht, nach germanischer Auffassung die sittliche Berechtigung, die Wohlerwordenheit. Für die römische Auffassung ist das Recht grundsätzlich unbeschränkte Herrschaft; soweit die faktische Macht reicht, enthält es die Berechtigung zu jedem beliebigen Gebrauch oder auch Nichtgebrauch. Für die germanische Auffassung entscheidet der höhere sittlich-soziale Zweck des Rechtsverhältnisses über Inhalt und Umfang der Berechtigung — Staatsdienst ist beschränkt durch den Staatszweck, väterliches Recht als *Muntenschaft* beschränkt durch den Familienszweck, Sklaverei beschränkt durch den Arbeitszweck, das Recht am Grundeigentum beschränkt durch die Benutzungspflicht und durch Rücksichten auf die Nachbarn und die Gemeinschaft." (Brauweiler, Berufsstand und Staat.) Am kräftigsten tritt der Gegensatz der beiden Auffassungen bei dem Eigentumsbegriff hervor. Das römisch-rechtliche Eigentum ist die absolute Herrschaft über eine Sache, der Berechtigte darf sie, soweit dies objektiv möglich ist und fremde Rechtsphären nicht verletzt werden, in jeder Beziehung brauchen und mißbrauchen, ferner ist diese Herrschaft für alle Arten von Eigentumsobjekten grundsätzlich die gleichmäßig unbeschränkte. „Das germanische Eigentum ist ein Recht sittlicher Herrschaft, d. h. der Eigentümer kann und muß die Sache gemäß ihrem sittlichen Zweck benutzen. Daher ist der Inhalt des Eigentumsrechtes je nach dem Objekt ein verschiedener, anders bei Fahrnisgabe wie bei Grundeigentum, anders bei Verbrauchs- wie bei Produktionsgütern. Der Eigentümer hat Benutzungspflicht; der Bauer, der nicht wirtschafetet, wird abgemeiert. Anders der Römer; sein Herrschaftsrecht enthält das *jus utendi et abutendi*. Die Verfügung über die Substanz hat der Eigentümer nach deutschem Rechte nur bei Verbrauchsgütern; im übrigen, zumal bei Grund und Boden, steht ihm nur ein Benutzungsrecht zu, vielfach beschränkt durch den Allgemeinzweck der betreffenden Sache und durch Rücksichten auf die Nachbarn und die Gemeinschaft. Die Fruchtgewinnung ist für den Römer Ausfluß des Herrschaftsrechtes, für den Germanen Folge der Benutzung als Eigentümer; sie fällt daher fort, wenn ein anderer die Sache benutzt, um zu arbeiten.“ (v. Lüninck, *Hist. Pol. Blätter* 1921.)

Aus dieser kurzen Gegenüberstellung tritt der ungeheure Gegensatz der beiden Anschauungswelten auf das Klarste hervor und erklärt sich ohne weiteres, wie sehr die von dem neuen Fundamente ausgehende Entwicklung von der divergieren mußte, die uns bei treuem Festhalten an unserem besten Volksgute beschieden gewesen wäre. Es soll nun nicht verkannt werden, daß das Genossenschaftswesen in Deutschland, namentlich in seinen wirtschaftlichen Formen, den Zünften und Gilden, vielfach entartet war und sich in ungesunde, unerträgliche Monopolisierungsbestrebungen verirrt hatte. Diese Verfallerscheinungen berechtigen aber nicht, den deutschen Genossenschaftsgedanken nunmehr als untauglich zu verwerfen. Wenn die Gilden und Zünfte in steigendem Maße zu einem Mißstande wurden und

die Abschaffung des Zunftzwanges und die Einführung der Gewerbefreiheit sich schließlich als einzig möglicher Weg zur Beseitigung der Auswüchse empfahlen, so ist zu bedenken, daß die Einführung des neuen Rechtes die Grundlage zu einer Reform der alten und früher bewährten deutschen Einrichtungen zernagt hatte. Je mehr das fremde Recht die deutsche Welt eroberte, um so mehr mußten die auf ganz anderem und unendlich viel reicheren Boden gewachsenen deutschen Bildungen absterben. Beide waren sich im innersten wesensfremd, eine Synthese begrifflich ausgeschlossen, und so mußten die der deutschen Rechtsidee entsprossenen deutschen Formen unterhöhlt und letzten Endes ins Unrecht gesetzt werden. An die Stelle des organisch gewachsenen, jedem Bedürfnisse die gesunde, passende Form darbietenden deutschen Lebensbaues schob sich, nachdem man einmal das römische Rechtssystem akzeptiert hatte, immer mehr, immer unaufhaltsamer die Anschauungswelt des Individualismus, vollzog sich der Atomisierungsprozeß, der die natürliche Folgeerscheinung der römischen Rechtsidee ist. Das römische Recht bildet nicht nur den Nährboden der weiteren Entwicklung, sondern, was schlimmer ist, es legalisiert geradezu ihre Auswüchse. Sie bestehen „rechtens“ und jede Maßnahme zu ihrer Beseitigung trüge, als im Widerspruche mit dem heute geltenden Rechte, das Odium des Ausnahmegesetzes. Jede wirkliche Reform müßte daher bei dem Privatrecht beginnen und auf das alte deutsche Rechtsgut zurückgreifen.

Die zünftlerisch gebundene Wirtschaft wurde durch die Gewerbefreiheit abgelöst. Ihr freies Spiel der Kräfte wurde, begünstigt von dem egozentrisch eingestellten neuen Recht, zu einem oft kaum verhüllten *ius utendi et abutendi*, je mehr technischer Fortschritt den Wirkungsradius des Einzelnen vergrößerte. Der einzelne Betrieb ist zum Mittelpunkt geworden, es gilt nur, daß sich „ein Saugeröhrlein des guten Auskommens“ bietet, die Möglichkeit sich irgendwie in das Wirtschaftsleben einzuschalten, gleichgültig, ob dem Gesamtinteresse damit gedient ist. Die Unterstellung unter Gemeinschaftsziele und unter eine höhere Ordnungsgewalt, eine regelnde, die tieferen Zwecke einer nationalen Volkswirtschaft in den Vordergrund rückende Wirtschaftspolizei, widerspricht ja auch der Lehre vom freien Spiel der Kräfte und der ihr zugrunde liegenden Anschauungswelt. Auf diesen Grundlagen sind wir in die Zustände von heute hineingewachsen, deren Kennzeichen — bei rationellster Ausgestaltung der einzelnen Betriebe — eine wilde Anarchie der Gesamtwirtschaft in allen ihren Gliedern ist. Das Gefühl dafür, daß ein Volk, sein Staat und seine Wirtschaft einen lebendigen Organismus bilden sollen, eine Symphonie von Kräften, gelenkt und geregelt zur Wohlfahrt der Volksgenossen und zum Besten des Ganzen, ist verlorengegangen. „Stadt kämpfte gegen Land, Verbraucher gegen Erzeuger, Fabrikant gegen Händler, Arbeitgeber gegen Arbeitnehmer, Wettbewerber gegen Wettbewerber, der Private gegen den Fiskus und umgekehrt, jeder gegen jeden. Wenn sich Wirtschaftsgruppen zusam-

menschlössen, wie landwirtschaftliche Verbände oder industrielle Syndikate oder Verbrauchergenossenschaften oder Arbeitergewerkschaften, so verringerten sie in der Regel den Schaden für das Ganze keineswegs; denn erstens bändigten sie bei ihren Angehörigen nur einen Teil der auseinanderstrebenden Leidenschaften und zweitens verstärkten sie in diesem Teil die Feindseligkeit gegen Dritte. Ja selbst der Fiskus war als Wirtschaftler gelegentlich noch ganz der alte Racker Staat, ein Fremdkörper seiner selbst, ein Geldverdiener ohne Sinn für das deutsche Gesamtgeschäft. Es gab keinen geschäftlichen Gemeininn.“ (v. Moellendorff, Deutsche Gemeinwirtschaft.) Entsteht so ein wenig erfreuliches Bild vom freien Spiel der Kräfte und seinen Gaben, so ist es doch noch bedenklicher, daß die natürliche Struktur der verschiedenen wirtschaftlichen Funktionen zu einem Zerrbild entartet ist, und daß diese verschiedenen Funktionen nicht mehr in einem inneren Verhältnisse der gegenseitigen Ergänzung zueinander stehen, sondern ein Neben- und Gegeneinander bilden. Es sollte doch so sein, daß die Gütererzeugung als das Primäre und Wertvollste der Wirtschaft im Vordergrund steht und die anderen wirtschaftlichen Funktionen ihr dienend und fördernd zur Seite treten. Statt dessen hat sich der Handel, der als Güterverteiler ursprünglich eine, wenn auch noch so wichtige und notwendige Hilfsfunktion ist, an die herrschende Stelle gesetzt und die Produktion in Abhängigkeit und Botmäßigkeit gebracht. Vom Handel aber hat sich wieder das reine Verkehrsmittel Geld in seinem Sammelbecken als selbständige Macht aus eigenen Machtgründen losgelöst und unkontrolliert und unkontrollierbar die höchste und letzte Herrschaft an sich gerissen. Wir haben eine Hypertrophie der Handelstätigkeit nicht nur der ins Irrsinnige gesteigerten Zahl und Vielgliedrigkeit nach, sondern vor allem in dem Einflusse auf die Wege und Ziele der Wirtschaft. Wir reden viel von der Notwendigkeit der Qualitätsarbeit: der Handel von heute ist der Todfeind der Qualitätsarbeit. Die sinnwidrigste Verschiebung der Funktionen aber liegt in der Vorherrschaft des Finanzkapitalismus, seine Gefahr in seiner begrifflich gegebenen Losgelöstheit von den Zielen einer wahren Volkswirtschaft und ganz besonders in seiner Anonymität, die gleichzeitig seine wirksamste Schutzwehr ist.

Die Kehrseite dieser Entwicklung ist das Entstehen der Lohnarbeiterklasse als das Produkt des freien Lohnvertrages. Auch hier gehen die Wurzeln auf das römische Recht zurück, das mit seinem starren, blutleeren Eigentumsbegriffe die kapitalistische Wirtschaftsverfassung erst ermöglichte, indem dieser auf der einen Seite den bloßen Besitz an den Betriebsmitteln zum entscheidenden unbeschränkten Vorrecht erhob, während auf der anderen Seite die Arbeit zur Ware herabsank und der Arbeiter zum reinen Kostenfaktor wurde. Der Kampf der Arbeiterschaft gegen diesen entwürdigenden Zustand leidet unter der Tragik, daß sie selbst, wenn auch von der anderen Seite aus, in der Anschauungswelt ihrer Gegner wurzelt und

diese damit praktisch anerkennt. So kämpfte, danach gemessen, schlechteres Recht gegen besseres Recht und die Arbeiterbewegung geriet vermöge der eigenen kapitalistischen Einstellung in die Sackgasse der Klassenbewegung, die doch letzten Endes nichts anderes ist als das Negativ der kapitalistischen Ordnung, abhängig von ihr wie der Schatten vom Körper. Durch diese grundsätzlich falsche Einstellung hat sich die Arbeiterbewegung selbst von ihren wahren und fruchtbaren Zielen abgedrängt und sich in öde Lohnbewegung verloren. Der Kätegedanke, den man allerdings nicht nach seinen Früchten beurteilen darf, barg reiche Möglichkeiten zu einer Neugestaltung des Verhältnisses zwischen Kapital und Arbeit. Er wurde in seinem Kerne nicht erkannt und es sind nicht zuletzt die Vertreter der Arbeiterschaft selbst gewesen, welche diese Möglichkeiten ins Unfruchtbare umbogen.

Die oben skizzierten Erscheinungen bilden die Grundübel der heutigen Wirtschaft. Sie bedingen eines das andere und fließen in Ursache und Wirkung ineinander über. Man kann sie gruppieren: auf der einen Seite Hypertrophie der Handelstätigkeit und Vorherrschaft des Finanzkapitalismus, Sehnen jedes Gemeinschaftsfinnes und einer ordnenden und leitenden Instanz und als Resultat aus alledem der Mangel einer Gemeinwirtschaft; auf der anderen Seite die Kluft zwischen Kapital und Arbeit und der Klassenkampf des Proletariats. Keines dieser Probleme ist in sich abgegrenzt, keines läßt sich lösen, ohne daß damit die anderen auch angeschnitten werden müssen. Sucht man nach der Grundlage, die demnach alle gemeinsam haben, so stößt man auf die Gegensätze Individualismus oder Gemeinschaftsgedanke, römisch-rechtliche oder deutsch-rechtliche Anschauungswelt. Beide sind diametraler, einander ausschließender Natur. Jeder Versuch einer Lösung führt auf diesen Ausgangspunkt zurück und läßt nur die Alternative, sich für das eine oder das andere System als Grundriß zu entscheiden. Die heutigen Verhältnisse aber sind nicht nur historisch, sondern auch begrifflich die letzte Möglichkeit des individualistischen Prinzips, der Vollkommenheitszustand der Freiheit des Individuums. In dieser Richtung sind neue und bessere Bausteine also nicht mehr zu finden. Der Kompaß weist vielmehr bereits nach der entgegengesetzten Richtung, dahin, Bindungen zu schaffen, Gruppierungen zu bilden. Reicht dieses Bestreben als reine Reaktionserscheinung auch weiter zurück und ist auch in dem auf dieser Bahn bisher Erreichten eine grundsätzliche Umkehr noch nicht zu erkennen, so bedeutet die Tatsache der Gruppenbildung und des täglichen Anwachsens dieser Bewegung allein schon ein erstes, wenn auch in den Konsequenzen nicht erkanntes und auch wohl nicht gewolltes Abrücken vom Individualismus. Es soll bei dieser Feststellung nicht verkannt werden, daß die Gruppenbewegung, als Ganzes betrachtet, bisher keine Besserung unserer Zustände gebracht, vielmehr deren Unerträglichkeit eher noch verstärkt hat. Trotzdem hat mit ihr und ihrem Mächtigwerden eine neue Phase der Entwicklung eingesetzt. Die Probleme, die hierdurch aufgeworfen

werden, sind erst recht nicht nach den Begriffen des Individualismus zu lösen, vielmehr drängen alle Notwendigkeiten auf den Weg des deutsch-rechtlichen Gemeinschaftsbegriffes und auf eine Lösung im Sinne des berufsständischen Gedankens.

Der berufsständische Gedanke wurzelt in der deutschen Rechtsidee und deren vornehmlichster Bildung, dem Gemeinschaftsbegriffe. Für die Wirtschaft verlangt er deren Eingliederung in den staatlichen Organismus und sieht die gegebene Form hierfür in der Bildung öffentlich-rechtlicher Leistungsgemeinschaften, die ausgestattet sind mit einer ihrem Charakter angepassten Verfassungsautonomie und Ordnungsgewalt, sowie einer gewissen Steuerexekutivgewalt und dem Rechte, bei der Regelung der ihren Aufgabenbereich berührenden Fragen der Wirtschafts-, Finanz- und Steuerpolitik mitzuwirken. Aus diesen Befugnissen ergibt sich, daß nicht die Interessenvertretung Zweck und Inhalt der Leistungsgemeinschaften bildet, sondern daß der Nachdruck auf dem Worte Leistung liegt. Sie sind Pflichtgemeinschaft, bestimmt durch die höheren sozialen Zwecke, denen sie dienen, ihr Kernstück sind Gesamtleistungspflicht und Gesamtverantwortung, die Einstellung auf den damit gegebenen Pflichtenkreis ist sittliches Gebot für das Handeln der Genossen. Den Pflichten entsprechen die Rechte sowohl der Gemeinschaft wie des Einzelnen. Das bedeutet, daß der höhere soziale Zweck die Grenzen der Berechtigungen bestimmt und der hemmungslosen Ausnutzung privater Rechte, wie sie die römisch-rechtlichen Formeln gestatten, eine Schranke setzt. Die Selbstverwaltung der Leistungsgemeinschaften hat wieder ihre Grenze an dem Aufsichtsrecht des Staates, dem die oberste Wirtschaftspolizei zusteht. Wirtschaftspolizeirecht des Staates bedeutet nicht, daß der Staat in irgendeiner Form selbst wirtschaftliche Funktionen versieht. Die berufsständische Bewegung will weder die natürlichen Motive wirtschaftlicher Tätigkeit ins Gegenteil kehren noch die mittelalterliche Zunftverfassung zu neuem Leben erwecken. Der Egoismus liegt tief in der menschlichen Natur begründet und ist die Triebfeder, die zu Beruf und Berufstätigkeit treibt — aber der unbeschwerte und hemmungslose Einzel- und Gruppenegoismus ist kein zu schützendes Grundrecht. Der Riesenapparat der modernen Wirtschaft läßt sich auch nicht in die Enge der alten Zunftverfassung sperren — der geistige und sittliche Inhalt des Genossenschaftswesens aber, wie er im Hochmittelalter in Blüte stand, ist imstande und berufen, die heutige Wirtschaft in einen lebendigen, dem Ganzen und dem Einzelnen dienenden Organismus umzuwandeln.

Es wäre Torheit, wollte man, etwa wie der Sozialismus, daran glauben, daß der berufsständische Aufbaugedanke sich mit einem Male, als ein bewußter und gewollter Systemwechsel in die Tat umsetzen werde. Der berufsständische Gedanke kann und — der Optimismus sei gestattet — wird vielmehr in Einzelverhältnissen seine Gestaltungsraft offenbaren und so schrittweise seiner Verwirklichung entgegenreisen. Die Schwierigkeiten, die

der berufsständischen Lösung bei jedem dieser Einzelverhältnisse entgegenstehen, sind allerdings bergehoch und ihre natürlichen Gegner sind stark und zahlreich. Sie haben dabei den Vorsprung, daß das bestehende Recht und die bestehende Rechtsauffassung auf ihrer Seite sind. Der Glaube an ein allmähliches, etappenweises Hinübergleiten in die berufsständischen Aufbauformen schöpft seine Zuversicht nicht aus einem Vergleiche mit der entgegenstehenden Anschauungswelt und einem Besser oder Schlechter unter beiden. Nur reale Notwendigkeiten führen zu Umstellungen, und dieser realen Notwendigkeiten liegen viele vor, die alle nur eine Lösung im berufsständischen Sinne möglich erscheinen lassen. In erster Linie steht der Zwang, in den uns der Friedensvertrag und noch viel mehr das Londoner Abkommen gebracht haben. Das Londoner Abkommen überträgt dem Feindbunde bzw. seinem spiritus rector, dem internationalen Finanzkapitalismus, die Kontrolle über die Zentralbank und die Eisenbahnen, die wichtigste Kraftquelle und die Lebensader des Staates. Es belastet die Großindustrie direkt mit den härtesten, in die Substanz eingreifenden Leistungen, es öffnet zugleich die Tür zu einem unsere wirtschaftliche Selbstständigkeit und Unabhängigkeit für unabsehbare Zeiten vernichtenden Substanz-Abfluß in das Ausland dadurch, daß der Agent für die Entschädigungszahlungen Generalvollmacht besitzt, einen Teil der Entschädigungssummen für Ausländer in Deutschland anzulegen. Die Regie liegt in den Händen der internationalen Hochfinanz, ihr Ziel ist die Vernichtung der wirtschaftlichen Selbstständigkeit Deutschlands und deren Umwandlung in die Abhängigkeit einer von ihr geleiteten Wirtschaftsprovinz. Die Machtmittel zur Verwirklichung dieses Programms sind klug erfunden, aber sie haben die bestehende Wirtschaftsstruktur und den dieser zugrunde liegenden Wirtschaftsgeist auf unserer Seite zur Voraussetzung. Eine individualistisch eingestellte, unorganische Wirtschaft von sich gegenseitig bekämpfenden Gruppen und Einzelgliedern ist den Lasten und Gefahren dieses modernen Friedensinstrumentes nicht gewachsen, das Spiel wäre gewonnen. Wir stehen vor den beiden Aufgaben, einmal die übernommenen Leistungen zu erfüllen, um der Möglichkeit zur Anwendung der vorgesehenen Eingriffsrechte unserer Feinde vorzubauen und zum zweiten, uns durch eine Gegenorganisation vor der Gefahr des Aufkaufes der Substanz unserer Wirtschaft zu schützen. Diese Gegenorganisation aber muß sich auf die gleichen Machtmittel stützen, wie sie die andere Seite in Anwendung bringt. Dem geschlossenen Willen des Feindbundes und der hinter ihm stehenden Hochfinanz ist die Disziplin unserer Wirtschaft entgegenzustellen, seiner Kontrolle über die Zentralbank die Schaffung einer starken und unabhängigen Kreditorganisation. Die Offensive unserer Gegner weist uns selbst diese Kampfstellungen an, ihre strategischen Mittel bestimmen diese unsere Abwehrmaßnahmen im logischen Spiel und Widerspiel. Wenn die uns „vertraglich“ aufgezwungene Situation auch hart und gefährdend

ist, so ist sie doch nicht hoffnungslos, wenn wir alle uns gebliebenen Mittel nutzen und auch solche Konsequenzen nicht scheuen, die von dem Einzelnen schwere Opfer heischen. Der Umfang der uns auferlegten Lasten verlangt schon die Bildung von Zweckverbänden. Wollen diese Zweckverbände aber darüber hinaus dem Kampfe um die nationale und eigene Selbständigkeit gerecht werden, so genügen die Formen der bestehenden wirtschaftlichen Organisationen nicht. Die heutigen wirtschaftlichen Organisationen sind, wie die Firmierung auch sonst lautet, Interessenvertretungen. Hier handelt es sich aber nicht um die Wahrnehmung von Interessen und die Anmeldung von Ansprüchen, sondern um die Übernahme von Pflichten. Der enge Zusammenschluß der natürlichen Gemeinschaften bildenden Betriebe genügt nicht, er muß vielmehr seinen eigentlichen Inhalt durch eine gefestigte und anerkannte Solidarität erhalten, die sich nach außen, aber auch nach innen und überdies von Verband zu Verband auswirkt. Die Gefahr der Überfremdung unserer Wirtschaft zwingt dazu, die Zweckverbände mit den erforderlichen Nachmitteln auszustatten, um die Substanz wirksam verteidigen zu können. Dazu gehört das Recht, gefährdete Betriebe zwangsmäßig in Gemeinschaftsverwaltung zu nehmen oder umzustellen, auch das Verkaufs- und Übernahmerecht für den Fall, daß die Gefahr des Überganges in landfremden Besitz besteht. Die Voraussetzung zu diesen Aufgaben ist die Unabhängigkeit von der der Kontrolle der Gegenseite unterstehenden Zentralbank durch Schaffung genossenschaftlicher Kreditunternehmen.

Im Mittelpunkt des natürlichen Aufgabekreises dieser Zweckverbände stehen die Worte Pflicht und Dienst am Volke und Staate. Durch diese Charakterisierung werden die Zweckverbände zu Leistungsgemeinschaften, die sich über die heutigen reinen Interessenvertretungen erheben, durch Zweck und Art der Leistung aber wird wieder der Gedanke der Gesamtverantwortung lebendig. Der hier verlangte Solidaritätsgeist wird sich zwar im Gros der Wirtschaft nicht freiwillig entfalten, es ist vielmehr damit zu rechnen, daß starke und einflußreiche Kreise, zumal aus Finanz und Handel, aus unserer Not eine Konjunktur zu machen suchen. Der Druck der Verhältnisse wird sich aber so stark auswirken, daß im Interesse der Selbsterhaltung die Gegenoffensive nicht ausbleiben kann und dann sind deren strategische Mittel gewiesen.

Die andere große Offensive gegen die individualistisch-kapitalistisch eingestellte Wirtschaftsordnung vollzieht sich von seiten der Arbeiterschaft. Die in der Arbeiterbewegung gesammelten Kräfte sind aber erst dann stark genug, sich durchzusetzen, wenn ihr Ziel ein fruchtbares ist und mit den Tendenzen einer gesunden und möglichen Entwicklung zusammenfällt. Der Kätegedanke, nicht wie er sich in Gesetzgebung und Praxis gestaltet hat, sondern nach seinem eigentlichen Wesensinhalt, und der Gedanke der Kleinaktie sind Wegweiser zu einem Anerkenntnis des Rechtes der Arbeit

und zum Zusammenwirken von Kapital und Arbeit als gleichgerichteter und gleichwertiger Kräfte. Kapital und Arbeit machen zusammen das Werk aus und ihre Versöhnung erst macht die notwendige volle Kraftentfaltung des Volkes möglich. In führenden Köpfen auf beiden Seiten ist die Erkenntnis der Notwendigkeit dieser Versöhnung lebendig: in den christlichen Gewerkschaften gewinnen Gedankengänge wachsend an Kraft, die stark an den berufsständischen Gedanken anklängen; von Hugo Stinnes stammt die Anregung, die Hälfte des Aktienkapitals der großen deutschen Industrieunternehmungen in den Besitz der Arbeiter unter der Voraussetzung zu überführen, daß eine wirtschaftlich und national zuverlässige Verwaltung und Verwendung dieses Kapitals gewährleistet ist. Alle diese Strömungen sind längst noch nicht abgeschlossen, alle aber bedeuten letzten Endes eine grundsätzliche Durchbrechung der individualistisch-kapitalistischen Wirtschaftsverfassung. Wenn in dieser Richtung ein Systemwechsel noch weit ist und der Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit, zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer noch in voller Schärfe fortbesteht, so darf doch nicht übersehen werden, daß von hüten und drüben, nicht von Theoretikern und Weltverbesserern, sondern von Männern der Praxis Reformgedanken mit gleicher Richtung kommen, die noch vor wenigen Jahren undiskutierbar gewesen wären.

Der deutsche Gemeinschaftsgedanke steht in allen Verhältnissen in enger Wechselbeziehung zum materiellen Recht, das er auf das intensivste beeinflusst. Hierin liegt ein gut Teil der Widerstände gegen die berufsständische Idee begründet. Aber haben wir in den letzten Jahren nicht bereits auf wichtigen Rechtsgebieten eine Änderung der bisherigen Grundformen erlebt? Es sei nur an das Arbeitsrecht und das Mietrecht erinnert. In beiden lebt der Grundgedanke, im Gegensatze zu den herrschenden allgemeinen Formeln subjektives Recht zugunsten höherer Interessen einzuschränken. Es soll nicht behauptet werden, daß diese Neuerungen überall sehr glückliche waren, es kommt hier nur auf die Tatsache an, daß derartige Eingriffe in das System der heutigen Rechtsordnung vorgekommen sind. Welcher ungeheure Anschauungswechsel innerhalb weniger Jahre kommt in dem Angebote Stinnes' der Aktienübertragung zum Ausdruck! Im Rechte des Tarifvertrages, sodann in den Schiedsgerichten, wie den Innungsschiedsgerichten, ist die erste Entwicklung zu einer neuen Rechtsautonomie erkennbar. Wenn diese Neuerungen auch nicht allgemein durchgreifender Art sind, manche wohl überhaupt wieder verschwinden, so werden die einmal darin zum Leben erwachten Anschauungen sich doch bei der kommenden Kodifikation des Rechtes auswirken müssen. Die Dinge liegen dann nicht so einfach wie bei der Kodifikation um die Jahrhundertwende, bei der über die Grundlagen des Rechtes keine Meinungsverschiedenheiten bestanden. Am stärksten werden sich die Anschauungen, die auf dem Gebiete des Arbeitsrechtes entstanden sind, bei der Kodifikation des Wirt-

schaftsrechtes bemerkbar machen müssen. Unumgänglich notwendig wird sich eine Reform der Grundsätze über die rechtlichen Eigenschaften der Sachen erweisen. Die bisherige Unterscheidung des bürgerlichen Gesetzbuches teilt die Sachen zwar nach ihren Eigenschaften in verschiedene Kategorien ein, kennt aber keine Differenzierung des Eigentumsrechtes. Die nächste Kodifikation wird sich mit der bisherigen Gruppierung nicht bescheiden können, wenn sie sich in der Bahn bewegt, die in der letzten Rechtsentwicklung bereits beschritten ist und die ein erstes Abrücken von den römisch-rechtlichen Formeln bedeutet. Das römische Recht und das auf seinen Grundformen aufgebaute deutsch-bürgerliche Recht ist aber ein so fein gegliedertes, logisches System, daß jede grundsätzliche Konzession an einer Stelle weitgehende Konsequenzen nach sich ziehen muß. Die Gegensätzlichkeiten zwischen römischer und deutscher Rechtsauffassung rücken dabei naturnotwendig in den Brennpunkt der Entscheidung.

So kündigen sich in verschiedenen Verhältnissen — nicht allein auf dem Spezialgebiete der Wirtschaft — Entwicklungsgänge an, die nur durch das Erwachen des Gemeinschaftsgedankens eine tiefere Erklärung finden. Nimmt man zu diesen ersten schüchternen Symptomen die großen wirtschaftlichen und sozialen Probleme, deren Lösung nur durch den deutschen Gemeinschaftsgedanken und im unlösbaren Zusammenhange damit durch eine Reform des materiellen Rechtes im Sinne deutscher Rechtsauffassung möglich erscheint, so dürfte die Hoffnung auf eine schrittweise Verwirklichung der berufsständischen Idee nicht unbegründet sein.

Es erhebt sich nun zunächst die Frage, was als wirtschaftlicher Berufsstand aufzufassen ist und welche Einzelglieder ihn bilden. Die bestehenden Organisationen sind entweder, wie die Gewerkschaften, Angestelltenorganisationen, Arbeitgeberverbände, Schöpfungen des Klassengedankens, oder sie beschränken sich, wie die meisten Sachverbände, auf die Hervorhebung einer bestimmten, allen gemeinsamen Tätigkeitsart, oder sie umgrenzen, wie die Organisationen des Mittelstandes, soziale Schichten. Die wirkliche berufsständische Gliederung baut auf den natürlichen Gemeinschaften auf, für die nicht die Gemeinsamkeit der Interessen, sondern die Gemeinsamkeit des Pflicht- und Arbeitsbereiches maßgebend ist. Darin liegt begründet, daß nicht die Art der Tätigkeit den Ausschlag gibt, sondern daß alle Tätigkeitsformen, die dieser Pflicht- und Arbeitsbereich für sich fordert, zusammen den Berufsstand bilden. Dazu gehören die Großbetriebe des betreffenden Bereiches sowohl wie die Handwerksbetriebe und die der Güterverteilung dieses Bereiches dienenden Handelsbetriebe, die Unternehmer und die Arbeitnehmer. Alle zusammen bilden ein Ganzes. Es geht nicht an, daß man Betriebe desselben natürlichen Wirtschaftsgebietes etwa nach der Betriebsform (Industrie und Handwerk) scheidet und den Handel als etwas nicht Dazugehöriges, als einen Berufsstand für sich betrachtet. Welchen Sinn hat es, daß der Tischler sich nur als Hand-

werker fühlt und mit dem Schlosser und Bäcker eine „wirtschaftliche“ Organisation aufmacht? Gehört nicht etwa der Tischler zu dem Holzverarbeitenden Gewerbe und liegen nicht innerhalb dieses Bereiches seine sämtlichen beruflichen Zusammenhänge? Und sind Bäcker und Metzger nicht weiterverarbeitende Gewerbe der Landwirtschaft und ist nicht dort ihre natürliche Zusammengehörigkeit zu suchen und nicht neben dem Schneider und Sattler, die mit ihm nur die handwerkliche Betriebsform und sonst nichts gemeinsam haben? Ebenso kann die Tätigkeit der Vertellung der Ware nicht das Kennzeichen eines eigenen, abgeschlossenen Berufsstandes bilden. Der Kaufmann ist wie jedes andere Glied der Gemeinschaft in den gleichen Arbeits- und Pflichtbereich eingeschlossen. Dieses ist das Entscheidende, nicht die Art der Sanctierung. Auch die begriffliche Gliederung nach den Gruppen Unternehmerschaft und Arbeitnehmerschaft ist unmöglich, sie würde die Bejahung des Klassengedankens in sich schließen. Die letztere Gliederung hat aber wohl ihre Bedeutung für den einzelnen Betrieb, denn der Begriff der Führerschaft soll nicht ausgeschlossen und beengt werden. Im Berufsstande findet jede Funktion bei gleichen Rechten ihren natürlichen Rang.

Die Frage, wie die verschiedenen Berufsstände sich voneinander abgrenzen und welche natürlichen Gemeinschaften vorhanden sind, kann erst durch die tatsächliche Entwicklung beantwortet werden. Vielleicht bietet die Gliederung der bestehenden Berufsgenossenschaften das erste grobe Gerüst.

Durch die Zusammenfassung zusammengehöriger Kräfte zu natürlichen Gemeinschaften reguliert sich das Ineinanderspielen der verschiedenen Funktionen zwangsläufig und die Hypertrophie der Handelstätigkeit, der Nährboden des Finanzkapitalismus, die beide für die heutigen Zustände in erster Linie verantwortlich zu machen sind, beseitigt sich von selbst. Wie die einzelnen berufsständischen Korporationen organische Gebilde mit dem Hauptmerkmal des gleichen Pflicht- und Arbeitsbereiches sind, so gilt für ihre Gesamtheit das gleiche Prinzip. Sie alle bilden zusammen, sich ergänzend, den Pflicht- und Arbeitsbereich der nationalen Wirtschaft. Die Gemeinwirtschaft, wie Moellendorff sie verlangt, stellt sich bei einer so aufgebauten Wirtschaft von selbst als das natürliche, alle Teile verbindende organische Gesetz ein, ebenso wie Gemeinwirtschaft unmöglich ist, wenn ihr die Grundlage einer organisierten Wirtschaft fehlt.

Sans Meydenbauer

Genossenschaft und Berufsstand

I

Allen wirtschaftlichen Fortschrittes erste Voraussetzung und Erscheinungsform ist die fortschreitende Teilung der Arbeit. Die Einzelwirtschaft des Einzelnen ist Verschwendung. Je feiner gegliedert das Zahnwerk der Stoffveredelung, um so höher der Leistungsgrad der gesellschaftlichen Einheit. Scheidung von Landbau und Gewerbe — Land und Stadt —, steigende Gliederung der Tätigkeiten innerhalb dieser großen Teilgebiete, wechselnd hin und her in Trennung und Wiedervereinigung, je nach örtlichen oder persönlichen Umständen. Ausbildung besonderer Fähigkeiten, Vererbung einzelner Eigenschaften, Verknüpfung ganzer Familien und Sippen mit einer bestimmten Tätigkeit, schließlich Entstehung von Berufen und Berufsständen, von Berufspflichten und Berufsehre. Mit weiter steigender Arbeitsgliederung Hervortreten des Bedarfes an Kapital, das zum selbständigen Faktor der Gütererzeugung wird und sich nach eigenen Gesetzen — Streben nach Rente — bewegt. Wer das Kapital mit den Arbeitskräften zweckmäßig zu verbinden weiß, kann innerhalb seines Betriebes die Tätigkeiten weiter zerlegen, bis zur Mechanisierung, bis zur völligen Entseelung der Arbeit. Soziale Klassen entstehen und bekämpfen sich; Kapital und Arbeit, obwohl sachlich eng aufeinander angewiesen, treten sich als Gegensätze gegenüber. Das Urrecht der Persönlichkeit empört sich gegen die steigende Ungleichheit des wirtschaftlichen Vermögens und die Einseitigkeit der Anspannung der menschlichen Fähigkeiten. Rousseaus Wald- und Naturmensch soll höher stehen, als der ohne die Mitarbeit unzähliger Anderer lebensunfähige Kulturmensch. Und doch lebt dieser geistig und stofflich besser und reicher, kann mehr für sich und andere wirken als sein Ahne, der sich im Kampf ums nackte Dasein erschöpfte. Für den, der an der Entwicklung wirtschaftlicher Organisationen mitzuarbeiten bestimmt ist, gilt es, die Übertreibungen zu meiden. Es gilt zu erkennen, daß der Mensch Ziel aller Arbeit sein soll, nicht aber ihr Werkzeug. Ausgleich zwischen den Anforderungen der wegen der Kapitalrente gebotenen wirtschaftlichen Differenzierung und der Rücksicht auf den unsterblichen Wert des Einzelnen, gestützt auf die Erkenntnis, daß nicht jeder für alles sich eignet, und daß der Einzelne zu höchster Leistung und damit auch zur Befriedigung nur kommt, wenn er willig und mit gewisser Freiheit schafft. Er muß sich zu einer Arbeit berufen fühlen und kann dann hoffen, die Ruhe zu finden, die Goethe seinen Faust als Gewinner und Bebauer neuen Landes finden läßt. Er braucht darum kein selbständiger Unternehmer nach unserem Sprachgebrauch zu sein, sondern es sind sehr wohl Zwischen-

stufen denkbar, die auch die Lohnarbeit jeglicher Art erträglich und zum Beruf machen.

Vom Beruf eines Menschen, mit allem, was Großes und Gutes für ihn und seine Volksgenossen sich daraus ergibt, sprechen wir demnach nur, falls ein gewisser Ausgleich zwischen der äußeren Gebundenheit in Pflicht und Recht mit der inneren Freiheit und weiteren selbständigen Entwicklungsmöglichkeit gegeben ist.fehlt dieser Ausgleich, so wird man die aus der täglichen politischen Diskussion gelaufigen Worte wie: Frondienst, Unfreiheit und Sklaverei nicht ablehnen können. Nur Angehörige eines solchen Berufes können einen Berufsstand, eine Leistungsgemeinschaft gründen, haben eine Berufsehre, die das Gefühl der Verpflichtung gegen die Allgemeinheit in sich birgt. Wer tatsächlich oder auch nur vermeintlich ausschließlich für den Kapitalprofit frondet, lehnt den Begriff der Berufsehre ab, weist alle Verpflichtungen von sich und spricht nur von Rechten, die er nicht habe und darum erobern müsse. Er ist „Klasse“, sein Zusammengehörigkeitsempfinden ist Klassenbewußtsein, voll von Ansprüchen gegen „höhere Klassen“ ohne anerkannte Pflichtgebundenheit nach oben oder unten. Er sperrt sich gegen den Ausleseprozeß, also gegen das Lebens- element jeder gesunden Gesellschaft und gegen jede durch Leistung gebotene Differenzierung im Arbeitsentgelt. Er hat kein inneres Verhältnis zu seiner Arbeit und ihrem Ergebnis, er wartet auf ein Wunder oder auf den Ruf zur Gewalt.

Darum: wo Klassen, da Zersetzung, wo Berufe, da fortschreitende Entwicklung. Der Ablauf sozialen Geschehens wird von widerstrebenden Kräften bestimmt. Das Bild wechselt im gleichen Lande nach Zeit und Ort dauernd. Schroffe Gegensätze und unvermittelte Übergänge zu vermeiden, Gefährdetes in Gesundes zu überführen, Unhaltbares geräuschlos fallen zu lassen, ist das Ziel.

2

Nun ist es von hohem Reiz, zu sehen, wie die modernen Genossenschaften zur Förderung des Erwerbes und der Wirtschaft ihrer nach Zahl nicht von vornherein bestimmten Mitglieder überall da auftreten, wo ein Berufsstand durch die wirtschaftliche Entwicklung in seinen Grundfesten erschüttert wird. Wo das Recht der wirtschaftenden Personen auf das bescheidenste Maß von Selbständigkeit unbillig beschränkt wird, da bietet sich der Zusammenschluß der Bedrohten zu einer Rechtsperson genossenschaftlichen Aufbaues als Verteidigungsmittel. Ein Organisationsprinzip, das Mensch zum Menschen und Arbeit zur Arbeit bringt, wird zum Kettel. In der Bedrängnis erinnert man sich lange übersehener ethischer Gemeinsamkeiten und wirft sich dem Geschick entgegen. Die Genossenschaften sind Kinder der Not, entstanden in der Verteidigung gegen den übermächtig herandrängenden Kapitalismus. Sie haben sich das Feld ihrer Tätigkeit

nicht suchen können, sondern sie wurden anwendbar überall da, wo die in jugendlicher Brutalität auftretende kapitalistische Wirtschaft als unerträglich empfunden wurde.

In England hatte die Groß-Industrie den Kleinbetrieb in jeder Form erdrückt. Die Fabrikarbeiter waren zunächst wehrlos gegen die Macht des Kapitals. Der Staat versagte sich nach der herrschenden Nachtwächtertheorie. Verschiedene Anläufe zur Abwehr schlugen fehl. Da schlossen sich 1844 in Rochdale 28 Flanellweber zum Betrieb eines gemeinsamen Ladens für Arbeiterbedarf — cooperative store —, Erbauung von Arbeiterhäusern, gemeinsamer Landnutzung und anderen, meist für unmöglich gehaltenen Zwecken zusammen. Grundsätze waren: Gleiches Stimmrecht aller Genossen ohne Rücksicht auf die Höhe der von ihnen beschafften Anteile, sofortige Barzahlung für entnommene Waren, Uebersverteilung nach Maßgabe des Warenbezuges, politische Neutralität. Das durch wöchentliche Pfennigbeiträge gesammelte Geschäftskapital der „redlichen Pioniere von Rochdale“ betrug 28 £. Schon 1850 waren es 3000.— £. Die Grundsätze waren richtig. Langsam setzten sie sich auch anderwärts durch. Dem Wucher in seinen geläufigsten Formen — Zinswucher und Lieferung minderwertiger Waren — wurden Schranken gesetzt. Die gemeinsame wirtschaftliche Arbeit rettete die Arbeiter vor stumpfer Unterwerfung unter eine Ausartung der freien Kapitalwirtschaft. Ein neuer Lehrbegriff entstand bei den gelernten Arbeitern, um den wir die Engländer noch heute beneiden. Nicht daß diese Entwicklung ausschließlich auf das Genossenschaftswesen zurückzuführen wäre, aber seinen Anteil daran hat es sicherlich.

Sing so in England das Genossenschaftswesen vom Verbrauch der Industrie-Arbeiter aus — Konsumgenossenschaft —, so waren es in Deutschland die Berufsstände der Handwerker und Bauern, die zum Zusammenschluß in genossenschaftlicher Form griffen, um sich gegen Entwicklungen zur Wehr zu setzen, die sie sonst überflutet hätten. Die Handwerker kämpften gegen die Groß-Industrie, die um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts allmählich an Macht gewann, die Bauern gegen den Wucher in jeglicher Form. Die Handwerker brauchten in erster Linie Koh- und Süßstoffe zu ihren Betrieben angepaßten Bedingungen, die Bauern verlangten nach Kredit, der dem langsamen Güterumschlag der Landwirtschaft entsprach — Bedürfnisse ganz verschiedener Art und doch durch die gleiche Rechtsform zu befriedigen.

Die handwerklichen Kleinmeister wurden seit 1849 von Schulze-Dehligsch zu Schuldner-Genossenschaften zusammengeschlossen, die auf Grund der unbeschränkten Saftpflcht jedes einzelnen Genossen Kredit erhielten. Sie sammelten durch geringe Einzahlung Vermögen und wurden so Sparkasse und Kapitalvermittler. Streng geschäftliche Grundsätze, bezahlte Organe, keine Wohltätigkeit, aber Eintrittsfreiheit für jeden Würdigen, Selbsthilfe, gegenseitige Überwachung und Verbürgung, kurzfristige

Kredite, das waren die Leitgedanken, nach denen der große Organisator den bedrohten Ständen aufzuhelfen sich unterfing. Er wollte „Associationen zum Gewerbebetrieb für gemeinschaftliche Rechnung“ hervorrufen. Die Konkurrenz des kleinen Mannes mit dem Kapital sollte dadurch ermöglicht werden, daß man dem Arbeiter das Kapital zugänglich machte. Die Tendenz der Anhäufung des Kapitals schließt den mittellosen Arbeiter immer mehr von der Einbürgerung in den „efflusiven Kreis“ der Kapitalisten aus. Durch die Association wird „die Arbeitskraft ganz großer Verbände“ zusammengefaßt. Die Association erleichtert dem Einzelnen die Beschaffung des Lebensunterhalts, der Rohstoffe, des Kredites und gibt im freiwilligen Zusammenschluß, von unten nach oben aufbauend, was der Sozialismus von oben her durch den Zwang der Gesetzgebung will: „Die Garantie einer lohnenden Tätigkeit für alle.“ Die Associationen mit der ganzen Fülle ihres Prinzips sind die „Innungen der Zukunft“ — diese Stellen aus dem Schulzeschen „Associationsbuch für deutsche Handwerker und Arbeiter“ aus dem Jahre 1853 sind überaus lehrreich. Für unseren Zusammenhang ist von besonderer Bedeutung die dem Verfasser in ihren Einzelheiten kaum ganz sympathische Reminiscenz an den gebundenen Aufbau des deutschen Handwerkes, im Mittelalter. — Der Erfolg hat die Grundgedanken Schulzes gerechtfertigt. Für die Denkart Schulzes ist seine Meinungsverschiedenheit mit Lassalle bezeichnend. Schulze wollte, von Konsum-Vereinen und Kredit-Genossenschaften ausgehend, zu Rohstoff- und Werk-Genossenschaften weiterschreiten, um es dann mit Produktiv-Genossenschaften zu versuchen, die auf eigenem Vermögen der Genossen ruhen sollten. Demgegenüber forderte der sozialistische Agitator Lassalle Staatskapital, in erster Linie für Produktiv-Genossenschaften, von dem Gedanken ausgehend, daß den Arbeitern nicht als Konsumenten, sondern nur als Produzenten geholfen werden könne. Zwischen beiden Auffassungen gab es keine Verständigung. Mit Lassalles Tod (1864) traten seine Gedanken einstweilen zurück. Man glaubte in sozialistischen Kreisen, allmählich feststellen zu können, daß der Kapitalismus von der Produzenten Seite her ohne gewaltsame Interventionen der Gesetzgebung unangreifbar sei. Schulzes Auffassungen fanden in dem Preussischen Genossenschaftsgesetz von 1867 eine dauernde Festlegung. Noch 1859 aber hatte man seinen Vereinstag in Dresden als staatsgefährlich verboten. Für die städtischen Kredit-Genossenschaften — Vorschuß-Vereine — sind die Ansichten Schulzes maßgebend geblieben. Man hat dauernd jede Art der Staatsunterstützung abgelehnt und ist dann folgerichtig mit seiner Kreditwirtschaft ein Teil einer Berliner D-Bank geworden. Auf anderen Gebieten, besonders dem der Konsumvereine, sind mit der Zeit andere Auffassungen vorherrschend geworden. Darüber später.

Die Genossenschaften Schulzescher Organisation waren jahrelang im „Allgemeinen Verband der auf Selbsthilfe beruhenden Erwerbs- und

Wirtschaftsgenossenschaften e. V." vereinigt, der im Jahre 1920 seine Firma in „Deutscher Genossenschafts-Verband“ geändert hat, nachdem er sich mit dem „Hauptverband deutscher gewerblicher Genossenschaften e. V.“ verschmolzen hatte. Die Verbandsklassen des Hauptverbandes arbeiten mit der Preussischen Zentral-Genossenschaftsklasse, die Kreditgenossenschaften des alten Allgemeinen Verbandes arbeiten mit der Genossenschafts-Abteilung der Dresdner Bank. Es handelt sich um etwa 3800 Genossenschaften, von denen ungefähr 1400 Kredit-Genossenschaften, 2000 Warengenossenschaften der Gewerbetreibenden und Händler und 250 Baugenossenschaften sind. Der Rest ist zersplittert.

Arbeitete Schulze vornehmlich für die städtischen Gewerbetreibenden durch eine damals unerhörte Erziehung zu geschäftlicher Ehrlichkeit und „Rechenhaftigkeit“, so wollte Kaiffeisen — gestorben 1888 —, der 1849 zu Flammersfeld einen Hilfsverein für unbemittelte Landwirte mit einer Sparkasse für „Gesinde, Gesellen und geringere Landleute“ gegründet hatte, nur den Bauern dienen. Nach einigen Schwankungen kam er auf sein noch heute bewährtes Organisationsprinzip: Keine Einlagen oder Eintrittsgelder, also auch keine Gewinnausschüttung. Gewinne nur für die Bildung eines Vereinsvermögens, engster Tätigkeitsbezirk — Kirchspiel —, unbeschränkte Haftpflicht, längere Kredite, wie der Landwirt sie braucht, ehrenamtliche Verwaltung, Besoldung nur für den Rechner. Wie diese der Art und dem Bedarf der Bauern meisterhaft angepaßten Dorfbanken — Spar- und Darlehnskassenvereine — sich ganz langsam entwickelt haben (bei Kaiffeisens Tode bestanden erst 400), wie sie sehr bald zu einer höheren Einheit zwecks Ausgleich von Geldüberschuß und -bedarf zusammengefaßt wurden, die sich, allen Schwierigkeiten und unleugbar gemachten Organisationsfehlern zum Trost, zu erhalten und zu erweitern gewußt hat, das zu schildern, verbietet sich hier von selbst. Betont muß aber werden, daß der berufsständische Gedanke im solidarischen Zusammenschluß unter der Fahne des „Vater Kaiffeisen“ und im Zeichen der „Mutter Neuwied“ sich über alle Erwartungen hinaus glänzend bewährt hat. Noch heute geht von dem Namen Kaiffeisen eine fast mythische Gewalt aus, die alle Genossen immer wieder gefangen nimmt. Ein „Kaiffeisen-Mann“ ist noch heute ein Begriff, der verpflichtet.

Der Generalverband der deutschen Kaiffeisengenossenschaften e. V. umfaßt über 8000 Mitglieder, wovon 15 Verbände, die deutsche Kaiffeisenbank a. G. in Berlin, eine Reihe von Zentral-Waren-Anstalten, über 5600 Spar- und Darlehnskassen-Vereine — Kaiffeisenvereine —, an 2600 ländliche Betriebsgenossenschaften und was der Organisationen mehr sind.

Alles, was von Kaiffeisen und seinem Werk hier mitzuteilen war, gilt in hervorragendem Maße auch von den sogenannten „Offenbacher Genossenschaften“ des Geheimrats Saas in Darmstadt. Auch er hat seine

Bauern in langsam aufklärender Arbeit vom Druck der Wucherer und Zwischenhändler befreit und ihnen im Absatz ihrer Erzeugnisse und im Bezuge ihres Bedarfes die gebührende Stellung verschafft. Auch er hat, wengleich die ethischen Gesichtspunkte nicht so oft betont wurden, wie von Raiffeisen, ein Erziehungswerk höchsten Ranges vollbracht, für das ihm die deutsche Landwirtschaft unauslöschlichen Dank schuldet. Saas ging in den oberen Organisationen andere Wege als Raiffeisen. Er hielt auf Zusammenfassung nach Ländern und Provinzen, also auf Dezentralisation, auf Trennung des Geldgeschäftes vom Warengeschäft, und fand so leichter den Anschluß an die 1895 gegründete Preussische Zentral-Genossenschaftskasse, die als oberstes Kredit- und Geldausgleichs-Institut der Genossenschaften in Preußen gesetzlich nur mit provinziellen Geldausgleichsstellen arbeiten durfte.

Die Genossenschaften des „Offenbacher Systems“ sind im Reichsverband der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften e. V. zusammengefaßt, der etwa 25 Zentralkassen und 25 000 Mitgliedgenossenschaften, wovon über 12 000 Spar- und Darlehenskassen sind, umfaßt. Die Erkenntnis, daß die Kreditbedürfnisse des mittleren und größeren Grundbesitzes besondere Organisationen verlangen, hat zur Gründung von Banken in Form von Gesellschaften mit beschränkter Haftung oder Aktiengesellschaften geführt. Ebenso sind für das Warengeschäft neben den landwirtschaftlichen Hauptgenossenschaften in einzelnen Landesteilen besondere Gesellschaften entstanden.

Neben diesen großen Organisationen für die Produzenten in Stadt und Land stehen die im Zentralverband deutscher Konsumvereine in Hamburg zusammengefaßten, den freien Gewerkschaften verwandten Vereine zur Beschaffung guter Waren zu billigen Preisen. Sie fassen die Kaufkraft ihrer Mitglieder nach Art der „Pioniere von Rochdale“ zusammen, halten auf Barzahlung und vermeiden sehr geschickt die immer bedenkliche Vermischung von Politik und Geschäft, obwohl sie in der Zusammensetzung ihrer Genossenschaften sich fast ausschließlich auf die sozialistischen Industrie-Arbeitermassen stützen. Sie wollen an die Stelle einer nach Profit strebenden Organisation für den Markt im Laufe der Zeit eine gemeinwirtschaftliche Bedarfsdeckungswirtschaft und die Produktion für den organisierten Konsum setzen. Sie wissen, daß das noch sehr lange dauern kann, aber sie sind sehr vorsichtig und geschäftserfahren, gehen Schritt für Schritt in der Ausdehnung der Eigenproduktion vor, haben eine Großeinkaufsgesellschaft, eine Verlagsanstalt, eine Volksversicherung und sind oft in der glücklichen Lage gewesen, finanziell weniger abhängig zu sein, als andere Gebilde. Sie wissen, daß sie mit ihren Gedanken an die ältesten Formulierungen der „Pioniere von Rochdale“ anknüpfen, die schon 1844 sich vornahmen, „die Produktions-, Handels-, Erziehungs- und Regierungs-Verhältnisse zu ordnen“, und die Errichtung einer sich selbst verwaltenden Kolonie in Angriff

zu nehmen, also ein Genossenschaftsstaat im Staate! Ihr Führer, Heinrich Kaufmann, hat gewiß recht, wenn er meint, solche Pläne seien für die sonst so praktischen Engländer damals etwas träumerisch gewesen. Aber der Traum ist in England zum großen Teil Wahrheit geworden. Das englische Konsumvereinswesen ist noch heute das Vorbild für die Hamburger Organisation, zu der 1300 Konsumgenossenschaften mit einer Mitgliederzahl von nahezu vier Millionen gehören. Neben dem Hamburger Zentralverband besteht noch der Reichsverband deutscher Konsumvereine in Düsseldorf-Reisholz, dessen Gründung von den christlichen Gewerkschaften ausging.

3

Die Frage nach den letzten Zielen des Genossenschaftswesens und nach seinem Verhältnis zur Staatsgewalt ist nur theoretisch zu beantworten. Wirtschaftliche Entwicklungen gehen nicht reiflos auf, jede Strebung erzeugt ihren Widerstand selbst, und der endliche Ausgleich ist immer etwas, das niemand gewollt hat. Die Genossenschaften als Kinder der Not stoßen dauernd auf Widerstand in Staat und Gesellschaft. Der Staat wechselt seine Stellung ihnen gegenüber je nach dem augenblicklichen politischen Kurse, bald steuerlich und polizeilich bevorzugend, bald mit harten Strafen dazwischenfahrend, sobald er Übergriffe feststellen zu können glaubt. Die kapitalistisch arbeitenden „freien“ Erwerbsstände empfinden die Genossenschaften als lästigen Eindringling und Wettbewerber und vermerken jede Erleichterung, die sie sich irgendwie erwirken, mit lautem, durch eine gefügige Presse verstärktem Getöse. Recht oder Unrecht in diesem Streit festzulegen, ist nicht angängig. Die berühmte Frage, ob und wann eine Genossenschaft steuerpflichtige Gewinne abwirft oder nur eine steuerlich nicht erfassbare „Erübrigung“, die jedem Genossen nach Maßgabe seines Umsatzes zusteht, zu verzeichnen hat, greift zurück auf die letzten Grundfragen des Verhältnisses von Staat und Wirtschaft und wird in ihrer Entscheidung von den jeweils herrschenden Auffassungen dieser Dinge abhängen.

Wie Schulze-Delitzsch 1859 von der Sächsischen Regierung behandelt wurde, ist schon erwähnt. Als 1867 im Preussischen Herrenhaus beantragt wurde, die Regierung möchte zur Vermittelung des Geschäftsbetriebes der Genossenschaften eine Zentralkasse einrichten und mit einem Betriebsfonds von zwei Millionen Talern dotieren, bezeichnete man von rechts her den Antrag als „kommunistisch“. Er wurde dann auch abgelehnt. Erst 1895 kam es zur Gründung der Preussischen Zentral-Genossenschaftskasse — kurz Preussenkasse genannt — als Zentralanstalt zur Förderung des genossenschaftlichen Personalkredites, die den genossenschaftlichen Verbänden den Zutritt zum offenen Geldmarkt erschließen und ihnen so das leisten sollte, was die Großbanken gegenüber Handel und Industrie seit langem erfüllten. Die Eigenart des Haftsummenkredites machte es unmöglich, Reichsbank oder Seehandlung für die Aufgabe heranzuziehen. Es

bedurfte des ergänzenden Eintretens des Staates neben die Kräfte der Selbsthilfe. Diese Überlegungen waren richtig. Die Preußenklasse hat mit glänzendem Erfolg dreißig Jahre gearbeitet. Es ist ihr gelungen, die vielen gegen sie stehenden Vorurteile allmählich zu beseitigen und, was noch wichtiger ist, unberechtigte Ansprüche abzulehnen. Man hat mit Recht gefragt, was wäre aus Landwirtschaft und Handwerk geworden, wenn die Genossenschaften nicht beständen? Mit demselben Recht muß man fragen, was hätten die Genossenschaften gemacht, wenn sie der Preußenklasse hätten entbehren müssen?

Wer das Genossenschaftswesen als das unentbehrliche Gegenpiel der kapitalistischen Wirtschaft ansieht, wer weiß, daß der Kapitalismus, so wie er heute noch ist, auf unabsehbare Zeit nicht zu entbehren sein wird, der muß sich über jeden Fortschritt, den das Genossenschaftswesen erreicht, freuen. Denn jeder dieser Fortschritte ist freies Land, erkämpft für lebendige Menschen, die mindestens einen Teil ihres Schicksals in die Hand genommen haben, erkämpft durch eine Organisationsform, die das persönliche Moment voranstellt und so den Druck des Sachkapitals erleichtert.

4

Wie verhält sich nun der Genossenschaftsgedanke zu dem berufsständischen, der Pflicht- und Leistungsgemeinschaften schaffen will, um korporatives Ehr- und Verantwortlichkeitsgefühl da neu zu bilden, wo die mechanisierte Wirtschaft es sterben ließ, und der es unternimmt, die Kapitalgesichtspunkte auch in ihren Einzelheiten dem Staat unterzuordnen, ebenso wie die kommunale Selbstverwaltung den staatlichen Bestrebungen wohl gleichläuft, nie aber entgegen sein darf? Zur Beantwortung ist darauf hinzuweisen, daß der Genossenschaftsgedanke ein Organisationsprinzip zur Erhaltung selbständiger Unternehmungen durch Zusammenfassung darstellt. Dient dieses Organisationsprinzip bestehenden Berufsständen und fördert es ihre Selbstbehauptung, so ist klar, daß es den Gedanken eines berufsständischen Aufbaues in Staat und Wirtschaft tragen und erweitern muß. Dies gilt in erster Linie von dem Stand der Landwirte, soweit er sich wesentlich durch das Genossenschaftswesen hat halten können. Für die kleineren und mittleren Landwirte ist in der Tat die Genossenschaftsorganisation die Berufsvertretung geworden, weil sie ohne den durch sie gewährleisteten Zusammenschluß nicht mehr beständen. Für die Großen liegt es etwas anders. Doch gleicht sich dieser Unterschied durch die steigende Erkenntnis der Gemeinsamkeit aller landwirtschaftlichen Belange gerade in letzter Zeit überraschend schnell aus; eine Ausgleichung, die durch neue Bankorganisationen, die vorzugsweise dem großen Kredit dienen, erleichtert wird. Ähnlich steht es mit dem Handwerk, das ohne eine, seinen besonderen Bedürfnissen im Rohstoffbezug und Betriebskredit angepasste Organisation wohl auch zum Erliegen gekommen wäre.

Bei allem darf keine Rede davon sein, daß eine berufsständisch geteilte Genossenschaftsorganisation Berufe stützt, die, vom Ganzen der Volkswirtschaft aus gesehen, unerwünscht und minder leistungsfähig wären. Ein naheliegendes Beispiel mag das erhärten: Ein Handwerk, wie das der Friseure, kann seiner Art nach nur im einzelnen, durch sachkundige, gehörig vorgebildete Unternehmer betrieben werden. Doch ist es möglich, daß eine Kapitalgesellschaft eine Reihe von Friseurstuben mietet, besonders gutes Inventar beschafft und die Kunden von ihren, vielleicht durch eine Umsatzprovision oder sonstwie angeeiferten Angestellten bedienen läßt. Dann wären die selbständigen Handwerker erledigt. Arbeiter und von ihren Produktionswerkzeugen getrennte Beamte wären an ihre Stelle getreten; alles übrige — der solidarische Haß gegen die Arbeit, das Streben nach Höchstlöhnen und Mindestleistungen — kurz alles, was die Verhezung unserer Arbeiterbewegung leistet, würde folgen. Gelingt es nun einer Friseurgenossenschaft, wirtschaftlich durch Zusammenfassung der Kleinmeister das Gleiche oder Besseres als die Kapitalgesellschaft zu leisten, so wird die Bedeutung des Genossenschaftsprinzips für die Schaffung des berufsständischen Zusammenhalts widerspruchlos klar. Denkt man an höherstehende Handwerke, so liegen die Dinge noch einfacher.

Ist hier das an sich neutrale Genossenschaftsprinzip eine Stütze berufsständischen Zusammenschlusses, so bietet sich bei den Konsumgenossenschaften ein anderes Bild. Sie gehen vom Verbraucher, also von „allen“ aus. Sie wollen diesen „allen“ die Verbrauchsgüter verbilligen durch gemeinsamen Einkauf und später auch durch gemeinsame Erzeugung. Sie betrachten als ihr letztes Ziel die Umstellung der kapitalistischen auf Profit gestellten und für den Markt arbeitenden Produktion in die sozialistische der Bedarfsdeckung. Bis dahin aber — und das ist noch lange — ist ihnen jeder Berufsstand gleich lieb. Sie eifern gegen die Produzentengewirtschaft, sie kennen nur Konsumenten. Darum wird das Genossenschaftsprinzip bei ihnen nicht berufsständisch wirken können und wollen. Unsere deutschen Konsumgenossenschaften halten denn auch fest an der Neutralität, stellen in Abrede, Arbeiterorganisationen zu sein oder gar Klassenbelange zu vertreten. Sie stehen freundlich zu der politischen Vertretung der Industrie-Arbeiterchaft, die ihren Kern bildet, aber sie halten sich selbständig.

Nun darf man aber nicht aus dem Gegenteil folgern und sagen: Sind die Konsumgenossenschaften sozialistischer Denkart und nicht berufsständisch, so werden wohl die landwirtschaftlichen und Handwerks-Genossenschaften, weil sie berufsständisch sind, nur unter kapitalistischer Produktionsweise möglich sein. Der Schluß würde zu weit gehen. Oben ist ausdrücklich gesagt, die Genossenschaften sind die Antithese des Kapitalismus, aber ebenso ausdrücklich offen gelassen, was die Synthese ist.

Es wäre trostlos, zu glauben, der Gegensatz zwischen kapitalistischer und genossenschaftlicher Produktion sei den Dingen immanent, liege in ihrem

Wesen. Damit würde der Fortschritt menschlicher Produktions-Organisation geleugnet. Man kann solche Ansichten öfter hören. Sie werden auch von Leuten, denen es bei jeziger Wirtschaft besonders gut geht, bestaunt. Sie sind aber verkehrt, weil sie von einem Standpunkt ausgehen, der kaum mehr als einige Jahrzehnte überblickt. Wie es eine Produktion ohne Rücksicht auf die Kapitalrente gegeben hat, so wird es auch einmal eine Wirtschaftsorganisation geben, welche die privaten Gesichtspunkte der höchsten Rente mit der Rücksicht auf das Wohl der im Staat zusammengeschlossenen Volksgemeinschaft ausgleicht. Dann wird sich die Produktion als Dienerin der Gesamtheit fühlen. Man soll niemals, besonders aber nicht in wirtschaftlichen Dingen, den Propheten spielen. Soviel aber ist sicher: Das Volk, dessen Genossenschaftswesen am besten durchgebildet ist, hat den ersten Anspruch auf den Frieden zwischen Staat und Wirtschaft.

Franz Schürholz Die Berufsvorsorge- und -ausbildungsverhältnisse in der Industrie

Unter dem Gesichtspunkte der Beziehungen zwischen Staat und Wirtschaft

Berufsausbildung oder Allgemeinbildung ist das große Problem der nächsten Jahrzehnte für das deutsche Schulwesen. Es ist bekannt, daß diese Gegensätze bis in unsere höchsten Kulturinstitute (Universitäten) vorgedrungen sind. Wir sehen sie als kulturhistorische Erscheinung und sind nicht im Zweifel darüber, daß deutscher Geist sich der Umschlingung dieser, durch die schwere Belastung unserer materiellen Lebensbedingungen mitbedingten, partikularen Mächte entwinden wird.

Es führt uns zu anderen Bewertungen, wenn wir die Komponenten dieser Entwicklung betrachten. Hier stellt nun zunächst eine soziologische Forschung fest, daß die Leitung der Wissenschaft von dem Staat besonders auf den Wirtschaftsverband übergehe und übergegangen sei. Als Produktionsmittelverfüger und organisatorisch bürokratisch geleitete Arbeitnehmermasse beherrsche diese organisierte Wirtschaft unser Geistesleben als Mittel zum Zweck außerwissenschaftlicher, ökonomischer Interessenbefriedigung*.

* Honigsheim in Schelers: Versuche zu einer Soziologie des Wissens, S. 426ff. (Die Gegenwartskrise der Kulturinstitute in ihrer soziologischen Bedingtheit.) Es wird hier dargelegt, wie eine kirchliche Wissenschaft von einer staatlichen abgelöst worden ist, um heutigen Tages einer Wirtschaftsscholastik zu weichen.

Wenn es die Aufgabe der Soziologie ist, das Wesen der Beziehungen, in unserm Falle zwischen Wissenschaft, Staat und Wirtschaft zu klären, so erscheint uns dieses Forschungsergebnis nicht ausreichend — zumal die Fragestellung: „Berufs- oder Allgemeinbildung“ weit über das Streitgebiet ökonomisch zweckrational eingestellter „Produktionsmittelverfüger“ und „Arbeitnehmermassen“ hinausgreift —, um die Fülle der Erscheinungen zu deuten.

Die Arbeitsbeziehungen zwischen Staat und Unternehmertum

Eine recht klare Widerspiegelung des Streites der ökonomischen und pädagogischen Tendenzen wird derjenige finden, der sich noch der Auseinandersetzung innerhalb der Lehrerschaft anlässlich des Reichsarbeitsnachweisgesetzes vom Juli 1922 erinnert.

Den Umstand, daß die Berufsberatungsstellen und Berufsämter in die Verfassung der Arbeitsnachweisämter, also der Stellen mit den prädominierenden Wirtschaftsbedürfnissen eingebaut wurden, empfand man nicht selten als kaum tragbares Verzichtleist auf die gesamt menschlichen Erziehungsnotwendigkeiten zugunsten einer partikularen Wirtschaftsfunktion, als eine Ablösung des Erziehers durch den Wirtschaftsberater. Wie ist diese noch heute auch auf Nebengebieten weiterwirkende Auffassung zu erklären?

Man ist sich zunächst häufig nicht der Notwendigkeit bewusst, bezüglich der wirtschaftlichen und erzieherischen Aufgaben folgende Unterscheidung zu treffen und sich diese stets zu vergegenwärtigen: Die von der Wirtschaft ausgehenden Kräfte sind die primären. Aus ihren Produktionsbedürfnissen werden ganz bestimmte, durch soziale und pädagogische Gesichtspunkte nur sehr beschränkt modifizierbare Anforderungen an die sekundären Kräfte gestellt, d. h. an den Arbeitsmarkt oder die Gesamtheit all derjenigen Einrichtungen, die der Vermittlung der geeigneten, mannigfaltigsten, beruflich differenzierten Arbeitskräfte für die Wirtschaftsansforderungen dient. Wenn wir uns das bildlich vorstellen, so würden oben die einzelnen Produktionsstätten in der Wirtschaft ihren Bedarf an Arbeitern bestimmter Art kennlich machen, während von unten her sich die Bedarfsdeckung in Bewegung setzte, entweder auf dem unkontrollierten freien Markt oder bereits „vorfiltriert“ (nach der Terminologie eines Sachpsychologen!) durch den Arbeitsnachweis und besonders durch die öffentlichen Berufsämter. Bevor wir nun das Maß der nach außerwirtschaftlichen Gesichtspunkten noch möglichen Entscheidungen und Tätigkeiten der Berufsberatungsstellen umschreiben, wollen wir zunächst den näheren Aufgabenkreis dieser für die Arbeitsmarktpolitik im engeren und die deutsche Volkswirtschaft im weiteren Sinne bedeutsamen Einrichtungen kennzeichnen.

Ein Bedürfnis nach Berufszuleitung und -beratung hat sich bereits in einer weniger komplizierten, von nur wenigen Berufskategorien gekennzeichneten Wirtschaft gezeigt: „Die wenigsten haben sich ihre Stellung in der Welt ausgesucht. Geburt oder irgendein anderer Zufall entscheidet über ihren Stand; daher gibt es so manche schlechte Schuhmacher, Richter, Minister und Fürsten.“ (Friedr. d. Große an Voltaire.) Es begann die Auflösung der großen Hauptberufe in die vielen Spezialberufe. Von dem Schmiedeberuf (Waffen- und Hufschmied) zweigte sich der Wagenschmied, der Kunstschmied, der Silber- und Goldschmied, der Schlosser, der Bau- schlosser und Maschinenschlosser und hiervon der Mechaniker, von ihm wieder der Velomechaniker, Automechaniker u. a. ab. Aus dem Zentral- beruf des Zimmermanns machten die differenzierten wirtschaftlichen Be- dürfnisse den Bauschreiner, Möbelschreiner, Holzbildhauer, Drechfler, Beizer, Polier usw. Vergewärtigen wir uns, daß wir heute einige zehntausend spezialisierter Berufe haben; wie soll da selbst ein Sachkenner, z. B. ein Berufsschullehrer, auch nur die Hauptgruppen in ihren grundlegenden Berufsmerkmalen sachlich beherrschen! Wo erst bleibt der Arbeit- und Be- rufsuchende, besonders der aus der Schule eben Entlassene (jährlich unge- fähr $\frac{1}{2}$ Million) in diesem Labyrinth von ihm unaufgeschlossenen ge- werblichen Arbeits- und Berufsmöglichkeiten! Er kennt weder die Anfor- derungen der einzelnen Berufsarten, weiß nichts oder wenig über die Be- rufsstruktur und vermag natürlich nicht die Bewegungen des Arbeits- und Lehrstellenmarktes zu übersehen. Eine Fülle wirtschaftlicher und sozialer Aufgaben verlangt nach Lösung. Ihre Bewältigung geschieht (besser be- ginnt zu geschehen) durch ein systematisches Sichannehmen der Arbeit- suchenden und Berufsanzwärtler auf der einen und eine rationelle Bewirt- schaftung des Arbeitsmarktes unter wirtschaftlichen und berufspolitischen Gesichtspunkten auf der andern Seite zunächst durch die Berufsämter.

Eine organisierte Berufspolitik* wird von der Erkenntnis auszugehen haben, daß die großen Schwankungen des Arbeitsmarktes (Überfüllung sogenannter Modeberufe, daher hier Arbeitslosigkeit, Berufswechsel, Um- schulung und dort Mangel an Arbeitern, Lehrstellen und Nachwuchs), ab- gesehen von den unmittelbaren wirtschaftlichen Konjunktüreinflüssen, in starkem Maße einmal auf die Unkenntnis der Arbeitssuchenden selbst über die elementaren berufskundlichen Verhältnisse und weiterhin auf die man- gelhafte Regelung der Arbeiter- und Nachwuchszuführung für die einzel- nen Berufe zurückzuführen ist. Die erste Erscheinung erfordert arbeits- und

* Unter „Beruf“ in den modernen industriewirtschaftlichen Erwerbstätigkeiten können wir keine in dem Wortsinne des Berufsbegriffs liegende Berufsausübung sehen. Diese mit dem alten Wort verbundenen geistig-seelischen Inhalte liegen zum großen Teile längst hinter uns. Der Begriff „Arbeitsform“ würde die mecha- nischen Handtätigkeiten des Fabriklebens zwar besser treffen, doch nicht verstanden werden, auch für die vielen, noch vorhandenen, inhaltvolleren Berufskategorien wieder nicht ausreichen.

berufswissenschaftlich gebildete Berater; der zweite Grund macht volkswirtschaftliche Kenntnis vom Arbeitsmarkt und ein geordnetes Zusammenarbeiten zwischen Berufsamt, Arbeitsnachweis, wirtschaftlichen Einzelbetrieb, den Berufsorganisationen und Schule nötig. Es ist hier nebensächlich, ob überall nach solchen Zielen vorgegangen wird und mit den nötigen Mitteln gearbeitet werden kann; wichtig ist die Einsicht, daß eine systematische Berufsberatung, als Mittelstelle zwischen den im Anfang gekennzeichneten primären und sekundären Kräften, eine genaue Kenntnis der einzelnen Wirtschaftszweige und ihrer Arbeitsmarktbedürfnisse in Verbindung mit der Beherrschung der arbeits- und berufskundlichen Wissenschaft haben muß. Unter Arbeitswissenschaft verstehen wir die Lehre von den geistigen und körperlichen Anforderungen eines „Berufes“. Der Volkswirtschaftler, Arzt, Psychologe und Lehrer stellen somit die 4 Eckpfeiler jener Brücke dar, die dem Hin und Her der Forderungen aus der ökonomischen und sozialen Welt die Möglichkeit zu einem, dem gemeinen Besten dienenden Ausgleich bietet.

Wie die Schule sich nicht zumuten sollte, den 14jährigen jungen Menschen, der sich seiner Anlagen und Fähigkeiten unmöglich bewusst sein kann, zu einem bestimmten Entschluß für sein berufliches Leben zu bearbeiten, so sollte man bei den Berufsämtern im Interesse ihrer eigenen Arbeitsproduktivität nicht die Meinung großwerden lassen, Krisen auf dem Arbeitsmarkt (Arbeitslosigkeit oder Arbeitermangel in bestimmten Berufszweigen) ließen sich überall da beheben, wo gut arbeitende Beratungs- und Stellenvermittlungseinrichtungen bestehen. Wenn der preussische Erlaß vom 18. 3. 23. in erfreulicher Zielsezung den Berufsämtern nahelegt: „eine der volkswirtschaftlichen Lage entsprechende Verteilung der Arbeitskräfte zu erstreben“, so liegt hierin wohl eine nützliche Hinwendung auf die Mitgestaltungsmöglichkeiten eines künftigen, ausgeglicheneren Arbeitsmarktes. (In dem an Arbeitskräften heute nicht darbanden, mit Wohnungen aber sehr schlecht versehenen Deutschland wird man von einer Arbeitsmarkt„politik“ wohl erst in den Jahren eines Arbeitermangels, etwa für die Jahre 1928—32 sprechen können.) Auch erscheint es als nutzloses Bemühen innerhalb der ökonomisch zweckrationalen Arbeitsleistungen der Wirtschaft, die Ergebnisse etwa der psychotechnischen Eignungsprüfungen als Berechtigungsschein der Berufsämter gegenüber den Wirtschaftsbetrieben anzusehen: nunmehr auch die entsprechenden Arbeitsplätze und Lehrstellen zur Verfügung zu stellen. Auch der charakterologische Befund läßt im Durchschnitt gleichzeitig für mehrere Berufe Eignungsdeutungen zu. Bei dem fehlenden Stellenangebot könnten die „Allgemeinen Bestimmungen“ der Reichsarbeitsverwaltung (Reichsarbeitsblatt 1923, S. 304 ff., Schaffung von Ausbildungsgelegenheiten in Land- und Hauswirtschaft, Handwerk, Handel und Industrie) zusammen mit dem Ausbau der Bestimmungen über die produktive Erwerbslosenfürsorge willkomme-

nen Anlaß bieten, zugleich mit der Erbsaglehre und Anlernzeit eine Erfolgskontrolle dieser Prüfungen durch eigene Lehrwerkstätten für nicht untergekommene Lehrlinge und jugendliche Arbeiter auszustellen.

Die zur Förderung der Berufsberatung und Lehrstellenvermittlung berufenen Beiräte und Sachausschüsse („Allgemeine Bestimmungen“ I, 4, 3), wozu neben den Eltern, Schulen u. a. auch die Arbeitgeber und Arbeitnehmer in gleicher Zahl gehören, haben zwar durch die Verordnung keine Möglichkeit zu praktischer Verwaltungsarbeit in der Berufsberatungsarbeit erhalten, doch sollte ihre Funktion als Sachverständige — das gilt natürlich besonders für die Arbeitgeber- und Arbeitnehmervertreter — ausreichen, um gerade auf dem Gebiete der beruflichen Weiterbildung und Lehrmöglichkeiten die Verwaltungskreise zu neuen Wegen anzuregen. Der Geist in den Berufsämtern möge hierin keine Verbindung scheuen zu dem geöffneten Sinn der verwandten Organisationen in der Schweiz!, die durch ihr Verbandsorgan (Organ des Schweizerischen Verbandes für Berufsberatung und Lehrlingsfürsorge, Nr. 1, 1924) von den Berufsorganisationen meint, daß sie „in unserer Wirtschaftsdemokratie eine Rolle von wachsender Bedeutung zu spielen haben werden. Eine der bedeutungsvollsten Aufgaben wird sicherlich die Regelung und Förderung der Berufsausbildung sein. Hier gilt es, den Berufsverbänden Einfluß und Kompetenzen zu verschaffen. Sie sind berufen, mehr und mehr neben den politischen Organisationen mitzureden“.

Diese Gedanken sind ja nicht unbekannt. In unserem Lande sagt man, etwas müde geworden, „historisierende Ideologie“. Zu einem Teile gewiß nicht mit Unrecht. Nach der Zuweisung von „Kompetenzen“ hat man bekanntlich nicht immer nur dann gerufen, wenn man über die nötige Leistungsbefähigung verfügte. Dies ist die empfindliche Stelle. Auf dem von uns behandelten Gebiete geht es um die wirtschaftliche und zum Teil auch geistige Zukunft der deutschen Menschen und besonders unseres vollklichen Nachwuchses. Die Verordnung sagt daher, daß die Arbeit unparteiisch zu erfolgen habe und die Interessen eines besonderen Berufes allgemeinen wirtschaftlichen und sozialen Gesichtspunkten unterzuordnen seien. Nicht nur die sachliche, auch die menschlich-pädagogische Befähigung ist hier erforderlich. Bedeutet dies, daß die Idee einer Selbstverwaltung auf dem Gebiete der Berufsausbildung zunächst mehr eine Idee ist als die Möglichkeit einer realen Existenz? Diese Möglichkeit oder das Maß selbstverwaltender Bildungsbetätigung im beruflichen Leben wollen wir kurz näher betrachten, indem wir uns jetzt der Berufsbildung zuwenden, wie sie in den Hauptversorgungszentren, in der Großindustrie, bei den Arbeitgebern und Arbeitnehmern praktiziert wird.

Die Ausbildungsverhältnisse bei den Industrierwerken
 Als das Handwerk seine historische Aufgabe: den Sacharbeiternachwuchs auch für die Industrie zu liefern, im Laufe der wirtschaftlichen Entwicklung und der Spezialisierung der Berufe nicht mehr nachkommen konnte, begann in den Fabrikbetrieben die Sorge um die eigene Heranbildung des Industriearbeiternachwuchses. Die Folgen des Krieges und sozialpolitische Gesichtspunkte verstärkten diese Anstrengungen. Die guten Vorbilder lockten auch hier zur Nachahmung: alte Firmen der Maschinenbauindustrie begannen, leisteten hierin Vorbildliches, verpflichteten so andere indirekt zur Nachahmung, zogen immer mehr Betriebe zunächst der gleichen Branche, dann auch andere Zweige auf dieselbe Linie, so daß wir heute auf ein hochentwickeltes Ausbildungssystem für Industriearbeiter, besonders -lehr linge schauen können.

Die „Lehre“ der alten Handwerkerzünfte kennzeichnet auch heute noch die berufliche Ausbildung und ist trotz „Fordismus“ und Maschinenarbeit für den Arbeiter die Grundlage beruflichen Weiterkommens. Wie der Handwerkerlehrling in der Meisterwerkstatt seine praktische und in der Berufs- und Gewerbeschule seine theoretische Weiterbildung erfährt, hat auch das systematische Ausbildungswesen in der Industrie als Parallelen hierzu die Lehrwerkstätten und die Werkschulen geschaffen. Da meist die Lehrwerkstätten personell (einheitliche Leitung) und lokal an die Werkschulen angeschlossen sind, bietet sich hier eine erfreulich glückliche Verbindung zwischen Praxis und Theorie, zwischen werktätigem Schaffen, berufskundlicher Unterrichtung und geistigem Erfassen der Bildungsziele. In das Berufs- und Fachschulwesen ist mit der Werkschule eine neue, für die Zukunft bedeutungsvolle Schulform eingedrungen. Liegt es in der Natur der Berufs- und Fachschulen so labil und schmiegsam wie möglich zu sein, um den Veränderungen der Wirtschaft und damit der Berufsbedürfnisse Rechnung tragen zu können, so ist es erklärlich, daß die von dem unmittelbaren Wirtschaftsbetrieb, dem einzelnen Werk, errichtete und innerhalb der Werksabteilungen untergebrachte Werkschule diesen Anforderungen am besten genügt. Der Zug zur Spezialisierung verlangt immer mehr fachliche Sonderschulen. Mit den Sonderklassen für einzelne Industrierwerke an den staatlichen Berufsschulen (etwa die Binglehrgänge an der Nürnberger Gewerbeschule und die Werksonderklassen der Fa. Krupp an der Industrieschule in Essen) beginnt dieser Verselbständigungsprozeß, um mit der Errichtung eigener Werkschulen zu enden.

Der größere schulische Nuzgeffekt hat hauptsächlich folgende Gründe: Die gemischtberuflichen Schülerklassen der öffentlichen Berufsschule sind in der Werkschule zugunsten der nur auf das Werksinteresse gerichteten Berufsverhältnisse fortgefallen. Da die Unterrichtstätigkeit sich auf konkrete Unterrichtsziele (meist mit der praktischen Ausbildung in der Lehrwerkstatt parallellaufend und diese theoretisch intensivierend) konzentrieren

kann, ist der höhere Ergiebigkeitsgrad dieser Sonderschule gegenüber der auf allgemeine Berufsbedürfnisse eingestellten öffentlichen Schulform ohne weiteres gegeben. Weiterhin muß berücksichtigt werden, daß sowohl die reiche Lehrmittelbeschaffung durch die unmittelbare Verbindung mit den Produktionsstätten und die Hilfe durch Lehrkräfte aus den Betrieben selbst (Ingenieure, Abteilungsführer, Meister) ein wertvoller Vorzug ist. Hiermit steht eine soziale Nebenwirkung im Zusammenhang, die darin liegt, daß zunächst das Werk als organisatorischer Träger der Schule, auch durch die Lehrtätigkeit seiner Angestellten sich mit der Gesamtsphäre der Erziehung enger verbunden fühlt. (Der Praktiker möge nur an die Versäumnisstunden und die Beitragskostenfrage denken, die zu einem großen Teil auf den Mangel an Sinnbeziehung und direkter Sicht des Wertes der öffentlichen Berufsschulen zurückzuführen sind.) Sodann aber auch fühlen sich die Schüler durch die lebensnahe Beziehung mit den Aufgaben, Menschen und Dingen ihres künftigen Daseins, abgesehen von der erziehlischen Auftriebskraft, innerlich mit dem Werk verbunden und werden sich vermöge ihres Bildungsganges durch alle Stadien der Werksproduktion des größeren Sinnzusammenhangs des Werkes und des Lebens darin (ohne „Fabriklyrik“) bewußt. Der industrielle Großbetrieb wird hier als mächtigste Form der Vergesellschaftung besonders deutlich.

Wir sahen bereits, daß der Durchschnitt der Werkschullehrlinge bezüglich der beruflichen Sachfähigkeit „besser“ ist als der durchschnittliche Berufsschullehrling des gleichen Berufes. Es liegt das auch an der systematischen beruflichen Eignungsfeststellung. Da der Sacharbeiternachwuchs in der Industrie immer mehr als eine Existenzfrage betrachtet wird, ist es naheliegend, daß die Berufsauslese und Einstellung des jungen Arbeiternachwuchses vor allem unter dem Gesichtspunkte der Tauglichkeit für die betriebsberuflichen Anforderungen geschieht. Diesem Ziele dient auch die Apparatur der psychotechnischen Prüfstellen. Die durch sie ermöglichten Prüfverfahren für die Veranlagung der Anwärter für bestimmte praktische Berufe haben zweifellos den Vorzug gegenüber der vergangenen Methode der Berufszuweisung, daß dasehlen grundlegender, berufsnotwendiger Eigenschaften feststellbar ist. Man ist sich dabei wohl bewußt, daß der Spezialist keine psychologische Gesamtcharakteristik des Bewerbers geben kann und daß die Arbeitskunde „ein Komplex von Tatsachen und praktischen Problemen ist, die nur unter gleichzeitiger Verwendung von psychologischen, physiologischen, ethischen, wirtschaftlichen und technischen Fragestellungen „reiflos“ (von mir mit Anführungszeichen versehen D. V.) erledigt werden können“ (Lipmann).

Es findet sich hier und da der Einwand, daß die nach solchen Prinzipien arbeitenden „Erfassungsschulen“ (wie in Verkennung der Entwicklung noch vereinzelt die Werkschulen genannt werden) eine Auslese und Züchtung höchstbegabter Spezialisten erzielten mit all den Nachteilen der erschwerten

späteren Umschulung, der vereinseitigten Bildung* und der Unmöglichkeit der Unterbringung des „nur“ durchschnittlich Begabten. Dem ist zu sagen, daß die Praxis solch eindeutige Begriffskategorien auch auf diesem Gebiete nicht kennt: wirtschaftlich nicht, wegen des nicht selten zweifelhaften Wertes solcher Narspezialisten, und sozial nicht, weil auch hier die unmittelbar menschlichen Beziehungen sich nicht ausschalten lassen. Den Ausgleich zwischen den subjektiven Berufseignungen und den objektiven Berufsverhältnissen zu schaffen, wird, nach Maßgabe des überhaupt Möglichen, ebenso die vornehme Aufgabe der öffentlichen Berufsämter sein, wie die Sorge für die in ihren beruflichen Anlagen noch nicht Erkenntlichen und für bestimmte, lokal ausschlaggebende Berufe weniger Tauglichen.

Wir stehen jedoch hier, nach der Meinung einiger aus dem Schulleben kommenden Kritiker, an dem *locus minoris resistenciae* der Werkschulen. Man denkt hierbei an ein Bedürfnis der Werke, die berufliche Schulung der jungen Leute von den speziellen Arbeitsanforderungen des Betriebes bestimmen zu lassen. In diesem Geschäftscharakter der Werke zeige sich — so etwa sagt man — neben der Tendenz zu den bekannten, einzig für die Berufsstruktur des Werkes brauchbaren Einseitern, die Gefahr der Verwirtschafung der Jugenderziehung und -pflege. Was ist daran?

Zunächst haben die Werkschulen eine richtige Voraussetzung für ihre gesetzliche Anerkennung als Berufsschul„ersatz“ selbst zu schaffen. Sie sind gehalten, das Mindestmaß der den Jugendlichen zu vermittelnden allgemeinen und beruflichen Kenntnisse und Fertigkeiten zu bieten und an die Befähigung der Lehrpersonen die gleichen Anforderungen zu stellen wie die öffentlichen Schulen (für Preußen sind die Bestimmungen über Einrichtungen und Lehrpläne gewerblicher Fortbildungsschulen vom 1. 7. 1911 maßgebend**). Formell ist also die Gleichgerichtetheit auf einen beruflichen Bildungsstandard gesichert. Wir sahen überdies bereits, daß die Ausbildungsergebnisse der Werkschulen die Schulungsergebnisse der öffentlichen Berufsschulen 3. T. weit hinter sich zurücklassen. Der Sinn der „Berufsschule“ ist nun doch: dem jungen Menschen für die von ihm einge-

* Etwas anderes ist die Frage nach der eingeeigneten Beziehung gerade des höchstqualifizierten Arbeiters als Maschinenspezialist zu seiner Arbeit, zum Betriebe und zu seiner Umwelt. Die hier liegende sozialtechnische Aufgabe der Wirtschaft: „das Riesenwerk ihrer ersten Organisation zu durchseelen“, wird durch die Werkstattausbildungspläne Rosenstocks wohl am fruchtbarsten angefaßt. Soweit hingegen einige Theoretiker hierin zu Überspizungen neigen, sei auf die Korrekturmöglichkeiten aufmerksam gemacht, die in dem Ausbau der Werkschulen zu allgemeinen Arbeiterwerkschulen und den damit verbundenen allgemeinerwerblichen Schulungs- und Bildungsweiterungen liegen. Wir kommen im übrigen später, bei der Behandlung der Bildungsbestrebungen der Gewerkschaften, auf diese Erscheinung zurück. ** Das bevorstehende Berufsausbildungsgesetz bestimmt zudem, daß nicht mehr jedes Werk (wie jetzt) Lehrlinge ausbilden darf, sondern nur die von der öffentlichen Berufsvertretung (den drei großen Kammerorganisationen) als „Lehrbetriebe“ anerkannten Unternehmungen.

schlagene Arbeits- und Berufstätigkeit ein solches Küstzeug mitzugeben, das ihm in seinem Leben wirklich vorwärts hilft. Je gediegener die Spezialausbildung und je bestimmter sie auf eine betriebliche, d. h. wirtschaftliche Notwendigkeit gerichtet ist, desto vorteilhafter ist sie für die Berufslinie des jungen Mannes! Wer dem nicht beipflichtet, verschwendet seine Zeit mit der Verteidigung des nebelhaften, unnützen Begriffs einer „allgemeinen“ Berufsausbildung und müßte schon von den industriellen Werken verlangen, daß sie kostspielige Lehrwerkstätten unterhalten, deren Wertbarkeit den wirtschaftlichen Interessen zuwiderläuft.

Und noch eins: man sehe sich doch einmal einige der führenden Werkschulen an! Findet man etwa in den Schulleitungen auch nur etwas von diesem „Geschäfts“geist? Es ist umgekehrt geradezu erstaunlich, wie stark dort die Verpflichtung empfunden wird: neben der Schulung zu höchster beruflicher Fertigkeit einen lebens- und staatsbrauchbaren Mitbürger heranzubilden.

Mit der Steigerung des Arbeitstempos unserer technisierten Wirtschaft wird die Berufsschule für einen großen Teil unseres Volkswachstums die geeignete Stelle sein, wo auch der allgemeinen Pädagogik die sichersten Ansätze zu ihrem Wirken geboten werden können*.

Diese hohe Bedeutung des gewerblichen Schulwesens für die technisch-wirtschaftliche Entwicklung und das bürgerliche und staatliche Leben sollte nicht mehr verkannt werden. Die Werksschule, die den Gedanken der Arbeits- und Berufsschule am reinsten vertritt, marschiert hierbei — wie wir sehen — an der Spitze.

Zu den Werksschulen gehört nun das für bestimmte Wirtschaftsbedürfnisse zu formende „Material“, die Arbeiter. Es hat seinen Grund, daß von ihnen bisher mit keinem Wort gesprochen wurde.

Der innere und äußere Anteil der Arbeitergewerkschaften

a) Vorbemerkungen

Wenn wir den Anteil der Arbeitnehmerseite an der beruflichen Ausbildung der in der Industriegewirtschaft Stehenden aufzeigen sollen, denken wir also zunächst nicht an einzelne, wirklich oder lokal zusammengefaßte Arbeiter, sondern an die tragenden Grundlagen des Arbeitnehmersdaseins, die Gewerkschaften. Gerade hier ist es nicht unnütz, bereits Gesagtes** einmal zu wiederholen. Zwei Erkenntnisse seien dabei besonders betont:

Erstens. Die Arbeitnehmerverbände sind Zusammenschlüsse auf berufsgewerkschaftlicher Basis. Eine Schulung und Ausbildung zu erhöhter Berufs-

* Die wertvollen Bemühungen des badischen Staatspräsidenten Dr. Zellpach zur sozialpädagogischen Reform des Fachschulwesens laufen in dieser Richtung. ** In meinem Schriftchen über: „Die deutschen Gewerkschaften als staatliche und gesellschaftliche Existenzaufgaben“. M.-Glabbach 1924.

tüchtigkeit findet daher in den Fachgewerkschaften die stärkste, weil dauerhafteste Stütze. Alle, auch die beruflichen Bildungsbestrebungen werden in der Industriearbeiterschaft etwa von 20/100 aller Standesangehörigen vertreten und getragen, die hierdurch die Vorkämpfer jeder Arbeiterbildung sind. Dieser geringe (nur relativ!) Prozentsatz wird (abgesehen von einigen Außenseitern aus der „Schicht der Intellektuellen“) entweder von den Gewerkschaftsbeamten oder wenigstens von den durch Gewerkschaftsbetätigung beeinflussten und herausgehobenen Arbeitern gestellt.

Zweitens. Auch das Bildungswesen hatte bis vor kurzem, wie alle Gebiete gewerkschaftlicher Tätigkeit, reinen Kampfcharakter. Angefangen mit den gewerkschaftlichen Diskutierabenden über die gewerkschaftlichen Unterrichtskurse zu eigenen Schulen, war das Ziel: streitbare Führer heranzubilden („gewerkschaftliche Kriegsakademie“). Wo die eine Seite Produktionsaufgaben, das Wirtschaftliche, vom Standpunkt des Erzeugers und Produktionsmittelverfügers sah und sieht, blickt die andere Seite auf die Konsumnotwendigkeiten, das Soziale, vom Standpunkt des Verbrauchers, des „Ausgebeuteten“, des auf den Lohn, als einzige Erwerbsquelle Angewiesenen. Wo die Besitzer der Produktionsstätten werkspolitische und nationalwirtschaftliche Blickrichtungen hatten, glaubten die Verfänger über die Ware „Arbeitskraft“ den aus überbetrieblicher und internationaler Sphäre stärker beeinflussbaren Lohnanteil in diesen, außerhalb der Produktionsstätten liegenden Regionen besser berücksichtigt zu finden.

Hier liegen die elementaren Unterschiede in der Einstellung, die die Bildungswege des Bürgertums und die des Arbeiterstandes fast zusammenhanglos auseinanderlaufen lassen und auch für die Betrachtung unserer Frage von besonderer Bedeutung sind.

Lassen wir nun diese Besonderheiten von dem Tageslicht des wirklichen Lebens sichtbar machen. Wir werden so auch sehen, woher in jüngster Zeit neue, das Gemeinsame mehr betonende Kräfte gekommen sind.

b) Die Bildungsfrage auf der Arbeitnehmerseite

Noch der letzte Dresdener Gewerkschaftskongress fand für den gesellschafts-, staats- und kulturpolitischen Charakter der Bildungsbestrebungen bei den Arbeitern folgende Formel: „Die Gewerkschaften haben die Aufgabe, die Mitglieder mit Fragen des öffentlichen Lebens bekannt zu machen und ihnen Kenntnisse zu vermitteln, die geeignet sind, sie als Menschen zu heben und als kämpfende Arbeiter in ihren Kämpfen zu unterstützen.“ Wo liegen nun die konkreten Ziele?

Die von den Arbeiterverbänden geschaffenen Bildungseinrichtungen werden oft nur als Ausbildungsinstitutionen für tüchtigen Funktionärnachwuchs angesehen. Sicherlich ist ein Stamm gebildeter und geschulter Verbandssekretäre eine Existenznotwendigkeit für die Zentralorganisationen. Die Hauptfrage lautet jedoch: was will man mit diesem technischen

Hilfsmittel erreichen? Hierfür ist nichts mehr als ein Wort kennzeichnend, das man der ganzen Bewegung als leuchtendes Ziel gesetzt hat: „funktionelle Demokratie“, d. h. Überwindung der nur „politischen“ Demokratie durch das erfolgreiche Hinarbeiten auf die Mitbestimmung auch im gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Leben.

Mühsam, vielgestaltig, aber auch unbeirrt zielsicher wird dieser Weg zum „konstruktiven Sozialismus“ (Silferding) verfolgt. Betrachten wir, um für diese Sicht ein breiteres Untersuchungsfeld zu besitzen, die bestehenden Arbeiterbildungseinrichtungen. Entsprechend den besonderen Gewerkschaftsbedürfnissen (Gewerkschaftsgesinnung und Gemeinschaftsinn für Arbeiterpolitik muß hartnäckig erzeugt werden, Heranbildung eines Beamtenachwuchses, Verbindung zwischen Betriebsräten und Gewerkschaften, sowie Hebung des Niveaus einer Allgemeinbildung) ist folgende Gliederung in den Bildungsinhalten und -institutionen erkennbar: Die Betriebsräte- und Gewerkschaftsschulen sehen als ihr nächstliegendes Bildungsideal an: das große, zukunftsreiche Ziel der Arbeiter„bewegung“ aufzuzeigen. Dieser Zweckbestimmung aller Bildungsveranstaltungen dienen auch in systematischer Bearbeitung die gesamte Gewerkschaftspresse, die Fachzeitschriften und die politisch nahestehenden Tageszeitungen. Lassen wir hierzu auch die Veröffentlichungen einiger Gewerkschaftsschulen selbst reden.

Für den Unterrichtsabschnitt Oktober—Dezember 1924 sagt die Berliner Gewerkschaftsschule über ihr „Wesen und Wollen“ aus: wir wollen „den politisch denkenden Arbeiter und Angestellten erziehen, der zu seiner gesellschaftlichen Umwelt Stellung nimmt und handelnd in ihr wirkt“. Staats- und Gesellschaftswissenschaften enthielten deshalb die Aufgaben unserer Zeit.

Das Bildungsprogramm des A.D.G.B. in Cassel bestimmt: Die Gewerkschaften werden Organe einer demokratischen Produktionspolitik und die Umgestaltung der Wirtschaft sei ihre Aufgabe.

In einer diesjährigen Programmschrift des Arbeiterbildungsausschusses in Frankfurt a. M. heißt es: „unsere Bildungsarbeit muß aus dem Maschinenstürmer den Beherrscher des Fabrikssaales“ gestalten.

In diesen gewerkschaftlichen Rahmen sind die sich aus dem rechtlichen, wirtschaftlichen und sozialen Leben ergebenden Fragen als Unterrichtsstoff hineingelegt.

Der fast starre Organisationskörper der Zentralgewerkschaften beginnt jedoch, sich mit neuem Leben zu erfüllen. Die Erkenntnis wächst, daß auf dieser lokal-betrieblichen Stufe die eigentliche berufswirtschaftliche Ausbildung im Mittelpunkt der Lehrveranstaltungen zu stehen hat und hier nur ein erster Streifzug durch das Labyrinth der allgemeinen sozialökonomischen Probleme geboten werden kann. Wenngleich die großen Verbände aus organisationstechnischen Gründen bisher allzu leicht der Versuchung

unterlagen, das Werk, die konkrete Arbeitsstätte, als Ausgangspunkt der Durchdringung von unten her mit den Arbeiterproblemen zu betrachten — die großen, propagandistisch vorgetragenen Gedanken der „Bewegung“ zogen den einzelnen, im eintönigen Ablauf seines Berufslebens stehenden Arbeiter mächtig an — sehen wir heute nicht ohne Hoffnung einer rückläufigen Bewegung entgegen. Das durch die öffentliche Kritik geschärfte Gewissen und die am eigenen Leibe festgestellte Gefahr des überwiegenden Betriebsegoismus gegenüber dem Verbandsolidarismus lassen nunmehr auch von verbandsoffizieller Seite die eigentlichen Betriebsaufgaben in neuer Beleuchtung sichtbar werden*. Es ging eben nicht, daß man auf der einen Seite die Durchführung des Artikels 165 der Reichsverfassung (paritätische Wirtschaftskammern) und damit die „funktionelle Demokratie“ erstrebte, während auf der andern Seite nichts geschah, um für die „Förderung der Betriebszwecke“ die kenntnismäßigen Voraussetzungen zu schaffen.

Betrachtet man die Lehrgänge für Betriebsräte und Gewerkschaftsfunktionäre an der Universität Münster, in den gewerkschaftlichen Seminaren, in den Arbeiterbildungsheimen Tinz und Jena, die Studien in Verbindung mit den Kommunen an den Volkshochschulen, die vielen Betriebsräte- und Gewerkschaftskurse in den meisten Städten, so verbindet sich mit dem Staunen über das große, engmaschige Netz der von den organisierten Arbeitnehmern geschaffenen Einrichtungen zur Erweiterung ihres allgemeinen Wissens der Eindruck, daß auch die berufsbestimmte Bildung an Ansehen zugenommen hat.

Von den Spezialvorlesungen an den Universitäten geht die bildungsmäßige Überleitung zu den Standeschulen reinster Prägung: der staatlichen Fachschule in Düsseldorf (Wirtschaftsschule) und zur krönenden Spitze: der Akademie der Arbeit in Frankfurt a. M. Schon der Umstand, daß das preussische Handelsministerium die staatlichen Fachschulen für Wirtschaft und Verwaltung einrichtete und die Kosten des eigentlichen Schulbetriebes aus Staatsmitteln aufgebracht werden — während die Unterrichtsosten für die Schüler aus gewerkschaftlichen und kommunalen Mitteln gedeckt werden —, hat dieser höchsten Stufe in den Bildungseinrichtungen einen arbeitsproduktiven Charakter gesichert.

Und noch ein anderes Signum trägt diese letzte Stufe: auch sie dient der Arbeiterbildung, der Standesbildung, an erster Stelle natürlich der Standesleitung, den führenden Köpfen, denen die Verpflichtung zur Tiefenwirkung der dem „Stand“ gemäßen Bildung obliegt. In dem Lehrplan fin-

* Es findet sich hier die Meinung, daß man auch bei den Gewerkschaften, ähnlich wie bei den Konzernen der Produktion (Syndikaten) Naturgesetze nicht verewaltigen könne: die Gesunden könnten nicht leben, weil die Kranken nicht sterben dürfen. Hier läge der Zwang auch für die Zentralgewerkschaften, den werkspolitisch enger Verbundenen freieres Leben zu ermöglichen.

den wir Geschichte-, Natur-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, Vorlesungen über Geographie wie über Sozialrecht. Der verantwortliche Gewerkschaftsvertreter, der in schweren Situationen sichere Entscheidungen fällen, an dem durch das Betriebsrätegesetz erst begonnenen Gesetzbuch der Arbeit mitarbeiten, in der „funktionellen Demokratie“ über grundlegende Wirtschafts- und Staatsfragen urteilen und den wichtigen Führernachwuchs für die von ihm vertretenen großen Volksgruppen wiederum von sich aus beeinflussen soll, muß die ihm gebotenen Möglichkeiten zur tieferen Fundierung seines Wissens und Könnens ausschöpfen.

Gewerkschaftsarbeit wird so nicht als Arbeit für den Tag, sondern als geschichtliche Arbeit aufgefaßt. Wer könnte leugnen, daß viel Stückwerk in dem bisher Geleisteten trotzdem nicht durchaus notwendig war? Hiermit bejahen wir ausdrücklich den Tatbestand, daß auch die beruflich bestimmte Bildungsarbeit auf der Arbeitnehmerseite — auch wegen der Schichtung in ungelernete, angelernte und Sacharbeiter — unlöslich mit den allgemeinbildenden Bestrebungen verbunden ist.

Die Berechtigung zur Kritik liegt in diesem Rahmen auf einem anderen Gebiete, das im folgenden eingehender betrachtet werden soll. Sie liegt auf der untersten Stufe der eben besprochenen Bildungseinrichtungen, dort, wo die feste Grundlage aller Bildung, der Beruf, in seiner produktionswirtschaftlichen und sozialen Bedeutung oberflächlich übersehen, grob vernachlässigt und wegen der sich widersprechenden Klassenanschauungen unserer Gesellschaft unerkannt blieb.

c) Die beruflichen Ausbildungsverhältnisse auf der Arbeitnehmerseite

Eine der stärksten treibenden Kräfte zur beruflichen Ausbildung ist die Möglichkeit des beruflichen Weiterkommens und die größere Aussicht auf eine spätere Verfelbständigung. Dort, wo die handwerksmäßige Berufsstruktur noch vorherrschend ist, erscheint die Eigenbetätigung des Arbeiters auf dem beruflichen Bildungsgebiete am größten. Auch in unserem industriewirtschaftlich stutenden Leben sind die Bildungsunterschiede (der Art und dem Grade nach) zwischen den Berufen, wo alte, kultivierte Berufstraditionen deutliche Merkmale sind, und den Zweigen, die durch arbeitstechnische und menschenorganisatorische Zusammenfassungen den Charakter des Sammelberufes und der Nivellierung erhalten haben, mit Händen zu greifen. Nichts wirkt zwischen den Menschen differenzierender als der Lebensstil. Von überraschend großem Unterschied ist der Lebensstil zwischen einem gelernten Arbeiter, dem der Hauptinhalt seines beruflichen Wissens und Könnens die geistige und technische Beherrschung der zu bearbeitenden Formen bildet und dem ungelerten Industriearbeiter, dessen innerer habitus am charakteristischsten durch die komplexe Berufsbestimmung „Metallarbeiter“, „Fabrikarbeiter“ u. a. angedeutet wird.

Es ist in vielen Hinsichten bezeichnend, daß die Sorge um das berufliche Leben dieser Ungelernten hauptsächlich der Öffentlichkeit obliegt. Am bezeichnendsten ist es jedoch, daß die Bemühungen etwa des Staates und der Kommunen zur Hebung dieser Schichten durch Sonderschulen für Ungelernte („Arbeiter-schulen“) bei den Gewerkschaften kaum Interesse und keine positive Unterstützung finden*. Es bedarf bei den Arbeitervertretungen einer ernsteren Beschäftigung mit diesen Fragen, um die Möglichkeiten, die der Entwurf zu einem Berufsausbildungsgesetz hier bietet (Zulassung von „Ungelernten“ zur Gesellenprüfung u. a.) wirklich auszuschöpfen. Wir können hier zwar feststellen, daß der Fabrikarbeiterverband seit kurzem sich durch Veranstaltung von Sonderkursen um die Gewerkschaftsschulung sehr bemüht, doch ist die fatalistische Sinnnahme eines (doch nur scheinbar vorhandenen) unüberbrückbaren Gegensatzes zwischen Berufsarbeit und Bildungsbestrebung hier besonders zu Hause.

In erfreulichstem Gegensatz hierzu liegen die Verhältnisse bei anderen Verbänden, z. B. bei den alten Berufen des Metallgewerbes, bei den Holzarbeitern, den Buchdruckern, den Eisenbahnern, den Lokomotivführern, den kaufmännischen Handlungsgehilfen u. a. Wenn man etwa bei den Holzarbeitern steht (Deutscher Holzarbeiterverband), mit welcher Sorgfalt eigentlichs-te Berufspflege getrieben wird, daß man ein großes wissenschaftliches und historisches Werk über den Tischlerberuf schreiben läßt**, daß eine belehrende Zeitschrift für Lehrlinge gehalten wird und auch für die Geschmacksbildung der Berufsgenossen künstlerisch Wertvolles geleistet wird, dann wundert es nicht mehr (dasselbe gilt gesteigert für den Buchdruckerverband), daß die Berufskultur in diesen Gewerben in der von Arbeitgebern und Arbeitnehmern gemeinsam festgesetzten Ordnung für die Nachwuchsausbildung ihre Spitze finden kann. Was die Buchdrucker durch großzügige neue Einrichtungen und Bauten jetzt planen, haben die 4 Spitzenorganisationen der Eisenbahner (alle Richtungen sind vertreten) bereits seit 1920 durch Gründung des „Verbandes deutscher Eisenbahnschulen“ mit 52 selbständigen Schulen geschaffen: die Selbstverwaltung des beruflichen Bildungswesens. Erst durch diese Initiative der Gewerkschaften kam auch die Reichsbahnverwaltung dazu, sich überhaupt um das berufliche Bildungswesen der Eisenbahner zu kümmern; die Selbstverwaltung wurde sodann zum Autoritätsgedanken zurückgezogen. Auch die berufsgewerkschaftlichen Einrichtungen und Kurse des Deutschenationalen Handlungsgehilfenverbandes und der Lokomotivführer sind von wertvoller Eindringlichkeit und mit reichen standespolitischen Erfolgen belohnt. Die

* Es kann hier allerdings von dieser Seite eingewendet werden, daß die Klassifizierung der Ungelernten in diesen Schulen nach den Maßstäben der Volksschul-ergebnisse in Qualitäts-, Normal- und Hilfsleistungen auf die Notwendigkeiten des beruflichen Weiterkommens zu wenig Rücksicht nimmt. ** Von dem ein Arbeitgeberführer dieses Berufes aus dem Ruhrgebiet meint, daß es für die Unternehmenseite beschämend sei, nicht selbst solch eingehende Berufskunde produziert zu haben.

reiche Arbeit des christlichen Metallarbeiterverbandes in Duisburg durch Schriften und Vortragszyklen darf an dieser Stelle ebenfalls Erwähnung finden.

Liegen diese Vorbilder noch zum größten Teil auf den Grenzgebieten der industriellen Berufe, so braucht ihr erzieherischer Wert für die Weiterleitung der bereits in Bewegung gekommenen beruflichen Ausbildungsbedürfnisse trotz der Indifferenz einiger Gewerkschaften nicht unterschätzt werden. Obschon die amerikanischen Verhältnisse plötzlich bei uns überall beispielemäßig angeführt werden, sei es erlaubt, aus einem Bericht der „National Personnel Association“ von 1922 wiederzugeben, daß „zu keiner früheren Zeit von amerikanischen Lohnempfängern der Wert einer praktischen Ausbildung, die mehr oder weniger zu ihrem Beruf gehört, gleich gewürdigt worden sei, wie jetzt“*.

Es ist anzunehmen, daß das zunehmende Interesse der Arbeiterverbände an der beruflichen Ausbildung durch das neue Berufsausbildungsgesetz einen kräftigeren Stoß nach vorne erhalten wird. Auch darf angenommen werden, daß der vor kurzem vom Reichsverband der Deutschen Industrie, der Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände und dem Deutschen Ausschuss für Technisches Schulwesen gegründete „Arbeitsausschuss für Berufsausbildung“, schon wegen seines umfassenden Aufgabengebietes nicht ohne Anregung auf der Arbeitnehmerseite bleiben wird.

Zusammenfassung

Vergessen wir bei der Beurteilung der von den Arbeitern ausgehenden Bildungsbestrebungen nicht die geschichtlichen Hintergründe! Wenn das Bürgertum im Laufe des verfloffenen Jahrhunderts gegenüber den Mächten der alten Gesellschaft seine Standesansprüche anmeldete, so geschah das unter dem imponierenden Druck einer neuauftretenden Wirtschaft, eben der vom Bürgertum getragenen Industriegewirtschaft. Hinter der Front dieses vordringenden Standes boten die ausgezeichnet eingespielten und mit den Bedürfnissen mitgehenden Schulsysteme (von unten bis oben) immer neue Nachschubkräfte.

Das *movens* des Arbeiterstandes liegt nicht im Wirtschaftlichen, sondern im Gesellschaftlichen. Hierauf ist das Bildungswesen zugeschnitten, wenn gleich man nicht verkennen sollte, daß auch auf diesem Felde die Arbeiterschaft ihren historisch kontinuierlichen Beitrag noch zu liefern haben wird.

Über die gemachten Einwände hinaus haben wir keinen Anlaß und kein Bedürfnis, die standespolitischen Bestrebungen auf dem Gebiete der Arbeiterbildung nicht zu begrüßen. Weder den von dem Arbeiterstande „über-

* Eine Parallele hierzu ist vielleicht bei uns die sehr rege Beteiligung in den Übungswerkstätten einzelner Gewerbeschulen (offener Zeichenaal usw.), in denen gewisse manuelle Berufsfertigkeiten gelehrt werden. Wir sind jedoch gewohnt, hierin nur die ersten Ansätze einer Berufsbildung zu sehen.

nommenen“ bürgerlichen Intellektuellen, noch den aus der Arbeiterfamilie hervorgehenden „Werkstudenten“ halten wir für erfreuliche Erscheinungen. Der eine kommt bestenfalls aus wurzelloser Vergangenheit und findet in der Organisation seiner neuen Beheimatung keinen Inhalt zum Wurzelschlagen, der andere verläßt den Mutterboden seines Standes, entlebt seinem Herkommen und sieht, bei fortschreitender aber nie zu Ende gehender Entfremdung mit seiner Familie, Stand und geistigen Ursprungs- und Anlageelementen, das Land seiner neuen Wesensform in entrückter Ferne. Anders der Mensch, der durch das Lebensschicksal seines Standes durchgegangen, aus seiner inhaltlichen und formalen Berufsbildung die wahrhaft bildenden Elemente seiner inneren Geschlossenheit entwickelt, um aus dem in Standes- und Volksarbeit erlebten Gemeinschaftsgeist — ein Wort des Kultusministers Becker sei hier variiert — den wahrhaft gebildeten Menschen einer neuen Zeit wachsen zu lassen.

Heinrich Herrfahrdt Verwaltungsreform und berufsständische Bewegung

Wenn wir danach fragen, welche Bedeutung der berufsständische Gedanke für die künftige Gestaltung des Staates hat, so pflegen wir darin zunächst eine Verfassungsfrage zu sehen, eine Frage des Verhältnisses der Berufsstände zur zentralen Staatsgewalt. Neben diesem Zukunftsproblem steht aber heute eine andere, im alltäglichen Staatsleben schon brennend gewordene Frage, die des Verhältnisses der Berufsstände zu den Verwaltungsbehörden der verschiedenen Zweige und Stufen. Während die Weimarer Verfassung, wesentlich auf Parteidemokratie aufgebaut, berufsständischen Gedanken noch kaum Beachtung schenkt, können wir seit einer Reihe von Jahren, fast schon Jahrzehnten, beobachten, wie sich in der Verwaltung Vertreter der Berufsgruppen Einflußmöglichkeiten schaffen und wie sich feste Formen des Zusammenwirkens von Behörden und Berufen ausbilden.

Werfen wir zunächst einen Blick zurück auf die geschichtliche Entwicklung dieser Erscheinungen. Im Mittelalter wurde das ganze öffentliche Leben beherrscht von dem Ineingangreifen staatlicher Verwaltung mit dem eigenen Verwaltungsrecht der Stände. Dann wurden durch den Polizeistaat und weiterhin durch die Herrschaft des wirtschaftlichen Individualismus für einige Zeit alle öffentlichen Befugnisse und Aufgaben der Berufsstände beseitigt. Der Gedanke an mittelalterliche Ordnungen ist zwar inzwischen nie ganz verlorengegangen. In den Romantikern hat er weitergelebt. Aber die geschichtliche Entwicklung ging ihre eigenen Wege. Die Ur-

sachen der sich heute neu entfaltenden Bedeutung berufsständischer Bildungen liegen nicht in Anknüpfungen an die Vergangenheit, sondern sind ausgesprochen moderner Natur. Die fortschreitende Arbeitsteilung und die wachsende Komplizierung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse, die sich mit Mitteln der Bureaucratie nicht mehr bewältigen ließen, nötigten den Staat, sich der sachkundigen Mitwirkung der Wirtschaftler zu bedienen. Bei diesen wiederum regte sich das Bestreben, ihre Macht und Bedeutung dem Staat gegenüber zur Geltung zu bringen. Zunächst begann der Staat, etwa in dem Zeitraum von 1860—1900, mit einer Neubelebung des amtlichen Kammerwesens, der Handels-, Landwirtschafts- und Handwerkskammern. Bismarck war es vor allem, der sich persönlich für die Mitarbeit von Wirtschaftsvertretern im Staatsleben einsetzte. Sein Plan war damals, auf den Berufskammern der einzelnen Wirtschaftszweige Gewerbekammern als Vertretungen der Gesamtwirtschaft jeder Provinz aufzubauen, die ihrerseits wieder durch einen Reichsvolkswirtschaftsrat gekrönt werden sollten. Doch die Wirtschaft bot diesen Plänen des Staatsmannes nicht die erhoffte Stütze. Sie entwickelte gleichzeitig neben den amtlichen Kammern ihre freien Verbände, die fast ausnahmslos im Kampf gegen einzelne staatliche Maßnahmen entstanden — man denke an die Gründung des Bundes der Landwirte zum Schutze gegen die Zollpolitik Caprivis —, was wieder zur Folge hatte, daß der Staat sich ablehnend gegen sie verhielt. Sie selbst trachteten gar nicht nach Mitarbeit, sondern wollten ihre Macht auf dem Wege über die politischen Parteien in den Parlamenten zur Geltung bringen.

Erst der Weltkrieg brachte eine tiefe Wandlung. Alle wirtschaftlichen Güter und Arbeitskräfte mußten bis zum äußersten für den Krieg ausgenutzt werden. Dazu war ein enges Zusammenwirken des Staates mit allen im Wirtschaftsleben tätigen Kräften erforderlich. So wurden jetzt überall die freien wirtschaftlichen Verbände von den Behörden herangezogen, und zwar nicht bloß die der Unternehmer, sondern, vor allem seit dem Gesetz über den vaterländischen Hilfsdienst, auch die Gewerkschaften der Arbeiter. Es entstanden die Arbeiter- und Angestelltenausschüsse, die Vorläufer der späteren Betriebsräte, und die Schlichtungsausschüsse, beides Einrichtungen, die im öffentlichen Recht wurzelten, aber ihren Schwerpunkt in privaten wirtschaftlichen Vereinigungen hatten. Weitere neue Gelegenheiten zur Mitwirkung an öffentlich-rechtlichen Aufgaben fanden die Berufsvereine in den sogenannten Sozialisierungsgesetzen auf den Gebieten der Kohlen-, Kali- und Eisenwirtschaft und in dem nach Artikel 165 der Reichsverfassung eingerichteten vorläufigen Reichswirtschaftsrat. Im übrigen ist im Laufe des Krieges und der Nachkriegszeit auf fast allen Gebieten, in denen Verwaltungsbehörden wirtschaftliche oder soziale Angelegenheiten zu bearbeiten haben, eine Mitwirkung von Berufsvertretern teils durch gesetzliche Vorschrift, teils durch bloße Verwaltungsanordnung

geschaffen worden. Heute wird von den Vereinigungen der verschiedenen Berufe allgemein ein Recht auf Mitwirkung an allen öffentlichen Angelegenheiten, die ihren Interessentkreis berühren, geltend gemacht und seitens des Staates vielfach ausdrücklich oder stillschweigend anerkannt.

Versuchen wir, uns einen Überblick über die wichtigsten Einrichtungen zu verschaffen, die aus dieser Entwicklung entsprungen sind. Außer dem schon erwähnten Reichswirtschaftsrat und den gemeinwirtschaftlichen Organen der Kohlen-, Kali- u. Eisenwirtschaft, die bisher keine besondere Bedeutung erlangt haben, sind als wirtschaftspolitische Einrichtungen noch zu nennen die Außenhandelsstellen, die Preisprüfungsstellen und das Reichswirtschaftsgericht mit dem ihm angegliederten Kartellgericht, das letztere vor allem dazu bestimmt, gegen Kartellvereinbarungen einzuschreiten, die das Gemeinwohl gefährden.

Besonders stark entwickelt ist die Mitwirkung von Berufsvertretern auf arbeitsrechtlichem Gebiet. Hier haben wir die Schlichtungsausschüsse zur Schlichtung von Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmerverbänden, ferner die schon aus der Vorkriegszeit stammenden Gewerbe- und Kaufmannsgerichte zur Entscheidung von Streitigkeiten zwischen dem einzelnen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, und die von Gemeinden und Kreisen errichteten öffentlichen Arbeitsnachweise mit ihren Aufsichtsbehörden, den Landesarbeitsämtern. In der Hand dieser Stellen liegt jetzt auch das schwierige Gebiet der Erwerbslosenfürsorge. Auf einigen Spezialgebieten, in denen der Arbeiterschutz besonders wichtig ist, sind noch amtliche Kammern zur Wahrnehmung der Angelegenheiten der Arbeiter eingerichtet, so die Arbeitskammern für den Bergbau und die Sachausschüsse für Hausarbeit. Zu erwähnen ist endlich, daß die Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbände nach dem Arbeitszeitgesetz ein Recht auf Anhörung haben in Fällen, in denen vom Achtstundentag abgewichen werden soll.

Die verschiedenen Gebiete der Sozialversicherung sind schon seit ihrer Entstehung auf dem Gedanken der Selbstverwaltung der Beteiligten aufgebaut. Die Versicherungsträger, Krankenkassen, Berufsgenossenschaften der Unfallversicherung und Versicherungsanstalten der Invalidenversicherung sind Selbstverwaltungskörper der Versicherten und ihrer Arbeitgeber. Auch bei der Handhabung der staatlichen Aufsicht durch die Versicherungsämter ist die Mitwirkung der Beteiligten sichergestellt.

Noch auf vielen anderen Gebieten ist eine Beteiligung von Berufsvertretern an der Verwaltung gesetzlich vorgeschrieben, z. B. im Steuerwesen die Wahl von Beisitzern der Finanzgerichte durch amtliche Berufsvertretungen, im Verkehrswesen die Landeseisenbahnräte und Wasserstraßenbeiräte. Weit zahlreicher sind aber die Fälle, in denen ohne gesetzliche Vorschrift durch bloße Verwaltungsanordnung Berufsvertreter herangezogen werden. So bestehen bei den Ministerien ständige Beiräte verschiedenster Art; außerdem werden häufig für vorübergehende Zwecke, z. B. zur Vor-

bereitung einzelner Gesetze, Ausschüsse aus Vertretern der beteiligten Berufe gebildet. Am buntesten entfaltet aber hat sich in den letzten Jahren die öffentliche Mitarbeit von Berufsvertretern in der Kommunalverwaltung der Städte und Kreise. Schon während des Krieges wurden zur Lösung kriegswirtschaftlicher Aufgaben zahlreiche Ausschüsse, Beiräte und Deputationen gebildet. Nach dem Kriege haben sie sich zum Teil erhalten und sind durch neue vermehrt worden. Ihre Tätigkeit erstreckt sich gegenwärtig hauptsächlich auf Fragen des Arbeitsmarktes, der Wohlfahrtspflege, des Wohnungswesens, des Verkehrswesens und in Großstädten auch auf die Lebensmittelversorgung.

Was spielt sich nun in diesen verschiedenartigen Einrichtungen ab? Können wir in ihnen trotz ihrer Vielgestaltigkeit doch gemeinsame wesentliche Züge finden? Betrachten wir zunächst die Art ihres Zustandekommens und ihre Zusammensetzung. Während in älteren Einrichtungen, z. B. in den amtlichen Kammern und in der Sozialversicherung die Berufsvertreter unmittelbar durch die Beteiligten gewählt werden, ist es seit dem Kriege üblich geworden, daß die Vertreter von Verbänden vorgeschlagen oder entsandt werden. Hier ist deutlich eine allmähliche Verdrängung der atomistischen Auffassung, die in den Angehörigen einer Berufsgruppe nur einen zufälligen Haufen Einzelner sieht, durch eine mehr organische Betrachtung festzustellen, die die Berufsorganisationen als notwendige und natürliche Glieder der Gesellschaft ansieht. Noch nicht zum Abschluß gekommen ist dabei das Problem des Verhältnisses zwischen freien Verbänden und amtlichen Kammern. Teilweise finden wir noch die alte grundsätzliche Bevorzugung der amtlichen Kammern im behördlichen Verkehr, andererseits werden doch vielfach schon die freien Verbände auch seitens der Behörden als die eigentlichen Träger der lebendigen Kraft der einzelnen Berufszeige empfunden. Vorläufig ist eine gewisse natürliche Arbeitsteilung zwischen beiden Arten von Organisationen dadurch gegeben, daß z. B. die Handelskammern alle Zweige von Handel und Industrie innerhalb eines engeren räumlichen Gebiets zusammenfassen, während die freien Verbände fachlich abgegrenzte Gruppen über das ganze Reichsgebiet vereinigen.

Die politisch bedeutsamste Wandlung, die sich in der Mitarbeit von Berufsvertretern im letzten Jahrzehnt vollzogen hat, ist die grundsätzliche Heranziehung von Arbeitnehmervertretern neben denen der Unternehmer. Und zwar herrscht hierbei fast ausnahmslos das Prinzip der Parität, d. h. der zahlenmäßig gleichen Heranziehung von Arbeitgeber- und Arbeitnehmervertretern. Durchbrochen ist es meist in der Landwirtschaft, z. B. im vorläufigen Reichswirtschaftsrat, indem zu den eigentlichen Arbeitgebern und Arbeitnehmern noch der landwirtschaftliche Kleinbesitz als besondere Klasse hinzutritt. Als Vertretungen der Arbeitnehmer werden fast stets die Gewerkschaften herangezogen, nur ausnahmsweise die Betriebs-

räte. Die Gewerkschaften treten überhaupt in allen den genannten Einrichtungen besonders stark hervor, nicht nur in Vertretung von Arbeitnehmerinteressen, sondern darüber hinaus vielfach ganz allgemein als Repräsentanten der breiten Massen der Bevölkerung mit der Tendenz zur Konsumentenpolitik und zum sozialpolitischen und wohlfahrtspflegerischen Fortschritt.

Beachtenswert ist, daß vielfach angestrebt wird, die Entsendung von Arbeitgeber- und Arbeitnehmervertretern nicht getrennt, sondern gemeinsam erfolgen zu lassen, indem als Entsendungskörper die Arbeitsgemeinschaften der Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbände benutzt werden. Es liegt hierin eine Auswirkung berufsständischer Gedanken in dem Sinne, daß alle in einem Wirtschaftszweig Tätigen vom Unternehmer bis zum Handarbeiter als Angehörige eines Berufsstandes empfunden werden, ein Gedanke, der sich bei unserem, auf Klassengegensätzen aufgebauten Organisationswesen vorläufig nur durch Anknüpfung an den freilich noch sehr schwachen Ansatz der Arbeitsgemeinschaft praktisch verwerten läßt.

Weiter haben wir die Frage aufzuwerfen, wie sich in den verschiedenartigen Einrichtungen die Mitarbeit der Berufsvertreter gestaltet und auswirkt. In vielen Fällen handelt es sich um eine bloße begutachtende Stellungnahme zu behördlichen Plänen, wobei dann die Bedeutung der Mitwirkung lediglich in dem Gewicht der auf Sachkunde gestützten Gründe liegt. Aber ein starker Drang weist über diese rein beratende Mitwirkung hinaus zum Mitentscheiden und selbständigen Ausführen. Auch seitens der Behörden besteht vielfach der Wunsch, die Verantwortung für schwerwiegende Eingriffe in wirtschaftliche oder soziale Dinge auf ein Organ der Beteiligten abzurufen zu können. So lag z. B. der planwirtschaftlichen Selbstverwaltung der Kohle durch den Reichskohlenrat der Gedanke zugrunde, daß die schwierige Frage der Kohlenpreisfestsetzung durch eine Körperschaft mit zahlenmäßigem Gleichgewicht zwischen Kohlenbergbauunternehmern, Kohlenbergbauarbeitern und Kohlenverbrauchern eine gerechte „gemeinwirtschaftliche“ Lösung finden sollte, ohne daß es eines Eingriffs der Staatsgewalt bedurfte.

Eine befriedigende Erfüllung hat der Wunsch nach entscheidender Mitwirkung der Berufsvertreter nur in denjenigen Fällen gefunden, wo sich zwei klare Fronten von Interessengruppen, z. B. Arbeitgeber und Arbeitnehmer, gegenüberstehen, wie es etwa in der Arbeitsgerichtsbarkeit, im Schlichtungswesen und in der Arbeitsvermittlung der Fall ist. Hier hat sich die typische Form herausgebildet, daß Vertreter beider Gruppen in gleicher Zahl unter einem unparteiischen Vorsitzenden die Entscheidung fällen.

Sehr viel größere Schwierigkeiten ergeben sich, wenn es sich nicht um Entscheidung zwischen zwei Parteien handelt, sondern wenn mehrere verschiedenartige Interessentkreise einander berühren, wie es etwa bei Fragen

der Steuerverteilung oder Lastenaufbringung der Fall ist. Hier ergibt sich vielfach, daß die Übertragung der Entscheidung an ein Kollegium, das sich aus Vertretern der verschiedenen Gruppen zusammensetzt, daran scheitert, daß über die zahlenmäßige Vertretung der einzelnen Gruppen keine Einigung zu erzielen ist. Daher bleibt in diesen Fällen die Mitwirkung der Berufsvertreter meist auf die bloße Beratung und Begutachtung beschränkt. So ist es z. B. mit der Stellung des vorläufigen Reichswirtschaftsrates. In ihm spielt der Mehrheitsbeschluß keine wesentliche Rolle. Herrscht Meinungsverschiedenheit zwischen den einzelnen Gruppen oder Abteilungen, so kann jeder Teil ein Sondergutachten abgeben. Nicht mit Unrecht wird dieser Zustand als sehr unbefriedigend und als Ursache des mangelnden Ansehens des Reichswirtschaftsrates empfunden, weil dann bei den entscheidenden Stellen, Reichstag oder Reichsregierung, weder das eine noch das andere Gutachten auf ein wesentliches Interesse rechnen kann, sondern neben unzähligen anderen Materialien verschwindet. Sehr beachtenswert ist es daher, daß in entsprechenden Einrichtungen der Kommunalverwaltung, in denen die Dinge formal ebenso liegen wie beim Reichswirtschaftsrat, die Ergebnisse erheblich besser sind. Hier kann man beobachten, daß es in Ausschüssen, in denen ebenfalls Vertreter der verschiedensten Berufs- und Interessengruppen vereinigt sind, unter geschickter Leitung häufig gelingt, alle Beteiligten auf einen gemeinsamen Vorschlag zu einigen, so daß bei allen das befriedigende Gefühl einer erspriesslichen Mitarbeit herrscht, auch wenn dem Ausschuss keinerlei formale Entscheidungsrechte zustehen. Die Ursache dieser günstigeren Ergebnisse in der Kommunalpolitik liegt offenbar darin, daß es sich hier um Aufgaben in engem, überschaubarem Rahmen handelt, daß die beteiligten Menschen sich meist aus ihrer Berufsarbeit persönlich kennen und daß bei der Beratung im kleinen Kreise sich leichter die Persönlichkeit, Sachkenntnis und Gewichtigkeit der Gründe durchsetzt.

Beachtenswert ist die bedeutsame Rolle, die in den meisten der genannten Einrichtungen die Person des unparteiischen Vorsitzenden spielt. Er ist entweder Beamter der Behörde oder eine ehrenamtlich tätige, angesehene Privatperson. Bisweilen, z. B. bei Schlichtungsausschüssen und Arbeitsnachweisen, wird seine Ernennung von der vorherigen Anhörung der beteiligten Berufsverbände abhängig gemacht, um zu gewährleisten, daß er das gemeinsame Vertrauen der verschiedenen Gruppen genießt. Die Gestalt des unparteiischen Vorsitzenden und der in ihm verkörperte schiedsrichterliche Gedanke ist eine für unser gegenwärtiges wirtschaftliches und soziales Leben besonders charakteristische Erscheinung. Neben der Durchschnittsgestalt desjenigen, der sich damit begnügt, im Wege gütlicher Einigung und allseitigen Nachgebens ein Kompromiß herbeizuführen, steht als seltenerer Idealtypus der schöpferisch gestaltende Schiedsrichter, der vermöge lebendiger Fühlung mit den Bedürfnissen und Daseinsbedingungen

gen aller Volkskreise imstande ist, im Widerstreit der Interessen selbst die Führung zu ergreifen und neue Wege zu weisen, die für alle Teile eine Förderung bedeuten.

Die Gesamtheit der Erfahrungen, die man mit der Mitarbeit von Berufsvertretern in der Verwaltung gemacht hat, läßt sich heute noch nicht auf eine allgemeine Formel bringen. Vielsach finden wir noch eine grundsätzliche Ablehnung jeder Heranziehung von Beiräten, Ausschüssen u. dgl., mit der Begründung, daß diese eine überflüssige Erschwerung der Verwaltungstätigkeit darstelle und daß heute diejenige Verwaltung die beste sei, die jede Diskussion über Sonderwünsche ablehne. Überwiegend gehen aber doch die Urteile dahin, daß wir in dem Zusammenwirken von Verwaltungsbehörden mit Berufsvertretern einen lebensvollen Ansatz zu etwas Neuem vor uns haben, das vorläufig allerdings noch nicht überall im richtigen Geist betrieben wird, das aber, wo es in der Hand geeigneter Persönlichkeiten liegt, ein bedeutungsvolles Gegengewicht gegen die Entartungen des Parteiwesens sein kann. Abgesehen davon, daß viele Angelegenheiten auf diese Weise sachlich zweckmäßiger erledigt werden, ist vor allem ein günstiger Einfluß auf Klassen- und Parteigegensätze zu bemerken, indem wirtschaftliche und soziale Fragen, die den Einzelnen unmittelbar berühren, der agitatorischen Ausbeutung entzogen werden. Die engeren Beziehungen, die zwischen Bevölkerung und Behörden durch die gemeinsame Tätigkeit hergestellt werden, bewirken, daß bei den Beamten das Verständnis für Lage und Bedürfnisse der verschiedenen Volkskreise gehoben wird und die Bevölkerung sich mit größerer Bereitwilligkeit auch mit harten Notwendigkeiten abfindet.

Viel wichtiger als diese guten Erfahrungen im einzelnen ist aber der in ihnen ruhende allgemeine Gedanke und der von ihnen gegebene Hinweis auf neue Möglichkeiten staatlicher Gestaltung. Wir haben in der Mitwirkung von Berufsvertretern am Staatsleben eine heute scheinbar neue Form der Volksvertretung vor uns. In Wahrheit liegt ihr eine alte, die ganze ältere deutsche Geschichte beherrschende Vorstellung des Verhältnisses von Staat und Volk zugrunde, die erst durch den modernen Parlamentarismus verwischt worden ist. Während der letztere den Sinn der Volksvertretung darin sieht, die Meinungen des Volkes über den Staat zum Ausdruck zu bringen, sollen durch die Berufsvertreter die einzelnen natürlichen Glieder des Volkes gegenüber dem Ganzen vertreten werden. Diesem verschiedenen Begriff der Volksvertretung entsprechen auch verschiedene, teilweise sogar entgegengesetzte natürliche Gestaltungsprinzipien. Während für die Erfassung der Volksmeinungen im Parlamentarismus das Mehrheitsprinzip die gegebene Grundlage ist, erweist sich im Verhältnis zwischen Berufs- und Interessengruppen die Entscheidung nach Stimmenmehrheit als ungangbar. Das Mehrheitsprinzip wird als innerlich berechtigt nur empfunden, wo der Streit ausschließlich um die

richtigen Wege zu einem als gemeinsam gedachten Ziel geht. Zwischen Volksgruppen mit verschiedenartigen Interessen, wie es die Berufsstände sind, würde die Entscheidung durch Abstimmung als Vergewaltigung des einen Volksteils durch den anderen erscheinen und dazu führen, daß die überstimmten Teile sich mit wirtschaftlichen Kampfmitteln (Generalstreik, Steuerboykott, Lebensmittellieferstreik) zur Wehr setzen. Zwischen Berufsgruppen gibt es nur zwei Möglichkeiten: die freiwillige Arbeitsgemeinschaft oder die Entscheidung durch eine übergeordnete unparteiische Macht. Es ist interessant, zu beobachten, wie dieses natürliche Gestaltungsprinzip der Berufsvertretung sich überall von selber durchsetzt, wo sich die Einrichtungen unmittelbar aus praktischen Aufgaben heraus, ohne Einfluß der Theorie, entwickelt haben, wie es in der Kommunalpolitik der Fall zu sein pflegt. Dagegen sind in den von der Theorie aufgebauten Körperschaften, wie Reichswirtschaftsrat und Reichskohlenrat, vielfach Verstöße hiergegen festzustellen, die aus dem Einfluß parlamentarischer Gedankengänge stammen.

In der Kommunalpolitik können wir also heute die gesündesten Ansätze für die Gestaltung der Beziehungen zwischen Berufsständen und Verwaltung feststellen. Natürlich kann auch hier das Ideal des organischen Zusammenwirkens noch nicht rein zur Auswirkung kommen, weil auf beiden Seiten, bei Behörden und Berufsorganisationen, vielfach die Voraussetzungen fehlen. Die Stellung der Behörde als unparteiisches Haupt, das die Volksglieder verbinden soll, ist getrübt, soweit sie von parteipolitischen Einflüssen abhängig ist. Und in den Berufsorganisationen wird das Gefühl, Glieder des Ganzen zu sein, beeinträchtigt durch die Tatsache, daß sie zunächst als Interessenverbände für den Wirtschaftskampf geschaffen waren. Aber im Zusammenwirken beider an öffentlichen Aufgaben können wir auch Ansätze zu einer Reinigung von diesen Fehlern beobachten. Im Beamten wird, auch wenn er durch seine Parteizugehörigkeit zunächst einer Interessengruppe nahesteht, das Gefühl für die Verantwortung gegenüber dem Ganzen geweckt, wenn er in einer praktischen Frage vor die Aufgabe gestellt ist, zusammen mit Vertretern der verschiedenen Gruppen als Unparteiischer zu einer Lösung zu gelangen. Es eröffnet sich hier die Möglichkeit, durch Auslese aus der Verwaltungspraxis heraus einen neuen Typus von Staatsmann und innerpolitischem Führer zu entwickeln, dessen Ansehen, im Gegensatz zu dem des einseitig auf eine Volksgruppe gestützten Parteimannes, auf dem gemeinsamen Vertrauen aller Volksglieder beruht. In den Berufsorganisationen aber kann die Mitwirkung an Staatsaufgaben dazu führen, daß sie sich über die Stufe bloßer Interessenverbände hinaus entwickeln zu wirklichen Berufsständen, die von dem Gefühl der Verantwortung ihrer Berufsarbeit gegenüber dem Volksganzen getragen werden.

Heinz Brauweiler / Berufsständische Verfassungsreform

I

Man sollte die Untersuchung der Verfassung eines Staates mit der Frage beginnen, ob der Staat „in guter“ oder „in schlechter Verfassung“ ist.

Ein Staat ist in guter Verfassung, wenn er die politischen und gesellschaftlichen Kräfte in ausgeglichener Zusammenordnung in sich vereinigt.

Und eine „Verfassung“ als die rechtliche Fixierung eines Verfassungszustandes ist gut, wenn sie erstens diese Zusammenordnung richtig wiedergibt und zweitens genügend Spielraum läßt, um die weitere Entwicklung des Zusammenspiels jener Kräfte ohne Schwierigkeit aufnehmen zu können. Beiden Forderungen genügte in hervorragender Weise z. B. die von Bismarck entworfene Verfassung des neuen deutschen Kaiserreichs.

Die meisten neueren Staatsverfassungen und vor allem deren „Glanzstück“, die Weimarer Verfassung, haben schwere Mängel. Sie berücksichtigen nur einen Teil der politischen und gesellschaftlichen Kräfte, deren Zusammenordnung den Staat ausmacht, indem sie grundsätzlich alle diejenigen ignorieren, welche zwischen der Zentralgewalt und dem Individuum stehen. Sie gehen weiter von dem Grundirrtum aus, daß das Wesen des Staates in der Gesetzgebungsgewalt bestehe, und regeln deshalb eigentlich nur das Zustandekommen der Gesetzgebung. Der nur aus einer bestimmten geschichtlichen Situation zu erklärende Katalog der „Menschenrechte“ wird daher ganz folgerichtig in der Weimarer Verfassung zu einem Gesetzgebungsprogramm umgestaltet. Wehrmacht und Staatsdienerschaft erscheinen nur als Objekt der Gesetzgebung; daß sie zugleich wichtigste politische Kräfte sind, wird in den „Verfassungen“ gänzlich vernachlässigt. Das Schlimmste aber ist, daß die neueren Verfassungsgesetze gar nicht darauf abzu sehen pflegen, die vorhandene Ordnung zu fixieren, sondern ein Bild konstruieren, wie man die Ordnung haben möchte. Die älteren Verfassungen, die entstanden sind als ein Friedensinstrument zur Beilegung politischer Kämpfe, waren ungleich wahrhafter und deshalb besser.

Die Weimarer Verfassung würde vielleicht eine ganz brauchbare Verfassung sein, wenn die vielen Voraussetzungen, die sie macht, Wirklichkeiten wären. Als da sind: daß der rechte Mann zum Reichspräsidenten gewählt wird, daß ein von seiner Verantwortung erfüllter Reichstag besteht, daß die Minister wirkliche Staatsmänner sind, daß die Beamtenschaft untadelig ist, daß die Parteien ganz und allein dem staatlichen Interesse hingegeben sind, daß jeder wahlberechtigte Staatsbürger das Beste für den Staat und das Gemeinwohl weiß und will, daß die Wirtschaft sich ihrer

Pflicht gegen Staat und Volk bewußt ist, daß die Presse die ehrliche und treue Sachwalterin des Gemeininteresses ist usw. usw. Wieviele dieser Voraussetzungen sind aber in Wahrheit erfüllt? Die Aufgabe des Verfassungsrechts besteht ganz vornehmlich darin, die Sicherheiten zu geben, daß der Staat nicht gefährdet wird. Welche solcher Sicherheiten wird in der Weimarer Verfassung gegeben? Genau besehen, nur eine einzige: die Bestimmung des Art. 48 über den Ausnahmezustand. Und es ist kein Zufall, daß diese Bestimmung so unbestimmt wie möglich gehalten ist und regelmäßig die ganze andere Verfassung ersetzen muß, wenn die Lage schwierig wird.

2

Die Weimarer Verfassung ist das letzte Erzeugnis jener Staatsauffassung, die in der französischen Aufklärung des 18. Jahrhunderts begründet wurde und durch das 19. Jahrhundert hindurch das Staatsdenken auch in Deutschland maßgebend bestimmt hat.

Von den Elementen dieser Staatsauffassung sind die Idee des Staatsvertrags und das Naturrecht längst preisgegeben. Umso stärker hat sich die andere Vorstellung behauptet, die das Kernstück des modernen demokratischen Gedankens ist, die Vorstellung von dem Normalstaatsbürger, von dem Normalindividuum. Man legt dem erdachten Verfassungszustand einen erdachten Normalstaatsbürger zugrunde. Dieser ist willig und fähig, das Staatswohl zu erkennen und ihm zu dienen, und das Staatsvolk besteht aus lauter solchen Normalstaatsbürgern. Es wird kein Unterschied erkannt zwischen dem politischen Menschen und dem von Natur unpolitischen Menschen, dem Durchschnittsbürger, der den Staat nur von unten her sieht und der gewiß kein Ideal, aber eben die Wirklichkeit ist. Es wird nicht gesehen, daß die Kassen- und Klassenunterschiede die erheblichste politische Bedeutung haben können. Die Zeit, in der die Vorstellung vom Normalstaatsbürger geboren wurde, kam mit diesem erdachten Normalstaatsbürger gut zurecht. Erst später traten jene Erscheinungen auf, die die Doktrin erschüttern mußten. Die Zeit der Aufklärung entschied, daß natürlich zunächst nur die Schicht der Gebildeten politische Rechte haben dürfe, daß aber mit der Verbreitung der Bildung auch die noch Ausgeschlossenen die gleiche Eignung erwerben würden und dann — erst dann — die gleichen Rechte erlangen sollten. Es war deshalb keine Inkonsequenz des Liberalismus, daß er das allgemeine gleiche Wahlrecht ablehnte. Mit der Durchführung des allgemeinen gleichen Wahlrechts wurde die Vorstellung von dem Normalstaatsbürger unmöglich, aber diese Unmöglichkeit wurde weder zugegeben noch praktisch anerkannt — die Weimarer Verfassung hat die Konstruktion des Normalstaatsbürgers bis in die letzten Möglichkeiten durchgeführt.

Es ist zu fragen, wie die Vorstellung vom Normalstaatsbürger von Männern, denen politische Urteilsfähigkeit nicht abgesprochen werden

kann, vertreten und zur Grundlage politischer Gestaltung gemacht werden konnte. Die Antwort ist, daß die mit dieser Vorstellung arbeitende politische Praxis mit den Erscheinungen der Wirklichkeit zunächst nicht in Widerspruch geriet. Es war die Zeit der autarken Wirtschaft, da jedes Volk von seinem Boden lebte, wirtschaftliche Abhängigkeit vom Auslande noch unbekannt war. Man hat mit Recht gesagt, daß ein Volk mit autarker Wirtschaft sich den Luxus eines jeden Verfassungsexperimentes leisten kann, daß die Demokratie eine durchaus mögliche Verfassungsform für Agrarstaaten ist. Noch andere günstige Voraussetzungen kamen hinzu. Das Recht und die Regierungsgewalt des Staates waren unbestritten, es war kein Zweifel daran, daß dem Herrschaftsapparat des Staates gehorcht werden müsse. Der Kampf der Demokratie ging darum, wer die Staatsgewalt besitzen solle, der Fürst oder das Volk. Daß diejenige Macht, die die Staatsgewalt besaß, sie souverän besaß und omnipotent ausnützen konnte, war nicht in Zweifel. Gegen die Fürstensouveränität erhob sich die Forderung der Volkssouveränität. Die französische Revolution hatte die Aufgabe, die Reste der Zwischengewalten des mittelalterlichen Verfassungssystems zu beseitigen. Die Aufgabe war nicht schwer, denn die allgemeine Meinung ging dahin, das Recht und die Nützlichkeit der Zwischengewalten im Staate zu bestreiten. So konnte Condorcet, der stärkste Staatsdenker der französischen Revolution, sagen, er habe aufgehört Monarchist zu sein und sei Republikaner geworden, weil er in einer Zeit lebe, in der es innerhalb des Staates keine mächtigen Gruppen und Klassen mehr gäbe; so lange diese associations puissantes bestanden, sei ein bewaffneter Despotismus nötig gewesen, um sie niederzuhalten, jetzt dagegen stehe der Einzelne, isoliert durch die allgemeine Gleichheit, der einheitlichen Gesamtheit gegenüber, und man brauche sehr wenig Machtmittel, um ihn zum Gehorsam zu zwingen.

Die Weimarer Verfassung wäre brauchbar, wenn die Voraussetzungen noch gegeben wären, unter denen die demokratische Staatsauffassung entstanden ist und das Verfassungsrecht der Staaten zu gestalten begann. Aber diese Voraussetzungen, die niemals ganz Wirklichkeit gewesen sind, sind heute das Gegenteil der Wirklichkeit.

Das allgemeine und gleiche Wahlrecht hat die Vorstellung des Normalstaatsbürgers unmöglich gemacht. Die politischen Rechte sind nicht mehr beschränkt auf eine auserwählte Schicht des Volkes, der politisches Denken und politische Besinnung vertraut waren. Der wirkliche Staatsbürger, der heute die politischen Rechte besitzt und Teilhaber der Volkssouveränität ist, ist weit entfernt von dem Normaltyp, dessen Vorhandensein allein die demokratische Verfassungsform rechtfertigen könnte. Die große Mehrheit derjenigen, deren Abstimmungskundgebung den Staatswillen bildet, hat weder das Wissen vom Staate, noch den Willen für den Staat. Die Organisation der Wählerschaft für die Bildung des Staatswillens, die Parteien,

gründen ihre Kraft auf dieses Nicht-Wissen und Nicht-Wollen der Wähler. Wenn an ihrer Spitze Männer stehen, die echte Staatsmänner sind, entbehren sie der Möglichkeit, die Gefolgschaft an ihren Willen zu binden. Entweder wenden sie sich an Bindungskräfte, die außerhalb des Staates liegen — religiöse Kräfte, ethische Kräfte, Interessenegoismus — oder sie sind gezwungen, die Masse zu betören.

Noch bedeutsamer ist, daß auch die tatsächlichen Voraussetzungen weggefallen sind, unter denen das demokratische Staatsbild möglich war. Die wirtschaftliche Entwicklung des letzten Jahrhunderts hat sie zerstört. Es verschwand die Autarkie der Wirtschaft — nicht die Industrie und nicht die Maschine haben sie beseitigt, sondern die Entwicklung des Verkehrs. Außenhandel hatte es auch vorher gegeben, aber in beschränktem Umfange und nicht so weit, daß die Basis des Staates dadurch bedroht wurde. Friedrich List sah die Notwendigkeit der Entwicklung einer starken Industrie, er sah noch nicht die Gefahr, die aus dieser Entwicklung für die Unabhängigkeit des Staates erwachsen konnte, er sah noch nicht die Entwicklung, die dahin führte, daß das deutsche Volk mit seinem Lebensbedarf auf einem doppelt so großen Erdräum faß als der Staat mit seinen Machtmitteln beherrschte. Es ist eine offene Frage, ob die Bevölkerungsvermehrung Deutschlands Folge oder Ursache der weitgedehnten Industrialisierung und weltwirtschaftlichen Verflechtung gewesen ist. Sicher aber ist, daß je mehr die Ernährungs- und Einkommensbedingungen der Bevölkerung weitere Räume in Anspruch nahmen, umso mehr auch die Aufgabe des Staates wuchs, die wirtschafts-, verkehrs- und sozialpolitische Entwicklung zu beaufsichtigen und zu beeinflussen, daß damit zugleich das Einflußgebiet staatlicher Verwaltung und die Notwendigkeit staatlicher Ordnungsgewalt und Machtanwendung wuchs. Und in gleichem Maße wie die Aufgabe und Verantwortung der Staatsgewalt sich erweiterte, mußte der Staat die Willkür demokratischer Inkompetenz und egoistischer Interessenrichtung einschränken und zurückdrängen. Richtiger gesprochen: hätte er sie zurückdrängen müssen, während der Zeitgeist gerade umgekehrt danach verlangte, dem Staatswillen jene Willkür als Herrscher zu setzen.

Vielleicht hätte der Staat sich diesem Drängen entziehen können, wenn er immer nur dem einzelnen Begehrlichen gegenübergestanden hätte. Aber die Wirtschaft organisierte sich in immer mächtiger werdenden Gruppen, und diese vermochten mit ganz anderer Wucht sich gegen den Staat aufzurichten, von ihm Vorteile heischend oder seine Herrschaftsgewalt bestreitend. Zum Teil bedienten sie sich des Werkzeugs der politischen Parteien, die ihre Anhängerschaft durch Versprechungen zugunsten wirtschaftlicher Interessen gewinnen mußten. Sie gingen auch direkt an die Regierungsstellen, denen mit der Zunahme ihrer Geschäfte die Übersicht über den Sachstand entglitt. Die Bürokratie gewöhnte sich daran, ihre Verantwortung auf Sachverständige abzuwälzen. Es rächte sich wohl auch, daß die Aus-

bildung der Beamten nicht mehr in Kameralwissenschaften geschah, in Wirtschaftswissenschaft für die Zwecke staatlicher Verwaltung, sondern in „Nationalökonomie“, die, gleich ob mit kapitalistischer oder mit kathekedersozialistischer Einstellung, von den Wünschen der Wirtschaft ausging und Forderungen an den Staat stellte. Die Parlamente gingen in jener Praxis, der die Bürokratie sich zuneigte, gerne mit, vereinigte sich doch in ihnen der Mangel an Sachverständnis mit dem Wunsche, bestimmten Interessentengruppen entgegenzukommen. Mehr und mehr wuchs so der Einfluss der Wirtschaft auf den Staat, mehr und mehr wurde es schier selbstverständlich, daß der Staat nur ein Hilfsorgan für die Wirtschaft sei. In der staatlichen Verwaltung schwand mehr und mehr das Bewußtsein, daß der Staat Herr über die Wirtschaft ist und daß seine Belange wichtiger sind als die egoistischen Wünsche der Wirtschaft.

Das alte System war schon ziemlich weit in dieser Entwicklung gekommen. Immer aber waren noch Widerstände vorhanden. Als Repräsentant der aus eigenem Recht bestehenden Staatsgewalt stand der Träger der Krone da, und im Beamtenstand und Richterstand war immer noch die Zahl der Männer bedeutend, die die Pflicht gegenüber dem Staat höher stellten und als ehrenvoller erachteten, als das Wohlwollen der Wirtschaft. Es ist bemerkenswert, daß die Beeinflussbarkeit des Beamtentums für wirtschaftliche Interessen am stärksten war in den Reichsämtern, die zugleich der parlamentarischen Beeinflussung sich am meisten zugänglich erwiesen. Jene Widerstände sind heute nicht mehr vorhanden. Ein Repräsentant der Staatshoheit aus eigenem Recht fehlt, die höhere Beamtenchaft, die immer mehr, wie sie vom Parlament abhängig wird, auch aus dem Parlamentarismus hervorgeht, kann teils, will teils einen Widerstand gegen die Auslieferung des Staates an die Wirtschaft nicht leisten. Die Staatsgewalt wurde Beuteobjekt, weshalb soll der Staatsdiener an der Beuteverteilung sich nicht beteiligen? Das Ergebnis ist: eine unabhängige, starke, in ihrem Herrschaftsapparat zuverlässige Staatsgewalt besteht nicht mehr. Die Organisationen der wirtschaftlichen Interessen haben sich als Gewalten innerhalb des Staates ausgerichtet und beherrschen den Staat, entweder als Zwischengewalten, die die Macht des Staates in der Richtung auf den Einzelnen brechen, oder als Mächte hinter den Kulissen, die den staatlichen Apparat nach mehr oder minder geheimen Säden lenken und die Funktionäre des Staates als ihre Angestellten betrachten, sie einsetzen, sie honorieren, ihnen Linie der Außen- und Innenpolitik vorschreiben.

Was bedeutet gegenüber der tatsächlichen Macht dieser wirtschaftlichen Kräfte, dieser Zwischengewalten im Staate, die Textierung der Weimarer Verfassung, in der von Zwischengewalten keine Rede ist, die weder Parteien noch mächtige Wirtschafts- und Klassenorganisationen kennt, die so tut, als ob eine auf die Volkssouveränität gegründete, durch den Willen der Vertreter des ganzen Volkes gebildete Regierung souveräne Staatsgewalt

besitze und zuverlässig gegen alle Widerstrebungen geltend machen könne? Und was ist von einer Verfassung zu halten, die die stärksten politischen Kräfte einfach ignoriert?

Die notwendige Verfassungsreform kann danach nicht bestehen in einer Änderung des formulierten Verfassungsrechtes mit der Absicht und der Hoffnung, das gegenwärtige System etwas vernünftiger und brauchbarer zu machen. Wäre doch zu besorgen, daß danach die wirklich notwendige Verfassungsreform, nämlich erstens die richtige Zusammenordnung der politischen Kräfte und zweitens die Wiederherstellung der Unabhängigkeit des Staates als minder bedeutsam zurückgedrängt würden. Daran allein kann gelegen sein, den Verfassungsstand zu ändern; was an Änderung des Verfassungsrechtes notwendig oder nützlich ist, wird sich alsdann von selbst ergeben.

3

Die Wiederherstellung des sog. alten Systems, des Vorkriegszustandes, wäre — selbst wenn sie möglich wäre, was nicht der Fall ist — nicht die heute notwendige Verfassungsreform. Wer erkannt hat, daß die konstitutionelle Monarchie nur ein Übergang war zur demokratischen Parlamentsregierung, der weiß, daß diese Entwicklung nicht rückgängig gemacht werden kann. Dilthey sagte schon 1893: „Die Kraft der Monarchie in Preußen war angesichts der fortschreitenden Demokratisierung der Welt eine Episode.“ Es müssen andere Wege gesucht werden, Wege, die die Linie der bisherigen Entwicklung verlassen. Denn diese Entwicklung war durchaus folgerichtig, als sie zu dem Endziel der demokratischen Parlamentsregierung gelangte.

Aber nun muß erkannt werden, daß die demokratische Parlamentsregierung an sich nicht unter allen Umständen als Regierungsform abgelehnt zu werden braucht, sondern bei uns erst dadurch so verhängnisvoll wurde, daß sie in einem Staate des Absolutismus und des omnipotenten Zentralismus eingeführt wurde, und daß die Schwächen dieses Staatstypus dann noch vermehrt wurden durch den Verzicht auf die Schutzmittel der Gewaltenteilung. Nachdem man einmal sich entschlossen hatte, den Wilsonschen Ratschlägen zu folgen, hätte man nun auch die wertvollen Elemente des amerikanischen demokratischen Systems übernehmen sollen, die Unabhängigkeit des Präsidenten und der Staatsverwaltung vom Parlament und die Kontrolle der parlamentarischen Gesetzgebung und der Verwaltung durch die Gerichte. Leider geschah das Gegenteil, und dadurch wurde die Weimarer Verfassung zu dem Schulbeispiel einer unmöglichen Verfassung.

Liegen aber deren Grundgebrechen in dem Mangel der Gewaltenteilung einerseits und dem absolutistisch-zentralistischen Staatstypus andererseits, so wird ohne weiteres klar, daß die Reformbestrebungen nicht bei der Art des Wahlrechts, bei der Existenz der Parteien und des Parla-

menten, auch nicht bei dem Prinzip der Volkssouveränität und dessen Ausprägungen in der Volkswahl des Reichspräsidenten und der Zuständigkeit des Reichstages zur Verantwortlichmachung der Regierung einzusetzen haben. Man kann diese Dinge ruhig bestehen lassen und doch die stärkste Umgestaltung der Verfassung durchführen.

Zwei Aufgaben sind der Verfassungsreform gestellt: die Wiederherstellung der Unabhängigkeit der Staatsgewalt und die Einordnung der Zwischengewalten. Dazu zuerst zwei grundsätzliche Bemerkungen. Nachdem sich in den Wirtschafts- und Klassenorganisationen mächtige Zwischengewalten aufgerichtet und gegenüber der Staatsgewalt sich Geltung zu verschaffen verstanden haben, geht es nicht mehr an, sie als unerwünschte Gebilde zerstören zu wollen; sie aber zu ignorieren, als ob sie keine politischen Kräfte waren, ist noch törichter und gefährlicher. Sondern man kann der von ihnen drohenden Gefahr nur dadurch begegnen, daß man sie unter Anerkennung ihrer politischen Bedeutung in die Organisation des Staates hineinnimmt und sie zur Dienstleistung für den Staat verpflichtet. Das Zweite: Die Stärke der Staatsgewalt beruht nicht auf der Schrankenlosigkeit ihrer Gesetzgebungs- und Ordnungsbefugnis, noch auf der größtmöglichen Ausdehnung ihrer Ordnungstätigkeit und des dafür verwendeten Beamtenapparates. Die Stärke der Staatsgewalt beweist sich vielmehr darin, daß in allen Fällen des Konfliktes mit gegensätzlichen Interessen die Ansprüche des Staates sich durchzusetzen vermögen. Staatsklugheit aber bewährt sich darin, daß die Staatsgewalt nur da Ansprüche erhebt, wo die wesentlichen, lebenswichtigen Interessen des Staates berührt werden. In jeder Kleinigkeit das Ansehen der Staatsgewalt, die „Staatshoheit“, zu engagieren, ist das Gegenteil von Staatsklugheit.

Versuchen wir nun eine Beantwortung der Frage, wie zugleich die Wiederherstellung der Unabhängigkeit der Staatsgewalt und die Eingliederung der Zwischengewalten möglich wäre.

Nach dem vorher Gesagten ist die Gewaltenverteilung durch die Stärkung der Stellung des Reichspräsidenten als Chefs der Exekutive und durch die Einführung der richterlichen Gesetzgebungskontrolle, also die Beseitigung der Parlamentsallmacht als unbedingtes Erfordernis einer wirklichen Verfassungsreform zu betrachten. Immerhin wirkt diese Änderung nur als Schutzmittel und greift die Wurzel des Übels nicht an. Diese liegt vielmehr in der Überspannung des staatlichen Aufgabenbereiches. Ohne damit ein Urteil über die geschichtliche Entwicklung auszusprechen, die die Staatsgewalt in den gegenwärtigen Aufgabenbereich hineingeführt hat, kann und muß doch ausgesprochen werden, daß der heutige Staat nicht mehr imstande ist, diesen Bereich sachlich zu bewältigen. Staatsklugheit also gebietet, daß die Staatsgewalt sich von den Aufgaben zurückzieht, denen sie nicht mehr gewachsen ist, um ihre ganze Kraft auf die Punkte zu sammeln, wo sie sich behaupten muß, wenn sie sich nicht selbst aufgeben

will. Diese Punkte aber sind die Wehrverfassung, die Außenpolitik, die Gerichtshoheit und die Polizeihöheit.

Über Wehrverfassung und Außenpolitik als notwendige Angelegenheiten des Staates ist in diesem Zusammenhange nichts besonderes zu sagen. Wichtiger ist schon die Hervorhebung des Unterschiedes zwischen der Gerichtshoheit und der heutigen Gesetzgebungsallmacht. Der formale Begriff des Gesetzes, der zugleich Rechtssetzung und Machtbefehl umschließt, hat auf der einen Seite die Parlamentszuständigkeit ins Ungemessene gesteigert, auf der anderen Seite das Gefühl für den Unterschied zwischen beiden Äußerungen der staatlichen Gewalt fast ganz ertötet. Die Einrichtung der Verwaltungsgerichte, die gegenüber dem Verwaltungsabsolutismus gewiß eine große Errungenschaft war, beweist doch auch, wie sehr bei uns — verglichen mit dem angelsächsischen Recht — die Selbständigkeit des Rechtes verloren gegangen ist.

Der ganze Gegensatz der Staatsauffassungen tritt zutage in der Auffassung der Polizeihöheit und der durch sie der Staatsgewalt gegebenen Aufgaben und Zuständigkeiten. Polizeihöheit bedeutet zunächst nichts weiter als das Recht des Staates, das gesellschaftliche Leben zu überwachen und überall da einzugreifen, wo die staatlichen Notwendigkeiten gefährdet werden. Aus diesem Hoheitsrecht hat der Absolutismus den sog. Kultur- und Wohlfahrtsstaat gemacht, der alles ordnen und alles selbst verwalten will. Wissenschaft und Unterricht wurde ebenso Zweig der staatlichen Verwaltungstätigkeit wie Wirtschaft und Sozialpolitik. Und alles wurde — vom Staate aus gesehen — Gegenstand der Fürsorge, wie es entsprechend, und ganz folgerichtig, vom Standpunkt des fürsorgebedachten Untertanen Anspruch und Forderung wurde. Es scheint nun die Zeit gekommen, wo dieses Verhältnis wieder geändert werden muß, wo der Staat sich auf die Polizeihöheit zurückzieht und die Fürsorge denen überläßt, für die sie in erster Linie Aufgabe und Pflicht ist, den Gemeinschaften, in denen die Volksgenossen zusammengeschlossen sind.

Nicht genannt wurde bisher die Finanzhöheit. Denn es handelt sich bei ihr um einen erst vom Absolutismus entwickelten Begriff. Der Staat hat unzweifelhaft ein Recht darauf, daß die Kosten seines Haushaltes von den Staatsangehörigen aufgebracht werden, aber dieses Recht geht nicht weiter als dahin, daß die dafür notwendigen Summen bereitgestellt werden. Die Bestimmung dagegen, in welcher Form und in welcher Höhe der Belastung des Einzelnen die Steuern erhoben werden, ist erst durch absolutistisch-polizeiliche, wirtschaftspolitische und sozialpolitische Beeinflussungen zur „staatlichen“ Angelegenheit gemacht worden.

Es wurde gesagt, daß der gegenwärtige Staat seinen überkommenen Aufgabenbereich nicht mehr zu meistern imstande ist. Ist dies richtig, so ist es notwendig, ihn von den Aufgaben zu entlasten, die seine Kraft übersteigen, und diese Aufgaben an diejenigen abzugeben, die sie zu erfüllen

imstände sind. Das aber sind die gesellschaftlichen Kräfte in der Gestalt der Organisationen, die für jeden gesellschaftlichen Arbeitsbereich sich unter dem Rechte der freien Assoziation gebildet haben und als tatsächliche Zwischengewalten im Staate bereits bestehen.

Eine Verfassungsreform wurde gefordert. Es bleibt also nachzuweisen, in welchem Sinne und in welchem Maße die Befreiung des Staates von den Aufgaben der Kultur- und Wohlfahrtsfürsorge eine Verfassungsreform bedeuten würde. Sie würde die Wirkung haben, die Staatsführung, die Verwaltung und die Gesetzgebung auf die Aufgaben zu beschränken, die im eigentlichen Sinne staatlicher Natur sind. Sie würde den Staat, die Gesetzgebung, das Parlament und die politischen Parteien befreien von dem Druck der Interessen und Ansprüche, die heute durch sie Befriedigung heischen. Sie würde das Parlament und die Parteien ihrer eigentlichen Aufgabe zurückgeben, den politischen Willen des Volkes zum Ausdruck zu bringen. Sie würde den Beamtenstand wieder herstellen, indem sie die Zahl seiner Angehörigen verringert, aber durch die Möglichkeit der Auslese und durch die besondere Ehre, welche die Verwaltung der staatlichen Hoheitsrechte gibt, die soziologischen Voraussetzungen schafft, unter denen ein hochstehender Beamtenstand allein möglich ist.

Es wäre eine Verfassungsreform, die an dem heutigen Verfassungsrecht kaum etwas ändern würde. Aber es wäre die einschneidendste Verfassungsreform, die überhaupt denkbar ist. Sie würde die Lagerung und Zusammenordnung der politischen Kräfte entscheidend verschieben — und das ist das Wesentliche einer Verfassungsreform.

‡

Die berufsständische Bewegung will nichts anderes als diese Verfassungsreform. Wenn man ihre Forderungen folgerichtig durchdenkt und in die staatlichen Notwendigkeiten einordnet, ist das Ergebnis das gleiche, wie es vorher vom staatlichen Gesichtspunkte aus gefunden wurde.

Die Forderung einer berufsständischen Volksvertretung ist aussichtslos, wenn man sie will gewissermaßen als ein Korrektiv des politischen Parlaments, etwa in der Art der früheren „ersten Kammern“. Eine berufsständische Volksvertretung hat kein Lebensrecht, wenn man die Aufgabe der Volksvertretung in der Durchsetzung von Interessen und Ansprüchen sieht, welche die Staatsgewalt befriedigen soll. Denn dann bleibt das gleiche Recht jedes Staatsbürgers unbestreitbar. Eine berufsständische Volksvertretung hat nur Sinn als die Vertretung berufsständischer Korporationen, die eine politische Aufgabe erfüllen, einen Dienst für den Staat leisten, und die aus dieser Leistung sich ergebenden Rechte zu wahren berufen werden.

Das eine dieser Rechte ist die Regelung des Aufgaben- und Zuständigkeitsgebiets der autonomen Selbstverwaltung gegenüber den Ansprüchen der Staatsgewalt und untereinander.

Das andere Recht ist die Bewilligung der vom Staate geforderten Lei-

stungen, insbesondere der Steuerleistungen. Dabei ist vorauszusetzen, daß der ordentliche, d. i. für die dauernden Staatsausgaben erforderliche Finanzbedarf als festgelegt behandelt wird, also nur neue Einnahmen der Bewilligung bedürfen. So war es im Recht des Ständestaates geordnet, und so verlangt es die Natur der Sache. Erst der liberale Parlamentarismus hat in dem sog. Budgetrecht das Mittel erfunden, um die Staatsgewalt sich zu unterwerfen. Natürlich bedeutet der ordentliche Finanzbedarf, der hier gemeint ist, nicht den heutigen Finanzbedarf, sondern das, was der Staat zur Erfüllung seiner wesentlichen Aufgaben notwendig hat.

Es ist also gemeint, daß das Recht der Steuerbewilligung und die Steuergesetzgebung mitsamt der Finanzkontrolle nicht zur Zuständigkeit des politischen Parlaments, sondern zu der der berufsständischen Volksvertretung gehören sollen, wenn die berufsständischen Korporationen dem Staate gegenüber die Steuerleistungspflicht, d. i. die Garantie des ordentlichen Finanzbedarfs und der darüber hinaus bewilligten Summen übernehmen. Diese Forderung bedarf einer besonderen Begründung.

Das geltende Steuersystem beruht darauf, daß als Steuerpflichtige die einzelnen Staatsbürger angesehen werden, daß die Bestimmung der Steuerform und der Höhe der Steuerleistung des Einzelnen durch den Staat geschieht, daß die Erhebung staatlichen Behörden anvertraut ist, daß bei der Auswahl der Steuerformen und bei der Feststellung der Höhe der den Einzelnen treffenden Belastung Rücksichten der Ergiebigkeit und der Gerechtigkeit bzw. der Macht zur Beeinflussung der Gesetzgebung miteinander konkurrieren, daß die Steuergesetzgebung nicht einen festbestimmten Gesamtertrag verlangt, sondern von einer Vielzahl steuerlicher Tatbestände ein Gesamterträgnis erwartet, das mit mehr oder minder großer Zuverlässigkeit „geschätzt“ wird — vielleicht übertroffen wird, vielleicht auch nicht erreicht wird. Dieses System ist für den Staat des Absolutismus und Zentralismus das einzig mögliche und bietet einer den Staat beherrschenden Demokratie überaus schätzbare Möglichkeiten, den Interessenansprüchen gerecht zu werden, teils durch Steigerung der Ausgaben, teils durch berechnete Lastenverteilung. Aber die Freude ist nur von kurzer Dauer, denn dieses so bequeme System ist im Begriffe zusammenzubrechen. Der gepriesene Vorzug der Gerechtigkeit der Lastenverteilung verliert seinen Glauben, nachdem mehr und mehr erkannt worden ist, daß im heutigen Wirtschaftssystem jede Steuer, die direkte so gut wie die indirekte, in den Prozeß der Überwälzung und Rückwälzung eingeht, daß also für den Steuerzahler die auf lange Dauer festbestimmte Verpflichtung von entscheidender Bedeutung ist, wenn er zu einer sicheren Wirtschaftsführung gelangen will, daß dagegen die Bemühungen, die Gerechtigkeit der Lastenverteilung durch immer neue Änderungen der Steuergesetzgebung zu sichern, recht nutzlos sind. Wird so die theoretisch-ideelle Grundlage des geltenden Besteuerungssystems erschüttert, so desgleichen seine praktische Brauchbarkeit durch den

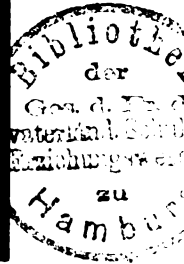
sich ankündigenden Bankerott. Man kann noch Steuergesetze machen, aber nicht mehr die beanspruchten Summen hereinholen. Die Wirtschaft ist überlastet, und man wird zusehen müssen, wie Staatsbedarf und Leistungsmöglichkeit in Einklang gebracht werden können. Die Lösung würde am besten so gefunden werden, daß dem Staate aufgegeben wird, sich mit einer bestimmten Einnahmesumme einzurichten, daß dagegen die Wirtschaft durch ihre Organisation die Aufbringung dieser Summe dem Staate garantiert, die Art der Aufbringung aber unter sich ausmacht, wie es möglichst billig und zweckmäßig eingerichtet werden kann. Nur auf diesem Wege scheint der Zwang zur Sparsamkeit im öffentlichen Haushalt wirksam gemacht werden zu können, der immer ein frommer Wunsch bleiben wird, solange die Parteien und die Bürokratie für die Finanzpolitik maßgebend sind; denn beide sind sich darin einig, sich nicht von den Möglichkeiten der Steuerleistung, sondern von den Ansprüchen an den Staatsäckel leiten zu lassen.

Die Verteilung der Steuerlasten ist niemals nur eine rein finanzpolitische Angelegenheit, sondern notwendig zugleich eine solche der Wirtschaftspolitik und Sozialpolitik. Den Organisationen der Wirtschaft, die als Steuergarantieverbände auftreten, wird man deshalb ein Bestimmungsrecht in den wirtschafts- und sozialpolitischen Dingen unmöglich vorenthalten können. Ist das anerkannt, so ist kein großer Schritt mehr zu der Auffassung, daß die als Steuergarantieverbände bestellten Korporationen der Wirtschaft neben der Selbstverwaltungsaufgabe der Steueraufbringung auch die Regelung der wirtschafts- und sozialpolitischen Angelegenheiten als Selbstverwaltungsaufgaben übernehmen sollen. Es wird wahrscheinlich so notwendig werden, weil die unbedingt erforderliche Beschränkung des öffentlichen Haushalts den völligen Verzicht auf jede staatliche Fürsorgeleistung verlangen wird, die von den Beteiligten selbst übernommen werden kann, und man wird sich dazu bekennen müssen, daß es zunächst Aufgabe der Berufsstände selbst ist, die für ihre Berufsleistung und für ihre Angehörigen notwendigen oder wünschenswerten Einrichtungen zu treffen und Aufwendungen zu machen. Das muß der Inhalt der von ihnen erstrebten Selbstverwaltung sein.

Politische Rechte der Berufsstände, seien es solche der Vertretung gegenüber der Staatsgewalt, seien es solche der Selbstverwaltung, können nicht als Geschenk erwartet werden, sondern nur als Gegenleistung für politische Dienste und Leistungsverpflichtungen. Und auch die geschichtliche Erfahrung muß beherzigt werden, daß Verfassungsreformen in der Regel nicht das Ergebnis neugewonnener Einsichten sind, wie der Staat besser eingerichtet werden könnte, sondern der Ausgang politischer Machtkämpfe. Die berufsständische Bewegung wird politisch kämpfen müssen, aber sie darf das Bewußtsein haben, daß sie für eine gute Sache kämpft, und daß ihre Sache gut steht, wenn sie nur an der eigenen Küftung es nicht fehlen läßt.

die Tat

Monatschrift für die Zukunft
deutscher Kultur



17. Jahrgang

Heft 8

November 1925

Richard Wilhelm / Modernes Prophetentum in Deutschland

Es liegt im menschlichen Geist das Bedürfnis, die räumlich-zeitlichen Schranken, in die seine Existenz als Person gebannt ist, zu erweitern. Denn der Mensch empfindet schwer das Mißverhältnis der beschränkten Einzelpersistenz zu dem Postulat der überzeitlichen Einheit, deren er sich als Geist im tiefsten Innern bewußt ist. Ein doppelter Weg hat sich seit frühesten Zeiten dem Menschen gezeigt: entweder der Mensch taucht unter in die jenseits des Bewußtseins der Gehirnrinde liegenden Tiefen des eigenen Wesens und kommt hier in unmittelbare Berührung mit den kosmischen Kräften, die einheitlich das Weltall durchdringen: das ist der Weg der Mystik. Oder aber er sucht die widerstrebende Außenwelt seinem individuellen Willen zu beugen durch überlegene Zauberkräfte: das ist der Weg der Magie. Der Weg der Mystik ist die Hingebung ans All-Eine, der Weg der Magie ist die Beherrschung des Vielen. Beides kommt in der Wurzelregion zusammen. Nur in der Erscheinung divergieren die Richtungen.

Diese beiden Bestrebungen zur Überwindung der Endlichkeit haben sich auf die mannigfaltigste Weise entwickelt. Die Magie hat unter veränderten Verhältnissen die Wissenschaft aus sich entlassen, die sich von ihr dadurch unterscheidet, daß sie das Äußere mit äußeren Mitteln beherrschen will. Und auch die Mystik hat sich in der Religion veräußerlicht. Dennoch lassen sich die Grundtendenzen verfolgen. Die Wissenschaft will die Welt beherrschen durch Erkenntnis oder Technik. Sie erforscht den mechanischen Verlauf des Geschehens und sucht Regelmäßigkeiten abzuleiten — sogenannte Naturgesetze —, die als Faktoren für die Berechnung und Beeinflussung der Zukunft benutzt werden können. Ebenso ist sie als Technik bestrebt, den Raum zu überwinden durch alle möglichen Arten von Verkehrsmitteln. Der Weg der Wissenschaft führt im Lauf der Zeit immer mehr ins Äußere

hinein. Damit geht Hand in Hand eine immer weitergehende Mechanisierung, und das Endergebnis ist, daß der Mensch von der Logik und Gewalt der von ihm geschaffenen Herrschaftsmittel erfaßt wird und nun selbst zum Rad in der Maschine herabsinkt.

Dagegen erhebt sich als Reaktion immer wieder der Weg der Verinnerlichung. Etwas im Menschen protestiert dagegen, willenlos in die Mechanisierung hineingerissen zu werden. Hier zeigt sich nun eine merkwürdige Tatsache. Je mehr die Menschen erschüttert werden von der Macht des äußeren Geschehens, je wehrloser der Mensch preisgegeben ist, desto mehr quellen in seiner eigenen Seele die Tiefen des Unterbewußten empor, die die Zusammenhänge des Einzelnen mit dem Kosmos enthüllen. Hier tritt die Mystik in ein neues Stadium ein. Nicht mehr die hingebende Versenkung in das All-Eine aus freiem Triebe ist es, sondern das Ergriffenwerden von den dunkel-geheimnisvollen Urkräften, oft gegen den eigenen Willen, was in solchen Momenten eintritt. Dieses Ergriffenwerden hat man als Prophetentum zu bezeichnen. Von hier aus grenzt sich das Prophetentum ganz deutlich ab gegen verwandte Erscheinungen. Der Prophet ist wesentlich verschieden vom Wahrsager. Der Wahrsager hat seine Methode zur Erforschung der Zukunft, die er jederzeit anwenden kann und die ihm zur Verfügung steht. Er gehört irgendwie zur Wissenschaft. Es mag eine falsche Wissenschaft sein, es mag eine irrationale, noch nicht den gewöhnlichen Methoden zugängliche Wissenschaft sein, aber er „rechnet“ die Zukunft aus. Der Prophet dagegen wird ergriffen von etwas, das nicht seinem Willen untersteht, er kann nicht weisagen, wann er will, sondern er gehorcht dem dunkeln Drang, der ihn bewegt. Wenn er schaut, wenn er hört, was im Weltenhintergrund vor sich geht, was im Herannahen begriffen ist, dann kann er nicht schweigen, dann muß er reden. Er sagt nicht die Zukunft vorher, sondern er verleiht den dunklen Kräften, die am Werk sind, Ausdruck. Weil das Emporquellen der unterbewußten Kräfte Voraussetzung des Prophetentums ist, darum ist das Prophetentum notwendig mit Ekstase verbunden.

Durch die Ekstase ist das Prophetentum auf der anderen Seite verwandt mit den Erscheinungen des Mediumismus. Auch beim Medium tritt das bewußte Seelenleben in den gebundenen Zustand ein. Es werden andere Bezirke, die für gewöhnlich im Dunkel des Unterbewußten schlummern, frei, und so mögen auch beim Medium Berührungen mit räumlich und zeitlich entfernten Tatsachen vorkommen (Telepathie). Der Unterschied ist nur der, daß das Medium vom Hypnotiseur bewußt in Trance versetzt wird, daß häufig gewisse Richtungen seiner medialen Betätigung ihm suggeriert werden. Darum ist es so schwer, selbst da, wo keine Betrugsabsichten vorliegen, den objektiven Tatbestand, die wirkliche Reichweite der medialen Beeinflussung festzustellen, zu unterscheiden, was von den telepathischen Beeinflussungen aus dem Seelenleben der Anwesenden stammt, und was aus

Kosmischen Tiefen. Gewiß gibt es auch Propheten, die durch irgendwelche Form der Psychotechnik sich in den Zustand der Ekstase versetzen, sei es durch Tanz, Musik oder Narkotika. Aber es sind meistens falsche Propheten, die so willkürlich sich betätigen.

Wenn wir an der Hand dieser Definitionen die hervorstechenden Arten des Prophetentums betrachten, die sich in den letzten Zeiten in Deutschland gezeigt haben, so wird es nicht schwer sein, sie in ihrem Wesen zu charakterisieren. Natürlich kann es sich nicht darum handeln, irgendwelche Vollständigkeit zu erstreben. Propheten wachsen gegenwärtig wie die Pilze über Nacht und vergehen ebenso schnell. Sondern es mag genügen, an einzelnen Paradigmen die verschiedenen Typen des modernen deutschen Prophetentums zu zeichnen.

Der Weltkrieg brachte eine Erschütterung des gesamten seelischen Lebens in Europa mit sich, die durchaus die Wirkung hatte, daß prophetische Erscheinungen im Volke sich regten. Schon ehe der Krieg ausbrach, löste sich die Spannung aus in geprägten Worten, wie „lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende“, in denen eine tiefe Erschütterung und Verzweiflung sich zeigte. Zu derselben Art gehörten die vielerlei Weissagungen, die im Volk auftauchten, wie die um die Neujahrsnacht 1914 von den drei Särgen, von denen der erste voll war mit Blut, der zweite mit Tränen, der dritte aber leer. Auch alte Weissagungen tauchten wieder auf, die lange vergessen waren und nun auf einmal eine neue Bedeutung gewannen. Das Merkwürdige ist, daß der schreckliche Ausgang des Krieges im allgemeinen richtig vorausgeahnt wurde. Wie weit diese Eindrücke der Kriegserschütterung reichten, davon ist eine japanische Weissagung der Beweis, die einwandfrei aus dem Jahr 1915 stammte und den Ausgang des Kriegs auch in solchen Details richtig voraussagte, an deren Eintreten damals kaum jemand dachte.

Ein merkwürdiger Zug dieser Volksprophezeiungen war, daß sie häufig in einem ungewissen Hintergrund verliefen. Oft hieß es, der Krieg werde aufhören, wenn der Prophet gestorben sei, und es wurde hinzugefügt, der Prophet sei inzwischen verstorben. So eröffneten sich von Jahr zu Jahr immer neue Ausblicke, die sich immer wieder in der Zukunft verloren. Manche dieser Prophezeiungen scheinen darauf hinzuweisen, daß im Jahre 1915 eine Möglichkeit der Beendigung des Krieges bestand, die dann doch unerfüllt vorüberging, und Meere neuen Leides sind infolge davon über die europäische Menschheit hereingebrochen.

Es gab in Süddeutschland um die Wende der Jahrhunderte einen Mann, der, in der Öffentlichkeit wenig bekannt, vielleicht den reinsten Typus des biblischen Propheten in modernem Gewande darstellte, der sich denken läßt. Es war Christoph Blumhardt. Sein Vater hatte eine gewisse Berühmtheit erlangt durch eine Art von christlicher Erweckung, die sich an seinen Namen knüpfte. Er lebte in der Hoffnung auf die Wiederkunft

Christi und die Ausgießung des heiligen Geistes über alles Fleisch. Diese Hoffnung war so lebendig in ihm, daß ganz ungesucht neutestamentliche Ereignisse in seiner Umgebung sich zeigten. Kranke wurden gesund, Dämonische wurden frei, und den Betrübten wurde das Evangelium gepredigt. An diese Bewegung haben sich dann später auf anderer Seite alle möglichen Arten von Gebetsheilungen und Wunderwirkungen angeschlossen. Was bei dem älteren Blumhardt kindliche Frömmigkeit war, verzerrte sich bei vielen dieser Nachfolger in Sektiererei und Geheimnisträumerei. Blumhardt, der Sohn, war ein Mann, der den vollen Überblick über die geistige Höhe der modernen Zeit hatte. Er war wohl einer der freiesten Menschen, die in unseren Tagen gelebt haben. Sehr bald hatte er erkannt, daß mit Absonderungen und Konventikeln nichts zu machen sei, daß aber auch kirchliche Schranken nicht das Menschheitsweite der Wahrheit beengen dürfen. Mit dieser Freiheit verband er nun die seelische Organisation des Propheten. Die Ereignisse und Umwälzungen, die im Verlauf der vergangenen Jahrzehnte die Welt erschütterten, haben ihn alle innerlich zutiefst ergriffen, und Schritt für Schritt ging er den kommenden Ereignissen voran. Seine Erkenntnisse enthüllten sich ihm in unmittelbarem Schauen. Er war in der jenseitigen Welt ebenso zu Hause, wie in der diesseitigen. Natürlich erlebte er furchtbare Krisen, die oft ganz nahe bis ans innerste Lebenszentrum bei ihm gingen. Aber immer wieder wußte er die Zukunft zu deuten und zu verstehen als göttlichen Ratschluß. Er hielt sich verborgen; er war zwar für jeden zu haben, der ihn brauchte und suchte, aber er verschmähte alles Machen und Hervortreten der eigenen Person. Er wollte Werkzeug sein, nichts mehr. Das Merkwürdigste ist sein Untergang. Er hatte damit gerechnet, daß im Jahre 1915 im Himmel Frieden geschlossen worden sei. Diese Hoffnung hat ihn getäuscht, und er ist daran zerbrochen. Ein Schlaganfall, der ihn auf einem einsamen Spaziergang traf, hat zwar nicht seinem Leben, aber seiner Lebendigkeit ein Ende gemacht. Und es war Zufall, daß er noch fast bis zum Ende des Krieges weiter existierte. Die Schüler von Barth und Thurneysen haben ihn nachträglich auf den Schild erhoben und veröffentlichten seine Predigten, die nie für die Öffentlichkeit bestimmt waren. Er wird mit Nietzsche irgendwie in Parallele gesetzt, alles mißverständene Versuche einen Mann irdisch parteimäßig auszunutzen, der jeder Partei spottete und nur als Mensch sich fühlte und an dem großen Schrecken, der die Menschheit traf, unterging.

Es konnte nicht fehlen, daß die Sturmwelle der Ereignisse auch ganz andersartige Persönlichkeiten an die Oberfläche spülte, wie eine Flutwelle Tang und Muscheln und Schlamm und Steine mit sich führt, die vorher in dunkler Tiefe ruhten. Eine psychologisch interessante Erscheinung war die Tanzwut, die nach dem Kriege das deutsche Volk ergriff. Niemand konnte erklären, woher sie kam. Daß man die versäumten Genüsse der Kriegsjahre nachholen wollte, ist natürlich eine ganz oberflächliche rationalistische und

darum falsche Erklärung. Tanzepidemien sind auch aus dem Mittelalter, aus Zeiten großen Sterbens bekannt, und der Gedanke des Totentanzes selbst weist auf geheimnisvolle Zusammenhänge in diesen Gebieten hin. Die Bewegung erzeugte auch vereinzelt Propheten, die irgendwie an den Rattenfänger von Hameln erinnern. Vielleicht der bekannteste war Muck Lamberti, der eine Zeitlang, namentlich in Thüringen, sein Wesen trieb. Er hatte Jugend um sich versammelt, die durch die vorangegangenen Wandervogelbewegungen an das romantische Wanderleben des Taugenichts von Eichendorff gewöhnt war. Sie führten ihre Tänze auf, sie sangen ihre Lieder. Alles lauschte und war begeistert. Immer größer wurde der Zulauf. Wie eine Offenbarung eines neuen Zeitalters wirkten diese Tanzpropheten. Die Pfarrer öffneten ihnen die Kirchen. Eine alte Burg war ihr Hauptquartier. Durchaus ehrenwerte Männer, Frauen und — Mädchen — „bekannten“ sich zu Muck Lamberti. Schließlich bekamen seine Jüngerinnen der Reihe nach Kinder von ihm. Jede hatte anfangs gedacht, sie habe den Heiland geboren. Als es zu viele wurden, verlor sich die Bewegung allmählich im Dunkeln.

Der wildromantische Wandergeist hat sich aber noch keineswegs ausgelebt. Wandervogel und wandervogelähnliche Verbände treiben sich noch immer im Land — und leider nicht bloß in Deutschland — umher. Sie alle haben nicht nur den Trieb zur Ungebundenheit, sondern gleichzeitig ein Gefühl einer prophetischen Mission, das sich sogar in ihrem wilden, ungepflegten Äußeren, in ihren Gesängen zur Zuspitze und ihrem vorstrotzlichen Auftreten kundgibt; sie durchziehen die Welt fast wie Angehörige eines inzwischen fossil gewordenen Menschentyps. Und trotz aller Auswüchse der Bewegung, trotz ihrer lächerlichen Struppigkeit lebt in dieser wandernden Jugend noch ein Rest von prophetischer Zukunftshoffnung, freilich einer Zukunftshoffnung, die nicht umfassend genug ist, denn mit bloßer Jugendbewegtheit wird heute die Welt nicht mehr gerettet.

Es ist eine allgemein beobachtete Tatsache, daß der Sinn für okkulte Phänomene in der letzten Zeit in Europa sich sehr stark entwickelt hat. Das Pendel der Weltanschauung, das auf seinem äußersten materialistischen Punkt angelangt war, ist im Rückschlagen begriffen. Selbstverständlich sind auch mit den okkulten Problemen die Fragen der Prophetie wieder aufs Neue aktuell geworden. Die Fragen der räumlichen und zeitlichen Fernschau bilden ein wichtiges Kapitel in den Untersuchungen über Parapsychologie. Es gibt Fernschaumethoden, die charakteristisch prophetischen Typus haben insofern, als sie im Zustand einer weitgehenden Aufregung (starre Augen, Gänsehaut, Zwangsbewegungen) einen rapiden Verlauf von Gesichtserscheinungen oder Gehörerscheinungen haben, die, wie es scheint, zum mindesten in einigen Fällen tatsächlich zu räumlich und zeitlich entfernten Vorgängen in einer mehr als zufälligen Beziehung stehen. Es gibt Propheten, wie der unter dem Namen Bo Xin Ka bekannte Schlesier, die mit Meistern

aus fernen Gegenden und Zeiten in unmittelbarem Kontakt stehen und von ihnen ihre Offenbarungen erhalten. Besonders beachtenswert sind in dieser Beziehung die Prophezeiungen des Persers Bahao'llah, der vor kurzem in Palästina gestorben ist und der eine auch auf Europa übergreifende Gemeinde hinterlassen hat. Es scheint, daß er wirklich Dinge prophetisch geschaut hat, die nachher eingetreten sind.

In diesem Zusammenhang wäre auch die Theosophie zu erwähnen. Freilich ist diese Bewegung sehr reich an Mitgliedern, die, ohne direkte okkulte Begabung, in ihr eben einfach einen Ersatz für die bisherigen Religionsformen sehen, der für sie interessanter und befriedigender ist, als die alt gewordenen Dogmen. Allein die Theosophie hat durch Rudolf Steiner eine Weiterentwicklung erfahren, die in einer Bearbeitung der Frage über modernes Prophetentum nicht übergangen werden darf. Rudolf Steiner trat als Prophet auf in dem vollen Sinn, daß er auf Grund okkultur Schau Einblicke in die Tiefen des Kosmos zu tun behauptete, die Aufschlüsse enthalten über das gesamte Weltgeschehen und die Gestaltung der Vergangenheit und Zukunft, Aufschlüsse, die von höchster Bedeutung sein müßten, wenn sie tatsächlich auf der Grundlage einer nachprüfbaren und nacherleb- baren Wirklichkeit beruhen, die er seinem prophetischen Schauen in der Form der Geisteswissenschaft gegeben hat. Hier hätten wir also das Ziel erreicht: die Prophetie als Wissenschaft; der Blitz ist zum elektrischen Kraftstrom umgewandelt, der dem Menschen für seine Zwecke zur Verfügung steht, der Prophet ist nicht länger das willenlose Werkzeug einer höheren Macht, die durch ihn redet, wann und wie sie will, die ihn benützt oder verwirft, wie sie will, sondern der Prophet ist ein freier Herr seiner Kräfte, die er zur Zukunfts- und Tiefenschau benützt, wie er will. So hat Steiner aus seinen Erlebnissen heraus die Akaschachronik beschrieben, aus der er alles abgelesen hat, was in Vergangenheit und Zukunft nützlich und gut zu wissen war.

Steiner war noch mehr als Prophet. Er war Lebensgestalter. Durch seine eurhythmische Tanzschule, durch seine okkulte Neukunst des Goetheanum, durch seine Lehre von der Dreigliederung, durch seine Astoria-Unternehmungen (Schule u. a.), durch seine Aktiengesellschaft „der kommende Tag“ und schließlich durch den Segen, den er der Rittelmeyerschen Christengemeinschaft gegeben hat, hat er es in umfassendem Maße unternommen, lebendig wirkend einzugreifen in die Menschheitsgestaltung der Zukunft. Man wird diesem Bemühen die Größe nicht abstreiten dürfen. Vielleicht war die Unfehlbarkeit und Unwandelbarkeit, die er sich zuschrieb, angesichts der Tatsachen etwas stark pointiert. Aber er hat seine Zeit verstanden. Es gab Momente, da er vom höchsten Wellenkamm der Zeitströmung getragen wurde, da er die größten Säle Berlins füllte, da ihm das Berliner Publikum — ausgesucht das Berliner Publikum — ohne Wiß zu machen mehrere Stunden lang zuhörte und Beifall flaschte, wie

es sonst nur bei Musikern üblich ist, obwohl das, was er vortrug, trockenste Theorie war und sicher von drei Vierteln der Anwesenden nicht verstanden werden konnte. Er hat, was ganz besonders hervorgehoben werden muß, unter seinen Schülern Männer wie Christian Morgenstern und Friedrich Kittelmeyer und manche andere gehabt, die es für jeden aufmerksamen Beobachter nötig machen, mit Achtung von dem Mann zu sprechen, den diese als Meister anerkannten.

Dennoch werden wir unser Urteil nicht trüben lassen dürfen. Rudolf Steiner bedeutet einen titanischen Versuch, das Prophetentum zu systematisieren, es lernbar zu machen. Aber dieser Versuch wirkt nicht überzeugend. Zu seinen treuesten Schülern gehörte der deutsche Feldmarschall Moltke, und man kann nicht von ihm behaupten, daß ihm bei seiner Art der Kriegsführung übernatürliche Kräfte zur Verfügung standen. Auch die Dinge in Oberschlesien haben sich recht sehr anders entwickelt, als Steiner erwartet und gehofft hatte. Mit dem Brand des Goetheanum hat die Bewegung, die von ihm ausging, schließlich einen tieferen Schlag erlitten, als die Getreuen unter seinen Nachfolgern sich eingestehen wollen.

Das Prophetentum Steiners hatte einen so ungeheuren Erfolg, weil es genau der Situation von 1919 entsprach. Damals war für die Deutschen alles zusammengebrochen. Sie hatten ihren Gott, ihre Religion, ihren Staat, ihre Lebenshoffnungen, ihr Selbstbewußtsein verloren. Steiner hatte alles, was ihnen fehlte. Er hatte vor allem das Bewußtsein der Abсолютheit. Hier war der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht. Ihm strömte man zu. Aber gerade, daß er in jenem Tiefpunkte der deutschen Geschichte so zeitgemäß war, beschränkt seine Wirkung in der Zukunft, wenn die Verhältnisse anders sein werden, wie es seine Wirkung in der Vergangenheit beschränkt hatte. Man kann auf einem Wellenkamm nicht dauernd reiten. Sachlich wird man wohl abschließend dahin urteilen dürfen, daß die unleugbaren Gaben auf übersinnlichem Gebiet, die er besaß, eben letzten Endes doch persönlich waren. Er hat sie nicht lehrbar machen können, wie man Chemie und Maschinenbau lehrbar machen kann. Damit ist das Problem Steiners „Ist Prophetentum lehrbar?“, wohl als negativ entschieden zu bezeichnen.

Jene Nachkriegszeit hat noch andere Propheten hervorgebracht, große und kleine und solche, die es gar nicht waren, sondern nur in ihren eigenen Augen und den Augen ihrer Nachfolger als Propheten erschienen. Da war z. B. der Prophet als Großindustrieller: Hugo Stinnes. Auch er war der Mann einer Konjunktur. Aber er begnügte sich nicht damit, zu nehmen was da war, ohne törichte Schüchternheit, sondern es wurde in seiner Umgebung immer wieder von seiner Größe gesprochen, die ganz neue Lebenswege für die Menschheit weise. Man diskutierte eine Zeitlang ganz ernsthaft darüber, ob Deutschland als staatliches Gebilde oder als Stinneskonzern wünschenswerter sei, und Broschüren erschienen — sie sind in-

zwischen im Ladenpreis herabgesetzt —, die dem neuen Propheten zujubelten, und Achtung und Verehrung für ihn war auch in vielen Kreisen Deutschlands vorhanden, die wirklich keine Vorteile ihm zu verdanken hatten. Heute denkt man anders darüber.

War Stinnes der Prophet als Kaufmann, so kann man Spengler den Propheten als Gelehrten nennen. Er hat genau im psychologisch richtigen Moment seinem Buch über kulturmorphologische Probleme den zugkräftigen Titel „Der Untergang des Abendlandes“ gegeben. Dieses Buch ist seit den „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“ von Houston Steward Chamberlain, mit dem es Ton und Weltanschauung in weitgehendem Maße gemein hat, das am meisten Aufsehen erregende historische Werk auf dem deutschen Büchermarkte gewesen. Beide Autoren fühlen sich in ausgesprochenem Maße nicht nur als Gelehrte, sondern als Propheten. Über Chamberlain ist hier nicht zu reden. Doch empfiehlt es sich, Spengler einen Blick zuzuwenden. Spengler ist ungemein belesen. Er weiß fast über alle wissenschaftlichen Gebiete etwas. Manches wird von Sachmännern angefochten, aber das Wissen ist doch da. Spengler war lange mit Leo Frobenius befreundet. Frobenius ist ein Mensch, der Intuitionen und Ideen sprüht, wie ein Vulkan Feuer und Asche speit: immer aktiv, immer blendend, manchmal bis in letzte Tiefen leuchtend, manchmal bis zur nächsten Straßenecke. Natürlich muß Frobenius den Rahmen der Völkerkunde sprengen. Das Leben läßt sich nicht in Kästen und Schubladen sortieren. Und der Grundgedanke von Frobenius ist, daß Kulturen Lebewesen sind, die in den Menschen und durch die Menschen leben, die sie in ihre Kreise ziehen. Damit gewinnt er eine ganz neue Auffassung der Kultur, die natürlich auch Vergangenheit und Zukunft durchleuchtet. Doch Frobenius ist Afrikareisender, Conquistador, aber kein Schulgelehrter. Spengler ist Gelehrter. Er stimmt mit Frobenius in manchen Auffassungen über das Wesen der Kultur überein. Aber er macht ein System daraus. Und damit kommt er wieder auf die Tatsachen zurück*. Das Prophetische geht unter, und eine neue Theorie entsteht an Stelle einer alten. Ein neuer historischer Pragmatismus öffnet seine Formeln und wer weiß? Spengler wird vielleicht mit der Zeit eine Hochburg der korrekten Wissenschaft und denkt nur noch mit Bedauern daran, daß er einst im Prophetenton geredet hat. Er ist der erste nicht.

Wenn wir die Tiefengrundlagen wesenhafter Erkenntnisse verstehen wollen, von denen Frobenius Intuitionen und selbst noch Spenglers Doktrinen Ausstrahlungen sind, so dürfen wir nicht an Ludwig Klages vorbeigehen. Daß er Cassandra gleich, aus unsagbarem Erleben heraus, seiner Zeit das große Wehe zuruft, daß er der große Kämpfer ist für die Seele

* Vergleiche: Graf Hermann Keyserling in seinem diesen Herbst erscheinenden Buch: Wiedergeburt, das Kapitel „Spengler als Tatsachenmensch“, auf das an dieser Stelle ausdrücklich hingewiesen wird, weil es das Problem Spenglers in geradezu musterhafter Weise behandelt.

gegen den Geist, daß er die Sackel weiter trägt, die Niessche entzündete, ist die eine Seite seines Wesens. Hier liegt auch sein Prophetisches. Doch genügt es hier, auf ihn hingewiesen zu haben. Seine ganze Größe beruht darauf, daß er in die eigentliche Beschaffenheit des Menschen, ganz unabhängig von Zeitereignissen, so tiefe Einblicke tat, wie seit den großen Weisen des fernen Orients kaum einer wieder.

Damit haben wir die verschiedenen Typen der Propheten der letzten Jahre durchlaufen. Man könnte ihnen noch den Typus des Propheten als Staatsmann mit Walther Rathenau als Vertreter hinzuzufügen. Allein die Akten über die prophetische Seite dieses Mannes mit dem tragischen Schicksal sind noch nicht abgeschlossen. Die Zukunft muß es lehren, was an seinen Gedanken bewusste, treue Geistesarbeit und Scharfblick des Staatsmannes war und was auf Einwirkungen von tieferen Sphären her zurückzuführen ist.

Statt seiner möchte ich daher den Grafen Keyserling erwähnen, der als Prophet das Prophetentum aufhebt. Graf Keyserling ist, um mit Goethe zu reden, nicht selbst eine dämonische Natur, aber eine Natur, die für die Einflüsse des Dämonischen empfänglich ist. Und das Dämonische spielt in seinem Leben eine, wenn nicht entscheidende, so doch sehr einflussreiche Rolle. Eben deshalb sind die vielen Impulse, die von ihm ausgehen, von tiefen Gebieten stammend und insofern prophetischer Art. Darum wirkt er so anregend auf das zeitgenössische Leben. Niemand hat vielleicht mehr Gegner als er. Aber es gibt wohl auch wenige Menschen, deren Gegner ihre Impulse so unbefangen aufnehmen. Der Grund ist der, daß Keyserling seine Impulse sozusagen unpersönlich erteilt. Der Prophet spricht einerseits aus innerem Zwang, den Menschen gegenüber aber als einer der Vollmacht hat. Darum wirkt er zwingend, schafft eine Lebenssphäre um sich, die für die Anhänger eine feste Basis ihres Lebens abgibt. Jeder Prophet höchster Art läßt geistige Wirklichkeiten aus Tiefen wie Kontinente emportauchen, auf denen Menschen späterer Zeiten wohnen können. Graf Keyserling erträgt den Prophetenmantel nicht — er stünde ihm auch nicht —, er schüttelt seine Anhänger immer wieder von den Rockschößen. Er nennt sich zuweilen einen Staatsmann. Doch er ist vielleicht noch zu offenherzig für einen Staatsmann. Ein Staatsmann zeigt seine Regierungsgeheimnisse nicht den Menschen. Graf Keyserling ist aber durchweg Grand Seigneur. Und als solcher will er nicht eine Gemeinde gründen — auch seine Schule der Weisheit ist keine „Gemeinde“ — sondern er begnügt sich damit, anzuregen, Wege zu zeigen, die jeder, der von ihm lernen will, dann selbst nicht nur zu gehen hat, sondern für sich bahnen muß. So hebt er als Prophet das Prophetentum im alten Sinne auf. Damit münden wir aber in eine neue Zeit ein, die neue eigene Probleme zu behandeln haben wird.

Ludwig Klages Über Sexus und Eros*

Weil der zivilisierte Mensch, ohne es zu wissen oder auch nur zu vermuten, mit seinen Urteilen zunächst allemal unter dem tausendjährigen Einfluß des Christentums steht, geschieht es, daß mancher, dem es nicht schwerfiel, der verderblichen Irrlehre Platons von einer „irdischen und himmlischen Liebe“ beizupflichten, umsonst zu begreifen sucht, inwiefern der Eros etwas anderes als der Sexus sei. Ein Schopenhauer etwa hatte davon nicht die leiseste Ahnung, ein Nietzsche nicht mehr als eben nur eine Ahnung! Er wußte zwar um die Austauschfähigkeit der Seele selber und somit des ganzen Leibes mit allen Organen, hat sich aber niemals scharf darauf zu besinnen vermocht, daß dann die verörtlichte Erregung der Geschlechtsorgane und ihre Sonderbeziehung zur Wollust ein Rätsel aufgebe. — Wir wählen ein Beispiel, das zum mindesten in jedem männlichen Leser hinreichend Wiederhall finden dürfte, um es ihm zu ermöglichen, wenigstens die Erscheinungskreise beider Regungen klar auseinanderzuhalten.

Man vergegenwärtige sich den wehgemischten Taumel des Entzückens, in den uns bisweilen der erste Anhauch von Veilchendüften im Vorfrühjahr versetzen konnte, und darnach die beunruhigenden und aufregenden Lockungen, die von den herausfordernden Blicken, Gebärden, Stellungen einer reizvollen Chansonette ausgehen, und man wird zwar beide Zustände einander um vieles ähnlicher finden als ihrer jeden mit den Wirkungen einer Todesnachricht, aber auch keinen Augenblick zögern, ihre große Verschiedenheit anzuerkennen. Durch und durch irdisch sind beide, und voreilig Werte hineinzutragen, hüten wir uns. Das aber sehen wir: in der ersten Regung, die wir versuchsweise für eine erotische nehmen (jetzt ohne Bezugnahme auf den kosmogonischen Eros), liegt ein starkes, jedoch unbestimmtes Ziehen, eine ahnungsvolle Sehnsucht, in der zweiten, deren sexuellen Charakter niemand bezweifeln wird, ein nicht minder starkes, jedoch bestimmtes Verlangen, eine vielversprechende Begierde. Dieses beständig vor Augen dürfen, ja müssen wir fragen:

1. Kommt der Eros aus dem Sexus oder etwa umgekehrt?
2. Kommen beide aus einer gemeinsamen Wurzel?
3. Sind beide nach Artung und Herkunft verschieden?

Es ist heute schon alles Mögliche, wenn es jemand auch nur bis zu dergleichen Fragen bringt, statt auf Grund eines Vorurteils Antworten bereit

*Im Georg Müller Verlage München erscheint soeben eine erweiterte Neuausgabe des seinerzeit mit dem Nietzschepreis gekrönten Buches „Vom kosmogonischen Eros“ von Ludwig Klages. Einen der wichtigsten Zusätze bildet die obige in sich geschlossene Abhandlung über „Sexus und Eros“.

zu haben, die keiner Frage und keiner Untersuchung bedurften; denn erst damit ist er in der Lage, Vorurteile als das, was sie sind, zu erkennen sowie etwaige Lösungsversuche nachzuprüfen. Darauf vertrauend, bieten wir den unstrigen mit dem spärlichsten Aufwand von Beweismitteln und teilweise rein dogmatisch, weil die ausholende Begründung eine Sonderabhandlung beträchtlichen Umfangs erheischen würde.

1. Die Meinung, der Eros komme aus dem Sexus, krankt an einem Denkfehler, der durch die Gewöhnung an den physikalischen Energiebegriff begünstigt wird. Energien, nicht aber Qualitäten können auf verschiedenen Erscheinungsgebieten identisch bleiben; und die Ansicht, der Sexus gehe unter gewissen Bedingungen in den Eros über, ist gerade so sinnvoll, wie es die Ansicht wäre, ungefüllter Hunger verändere sich gelegentlich in Durst. Was man insbesondere heute mit Vorliebe „sublimierten“ Sexus nennt, ist und bleibt Sexus, ob der gleich in einer alten Jungfer etwa die Gestalt der sog. Affenliebe zu einem Kater oder Dackel angenommen habe. Ein anderes ist natürlich die unbestreitbare Tatsache, daß wiederholte Hingabe an eine Regung unfehlbar das Regungsbedürfnis steigert. Wer viel zu essen pflegt, hat damit unabsichtlich entsprechend seinen Hunger gesteigert, wer viel zu trinken pflegt, seinen Durst usw. — Erleuchteter wäre die entgegengesetzte Meinung, wonach der Sexus aus dem Eros als einer Wollustfähigkeit des Gesamtleibes durch Einschränkung auf die Wollustfähigkeit vermittelt allein der Geschlechtsorgane, kürzer, durch Verbesserung hervorginge. Wir kommen darauf später zurück.

2. Damit ist aber auch schon die zweite Frage verneint. Es gibt für Eros und Sexus ebensowenig einen gemeinsamen Quell, wie es etwa ein Drittes gäbe, das bald als Hunger, bald als Durst zur Erscheinung käme.

3. Bleibt als haltbare Antwort nur noch die Bejahung der dritten Frage: Eros und Sexus sind wesensverschieden und fordern wesensverschiedene Grundlagen.

Verhält es sich so, dann muß eine Metaphysik auch des Sexus entdeckbar sein, so wenig davon die bisherige Denkgeschichte zu melden hat, die mit ihren Meditationen darüber durchweg an der Sache vorbeispricht und am Geschlechtstrieb, soweit sie ihm überhaupt Beachtung schenkt, regelmäßig illustriert, was zu den sonstigen Anschauungen des fraglichen Philosophen passen würde. Während z. B. ein Schopenhauer mit seiner „Metaphysik der Geschlechter“ einer mythischen Zwecklehre huldigt, die auf die Bedürfnisse von Viehzüchtern zugeschnitten scheint, wagt Nietzsche zwar den kühnen Gegenstoß: „Die ungeheure Wichtigkeit, mit der das Individuum den geschlechtlichen Instinkt nimmt, ist nicht eine Folge von dessen Wichtigkeit für die Gattung, sondern das Zeugen ist die eigentliche Leistung des Individuums und sein höchstes Interesse folglich, seine höchste Machtausübung.“ (Wille zur Macht.) Da er jedoch nicht einmal versucht, uns in der geschlechtlichen Wollust eine Machtausübung (wessen, in

welcher Hinsicht, über wen?) aufzuweisen, so müssen wir resigniert bekennen, er habe uns lediglich von seinem Lieblingsprinzip geredet und nicht verfehlt, es im „Zeugen“ wiederzufinden. — Die Andeutungen, auf die wir uns naturgemäß beschränken, dienen samt und sonders der Aufhellung der Beziehungen zwischen *Sexus* und *Eros*.

Die Wesensverschiedenheit beider Regungen begünstigt die Möglichkeit gegenseitiger Störungen, schließt aber nicht aus die Möglichkeit ihrer Einigung. Große Dichter haben es häufig unternommen, den letzteren Fall zu schildern, und haben es so überzeugend geleistet, daß seine Lebensfähigkeit nicht wohl bezweifelt werden kann, ob auch die meist tragische Akzentuierung schwerlich Zufall ist. Man vergleiche für beides vor allem *Stifter*. — Wir haben aber zweierlei Mittel, um uns die Tatsache sowohl der Vorzugsfälle als auch der Störungsfälle und dadurch die Hauptkriterien beider Regungen gedanklich näher zu bringen.

Beruhet der *Eros* auf der Polarität der „Genien“, „Urbilder“, „Seelen“ (oder wie man es nennen mag) der von ihm Ergriffenen, so müssen wir diejenige Polarität, welche geschlechtliche Anziehungen begründet, im Verhältnis zu ihm für „abstrakter“, d. i. losgelöster von der einzigartigen Natur des Geschlechtsträgers fassen. Zwar wird sie und zumal im Menschen nie völlig der individuellen Auslese ermangeln, weil ja auch sie nicht umhin kann, den Umweg über die Bilder einzuschlagen, doch aber als der einen und selben allgemeinen Erregungswelle zugewandt und Ausdruck der Vitalität nur einer Zone des Körpers gegen die Innerlichkeiten und Seelen (im engeren Wortsinne) wesentlich gleichgültig sein. Der *Eros* kann außerhalb der Geschlechteranziehung erblühen, und es kann erst recht die Geschlechtsanziehung ohne den *Eros* stattfinden. Verwickeln sich aber beide, so wird der Vorzugsfall ihrer Einigung und der „großen Liebe“ bei Geschlechtsverschiedenheit der Liebenden offenbar nur dann eintreten, wenn dem schon erwachten und bestimmenden *Eros*, also der Polarität der Genien, die geschlechtliche Anziehung erst sich hinzugesellt und dauernd davon abhängig bleibt als eine Teilpolarität zweiter Ordnung; da denn das immer wiederkehrende und von Dichtern und Künstern (seit Platon) auch immer wieder geschilderte Grundgefühl der solcherart Verbundenen das einer sterngevollten Begegnung und rätselvollen Verwandtschaft ist kraft Herkunft ihrer beider aus einer gemeinsamen Heimat der Seelen. Ist dagegen Anziehung aus geschlechtlicher Polarität das Erste, dem sich in der Folge ein *Eros* hinzugesellt, so findet sich das Wesen des Menschen den Teilansprüchen einer Zone desselben ausgeliefert, und die Liebe wird destomehr mit dem Abfall vom *genius albus* erkaufte, als sie die Unwiderstehlichkeit der Leidenschaft annimmt. Die verheerende Endform dessen ist die geschlechtliche Hörigkeit.

Solches beachtend, wird man bei jeder Anziehung un schwer den verhältnismäßigen Anteil bestimmen können, den der *Eros* am *Sexus* und

den der Serus am Eros genommen. Für den Vorzugsfall lassen sich aus dem höhern Schrifttum weit mehr Beispiele auf weiblicher als auf männlicher Seite anführen. Seine höchste Vollendung mögen wir in dem gewaltigen Dioskurengedicht der Droste bewundern; welches zwar völlig auf dem Boden des Eros steht, doch aber von ihr selbst „An Lewin Schücking“ überschrieben wurde und somit mindestens den Beweis erbringt, daß für ganz große Seelen die geschlechtliche Verschiedenheit der Ausgeburts des Urbildes nicht im Wege stehen müsse. Die durch und durch kosmische Endstrophe lautet:

Pollux und Castor, wechselnd Glühn und Bleichen,
Des Einen Licht geraubt dem Andern nur,
Und doch der allerfrömmsten Treue Zeichen. —
So reiche mir die Hand, mein Dioskur!
Und mag erneuern sich die holde Mythe,
Wo überm Helm die Zwillingssflamme glühte.

Vergleichen wir damit den ebenfalls überwiegend erotischen Bund Heinrichs mit Mathilde in Novalis' „Osterdingen“, so werden wir nicht den starken Einschlag von, wenn auch begleitender, Geschlechtlichkeit verkennen; wohingegen die durchaus großartige, pathosvolle und übrigens durch glückliche Gegenseitigkeit ausgezeichnete Leidenschaft zwischen Vittoria und dem Herzog Bracciano in Tiecks hinreißender „Vittoria Accorombona“ ganz und gar aus geschlechtlicher Polarität erwachsen ist und vom Eros nur ihren Schmuck erborgt hat. Es ist diese erotisch geschmückte Geschlechtsleidenschaft, die, wenn wir nicht irren, den bedeutenden Autoren Frankreichs ausschließlich bekannt geworden und in Stendhals Buch „Über die Liebe“ Ansätze einer Theorie gezeitigt hat, derzufolge die Erotik als „Kristallbildung“ um den geschlechtlichen Kern erschiene. Das Gegenteil, nämlich eine geschlechtliche Kristallbildung um den erotischen Kern, wird im französischen Schrifttum weder irgendwo dargestellt noch erörtert. — Die Befessenheit und Verhertheit des geschlechtlich Hörigen endlich finden wir nirgends vollkommener ausgedrückt als in nachstehenden Versen des wenig bekannten (russischen?) Dichters Kanrof (verdeutschte von Huber; vom Verf. dieser Zeilen vor 25 Jahren ohne nähere Angaben abgeschrieben):

Weil du sie abends irgendwo erreicht
Und angesprochen hast und froh erblickt
Bist, als sie sagte: „Nun, mag sein, vielleicht . . .“,
Wird dir zum ersten Mal die Seele beben.
Du denkst, daß es von kurzer Dauer ist;
Allmählich merkst du, wie verliebt du bist
Und daß es unaufhörlich an dir frißt,
Quer durch dein ganzes Leben.

Weil dir das große Augenpaar gefällt,
Das klar wie Tau ist, der vom Himmel fällt,

Glaubst du alsbald, es sei von Geist durchbellt
 Und sei erfüllt von tiefen Poesien.
 Und weil ihr Blick dich also weich umspannt,
 Hast du die alte Eifersucht verbannt:
 Du liegst vor ihren Lügen unverwandt
 Und gläubig auf den Bienen.

Weil ihre Stimme hell und süß erklingt
 Und jeder Ton ein schmeichelnd Lied dir singt,
 Geschieht's, daß deines Mundes Siegel springt
 Und daß er schwängt, wo er versprach zu schweigen.
 Weil bald ihr Kuß dein einzig Glück ausmacht,
 Und ohne Kuß die Welt dich elend macht,
 So wirst du ahnungslos dazu gebracht,
 Dich ganz gemein zu zeigen.

Und wie sie einem kleinen Kinde gleicht,
 Dem seine Schwachheit selbst zum Schutz gereicht,
 So triumphiert sie, fühlt sich unerreicht
 Und foppt dich, willst du wütend werden.
 Und weil du endlich all der Qualen satt,
 Geschrien hast: „Ich schlag' dich tot“, so hat
 Sie viel und schön geweint, so daß du matt,
 Ja feig dich wirst gebärden.

Und weil sie eines Abends dir entflieht,
 So wächst dein Gram so groß, daß er dich zieht
 Ins Land, wo nichts dergleichen mehr geschieht:
 Von einer Brücke ab läßt du dich gleiten. —
 Der Liebe, diesem zartesten Pflaster,
 Ist dieses eigentümlich, merk' es dir,
 Daß sie den Abstand zwischen Mensch und Tier
 Markiert seit ewigen Zeiten.

Die vier Schlussverse verraten den wahrhaft Wissenden, für den es keinem Zweifel unterliegt, daß der Leidenschaft ausschließlich der Mensch, niemals das Tier anheimfällt, und der ihr verhängnisvolles Walten auch da noch erkennt, wo der Sittlichkeitshochmut es lieber mit „Sucht“ abtut: in der geschlechtlichen Hörigkeit.

Das zweite Mittel zur Scheidung und Unterscheidung von Sexus und Eros ist die Untersuchung der Gefühle, die mit starken Liebesnödrungen einhergehen. Die dahin gehörigen Liebesgefühle sind aber weit überwiegend Mischgefühle, an denen ungewungen drei Grundzustände hervortreten: Begierde — Zärtlichkeit — Preisgebung.

Bedenken wir, daß die Begierde das Wesen des Begehrenden bindet, die Preisgebung aber es löst, so werden wir nach dem vorigen nicht zaudern anzuerkennen: je reicher eine Regung an Begierde, umsomehr Sexus, je reicher an Preisgebung, umsomehr Eros. Die Zärtlichkeit, obwohl etwas Ungeteiltes, steht zwischen beiden inmitten und wird bald vom Sexus, bald vom Eros übermannt. Mit diesem Schlüssel lassen sich siebenfach ver-

geschlossene Pforten öffnen, lassen sich Zugänge gewinnen auch zum Sinn des bis heute in dicke Finsternis moralischer Verlästerung vergrabenen Geschlechtstriebes. Nur der Sexus z. B., nicht der Eros ist eifersuchtsfähig; und selbst die „himmlischste“ Liebe, insofern sie gleich der christlichen gefordert wird, steht trotz vermeinter „Sublimität“ ganz und gar auf dem Boden des Sexus, während den Sieg des Eros das Wort anzeigt, das Goethes Weisheit der leichtfertigen Philine in den Mund legt: „Wenn ich dich liebe, was gehts dich an.“

Da der moderne Mensch, wie er wenigstens meint, „entwicklungsgeschichtlich“ zu denken pflegt, mögen auch im Hinblick darauf noch einige Aphorismen gestattet sein. — Wer Tiere und nicht etwa nur Haustiere aufmerksam zu belauschen gewohnt ist, wird sich überzeugen, daß sie neben periodisch auftretenden Begierden Zärtlichkeit kennen, nicht aber den Zustand der Preisgebung, der unterschiedlich dem Menschen eignet. Darnach wäre auf tierischer Stufe die Herrschaft des Sexus und die Untertanenschaft des Eros die naturangemessene Lebensverfassung. Unterschiede nun den ursprünglichen oder „pelasgischen“ Menschen vom Tiere die Herrschaft des Eros und die Untertanenschaft des Sexus, so wäre es uns fürder nicht mehr erlaubt, im gleichen Sinne vom tierischen wie vom menschlichen Sexus zu sprechen und die metaphysische Würde, die wir jenem zweifellos zuerkennen, ohne weiteres auf diesen zu übertragen; denn die animalische Herrschaft des Sexus wäre jetzt ein naturunangemessener Sachverhalt. Und wenn es innerhalb der Zivilisation sogar enterotisierten Sexus weitumher gibt, vornehmlich auf männlicher Seite, so dürften wir ihn keineswegs aus dem tierischen Geschlechtstrieb ableiten wollen, sondern hätten in ihm eine Abartungserscheinung zu erblicken, die auf irgendwelche Störungen zurückwiese. Ginge aber die Herrschaft des Eros mit einer Wollustfähigkeit des Gesamtkörpers einher, so wäre die oben erwähnte Verbesonderung als Isolation aufzufassen, und die ideologische Teilung des Menschen in eine „höhere“ und eine „niedere“ Region erwiese sich als Folge einer Zerklüftung der Pole oder, grob und handgreiflich geredet, einer Zerspaltung in Kopf und Unterleib, dergestalt daß dieser fortan einer abgeschnürten Wollust zu dienen hätte, jener einem abgeschnürten Willen. Die zerspaltende Macht aber wäre der Geist! Dabei haben wir dem Sexus die Rolle des einen Brennpunkts der Lebensellipse zugewiesen, was natürlich weitere Fragen heraufbeschwört, sicher aber hinter keiner Bedeutungs Betonung seines Wesens zurückbleibt.

Vielleicht werden einige entgegenhalten: ob auch der Sexus ohne Eros möge bestehen können, so doch nicht der Eros ohne den Sexus, und werden sich dafür auf Beobachtungen z. B. an Kastraten berufen. Ein solcher Einwurf hätte den Organismus fälschlicherweise wie eine aus Teilen bestehende Maschine behandelt und wäre außerdem sachlich unzutreffend, da sogar Eunuchentum mit erotischer Kaufsfähigkeit verbunden sein kann.

Wenn z. B. Metragyrten und Kybeben im Dienste der Kybele und späterhin sogar manche christliche Ekstatiker sich selbst entmannten, so geschah das natürlich nicht zwecks Tilgung der Kauschfähigkeit, sondern behufs Ausschaltung ihrer Störungen durch den Serus. Allein wir sehen davon ab und wollen es mit Hilfe eines Gleichnisses zeigen, wie der Unterschied einer erotischen Lebendigkeit von einer enterotisierten Lebendigkeit auch demjenigen faßlich gemacht werden könne, der sich gewöhnte, das Zentrum der Lebendigkeit überhaupt im Serus anzusetzen.

Wir vergleichen den Serus dem scharfen Licht eines elektrisch glühenden Drahtes, den Eros dem starken mattweißen Milchglas, das jenen umhülle, die erotische Lebendigkeit der also gebildeten Lampe, die ihren Wirkungsraum mit einem allseitig gleichmäßig sich ergießenden Leuchten erfüllt. Denken wir jetzt das Milchglas abgenommen und dafür einen Blendspiegel angebracht, so haben wir statt der warm beleuchtenden Zelle den einseitig gerichteten stechenden Strahl (= abgeschnürter Serus) und statt des leuchtenden Glases eine lichtlos armselige Scherbe (= kastrierter Eros). Daraus erhelle zugleich, wieso mit dem Sinschwinden des Eros eine gesteigerte Energie des Serus verknüpft sein könne, während hingegen das einende und verbindende Prinzip der ursprünglichen Regung einem trennenden und vereinzelnenden Prinzip gewichen wäre.

Arthur Bonus / Die Schöpfung

Der vorliegende Aufsatz gibt etwas gekürzt das Schlußstück von fünf Vorlesungen, die ich Januar 1918 in München hielt und in kürzerer Form im September 1917 auf dem Solling gehalten hatte. Beidemale vor einer freideutschen Zuhörerschaft.

Es war darin die Religion — das, was wir im abendländischen Sinn „Religion“ nennen — unter biologischem Gesichtswinkel gesehen und in dem inneren Gefüge und Getriebe gefunden, das zwischen den beiden Urgefühlen sowohl der Gesamtschöpfung als aller Einzelversuche der Weiterschöpfung, sogenannter „Kulturen“, entsteht: zwischen dem unwiderstehlichen Trieb zu höheren Formen und dem Gefühl des Zurückbleibens. Es war versucht, dies aus einer eindringlichen Prüfung der hauptsächlichsten religiösen Gefühle heraus zuentwickeln.

Wie diese Spannung gelöst wird, das scheint mir entscheidend für die Art der besonderen Religion, von welcher man spricht.

Inzwischen hat Spengler in einem sehr ernsten Sinn von Welt und Geschichte als Schöpfungen der Seele gesprochen und Kultur als Schöpfung einer speziell getarteten Gemeinschaftsseele betrachtet gelehrt. Aus dem Stoff und aus dem Grund der Gesamtschöpfung der allgemeinen Menschenseele, kann man vielleicht hinzufügen. So darf ich annehmen, daß ein Versuch, die Art einer solchen Schöpfung aus der Seele darzustellen — unabhängig von Spengler und vor dem Erscheinen seines Buches angestellt — zu interessieren vermag.

Kenner werden leicht bemerken, daß der Versuch sich auf der Bahn der sichten Weltbetrachtung bewegt, die ich weit mehr für eine religiöse als für eine philosophische Tat nehme: für den im besonderen Sinn deutschen Beitrag zur Religion der Zukunft.

Auch Spengler setzt die Kulturen richtig als aus religiösen Antrieben aufwachsend an. „Religion ist Seele“, sagt er irgendwo im ersten Band, und um die Entfaltung, den Ausdruck dieser Seele handelt es sich ihm ja. In dem auch sonst schwächeren zweiten Band ist er dann leider auf den unseligen Gedanken gekommen (unter dem verwirrenden Eindruck der großen orientalischen Niedergangsreligionen, und indem er das ganz anders geartete Christentum aus ihrer Stimmung deutet, sie ungefähr umgekehrt zu sehen. Nicht als welt schöpferisch, sondern als aus der Schöpfung ausschaltend. Er verwickelt sich dadurch in die wildesten Selbstwidersprüche, man kann fast sagen: Selbstmordversuche.

Der erste Absatz des nachfolgenden Stückes faßt in früheren Vorlesungen Erörtertes zusammen.

U. B.

I. Zwischen Seele und Wirklichkeit

Wenn wir versuchen, einen Überblick über Eigenart und Gesetze der religiösen Darstellungsweise zu gewinnen und dabei von der Seele als der allein unmittelbar gegebenen Erfahrungstatsache ausgehen, so befinden wir diese Seele als eine unaufhaltsam aufdrängende Welt von nicht mechanisch, sondern unmittelbar schöpferisch wirkenden Kräften, die einem besonderen, auf uns persönlich zugespitzten Plan zu unterliegen scheinen und Scheu und Ehrfurcht von denen verlangen, die auf sie eingehen wollen. Wir gewahren also als Quellgebiet des Lebens und der ganzen Schöpfung statt eines von mechanisch wirkenden Atomen durchfallenen leeren Raumes eine seelische und persönlich befehlende Bewegung.

Wir wollen nun versuchen, uns die Stellung der religiösen Vorstellungen, die uns dieses Bild zeigen, im Vorstellungsganzen übersichtlich zu vergegenwärtigen.

Wir können nicht mehr ausgehen von dem Bild einer materiellen Welt, die als letzte Wirklichkeit bestünde, deren Spiegelung wir im Bewußtsein auffangen. Wir können vielmehr nur von der Seele selbst ausgehen, als der einzigen unmittelbaren Gewißheit.

Die Vorstellungsbilder, die von daher aufsteigen, sind nicht Rückspiegelung von, sondern umgekehrt Übergang zu einer sinnlich wahrnehmbaren Welt. Diese Vorstellungen verdichten sich erst zu sogenannter „Wirklichkeit“. Sie sind nicht ein Zweites neben der Welt, ein Nachtrag und Kommentar zu ihr, sondern Teilzustand des einheitlichen Vorganges, der zur Entstehung einer Welt führt.

Dies ist ja die kopernikanische Umwälzung, die die Religion mit unserer Außenwelt vollzieht.

Um nun hier genauer zu sehen, unterscheiden wir zunächst die verschiedenen Darstellungsgruppen, in denen und von denen wir geistig leben.

Wir unterscheiden für unsere Zwecke fünf solche Gruppen und geben sie hier in der Reihenfolge, in der sie uns bewußt zu werden pflegen: 1. die Vorstellungen, in denen wir stoffumkleidet die sogenannte Wirklichkeit um uns

sehen, 2. die gleichartigen aber schwankenden Traumvorstellungen, 3. die wissenschaftlichen, 4. die Idealvorstellungen und 5. die religiösen.

Zunächst also die sogenannte „Wirklichkeit“. Die erste, älteste, für alle Menschen ungefähr gleichartige Gruppe von Vorstellungen. Eine Gruppe, welche der Mensch, wenn ich recht sehe, bereits aus der Tierwelt mitbrachte, in der geologischen Struktur des Menschengehirns sozusagen die archaische Formation. (Sie wird eindringenderem Blick sich auch ihrerseits wieder in eine Folge von Stufen auflösen.)

Wie ist sie entstanden?

Es gibt alle Tage und in jedem von uns eine große Menge von Vorstellungen, die mit derselben Notwendigkeit behängt auftreten, wie unsere Sinnesbilder, aber in ihrer Entstehung beobachtet werden können: die Traumvorstellungen.

Sie erhalten die Notwendigkeit oder Zwingkraft, welche sie der „Wirklichkeit“ gleich macht, freilich nur, solange unser Verstand zum Schweigen gebracht ist. Aber der ist ja auch bedeutend später als die Sinneswelt; ist erst ein Ordnungsorgan in ihr: den Kindern geht Traum und Wirklichkeit noch in völliger Gleichheit durcheinander.

Wie schafft der Traum? Aus Sehnen, Wunsch, Befürchtung, Scham, Schuld- und Werbegefühlen baut er seine Welt auf. Aus eben dem also, was wir als den Inhalt des Triebes erkannten, der unsere Seele zu innerst ist. Nun wohl, von der Seele aus gesehen: so ist die Welt geschaffen, wird geschaffen und eine andere Welterschöpfung gibt es nicht.

Wer sich zu beobachten weiß, der nimmt wahr, daß die Traumbilder den ganzen Tag hindurch unter all seinem bewußten Denken und Vorstellen hergehen, daß sein Weltbild immerfort zuckt und zittert, flimmert und flammt von diesem nicht fest eingebauten Stoff, der es umfließt. Wenn zwei eine Wiese sehen, sehen sie nicht dieselbe Wiese. Denn der eine sieht Blumen, spielende Kinder und Licht und Luft, der andere fünfzig Doppelzentner Heu à 5.50 M. und der dritte Mühe, Arbeit und Hoffnungslosigkeit. Was sie verschieden sehen, das scheidet eben deshalb der ordnende Verstand als bloße Assoziationen vom Gemeinsamen ab. Das Gemeinsame nennt er „Wirklichkeit“; denn nur im Gemeinsamen kann man wirken, wenn auch nicht aus dem Gemeinsamen.

Diese beiden Gruppen von Vorstellungen: Sinnwelt und Traum, sind also an Zwingkraft wesentlich gleich; denn es kommt im Traum zu völlig der gleichen Art Sinneswahrnehmungen, wie sie die „Wirklichkeit“ bilden. Und erst darnach, ob sie von allen Menschen oder nur von einzelnen gesehen werden, sichtet sie der Verstand als das dazu angezüchtete Unterscheidungsvermögen.

Wir kommen zu drei weiteren: den wissenschaftlichen Vorstellungen, den Idealbildern und den religiösen Gesichten.

Denn die Seele hält nicht inne mit der Schaffung der Stoffwelt; sie

schreitet vorwärts und hinan und wirft aus Sehnen, Wunsch, Befürchtung Scham, Schuld und Werdegefühl neue Vorstellungen voraus.

Sie schafft Wunsch- und Sollbilder der Dinge der Sinnenwelt. Sie schafft den Baum, das Pferd, Ideale der Sinnedinge.

Diese Wunsch- und Sollbilder oder Ideale, indem sie auf die Dinge einwirken sollten, erwiesen sich als brauchbare Maßeinheiten, an denen man den näheren Inhalt der Dinge bestimmen konnte. Den besonderen Baum am idealen Baum. Sie wurden Norm-, dann Allgemeinbegriffe und wurden nun bewusst in diesem Charakter festgehalten.

Sie wurden aus Idealen: Ideen, aus Sollbildern: Begriffe.

Mittels dieser Maßvorstellungen konnte der Mensch sich zurechtfinden in der Welt und er bildete sie für diesen Zweck im Laufe der Jahrtausende in immer größerer Vollkommenheit aus: die Wissenschaft. Er legte sie wie ein Vermessungsnetz, wie ein Gradnetz von Breiten und Längen um die Sinnenwelt und bestimmte den Ort aller Dinge in den von ihren Linien gebildeten Quadraten.

Diese drei Vorstellungsgruppen bilden die geschaffene Welt. Wir stellen uns ihren festesten Teil, die Stoffwelt, gar zu fest vor. Selbst abgesehen von der tiefen und grundsätzlichen Erschütterung, die sie durch die religiöse Kritik in jedem von uns erfahren kann, ist sie nicht so unbeweglich, wie wir gewöhnlich annehmen. Die Geschichte der Malerei beweist uns, das frühere Geschlechter eine andere Welt sahen als wir. Traum und Kunst umspülen sie fortwährend und arbeiten an ihr. Wir sollen wissen, daß jede Vorstellung, die wir bilden, an ihr arbeitet.

Wie und mit welcher Richtung soll sie es?

Wir wissen, es gibt zwei Wege. Aufwärts oder seitwärts. Aus Trieb der lebendigen, immer neu, immer weiter werdenden Natur über die Natur hinaus, — oder in die Natur zurück. Aufstieg oder Naturwerden. Wenn die Aufwärtsvorstellungen ausbleiben oder ihrer ganzen Masse nach in Maßvorstellungen verarbeitet werden, so ist das ein Zeichen, daß der Trieb selbst, die Seele, gelähmt ist.

Heute noch — und heute mehr als je — geschieht immerfort, daß aus Sollbildern wissenschaftliche Maßvorstellungen werden.

Nehmen wir das Schicksal der Vorstellung „Seele“ selbst. Sie entstand als Sollbild oder Ideal: Es soll sein eine durchaus starke Einheit der geistigen Kräfte im Menschen, handlungskräftig, bewusst, losgelöst von äußeren Einflüssen, fähig, in sich selbst zu ruhen. Dies ist das Sollbild oder Ideal, in dem die Seele sich selbst schafft und an sich fortbildet. Es ist noch nicht allzulange her, daß die Wissenschaft aus diesem Sollbild einen Maßbegriff gemacht hat: den Grundbegriff ihrer Psychologie. Und es ist das Bestreben der sogenannten „wissenschaftlichen Weltanschauung“, zugunsten dieses Vermessungsbegriffs das lebendige Ideal und die daraus erwachsene religiöse Vorstellung zu unterdrücken.

Solange die Seele gesund ist, wird sie das abzuwehren wissen. Solange sie gesund und kräftig ist, schafft sie höher, heute, wie seit Urtagen. Und was sie schafft aus der unerschöpften ewigen Schöpfungskraft ihres innersten Grundes, das sind zunächst neue stärkere Wunsch- und Sollbilder.

Sollbilder mit dem Bewußtsein des Soll.

Diese neuen Bilder oder Ideale befestigt sie durch Seinvorstellungen: Weil ich fühle, daß ich jene Sollbilder vor mich in die Zukunft werfen soll, um mich ihnen nachzustrecken, so muß sein und ist in mir eine sie schaffende Seele. Weil ich fühle, daß ich für fremde Menschen sorgen soll wie für mich, so muß sein und ist eine innere Verwandtschaft der Seelen. So entsteht mit der Sollvorstellung und aus ihr die religiöse Vorstellung, die sie festmacht.

Der Beweis der wissenschaftlichen Maßvorstellungen liegt in ihrem gradlinigen, sogenannt kausalen Zusammenhang untereinander. Für die religiösen Vorstellungen hängt der Beweis in der Unmittelbarkeit der Kraft, die sie aufwärts treibt, in der Wucht also, mit der unsere Seele ja zu ihnen sagt. Dieses Tasagen aus innerstem Drang der Seele nennt man „Glauben“.

2. Genügt die Lösung Luthers?

Und nun stellen wir die Frage auf, ob nicht diejenigen religiösen Vorstellungen auch noch für uns genügen, vermittelt derer die bisherige Entwicklung der abendländischen Religion die Schwierigkeit zwischen Wille zum Aufwärts und Gefühl des Zurückbleibens — zwischen „Glaube“ und „Schuld“ — gelöst hat?

Am kräftigsten, grundsätzlichsten und reinsten hat die Entwicklung auf diese Frage durch die Gestalt Luthers geantwortet.

Wenn wir hier von Luther sprechen, so meinen wir natürlich keine konfessionelle Größe, sondern eben den mittelalterlichen Christen, in dem die Schwierigkeit, von der wir handeln, am kräftigsten zur Empfindung kam und am herrschlichsten nach einer Lösung verlangte. Es geschah diese Lösung im Bilde des besänftigten, versöhnten, für uns Vater gewordenen Gottes, der, das All in Händen, doch dem einzelnen sich zuneigt und immerfort von neuem zur Vergebung bereit ist. Ist diese Vorstellung nicht kräftig und nicht deutlich genug?

Sie ist es. Oder, um genauer zu sprechen, sie war es.

Wenn man an die gewaltige Gestalt des strengen Richters denkt, der für die Vorstellung jener Zeit das All schlechtthin umfasste und überbot, Gott Schöpfer, wie ihn Michel Angelo zwischen den Weltsystemen darstellt, und nun, daß diese Macht sich dem Menschen verwandt, gleichen Wesens und befreundet bekennt, so gab das allem Denken und Tun des Menschen unmittelbare und dennoch persönliche Beziehung zum Weltganzen und damit Größe: die Vergebung wurde erstrebenswert und sie zu suchen auch des Tapfern nicht unwürdig.

Aber steht es so auch für uns? —

Wir werfen einen Blick rückwärts.

Der Volksglaube, von dem Luther ausging, und mit dem er sich auseinanderzusetzen hatte, insbesondere in seiner klösterlichen Form, mag noch dem entsprochen haben, was wir im Casarius von Heisterbach* finden, der um 1220 schrieb. Um einiges lichter und freundlicher sind die etwas späteren Legenden vom heiligen Franziskus, die sogenannten „Sioretti“, der Blütenkranz**.

Die Welt ist bei beiden völlig im Bereich unberechenbarer Mächte. Die inneren Kräfte schlagen ungehemmt in die Außenwelt hinüber. Die Sinnwelt ist Chaos, ungeordnet, unbefestigt. Es fliegt und flattert im Dämmerlicht von Geistern. In allen Hausecken stehen sie. Plötzlich sind sie da, niemand ist vor ihnen sicher. Heben und Heilige wirken dazwischen. Gott der Richter, streng und unnahbar, wird zu besänftigen versucht und greift manchmal ein, die Verwirrung, scheint es uns, nur wenig lichernd. Ein Weltplan liegt zugrunde, der kirchliche, für uns schwer als aus innerer Seele stammend erkennbar. Außerlich, willkürlich tritt er, scheint uns, dem einzelnen gegenüber. Wenn auch mit dem Versuch, Richtlinien zu ziehen. Der Mensch geht in Angst geduckt zwischen undurchschaubaren Gefahren. Eine zusammenhängende Arbeit in die Außenwelt hinein erscheint nicht als möglich. Die Außenwelt schwimmt noch, sie gibt dem Andringen aller möglicher unbekannter Kräfte widerstandlos nach. Es scheint: hier kann im Grunde nicht einmal der Wunsch nach zusammenhängendem Nachdenken entstehen. Was nötig ist, wird schon von selbst kommen. Und in all dieser Willkür ist das Wunder nicht Gesetzesdurchbrechung, sondern spärlicher Anfang eines Gesetzes.

So scheint es uns. Scheint, weil wir von ganz anderen Ordnungsprinzipien herkommen. Aber leben wir uns ein; achten wir auf die Spuren einer besonderen, nur andersartigen Gesetzmäßigkeit, die auch uns noch auffallen. Je tiefer wir eindringen, desto mehr lichtet sich uns das scheinbare Chaos aus seinen eigenen Gesetzen her, und wir finden uns in einer Welt, der eine mindestens ebenso einheitliche und feste Ordnung innewohnt, wie der unseren. Eine Ordnung, in der das innere Verhältnis alles bedeutet und „Vergebung“ oder „Gnade“ wichtig wird und Größe hat.

In der Tat ist hier eine der Stellen, wo die Entwicklung entgegengesetzte Möglichkeiten hart neben- und gegeneinander stellt, die beide gleich wichtig und gleich nötig sind, eine der Stellen, wo die Entwicklung, auf zwei Stufen gehend, den einen benutzend, während der andere ruht auf dem langen, westlichen Weg zur Höhe; — denn die eigentliche Heimat der Weltauffassung von innen nach außen bleibt immerhin der Osten.

Genauer gesagt: Die Betrachtung von innen nach außen herrscht vor im Osten und hat dort die weitaus mächtigere Ausbildung erfahren. Die um-

* Übersetzung von Ernst Müller-Holm, Berlin. Schnabel 1910. ** Übersetzung von Joh. v. Taube, Jena, Diederichs 1905.

gekehrte herrscht im Westen; und sie hat da in der modernen Wissenschaft ein unübertreffliches Werkzeug aus sich herausgearbeitet.

Beide haben als gegensätzliche Spannkräfte einander nötig und streben aufeinander zu. Das Streben nach westlicher Einstellung ist im ganzen Osten von Japan bis Indien und wieder Rußland kaum stärker als das Hinwollen zu östlicher Geisteshaltung im Abendland von Amerika bis Deutschland.

Erwägen wir nun, wie in Europa das eine in das andere überging.

Das frühe Mittelalter war vom Außen- zum Innen-, vom Siegfried- zum Mönchsideal übergegangen, wie das in vielen Gestalten der Sage sowohl als der Geschichte sich ausgeprägt hat; am wichtigsten vielleicht in jenem Wolfdietrich, der, Mönch geworden, in seiner Zelle die Geister der von ihm Erschlagenen zu bekämpfen hat, also daß er in Einer Nacht grau wird.

Aber der ungestüm zuffassende Geist der Welteroberung bleibt auf dem Grunde der vom Mönchsideal beherrschten Zeit wach und zwingt dem abendländischen Mönchtum eine im Osten unerhörte oder doch nur in schwachen Spuren merkbare Wendung auf.

Die Askese wird aus der Weltabwendung, die sie im Osten war, eine Vorübung zur Weltbeherrschung in umwandelnder Arbeit an ihr. Die Askese beginnt dem Körper gegenüber eine zusammenhängende, ordnende Tätigkeit, die sich nur mit unserer Sporttrainage vergleichen läßt, und von hier aus fängt ein Neues an.

Die Seele hat die Bedürfnisse des eigenen Körpers auf winzige Reste zurückgeschnitten und in freie Gewalt bekommen. Sie beginnt Überlegenheit und Selbständigkeit zu fühlen. Sie beginnt, die auch der Außenwelt entgegenzusetzen.

Aber die Askese selbst konnte auf die Außenwelt angewandt werden. Setzte man durch die Askese den Leib in die Gewalt der Seele gebracht, so konnte durch eine Art geistige Askese auch die eigentliche Außenwelt in die Gewalt der selbständiger gewordenen und ihre Macht fühlenden Seele kommen.

Dies ist der Ort der anhebenden modernen Wissenschaft und der ihr entsprechenden Weltbetrachtung.

Wie die Askese alles Tun und Genießen auf das kleinstmögliche Maß einschränkte, dadurch übersehbar und leitbar, beherrschbar machte, so suchte die Technik der Maßvorstellungen, die Wissenschaft, alles geistige Schweifen und Bauen auf das kleinstmögliche Maß, auf wenige Leitideen oder „Gesetze“ einzusparen und dadurch übersichtlich und leicht beherrschbar zu machen.

Der Übergang zwischen diesen beiden Perioden stellt sich von der religiösen Seite besonders deutlich in der Person Luthers dar. Er kämpfte die Askese durch und unterwarf die verwirrende Unzahl geheimer Kräfte einer

einzigsten Kraft, die lebezugewandt und lebensfreundlich war, Gottes, „des Vaters“.

Er kämpfte das religiös durch: Er behauptete nicht als Aufklärer, daß es jene chaotisch durcheinander wirkenden Kräfte nicht gäbe. Er behauptete nur, daß sie, heilige wie dämonische, der Einen Macht gehorchen müßten, deren Stimme er in sich hörte, und in den frommen Schriften der Bibel wiedererkannte.

Damit wurde die geschaffene Welt von dämonischen Eigenmächten entvölkert, dem Geist unterworfen und so die Möglichkeit gegeben, sie für die Weiterschöpfung als reinen Stoff zu betrachten und wissenschaftlich zu ordnen.

Dadurch hat sich alles verändert.

Die wissenschaftliche Aufklärung ist allherrschend geworden. Sie hat die Welt in geordneten Stoff zur Arbeit umgewandelt und einen neuen Stolz in uns erzeugt, dem die Stimmung des Vergebung suchenden Sünders unmöglich geworden ist.

Sie nun freilich, auf dem Gipfel sozusagen der Heiligsprüche der Seele, droht die Entwicklung sich selbst umzustürzen. Sie droht, auch die seelische Kraft selbst, derentwegen sie geschaffen ist, als Stoff darzustellen und so ihre eigene Voraussetzung, ihren eigenen Boden zu untergraben.

Dem kann man nicht durch eine einfache Wiederaufnahme (oder Beibehaltung) der uns nicht mehr überzeugenden Lutherischen Lösung abhelfen. Es genügt für die Zwingkraft religiöser Vorstellungen nicht, daß sie dramatisch und kräftig sind, sie müssen uns im Zusammenhang unseres geistigen Lebens erfassen, um uns überzeugen und bezwingen zu können.

Der mittelalterliche Gott, der für seine Zeit aus einer breiten Aristokratie geistiger Kräfte organisch hervorstach, bis er in der Lutherischen Anschauung allein herrschend wurde, steht für unsere Vorstellung außerhalb seiner Zusammenhänge und damit außerhalb des Weltlaufs, fast wie ein — freilich sehr mächtiger — Privatmann, von dem wir zweifeln, ob er auch so mächtig sei, daß er uns halten kann.

3. Der Gottesgedanke

Wir haben bisher jene ganze innere Welt in die Seele selbst verlegt. Aber das meiste scheint doch über sie hinauszudeuten. Nicht nur in die Außenwelt, sondern auch in ihrer eigenen Welt über sie hinaus. Wir empfinden einen Plan über uns, vor allem eine Ehrfurcht in uns; und auch ein Verantwortungsgefühl für andere.

Es muß etwas da sein, etwas Persönliches, das wir selbst sind und das doch weiter über uns hinausgreift, als unsere Einzelseele.

Ist das Gott?

Wir wollen hier nicht vorschnell sein, sondern Schritt für Schritt tun.

Wir empfinden diese unsere Einzelseele in der Tat als zusammenhängig

mit einem Plan, als verantwortlich und mit dem Willen zur Ehrfurcht. Aber genügt hierfür nicht, daß wir unsere Seele als Sendling und Beauftragten, vielmehr Teil und Stück einer einheitlichen Gesamtseele empfinden? Ja, als diese Gesamtseele selbst in bestimmter Strahlung?

Nehmen wir es zunächst so. Und suchen wir dieser Gesamtseele Gestalt zu schaffen.

Achten wir genauer auf uns, so fühlen wir jene Verantwortung und Brüderlichkeit nicht nur für die Menschen, sondern für alle Kreaturen und die Welt überhaupt. Wir fühlen oft eine tiefe Andacht zu Feld und Flur, und wenn die rastlose Erwerbglut die Natur schändet, so fühlen wir etwas wie religiöses Grauen.

Dabei können wir bemerken, daß dieses Brüderlichkeitsgefühl sich bei uns wie in allen aufstrebenden Religionen sehr energisch auf die Menschen sammelt, während es in den zurücksinkenden sich auf alles Lebende und schließlich überhaupt Seiende ausbreitet.

Offenbar deshalb, weil der aufwärtstreibende Drang eben durch das Ungestüm seines Aufwärtswollens unbewußt Unterschiede setzt zwischen dem, was mit ihm gleichen Schritt hält, und dem, das zurückblieb.

So breitet sich diese uns auswendende Seele nicht nur durch alle Menschen, sondern auch durch die ganze Welt aus. „Pantheistisch“ sagt man gewöhnlich. Doch ist da ein Unterschied. In den meisten eigentlich pantheistischen Religionen ist das Geschaffene als solches — als ein Fertiges, Ruhendes — Offenbarung. Für uns nur als Anfang, als Sehnsucht, als unablässiges Drängen, als Pfeil, der sein Ziel sucht. Wir wissen, daß das Größte noch ungeschaffen im Schoß der Zukunft, im Dunkel des Unerforschten, in unserer Seele, ruht. Oder vielmehr nicht ruht, sondern sich regt, so daß wir seine Bewegung innen her gegen uns klopfen fühlen.

Diese Seele voller Zukunft, von der die unsere Stück und Teil ist, und in deren Zusammenhang wir den schaffenden Augenblick darstellen, erscheint naturgemäß dem Außenorgan, dem Verstand, anders als dem Innenorgan, dem religiösen Bewußtsein.

Dem Verstand als dem Zeit, Raum und Kausalität setzenden Vermögen erscheint sie als Weltablauf, wie er nach Ursache und Wirkung sich von der Spule haspelt. Darüber hinaus gibt es für dieses Außenorgan nur noch haltlose Zukunftphantasien. Die Hauptsache sieht es nicht, kann es nicht sehen, soll es auch gar nicht. Es ist nicht dazu da.

Im zusammengefaßten Innenorgan dagegen, im religiösen Bewußtsein, erscheint sie, diese uns auswendende Seele anders. Da wird sie uns fühlbar als alles durchwaltende Kraft, als zielsetzende und planentwerfende Weisheit und als befehlende Macht. Sie erscheint uns da als Ehrfurcht fordernde und Vertrauen weckende Gültigkeit, als Schöpfer der bestehenden Welt und Heraufführer unendlich vieler kommender Welten. Wir sehen sie als außer der Welt stehend, denn das Bestehende ist erst ein geringer Teil ihrer

Stille und ihres Wesens und doch ganz in ihr, denn die Welt ist nichts als ihr Ausdruck und ihre Erscheinung. Wie wollen wir sie nennen? „Allseele“? „Weltseele“? — Goethe nannte sie gern „Gottnatur“. — Man nannte sie sonst „Gottheit“ oder „Gott“.

Was liegt am Namen? Einiges doch, sofern überhaupt Namen und Worte nötig sind, um zu bezeichnen, was wir meinen. Es sind für uns erst die über die Natur hinausdrängenden, die persönlichen Kräfte, in denen wir das Wirken dieser Macht finden und die wir als ihre Offenbarung auffassen. Müssen wir ihr nicht also Personkraft zuschreiben? Dies wäre es, was man mit dem Namen „Gott“ bezeichnet.

Wir streifen hier an das innerste Geheimnis der Religion, von dem schwer mit Worten und festen Begriffen zu reden ist. Man kommt alsbald in Schale und Verhüllung.

Versuchen wir wieder es uns am westöstlichen Gegensatz klarzumachen.

Wer einmal sich mit altindischer Weisheit in den indischen Quellen beschäftigt hat, der wird gefunden haben, daß es schwer ist, zu dem hindurchzudringen, was wir heute als das Wesentliche der Religion jener Zeiten und Menschen empfinden. Es gibt die alten heiligen Texte, die Veden, Lieder, die bei den Opfern gesungen wurden, wahrscheinlich zu einem großen Teil zur Erzeugung ekstatischer Zustände, für uns religiös nicht viel hergebend.

Diese heiligen Texte und die zu ihnen gehörigen Opfer werden in langen Ausführungen, Brahmanenbüchern, erläutert; diese Brahmanenbücher gehen in die sogenannten Waldbücher über, Bücher für die Einsiedler im Wald, die nicht Opfer feiern können und sich dafür mit dem Sinn der Opfer beschäftigen sollen. Und in diese Waldbücher endlich sind die Upanischaden, Geheimlehren, eingebettet. Wenn wir heute altindische Weisheit kennenlernen wollen, werfen wir die Brahmanenbücher fast restlos fort. Sie enthalten vielfach künstliche Versuche, in alte heilige Texte allerlei neue Erkenntnis hineinzulesen. So werfen wir hinterher die Waldbücher. Aber sind nun eigentlich die Upanischaden der genießbare Kern? Auch in ihnen noch ist mehr als drei Viertel für uns tot, verholzt. Im Restviertel dann endlich finden sich einige köstliche Dinge; die mag man als den süßen Kern dieser hartschaligen Früchte bezeichnen.

So pflegt seit alten Zeiten die Religion ihre zartesten Geheimnisse in die harte und dicke Schale der Weltanschauung zu bergen.

Weltanschauung ist Vermittlung der Religion nach außen, nach Verstandeseinsicht und Weltkenntnis hin. Sie pflegt sich stark von ihnen beeinflussen und ins Mechanisch-Unpersönliche drängen zu lassen.

Daher ihre Auffassungen so ungemein schnell veralten. Fast alles ja im Vorstellungszusammenhang des älteren Christentums (geschweige jener Upanischaden), darüber sich unsere Naturforscher so lustig zu machen wissen — und mit Recht, wo es als Wissenschaft der heutigen Wissenschaft gegenübertritt — ist ja nicht Religion, sondern gerade ältere Naturwissenschaft.

Wenn so die Religion durch die Weltanschauung ins Mechanisch-Persönliche, ins Naturwerden hinabgedrängt wird, dann jedesmal muß der innere Wille des Aufstiegs stark genug sein, um dem Versinken in müde Weisheit zu wehren und durch neue starke Persönlichkeiten das Innengeheimnis der Religion kräftig ins Persönliche zurückzureißen. Sonst wendet sich der Weg hinab. Der abendländischen Entwicklung, in die Israel kulturgeschichtlich hineingehört, entstanden jeweils solche Menschen des großen Wollens, von den Propheten über Jesus, Franziskus, Luther,ichte hin; dem Morgenland blieben sie aus. Da, im Morgenland, liegt allem Geschehen die rein geistige, aber eine unbewegt geistige, ruhend geistige Weltseele zu Grunde, in die man nur noch versinken kann, sinnen und träumen.

Wir aber sind Jugend und restlos und rastlos Bewegung. Im innersten Geheimnis noch ist bei uns Bewegung, und deshalb zerlegt sich bereits in diesem innersten Geheimnis unser Selbst in ein Du und Ich, und es ist eine immerwährende Zwiesprache darin, mit oder ohne Worte zwischen du und ich, zwischen einem unendlich Großen und dem ehrfürchtigen Kleinen, das doch desselben Geistes ist und sich recht und bewegt.

Es handelt sich dabei nicht um einen bestimmten Entschluß des einzelnen, sondern um den Trieb, der in uns wirkt und aufsteigt. Wer sich vorurteilslos selbst beobachtet, der kennt das Verlangen — ob er nun ja oder nein zu ihm sage — das in aufgewühlteren Zuständen unseres Innenlebens unaufhaltbar dazu treibt, unsere Seele mit der Seele dieses Ganzen in eine persönliche Verbindung, in ein Ich- und Dugespräch zu bringen.

Man kann das unterdrücken. Mancher ist stolz darauf es zu tun. Weshalb eigentlich? Es ist seelische Energie, die zu solchem Gespräch treibt.

Wer findet, daß er sich ins Allgemeine hinein auflösen darf, — wer sich die Erlaubnis gibt, einzuschlafen und ins Bewußtlose hinüberzuträumen, nicht zu tun, nicht zu schaffen, der kann ein unpersönliches, unbewusstes Welt-Es brauchen. Wo Jugend und Bewegung ist, Zukunft und Pfeil in die Zukunft, da braucht es eine lebendigere Kraft.

Hier liegt der große Unterschied zwischen Abend- und Morgenland, zwischen Empordringen und Träumen. Jene morgenländische Breite der Welteinbeziehung in die Seele wollen wir in uns strömen lassen. Aber wir wollen den wachen, kritischen Geist nicht verlieren, der bei uns das Zurücksinken ins Unterschiedlose abwehrt, und der wertet, weil er wächst.

Deshalb ist es, daß uns die letzte Kraft doch immer persönliche Gestalt annimmt ganz von selbst, und daß wir ein Du im Weltall suchen. Wenn man einwirft, der Begriff der Persönlichkeit sei raumzeitlich bedingt, — sind die vom mechanischen Sein abgenommenen Begriffe eines reinen „Seins“ weniger raumzeitlich bedingt? Im Gegenteil! Erst das persönliche Leben befähigt uns, vom Raumzeitlichen absehen zu können. Alle unsere Begriffe sind natürlich in dieser Raumzeitwelt raumzeitlich bedingt. Für unser persönliches Leben sind sie Bilder.

Es sei übrigens jedem überlassen, ob und wie er zu der Vorstellung von Gott Stellung nehmen will.

Ist Gott ein Erklärungsbegriff wie in allen Vernunftreligionen, so mag man mit ihm anfangen als mit der ersten Ursache oder wie sonst. Dann hat man naturgemäß auch keine Scheu oder Scham vor der Nennung seines Namens. Manchen geht er ja erstaunlich leicht über die Lippen. Es ist, als sagten sie: ich darf ihn aussprechen, denn ich nehme ihn nicht ernst.

Ist er dagegen eine Wirklichkeit, so muß diese Wirklichkeit als solche in den wirklichen Bewegungen des Gemüts aufgezeigt werden, sei es auch „nur“ als Forderung oder Verlangen, während gleichzeitig ein natürliches Schamgefühl abhält, ein so innerliches Geheimnis einer ehrfürchtenden Seele dem Belugreden und Bekopfschütteln der Menge preiszugeben. Manche Religionen haben die Nennung des Gottesnamens als Heiligtumschändung betrachtet. Es ist das sehr verständlich.

4. Lösung

Wie dem sei, mit oder ohne Namen und Wort: Wir wissen den Zusammenhang und wir kennen das Werk. Es ist kein Kleines; es ist das größte, von dem die Rede sein kann: es ist nicht mehr und nicht weniger als die Welterschöpfung selbst, nämlich die Schöpfung und Weiterschöpfung der Seele, welche die Welt schafft.

Erinnern wir uns! Wir machten uns klar, daß diese Zeitraumwelt uns zunächst als unsere Vorstellung gegeben ist. Wir sahen sie hängen in den Millionen und Abermillionen Menschenhirnen als ihre Schauung. So schafft sie der Menscheng Geist. So schafft die Seele sie. Sie schafft sie stets fort.

Indem wir dies sprechen, schafft unsere Seele uns selbst, die wir sprechen, diese Welt, über die wir sprechen, die Gestalten derer, zu denen wir sprechen. Sie sagt uns, was die anderen gleich mit uns sehen, und lehrt es uns als eine „Wirklichkeit“ — Wirkungsmöglichkeit — von dem unterscheiden, was wir besonders sehen. Sie trennt das Gemeinsame und Feste als Vergangenheit ab von dem Persönlichen als der Zukunft und vom Schaffen selbst als der Gegenwart.

Sie scheidet in dem was die einzelnen jeder für sich sehen, das Gebiet des Sollens ab von dem der Willkür, macht die Willkürbilder spielend in Farbe und erholbarer Stimmung und stellt die Sollbilder ehern vor uns, daß sie mit Posaunenstimme zur Pflicht rufen.

Kühle, Berechnung und wiederum Spiel und Scherz im Niederen; Wärme, Begeisterung und erschütternder Ernst im Vorwärtsdringen. Aufwärts! Vorwärts! Es drängt und treibt und läßt nicht Ruhe. Nur die Rückseite dieses Triebes ist das Schuldgefühl. Wollen und Sollen nach vorwärts, Scham und Schuld nach rückwärts.

Wir fragen noch einmal: wie sollen wir mit diesem Rückgefühl fahren?

Antwort : Dies vor allem sollen wir wissen und fest in uns fassen : Es ist das Schuldgefühl nicht irgend ein besonderes geheimnisvolles Ding, für das es besondere geheimnisvolle Rezepte gibt : Es ist entweder überhaupt nichts — ein Gespenst toter Tage und Gedanken — oder es ist das Lebensgefühl selbst in bestimmter Beziehung : in Beziehung nämlich auf Schwere und Hinderung im Lebensaufdrang. Es wird mit dem Lebensproblem selbst gelöst.

Für unser ganzes Leben brauchen wir die Gewißheit, fest eingefügt zu sein in den Aufstieg des Ganzen. Das Schuldgefühl hat darin seine große biologische Wichtigkeit, die wir schon wiederholt betonten, daß es uns das, was unserem seelischen Sein überhaupt nötig ist, als unaufschiebbar wichtig zum Gefühl bringt.

Und diese Lösung selbst?

Wir sind mitten in ihr :

Diese Zeitraumwelt ist nichts außer dir : Du bist sie : Tat tvam asi! Auf dich allein kommt es an. So gut und so schlecht als du bist, so gut und so schlecht ist diese Welt.

Alles, was an Grausamem und Verwirrendem geschieht — es geschieht in dir. Dies alles sind Widerstände in deiner Seele. Diese Erkenntnis schärft das Verantwortungsgefühl in seine äußerste Spitze. Es geschieht nichts in der ganzen Welt, dazu du nicht selbst geraten hast.

Aber nun auch das andere : Du bist nicht nur das Schlechte und Unzulängliche in dieser Welt. Du bist auch das Gute und das Beste, das du zu sehen vermagst. Alles hohe Gesicht, daran du Sein und Tun mißsest, stammt gleichfalls aus dir selbst.

Du trägst die Sünde der Welt, du trägst auch die Erlösung. Alles, was an Großem deine Seele berührt, ist ein Geschehnis in ihr.

So ziehen wir nicht nur die ganze Welt in uns hinein, sondern wir kommen umgekehrt auch los von ihr. Wir stehen ihr gegenüber als ihre Herren und auf der Seite der Seele und der Kraft.

Und unser Tun und Versäumen?

Es auch ist uns unter die Füße getan. Werde rein in deinem Herzen, so wird alles dein Werk rein.

Der Drang zu seinem Werke ist es, der seit alters den Menschen zu Gemeinschaften trieb, Bänden, Staaten und Kirchen, in deren sicherndem Zusammenhang er wirken könne. Das ist eine Wurzel auch der neuen Jugendgemeinschaften : Dem Unzulänglichen, das aus den alten Gemeinschaften herauswarf, mit neugeformtem, neuformendem Willen und Sankeln begegnen.

Und so überall und im alltäglichen Leben. Die Tagesarbeit ist das Schöpfungsgebiet und damit groß und unendlich wichtig geworden : die Gelegenheit, das Stück Seele zu gestalten, das uns anvertraut ist.

Schauen wir zurück! Jene Weltentwurzelung, von der wir in früheren

Vorlesungen sprachen, auch sie ist in unserm täglichen Leben die Aufgabe und Pflicht. Dies, daß wir uns innerlich loslösen und neben und über das Getriebe stellen.

Nur können wir es von dem jetzt erreichten Standpunkt aus besser und deutlicher sehen. Handelt es sich wirklich um eine Erstloslösung? Ist es nicht vielmehr so, daß der Jugend die Welt so fest noch gar nicht geschaffen ist? daß sie von vornherein noch loser neben ihr steht? Dem Kind war die Welt der Erwachsenen noch ganz Spiel und Traum. Es wuchs erst langsam in sie hinein. Es sah noch sehr viele andere Möglichkeiten, als unsere bestimmte Kultur sie verwirklicht hat. Das eingebaute Alter nennt diese anderen Möglichkeiten: Phantasien, Illusionen, Schwärmerereien, und wenn es sehr wohlwollend spricht, Ideale. Und dies wird nun die Wurzel der Schwierigkeiten des vorgeschrittenen eigentlichen Jugendalters. Es muß sich entscheiden.

Es muß soviel Hoffnungen aufgeben. Muß es sie alle hergeben? Darf es das überhaupt? Ist denn die Welt unserer Kultur so fest, daß man sich mit Leib und Seele unterwerfen muß? Da heißt Religion: die Seele lebendig halten. Nicht sowohl also sie aus dem Getriebe lösen, als: sie außer und über ihm halten. Die Seele über dem Getriebe halten, um selbständig entscheiden zu können, wieweit und in welcher Richtung wir mittun wollen und sollen.

Jugendlich bleiben trotz dem Schaffen an der Welt und gerade im Weiter-schaffen in ihr, — das ist das, was die Religion, die wir als die unsere suchen, uns leisten muß.

Unsere Arbeit hört dadurch auf, Kärnerarbeit zu sein, in die wir verkauft sind; sie wird Herrenarbeit, ein Ringreifen aus tiefem eigenen Verständnis heraus. Nicht Sklaven sind wir, die schelten, sondern nachdenk-same Freie, die die Aufgaben und Schwierigkeiten sehen, Semmnisse und Möglichkeiten wägen.

Saben wir diese Freiheit neben und über den Dingen in uns befestigt, so werden wir oft an ihrem äußeren Gang gar nichts zu ändern brauchen und dennoch innerlich so zu ihnen stehen, wie jene seligen Geister auf dem Berge der chinesischen Sage, die ohne besonderes Tun den Lauf der Dinge von Grund auf bestimmen.

Es gibt nun nichts Kleinliches und nichts einzelnes mehr. Unsere Tagesarbeit ist groß, ist vornehm geworden. Aus unserem allerinnersten Ich schlagen Kräfte bis ins alleräußerlichste Geschehen und Sein. Aller uns dunkle Plan zielt darauf, der Schöpfung in uns den Aufweg zu weisen. Unsere gewöhnliche Arbeit ist das schlechtthin Große geworden: die Schöp-fung. Sie ist in unserer Macht. Das Äußere folgt der Innenschöpfung von selbst. Am Hebelpunkt der Dinge ist auch die große Bewegung unendlich klein. Im Mittelpunkt der Erde, da wo sie sich um sich selbst dreht, ist kein Geräusch. Die Welt geht leise in ihren Angeln.

Dies ist der abendländische Glaube an die immerwährende Schöpfung, an die ewige Jugend. Aus ihren eigenen Tiefen schafft die Seele, Leben aus Leben. Und diese Tiefen sind unerschöpflich.

Aber hierüber läßt sich nun nicht weiter sprechen. Doch läßt es sich leben — von jedem einzelnen, jeden Tag.

Ernst Michel Zwischen Staat und Gesellschaft

Motto: „Weder die mittelalterliche Kirche, noch der neuzeitliche Staat haben Ordnungen hervorgebracht, um die Dämonen der „Gesellschaft“ zu bannen, an deren Bändigung heute unser Fortleben geknüpft ist.“
(Eugen Rosenstock)

Unsere Politik krankt nicht so sehr, wie meist behauptet wird, daran, daß sie von Interessen anstatt von Gemein Sinn beherrscht wird, als vielmehr daran, daß sie an ihre Aufgaben mit eben der heillosen Geistesverfassung herangeht, die in Weltkrieg und Zusammenbruch endgültig gerichtet wurde. Festgelegt in der wissenschaftlichen und philosophischen Erkenntnishaltung und dem Erkenntnisbesitz der neuzeitlichen Vergangenheit, noch immer beherrscht also von einem Geist, der dort in vornehmer Selbstherrlichkeit, aber wurzellos und schicksallos sich reinzuchtete, hier aber zum technischen Mittel zweckhaften Handels sich erniedrigen ließ: noch immer beherrscht von diesem zwiespältigen Geist preßt unsere Politik entweder das notleidende Leben zum Opfer für einen Gedankengötzendienst oder erniedrigt den Geist zum Leporello, der den nackten Interessen eine kurzfristige Befriedigung schafft. So schlägt sie die nach geistiger Zeugung rufende Gegenwart mit Unfruchtbarkeit und verwandelt sie — in ihren Kompromissen zwischen „Theorie und Praxis“ — in tote Vergangenheit. Rettung kann aber heute und zukünftig nur eine Politik bringen, die wieder dem geschichtlichen Akt der Zeugung des öffentlichen Lebens durch den berufenen Geist dient; eine Politik, die es wagt, geistig arm, aber gläubig und in geistiger Verantwortung die Vernunft in die Nöte der Zeit hineinzugeben, auf daß sie die zeitberufene Antwort erringe und empfangt, in der die Zukunft in die Gegenwart hineinfährt.

Denn eines ist die Intuition und der aufklärende Verstand des Forschers und Denkers, der die Kräfte, Formen und Zusammenhänge der Geschichte aufzuzeigen und zu durchleuchten und von hier gerade noch die Diagnose der Gegenwart — als Schlußstück der Vergangenheit! — zu stellen vermag; ein anderes aber ist die Vernunft des echten Politikers, die, den Nöten der geschichtlichen Stunde schicksalhaft verbunden und dennoch frei, die zeit-

berufene, notwendende Antwort nicht der Intuition und dem Wissen, sondern dem Glauben und der Empfängnis verdankt.

Es sind aber die Umwälzungen und Zusammenbrüche, die sich an den Völkern und Staaten Europas ereignet haben und in denen sie stehen, so grundstürzend, daß mit den geschichtlichen Ordnungen auch das Gedankengebäude dieser vergangenen Epoche in den Fundamenten erschüttert ist. So ist auch keiner der politischen Begriffe mehr, die auf der alten Ordnung aufbauen oder deren geistigen Gegenmächten sich verdanken, in seinem bisherigen Sinne fraglos gültig, keiner darf unbesehen in unsere Gegenwart — als Glied der Zukunft! — übernommen werden: weder „Volk“ noch „Staat“, noch die bisherigen Auffassungen des Verhältnisses von Volk und Staat.

Was nützt aber der Politik alle neue Gesinnung und aller neue Wille, wenn ihr das eine fehlt: gläubige Geisteshaltung, geistige Empfängnis und geistige Entscheidung?

I. Der Leviathan

Im Banne der Gedankenwelt des 19. Jahrhunderts leidet unsere, ja die ganze europäische Politik vor allem an einer sehr gefährlichen Überschätzung des „Staates“. Dieser Behauptung scheint die unbezweifelbare Auflösung des alten Staatsbewußtseins und der staaterhaltenden Volksschicht zu widersprechen. Aber es scheint nur so. Die geschichtlichen Mächte, auf denen der Staat bisher aufruhte, und der geistige Gehalt des Staates sind zwar radikal ab- und aufgelöst worden, aber die neuen Gesellschaftsmächte haben ihre Erfsatzbildung „Staat“ (Pseudomorphose!) zu nicht geringerer Allmacht aufgesteigert. Der Zerfall und die Zerstörung der geschichtlichen Volksordnung, die Atomisierung des Volkes unter der Wirkung der individualistischen Lehre der Aufklärung, der Vertragsfreiheit und der Industrialisierung, der Kampf der liberalen bürgerlichen Erwerbsgesellschaft um Freiheiten vom Staat und der Kampf der sozialistischen Arbeiterschaft gegen den Staat (als das ideologisch maskierte Machtinstrument der herrschenden Klasse): diese Vorgänge der letzten beiden Jahrhunderte haben wohl Form und Inhalt des geschichtlichen Staates ausgelaugt und zerstört, insbesondere auch die Träger der Staatsgewalt entthront, aber im Endergebnis eine allgemeine Sorglosigkeit vor dem „Staat an sich“ hervorgerufen, die nicht auf die Kraft des Staates, sondern auf die schwere Erkrankung des Volkskörpers zurückgeht. Der Nährboden für diesen steigenden „Kredit-Zuwachs“ des „Staates“ war eben der Schwund der politischen und rechtsbildenden Kräfte des Volkes und im Volk, der die lebendige, fruchtbare Wechselwirkung zwischen Volk und Staat zum Versiegen brachte und das Selbstvertrauen des Volkes auf seine ordnungschaffenden Kräfte erschütterte. Auf dieser Grundlage nur konnte die Hybris des Herrschertums zu einer Hybris des Staates, praktisch zum Über-

staat, führen, wirksam unterstützt durch die idealistische (neuzeitlich-antike) Staatslehre. Letztere vermochte ihrem ganzen Wesen nach zwar nicht wie die romantische Staatslehre die Throne zu stützen, aber den Absolutismus des Staates selbst zu sanktionieren. Und wenn auch das bürgerlich-ökonomische und in seinem Gefolge das sozialistische Denken diese idealistische Staatslehre wieder auflöste: der siegreiche Kampf gegen den alten Staat führte zu einer neuen Inthronisierung des omnipotenten „Staates“ durch diese moderne Wirtschaftsgesellschaft. Nur, daß Wesen und Inhalt des Staates sich änderten: aus dem souveränen Träger der Rechtsidee und Befehzesmacht — das war die idealistische Auffassung — wurde die Verkörperung des souveränen gesellschaftlichen Allgemeinwillens. Weit davon entfernt, die politischen Kräfte des Volkes freizusetzen und zu entbinden und damit die demokratische Bewegung zu rechtfertigen, lief diese Säkularisierung des Staates durch die ökonomische Gesellschaft darauf hinaus, mit Hilfe des angesammelten geistigen Kredits des Staates und seines noch vorhandenen Machtapparates die gesellschaftlich-ökonomische Machtausübung zu steigern. Es zeigt sich also eine zunehmende Verlegung der gesellschaftlich-wirtschaftlichen Interessenskämpfe in den staatlichen Überbau — vor allem durch das Parlament; der damit verbundene übersteigerte Kräfteeinsatz im Staatsapparat bedeutete aber keinen wirklichen politischen Kräftegewinn für den Staat und keine Erneuerung der polaren Wechselwirkung zwischen Volk und Staat. So hinterließ der alte Staat in Deutschland, der zuletzt nur noch auf den Kopf Bismarcks gestellt war und ohne politischen Nachwuchs aus dem Volke blieb, nach seinem Zusammenbruch sein Gebäude den unpolitischen, vopolitischen Gesellschaftsmächten, d. h. nicht dem „Volk“, sondern den zu Zweckverbänden sich zusammenschließenden Atomen des aufgelösten Volkes.

In der Wirtschaftsgesellschaft und durch sie hat sich praktisch durchgesetzt die gesellschaftlich-ökonomische Auffassung des Staates, der schon Rousseau, der geistige Vater der französischen Revolution, die klare Formulierung gegeben hatte. Im Mittelpunkt seiner Lehre und Forderung steht die prinzipielle Verneinung der personalen Souveränität des Trägers der Staatsgewalt (*potestas legibus soluta*), und damit die Verneinung der nur personal möglichen Entscheidungsverantwortung: das traf den alten Staat in den Kern. Dafür steigerte Rousseau die unpersönliche Machtpotenz des Staates zur Souveränität und Allmacht auf: Staat als unpersönlichen Garanten einer Rechtsordnung, die wesentlich bestimmt ist durch die Funktion, die gesellschaftlichen Gegensätze auszugleichen. Dieser Ausgleich kann dann im liberalen Sinne (Sicherstellung der Freiheit der rechtsgleichen Individuen) oder im sozialistischen Sinne (Garantierung der klassenlosen Gesellschaft) erfolgen.

Wenn moderne Staatsrechtslehrer wie z. B. Kelsen im Staat den objektivierten Kreuzungspunkt aller Rechtsbeziehungen in der konkreten Staats-

gesellschaft sehen, so entspricht diese Auffassung dem Wesen des heutigen Staates; die Kluft zwischen der idealistischen und der positivistischen Begründung dieses vergegenständlichten Beziehungssystems ist heute nebensächlich, so überständig wie die Frage „Segel oder Mary?“. Für uns gabelt sich in diesem Gegensatz nurmehr derselbe neuzeitliche, heute im ganzen fragwürdige Geist, der nicht zur Synthese gelangen soll, sondern überwunden werden muß.

Der Prozeß der Verabsolutierung des Staates ist alt, er hebt mit dem Aufkommen der „Idee der Staatsräson“ in der Renaissance an; er konnte aber im alten Staat immer noch hintangehalten werden durch das Fürstentum, das, sesshaft in der obersten, die Einheit verkörpernden Volkszelle, im Kern unabhängig vom Staat und gerade deshalb berufen war, die persönliche Entscheidungsverantwortung zwischen Volk und Staat einzusetzen. Erst mit der Auflösung der alten Volksordnung und der Entartung des Fürstentums, vor allem mit seiner geistigen Kapitulation vor der modernen Staatsouveränität, mit der es sich identifizierte, nahm die Verabsolutierung des Staates, gerade im letzten Jahrhundert, ihren raschen Lauf. Die idealistische Staatslehre vollzog die Rechtfertigung dieses Prozesses in ihrer Weise, die bürgerliche und sozialistische Gesellschaft aber bog diesen Prozeß dahin um, daß sie darin eine Idolisierung ihrer faktischen oder (wie in der sozialistischen Arbeiterschaft) ihrer erstrebten gesellschaftlichen Struktur vornahm. Denn wenn auch selbst der sozialistische Wohlfahrtsstaat nur als Übergangsform zur staats- und klassenlosen Gesellschaft gedacht war, so fiel ihm seit dem Weltkrieg das Pathos der sozialistischen Linderwartung um so mehr zu, als mit dem erfolgreichen Einmarsch der Arbeiterschaft in Regierung und Verwaltung des Staates das revolutionäre Pathos seinen Boden unter den Füßen verlor und damit die Gegenmacht wegbrach, die der Verbürgerlichung des sozialistischen Denkens bislang die Wage gehalten hatte. Gerade diese breite und allgemeine Verbürgerlichung des Westens macht das bolschewistische Experiment in Europa unmöglich; es fehlen alle geschichtlichen und völkischen Voraussetzungen dafür, und deshalb ist der Kommunismus im Westen ein unfruchtbarer Rückfall in die vorsozialistische Utopie.

Dieser geschilderte Prozeß ist nun die Grundlage für den Nationalismus. Der moderne Nationalismus ist ein Erzeugnis der bürgerlichen Staatsgesellschaft seit der französischen Revolution: seine Grundlage ist die gefährliche Verbindung, die die bürgerliche Vertragsgesellschaft der einzelnen Länder mit dem absoluten Staat und der Ideologie dieses Staates einging. Je mehr dieser Staat zum Garanten und Träger des gesellschaftlichen Generalwillens wurde, je mehr also sein individualistischer Absolutismus zusammenstimmte mit der zunehmenden Selbstvergözung der regionalen bürgerlichen Staatsgesellschaft (*le tiers état c'est la nation!*) desto stärker trat das in die Erscheinung, was wir heute Nationalismus nennen. Ihren

verstärkenden Einschlag erhielt diese Bewegung durch die Motive, die Wissenschaft und Lehre über die Schule verbreiteten, durch die Gefühle, die sie züchteten: sie haben dem Nationalismus nach außen und im Bewußtsein seiner Träger eine „völkische Grundlage“, d. h. die wirksame Ideologie gegeben. Die „Nation“, die im modernen Nationalismus vergötzt wird, ist aber im Kern die bürgerliche Staatsgesellschaft des 19. Jahrhunderts und nicht das, was die wissenschaftlichen und romantischen Zubringer nachträglich daraus machten. In der „Nation“ hat die bürgerliche Gesellschaft der einzelnen Länder sich zur Selbstherrlichkeit aufgesteigert; der absolute Staat Segels ist im bürgerlichen Nationalstaat ersetzt durch die autonome Staatsgesellschaft, deren individualistischer Absonderungswille sich das Gedankengut der Romantik und des Idealismus zu nütze machte. Diesem Nationalismus sind seit unserem Zusammenbruch dann auch die echten Konservativen Schichten weithin verfallen, indem sie mit ihrer Restverwurzelung in Klasse, Sprache, Volksordnung und Geschichte sich dem Geist des bürgerlichen Nationalismus unterwarfen und mit ihm eine stark explosive Verbindung eingingen.

So schlugen die geistigen und gesellschaftlichen Bewegungen des 19. Jahrhunderts, die wir unter dem Gegensatz von Revolution und Restauration zusammenfassen können, in einer einheitlichen Welle in unsere Gegenwart herüber und durchsetzen sie mit eben jenem Geist, über den in unserem Zusammenbruch das Gericht ergangen ist. Dieser neuzeitlich-europäische Geist aber tobt sich vor allem noch einmal in dem Kampf um den Staat aus und beherrscht die Politik auf der ganzen Front des politischen Parteiwesens.

2. Volk im Werden

Unser politische Praxis steht unter dem verhängnisvollen Irrtum der Vergangenheit, daß Politik — und Politik ist wesentlich Kampf um die Rechtsgestaltung des Volks- und Völklerlebens — in erster Linie und unmittelbar auf den Staat gerichtet sei, in ihm sich auswirken und durch ihn ihre Erfüllung finden müsse. Und auch wo unter Demokratie — als zeitgeschichtliche Aufgabe und Forderung — die echte politische Kraftentfaltung des ganzen Volkes im Dienste des Gemeinwesens verstanden wird, ist diese Auffassung allgemein verbunden mit der überlieferten Vorstellung eines weitverzweigten Stromsystems, dessen Rinnale alle direkt im Staat zusammenlaufen (vom letzten Dienstmädchen geradlinig zum souveränen Parlament!).

In dieser Überschätzung des Staates wirkt das Erbe des 19. Jahrhunderts in der Form abgezogener, fixer Theorien, und unter ihrem Banne steht die politische Praxis. Daß der Staat nur unter den Bedingungen einer bestimmten geschichtlichen Situation diese Bedeutung, die ihm hier schlechterdings zugeschrieben wird, zu recht hatte —, diese entscheidende geschichtliche Voraussetzung wird einfach ausgeschaltet. Es fehlt die umfassende

Einsicht, daß das Phänomen „Staat“ seinen Aufgabenkreis und seine Bedeutung jeweils aus dem geschichtlichen und geschichtlich wandelbaren Zusammenhang mit anderen soziologischen Bildungen wie „Volk“, „Nation“, „Gesellschaft“ usw. empfängt und zwar von der diesen allen übergeordneten Aufgabe menschlichen Miteinanderlebens her, die jeweils neu und konkret geschichtlich gestellt ist und der diese soziologischen Phänomene allesamt zu dienen haben.

Dem Staat nun, der ja, wie hier ausdrücklich bemerkt sei, nur ordnet, aber nicht schafft, kommt solche überragende, die politischen Kräfte aufsaugende Stellung nur solange zu, als er einem Volkstum mit starken natürlichen Bildkräften gegenübersteht, als er sich also auf eine Volksordnung stützen kann, die als Ordnung ersten Grades unmittelbar aus den gemeinschaftsbildenden Kräften des Volkes hervorgegangen ist; um nicht zu verwildern und auszuwuchern bedarf sie der Vernunft und Macht des Staates in der Form einer starken Gegenkraft. Eine solche — organische — Volksordnung unterhalb des Staates haben wir nicht mehr und noch nicht wieder, oder doch nur in ersten Ansätzen.

Der gesellschaftsrevolutionäre Prozeß der Neuzeit hat die natürlichen Ordnungen unseres Volkes und damit den ganzen Inhalt des geschichtlichen Begriffs „Volk“ bis auf Reste aufgelöst und die Versuche zu ihrer Restauration geschichtlich erledigt. Die Bildkräfte, die in den natürlichen Boden unseres Volkstums eingetaucht waren, sind verbraucht, und gegenstandslos und unmöglich geworden ist damit die bisherige Aufgabe des abendländisch-europäischen Staates, die natürlichen gewachsenen Lebensformen des Volkes durch Gesetz und Recht zu ordnen.

Auch die vom europäischen Staat im 19. Jahrhundert aufgenommene Aufgabe, den kulturellen Kräftechwund und die Abnahme der Bildkraft des Volkskörpers durch staatliche Kultur- und Sozialpolitik auszugleichen, und somit selbst an Stelle des Volkes produktiv zu werden, hat nichts genutzt, sondern im Gegenteil das Versiegen der produktiven Kräfte im Volk selbst nur beschleunigt. Diese Überwälzung der produktiven Aufgaben vom Volk auf den Staat, den „Kulturstaat“, ist ein Symptom des Endes für das Volk und den Staat, wie uns das Beispiel der spätromischen Kaiserzeit mit ihrem kulturellen Wohlfahrtsstaat lehrt. Und solange unter uns in so starkem Maße das Bestreben wächst, immer mehr Lebensbereiche des „Volkes“ der sozialen Fürsorge des Staates zu unterstellen, immer mehr öffentliche Aufgaben auf ihn abzuwälzen, geht der Zerfall unseres gesamten öffentlichen Lebens eben weiter. Besonders in der proletarischen Arbeiterschaft hat die sozialpolitische Gesetzgebung der letzten Jahrzehnte, die im Grunde eine staatliche Fürsorge war und keine eigene Lebenssphäre der Arbeiterschaft begründete, diese volkspolitische Kapitulation vor dem Staat stark gefördert; unter ihrem Bann hat die Arbeiterschaft fast alle entscheidenden Gelegenheiten zur Begründung einer neuen, sie mitumfassenden Volks-

ordnung ungenutzt schwinden lassen. So ist es auch verständlich, daß ihr die Einsicht fehlt, daß heute und zukünftig es nicht die Aufgabe des Staates sein kann, mit starker geistiger und physischer Gewalt das wachsende Leben des Volkes zu begrenzen und zu beschneiden, auch nicht, selbst anstelle des Volkes zu schaffen, sondern die noch gesunden Lebenskräfte und die neuen Keime werdender Ordnung zu schützen, und durch Schutz und Pflege, aber nicht durch Eingriffe dem Eigenleben des „Volkes auf Hoffnung“ zu dienen.

Wie steht es denn mit dem Gegenpol des Staates, mit unserm „Volk“? Kennt der Staat außer der Masse rechtsgleicher Individuen, die zugleich Bruchteile der Staatsouveränität tragen, überhaupt noch „Volk“? Der Prozeß der Auflösung der europäischen Volksordnungen und damit der Völker im bisherigen Sinne ist heute überschaubar, auch in seiner Unauflöslichkeit. Aus der Auflösung der in ihrer alten Volksordnung sich darlebenden Völker ging hervor das „Volk der Arbeit“, die arbeitsteilig verbundene „Gesellschaft“, die mehr und mehr auch die noch intakten Volksschichten erfassen wird, wie z. B. das Bauerntum. Ihr gegenüber versagt der bisherige Staat in allen seinen geschichtlichen Spielarten. Denn diese „Gesellschaft“ ist geschichtlich erstmalig, sie bedeutet u. a. ein neues Stadium in der Geschichte des christlichen Zeitalters: sie hätte nicht entstehen können und ist nicht denkbar ohne den Kampf der Kirche gegen die europäische Staatenwelt, der die Entfesselung der natürlichen Kräfte der Menschheit und die Verbindung der Völker durch die Geistesfaat der Kirche über alle Staatsgrenzen hinweg im Gefolge hatte. Die Aufgabe einer neuen „Volkwerdung“ und einer neuen „Volksordnung“ ist hiermit gestellt und zwar soweit diese einheitliche arbeitsteilige „Gesellschaft“ reicht. Sie ist gestellt nicht dem Staat, sondern der Gesellschaft selbst. Aber diese Ordnung kann nicht nach alten Vorbildern geschaffen werden, da ja diese „Gesellschaft“ erstmalig ist und z. B. ihr Schwerpunkt in der technisch-industriellen Produktion liegt. Auch kann sie nicht wie die bisherige Volksordnung organisch aus unseren natürlichen Kräften hervordachsen: denn diese Kräfte der Arbeit sind nurmehr „Material“, Mutterboden zukünftiger Ordnung, nicht aber selbst soziale Formkräfte. Die neue Volksordnung kann, wenn überhaupt, nur erstehen, wenn die teils chaotisch-triebhafter, teils ökonomisch-rationalistische Bewegung der Gesellschaft ergriffen wird von dem Geist echter Politik: einer Politik „auf Hoffnung hin“, die, der Not verbunden und im Glauben an den Geist der Erneuerung, die geschichtlich berufene Lösung erharret, erringt und in geistiger Tat zur rechten Stunde und am rechten Orte verwirklicht.

Wenn nur ursprüngliche geistige Stiftungsakte solcher Art die vom Chaos bedrohte Gesellschaft zu retten und in ihr neues Volk zellenhaft zu begründen vermögen, so bedeutet dies: zwischen „Staat“ und „Gesellschaft“ tritt ein neues breites Kampffeld der Politik, das es bisher nicht gab, in dem aber nunmehr der Schwerpunkt alles politischen Geschehens — säkular

gesehen — liegt. Auf dieses Kampffeld sind die politischen Kräfte unmittelbar berufen, ihren Aufgaben ist der Staat vorläufig nachgeordnet.

Politik wird also ihren Schwerpunkt für die nächsten Generationen nicht mehr in der Staatspolitik haben, sondern in der „Volkspolitik“: der Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik. Vergeblich, heute und zukünftig vom Staat die Ordnung der Gesellschaft zu erwarten, wenn nicht vorher der Geist der Politik in diese Gesellschaft gefahren, und sie aus dem Stadium bloßer Interessen- und Klassenkämpfe in das Stadium werdender Volksordnung übergeleitet hat. Ansätze dazu liegen bereits vor: so wurde in der Bildung der Reichsarbeitsgemeinschaft zwischen Unternehmertum und Arbeiterschaft in den staatslosen, bedrohten Wochen nach dem Zusammenbruch ein wachstumsfähiger Keim gelegt, der leider wieder vernichtet wurde. So haben in dem autonomen (nicht staatlichen) Arbeitsrecht die Verbände der Arbeitgeber und Arbeitnehmer als selbständige Träger dieser Rechtsbildung erstmals über ihre Sonderinteressen hinaus gemeinsam eine Aufgabe der Volksordnung übernommen. Und im Betriebsrat, den die staatliche Gesetzgebung allzufrüh festgelegt und dessen tieferen Möglichkeiten sich die Arbeiterschaft noch nicht gewachsen gezeigt hat, steckt die noch ungehobene volkspolitische Aufgabe, rechtsbildendes Organ für die künftige Betriebs- und Arbeitsverfassung zu werden*. Welche Kraft zur Ordnung dem arbeitsteilig in der industriellen Produktion vereinigten „Volk der Arbeit“ auch jetzt schon innewohnt, hat sich ja in den Wochen und Monaten unseres Zusammenbruchs gezeigt: das „Volk der Arbeit“, nicht der Staat und nicht die alte „Volksgemeinschaft“, hat uns vor dem Chaos bewahrt, in das gewiß auch ein „60-Millionen-Volk“ stürzen kann.

Es wird oft, namentlich in katholischen Kreisen des Rheinlandes und Süddeutschlands, der Formaldemokratie die sogenannte organische Demokratie gegenübergestellt. Bei näherem Zusehen ergibt sich, daß hier unter demselben Wort Demokratie zwei nach Ursprung und Wesen ganz verschiedene politische Bewegungen laufen. Die südbadischen Bauern z. B. sind seit alters (nicht erst seit 1789!) gute Demokraten und sind doch zugleich und vielleicht gerade deshalb treue Anhänger ihres Herrscherhauses gewesen; was in Preußen aus geschichtlichen Gründen undenkbar war, wenn wir nicht etwa den preussischen Landadel zum Vergleich heranziehen wollen. Das Wort „Demokratie“ hat eben hier einen anderen Sinn als bei den bürgerlichen und sozialistischen Demokraten, denen es um die Eroberung der Staatsgewalt und um die demokratische Staatsform der Parliamentsherrschaft geht. Dort oben in Südwestdeutschland, wie auch im Rheinland, bedeutete und bedeutet noch „Demokratie“ die Wahrung der Volksfreiheit gegenüber dem Staat und seiner Käson. Nicht die demokratische Staatsform, nicht die Ablösung der Monarchie durch den Parlamentarismus

* dazu: Eugen Rosenstock, Werkstattaussiedlung (Berlin 1922). Eugen Rosenstock, Industrievolk (Frankfurt 1924). S. Dubreuil, La république Industrielle (Paris 1924).

wurde erstrebt, sondern der Absolutismus des Staates wurde bekämpft und ihm in der Volksvertretung die Stimme des Volkes gegenübergestellt. Diese volkshafte Demokratie war im besten Sinne konservativ, indem sie Volksrecht, Volksordnung und Volksfreiheit gegen die neuzeitliche Staatsräson vertrat, während die liberale und sozialistische Demokratie, der Gesellschaftsrevolution entsprossen und nur soweit gegen den Staat gerichtet als er mit der alten Volksordnung noch zusammenhing, sich durchaus mit einer demokratisch-parlamentarischen Form des Staatsabsolutismus vertrug. Gerade diese Liberaldemokratie und Sozialdemokratie aber ist heute ihrer ganzen Struktur nach reaktionär und geschichtlich überholt. Die „volkspolitische“ Demokratie dagegen, der es auf das Eigenleben des „Volks“ und seine politische Gestaltung ankommt, ist zur erneuten Wirksamkeit berufen.

Denn ein Irrweg ist es, zentralistisch alle politischen Kräfte des Volkes auf die staatliche Politik zu konzentrieren, und unfruchtbar das Bemühen, ein 60-Millionen-Volk in toto, ohne Zwischengliederung, allein über rationale Organisationen zur Trägerschaft der Staatsgewalt heranzubilden. Entscheidend ist vielmehr, daß die politischen Kräfte im Volk selbst eingesetzt werden, damit aus entformter Masse, durch den politischen Kampf um die Ordnung seiner Arbeit, wieder gegliedertes Volk werde. „Demokratie“ als politische Wirkensform des Volkes, ist heute dazu berufen, vor allem die Aufgaben unseres nackten Volksdaseins zu erfassen und zu lösen, gerade unterhalb des Staates und unabhängig von ihm.

Grundverkehrt ist es deshalb, die politischen Willenskräfte der Jugend auf den Staat zu lenken, anstatt sie zunächst einmal in der wirklichen Gefährzone, nämlich inmitten unseres bloßen Volksdaseins, überall da einzusetzen, wo die Atomisierung durch Gemeinwesen in jeder Form überwunden werden kann: einen jeden an der Stelle, an der er als Glied des Volkes steht und als dieses Glied tätig ist. Es gibt schlechterdings keinen Bereich unseres Volkslebens, der, entformt und fragwürdig, nicht den Machern entrisen und durch die echten politischen Kräfte: Glaubensmut, Gewissen und Besinnung gerettet werden müßte. Nur wenn wir diese Plätze im Volk auch politisch so ernst wie möglich nehmen, und uns den geistigen Entscheidungen, die allein in dem Zerfallprozeß des natürlichen Lebens das Leben retten und neue Ordnung begründen, nicht durch Flucht in die „große“ Politik entziehen: nur dann gewinnen wir sicheren Boden unter die Füße und einen klaren nüchternen Blick für die wirklichen Kräfteverlagerungen im Volk und in der Völkergesellschaft, für die Kraftlinien ihrer werdenden Ordnung. Ohne diese aber hängt all unser begeisterter Willenseinsatz für die „Autorität des Staates“, für „unsern“ Staat, für „den“ Völkerbund usw. in der Luft. Heute und in der nächsten Zukunft werden die weittragendsten politischen Entscheidungen nicht in der Staatspolitik fallen, sondern im urbildlichen Ringen unseres Volkes inmitten schicksalverbundener Völker um die geistige Ordnung seines leiblichen Daseins.

Alle staatliche Politik erhält von hier aus gebundenen Auftrag und begrenzte Gültigkeit. Unsere Volksordnung war unter der revolutionierenden gesellschaftlichen Umschichtung des 19. Jahrhunderts schon vor dem Weltkrieg nur noch in Resten wirksam und wirklich. Der Ausgang des Weltkriegs hat sie samt unserer Staatsordnung zerstört, aber er hat auch zugleich uns ein Wertvolles verliehen, das die gewaltsame und kurzfristige Bismarcksche Nationalstaatbildung nicht hatte erzwingen können: die einheitliche und einigende Berufung unseres entformten Volkes zum „gesetzmäßigen Glied einer Weltländerordnung“. Diese wird am wehrlosen deutschen Volk als dem ersten Volk heute notwendig und ihr sich hinzugeben ist die nunmehr geistige Bestimmung unseres Volkes, die einzige feste Grundlage seiner Existenz.

Die vorwärtsdrängende Jugend hat gewiß die Zukunft auf ihrer Seite, wenn sie Gewissen und Glaubensmut in die Politik einsetzt gegen ungläubige Taktik und Interessenpolitik. Aber ihre Gefährdung liegt in den verfrühten Entscheidungen der jugendlichen Begeisterung, die ihre Stunde nicht abwarten kann und sich aus eigenem Willen und ohne Auftrag in den letzten und entferntesten Bezirken der Staatspolitik festlegt, anstatt sich auf den echten politischen Verantwortungsbereich zu beschränken, der einem jeden durch Schicksal und besonderen Auftrag (und nicht durch theoretische Verfassungsproklamationen) zubestimmt ist: jeder Beruf und jede Arbeit entbehrt heute der tragenden Ordnung und verlangt den politischen Menschen. Aber der reinste und stärkste politische Wille führt zur Don Quixoterie oder zur Mache, wenn er über den Rahmen seines wirklichen Verantwortungsbereiches hinaus einem eingebildeten oder eingeredeten sich zuwendet. Denn nicht auf Entscheidungen überhaupt kommt es an, sondern auf geforderte, notwendige Entscheidungen, die allein auch notwendig sind.

3. Republik als Aufgabe

Wir haben versucht, die Verlagerung des Schwerpunktes der Politik aus dem staatlichen Aufgabenbereich in den Mutterboden zukünftiger Volksordnung, in die „Gesellschaft“, als die geschichtliche Forderung an die Gegenwart zu erweisen. Mit ihr ist die Überwindung eines zweiten landläufigen Irrtums, der unser politisches Leben unheilvoll beherrscht, gefordert. Er betrifft die Aufgabe der neuen Staatsbildung, die Republik.

Der Kampf um den neuen Staat wird nämlich von den Parteien fast ausschließlich entweder unter der Parole der Verfassungsform (parlamentarische Demokratie gegen Monarchie) oder um den Träger der Souveränität (Volksouveränität gegen dynastische Souveränität) geführt. Das heißt, der Gegensatz zwischen dem neuen und dem alten Staat wird noch allgemein aufgefaßt im Sinne der Kämpfe der französischen Revolution und der Paulskirche, nur daß, entsprechend der Macht der Arbeiterschaft, die

liberalen Elemente durch die sozialen zurückgedrängt oder ergänzt sind. Aber die Souveränität des modern-antiken Vernunftstaates selbst wird, wie gezeigt wurde, nicht in Frage gestellt, höchstens streitet man sich wie im 19. Jahrhundert um seine theoretische Begründung. Aber schon in den politischen Kämpfen um Parlamentarismus und Demokratie seit der französischen Revolution wirken grundstürzendere Vorgänge mit als nur das Bestreben der bürgerlichen Erwerbsgesellschaft, einen ihrer gesellschaftlichen Bedeutung entsprechenden Anteil an der Staatsgewalt zu erringen und den Staat auf der Grundlage der bürgerlichen Gleichheit und individualistischen Vertragsfreiheit zur parlamentarischen Demokratie hin umzugestalten. Was wesentlich Verfassungsumsturz innerhalb des neuzeitlichen Staates zu sein schien und so allgemein aufgefaßt wurde — der Kampf richtete sich ja bewußtermaßen nicht gegen den neuzeitlichen autonomen Vernunftstaat, sondern gegen seine Verbindung mit der alten Volksordnung, vor allem im Fürstentum — war im Grunde bereits ein Übergreifen des gesellschaftsrevolutionären Prozesses aus dem Bereich der Volksordnung auf den abendländisch antiken Staat überhaupt. Aber die „Gesellschaft“ hat diesen tieferen, säkularen Prozeß bis heute nicht erkannt, hat ihn nicht als Schicksal, das er ist, angenommen, ihm nicht Bestimmung und Mut zur geistigen Wandlung entgegengebracht, und infolgedessen nicht die Kraft gewonnen, aus Schicksal Geschichte zu gestalten. Sie hat geistig vor der Vergangenheit kapituliert, das öffentliche Leben aber den entgeisteten Naturmächten und der ihnen hörigen Ratio überlassen. Wir erkannten ja den bürgerlich-demokratischen Staat als Kreuzung und Mischbildung aus dem Zwiespalt von „Geist“ und „Leben“: ideologisch die Fortsetzung des autonomen Rechts- und Vernunftstaates, praktisch die Verkörperung der triebhaften Tendenz und des ökonomisch-zweckhaften Denkens der bürgerlichen Erwerbsgesellschaft — imperialistischer Machtstaat und als solcher Seitenstück des autonomen wirtschaftlichen Eroberers. Wir zeigten auch die expansive Kraft, die Leviathanatur dieser fortschrittlich-reaktionären Mischbildung auf, die in verschiedenen Spielarten (als liberaler Nationalstaat wie als sozialistischer Wohlfahrtsstaat) sich eine neue, breite Kapitulation vor der Staats-Omnipotenz erzwungen hat.

Im Kern also waren die Staatsumbildungen des Zeitalters der politischen Revolutionen verkappte Lückenbüßer, rationale Ersatzbildungen: formal und ideologisch antik-moderne Rechtsstaaten, aber schon in der Verfassung rationale Organisationen der entformten, vertragsfreien und rechtsgleichen Bürgermasse; nach außen, im Verhältnis zu den anderen Staaten selbstherrliche Staatsindividuen im freien Wettbewerb. Deshalb entsprach die Auflösung der staatsphilosophischen Ideologie durch die geistigen Führer des Sozialismus wohl den Tatsachen, nämlich diesem Staat, nicht aber dem Staat als einem Ur-Phänomen menschlichen Miteinanderlebens. Der sozialistische Versuch, diese wissenschaftliche Analyse eines geschichtlich

begrenzten Staatsgebildes zum Prinzip politischen Handelns umzuformen, also den Staat überhaupt als Überbau und Zweckmittel gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse zu behandeln und ihn demgemäß in die politische Zielsetzung einzustellen, rächte sich in verheerender Weise: er verbaute der sozialistischen Arbeiterschaft den Blick für den Staat als geistige Ordnung, unterdrückte ihre Empfängnisfähigkeit für den Geist der neuen staatlichen Ordnung und trieb sie immer mehr aus der Zwangslage der Praxis gerade dem Staat in die Arme, in dessen wissenschaftlicher Entlarvung der Sozialismus sich geistig festgelegt hatte.

Ob aber liberaler, parlamentarischer Rechtsstaat (nach außen imperialistischer Machtstaat) oder sozialistisch-utilitaristischer Wohlfahrtsstaat: beide Male handelt es sich um rein organisatorisch-rationale, künstliche Neubildungen durch die entformte, revolutionäre und revolutionierte „freie“ Vertragsgesellschaft. Als Lohnarbeiterschaft und Kapitalbesitz in Klassen geschieden, brachte die „Gesellschaft“ auf zwei verschiedenen Wegen doch nur dieselbe endgültige Krise der natürlichen Volkordnung und des auf ihr aufruhenden Staates zum Ausdruck und zur Herrschaft. Aber auch nicht mehr! Weder der wurzellose idealistische, noch der ökonomisch zweckhafte Geist, weder bürgerliches noch proletarisches Denken konnten in die politische Sphäre vorstoßen, wo der Staat, inmitten der allgemeinen Krise als Gliedaufgabe neben anderen des zeitberufenen Geistes wartet, der zeugend in die Not hineinfährt.

In dem gesellschaftlichen Geisteskampf des 19. Jahrhunderts zwischen „Revolution und Restauration“ war die Geschichte mit der Revolution, weil diese aus der realen Position der notwendigen Umwälzungen des industriellen Zeitalters kämpfte. Aber der Geist des Kampfes der revolutionierten und revolutionären Gesellschaft war politisch unfruchtbar, weil ungläubig. Die Restauration mußte unterliegen, weil sie ihre echten Geisteskräfte eigenwillig in der Konservierung überlebter Ordnungen verbrauchte, die Revolution erlitt geistig Schiffbruch, weil sie eigenwillig entweder mit ökonomischem Zweckdenken oder nach vorgefaßten Gedanken Volk und Staat neu gestalten wollte — ohne gläubiges Ringen um die berufenen Formen. In Übereinstimmung mit der geschichtlichen Wirklichkeit war die in Demokratie und Sozialismus treibende Tendenz: daß Staats- und Volkordnung aus der radikalen Kräfteverlagerung im „Volk“ erneuert werden mußten. Aus dem greisenhaften Geißt kurzfristigen Machens und Organisierens aber waren die politischen Lösungsversuche, mit der die neue Gesellschaft an diese Aufgabe heranging, und deshalb sind sie heute ebenso überlebt wie die Mächte der Restauration, gegen die sie kämpften.

Auch unsere Reichsverfassung ist ein Endprodukt, kein Anfang: ein Kompromiß aus den beiden vorherrschenden Geistesrichtungen der industriellen Gesellschaft, der liberal-demokratischen und der sozial-demokratischen. Sie ist ein Notbehelf inmitten der großen geschichtlichen Aufgabe

der Republik, die sie nicht begründet hat und deren Aufgaben sie nicht zu lösen vermag. Denn obwohl die Republik — nicht als Staatsform, sondern als neuartige Aufgabe der Neubegründung des Staatswesens aus den Kräften und im Gleichschritt mit der Volkwerdung der „Gesellschaft“! — sich schon im 19. Jahrhundert als gemein-europäisch unvermeidlich herausstellte, ist die Erfassung der wahren Aufgabe der Republik doch erst aus dem endgültigen Zusammenbruch unserer alten Ordnung uns auf den Leib gerückt. Gleichzeitig hat sich die Sterilität der liberal-demokratischen und sozial-demokratischen Methode und Zielfezung vollends enthüllt, aber auch, daß ihr in starkem Maße alle politischen Parteien und nicht zum wenigsten die deutschnationale (die sich ganz mit Unrecht als Nachfolgerin der konservativen Partei betrachtet) erlegen sind*.

Es ist freilich eine der dringendsten Aufgaben, eine gründliche Entlarvung der landläufigen falschen politischen Begriffe vorzunehmen**, die deshalb sich so verhängnisvoll auswirken, weil sie mit Gefühlen und Ressentiment durchtränkt sind. Dazu gehört z. B. die irrigte Auffassung, daß Republik und Demokratie ein und dasselbe seien oder daß Republik und Monarchie sich gegenseitig ausschließen. Demokratie und Monarchie sind Verfassungsformen, Republik aber ist für uns keine Verfassungsform, sondern eine Staatsbildung auf Grund einer bestimmten geschichtlichen Situation und besonderer geschichtlicher Voraussetzungen. Wo der mit einer natür-

* Auch die Zentrumspartei unterliegt dieser geistigen Rückwärtsorientierung, obwohl sie sich „prinzipiell“ auf keine Staatsform festlegt und also dem Kommenden offenzustehen scheint. Bei ihr liegt eben der tote Punkt in der Versteifung auf ganz allgemeine naturrechtliche Prinzipien, darin der Geisteshaltung des Idealismus verwandt. Wenn das Zentrum z. B. den Schwerpunkt seines Verhältnisses zum wirklichen Staat in die „Verfassungstreue“ legt, so verzichtet es zu Gunsten einer naturrechtlich-formalen Werteschätzung des „Staates an sich“ auf eine schöpferische Politik, der es in erster Linie auf das geistige Ringen um die geschichtlich berufene Aufgabe und Stellung des Staates, um seine berufene Besonderheit und Begrenztheit für unser öffentliches Leben ankommt. Dem Zentrum ist gerade vom christlichen Gewissen her zu sagen, daß höher als die „Verfassungstreue“ und die „Pflicht zum Staat“ der Gehorsam und die Hingabe an die berufene Ordnung dieser Weltstunde steht, an die Besonderheit und Einmaligkeit des geschichtlichen Staates also, und zwar nicht weil er „Staat“ ist, sondern weil er als dieser Staat uns zubestimmt ist. Nur diese Hingabe an die Stimme des lebendigen Gottes in der Geschichte schafft Verbundenheit und ermöglicht schöpferische Politik; jene naturrechtlich-formale Festlegung auf den „Staat an sich“ aber führt zur Sturheit gegenüber dem wirkenden Geist der Geschichte und läßt die konkreten Aufgaben nur äußerlich durch Pflicht, d. h. letztlich nur rationalistisch und willensmäßig bewältigen. Das eheliche Bekenntnis zur deutschen „Republik“, weil sie z. T. die legale Form „des Staates“ ist und deshalb die volle Pflicht zum Staat fordern darf, bedeutet also keine Abrechnung mit dem geschichtlich erledigten Staatsbegriff der Neuzeit und keine aufgeschlossene Hinwendung zu dem kommenden Staat als neue, noch im Dunkel liegende, aber berufene Aufgabe. ** dazu: Eugen Rosenstock, Abbau der politischen Lüge (Frankfurt a. M. 1925). S. Landshut, Über einige Grundbegriffe der Politik (Archiv für Sozialw. u. Sozialpolitik, Bd. 54, Heft 1).

lichen Volksordnung verwachsene Staat — sei er demokratisch oder dynastisch — zu Ende ist, kann „Staat“ nur durch echte geistige Gründungsakte erneuert werden; eben diese geistige Grundlegung, nicht die Verfassungsform, macht ihn zur Republik. Für uns wenigstens und für die europäischen Völker alle, hat „Republik“ als Name für das mögliche und berufene Staatswesen diesen Sinn. Republik entsteht so als geistige Rettungsaktion aus dem Zusammenbruch eines Staatswesens, das mit einer naturgewachsenen Volksordnung auf Gedeih und Verderb verbunden war; als geistige Rettungsaktion, zu der sich die politischen Kräfte des entformten Volkes angesichts des Chaos ermannen. Das republikanische Staatswesen ist also ein Kind der Not und der notwendigen Geistesstat, dem „Volk“ entsteigend, wie es nach der Auflösung seiner alten Ordnung noch da ist. Republik als Aufgabe heißt demgemäß: nicht mehr nach vorgefaßten Formen und Ideen unser Staatswesen aufbauen, sondern Glied um Glied, jedes zu seiner Stunde, und im engsten Zusammenhang mit der politischen Aufgabe der Volksordnung. Diese aber kann angesichts der allgemeinen europäischen Umwälzung und der Tatsache einer arbeitsteilig verbundenen europäischen Völkergesellschaft nicht mehr isoliert „national“ sein, sondern als Glied der umfassenden Einheit urbildlich für die anderen Gliedvölker.

Ob aber für die Republik die demokratische, monarchische oder aristokratische Staatsform oder eine Verbindung aller drei die beste und d. h. die gebotene ist, ist zunächst sekundär neben der entscheidenden Frage, ob dieses Volk sich mutig dem politischen Aufbau aus den Kräften der Wirklichkeit und dem Anruf des Geistes hingibt oder „Ruinenkultus der Gedanken“ treibt. Erst auf dieser Voraussetzung wird dann auch die Frage der Staatsform wichtig. Da wäre z. B. zu sagen: die Demokratie in der Form des Parlamentarismus ist zurzeit für den deutschen Notstaat das notwendige Übel: sie entspricht der Gesellschaftsrevolution des 19. Jahrhunderts. Aber als souveräne und einzige Staatsform genügt die Demokratie auf die Dauer der Republik nicht; sie bedarf neben sich zu ihrer Ergänzung und Gesunderhaltung der „aristokratischen“ und der „monarchischen“ Gewalt. Man braucht nicht zu erschrecken: diese Gewalten haben nichts mehr zu tun mit Geblütsaristokratie und Volkskönigtum. Denn sie wurzeln in der neuen, werdenden Ordnung des Volkes, müssen ihr entsprechen und wie sie geistigen Ursprungs sein. Der geistige Gehalt dieser Staatsformen und mit ihnen der Demokratie kann aber erst dann in unserem Staatswesen zum Leben kommen, wenn die entsprechende gesellschaftliche Gliederung und Ordnung im Volke diesen drei Gewalten die selbständigen Macht- und Quellenbereiche entgegenbringt, aus denen sie sich, eine jede selbständig, erneuern und auf die sie sich stützen können. Das demokratische Parlament ist heute nicht mehr die absolute Größe, als die es der revolutionären Gesellschaft des 19. Jahrhunderts erschien. Schon durch die Sowjetverfassung

überholt, ist es nur mehr eine unter mehreren Verfassungsträgern, die mit dem Aufbau unserer Volksordnung kommen müssen. Es erscheint mir unvermeidlich und notwendig, daß die soziale Formenbildung der Wirtschaft hindrängen wird zu einer selbständigen Übernahme delegierter staatlicher Hoheitsrechte durch die Wirtschaftsmächte, Berufsstände und Wirtschaftsgebiete: in Form „feudalisierter Selbstverwaltung“. Das autonome Arbeitsrecht ist ein erster Anfang dieses Prozesses. Gegen die Gefahr, daß der einzelne dann als Glied in seinen kleinen Gewaltkreis versinkt, ferner daß die Zentralgewalt sich in diesem Abschwächungsprozeß von Staatsgewalt zerlegt, wird das Parlament die Gegenmacht sein müssen und sein können, während der nackte Parlamentarismus gerade in sich diese Gefahren nicht bannen kann: denn solange die Wirtschaftsmächte als gesellschaftliche Machtgebilde noch nicht ihren eigenen staatspolitischen Verfassungs- und Verantwortungsbereich gefunden haben, werden sie anarchisch und verantwortungslos und d. h. als nackte Interessensmächte sich im Parlament zur Geltung bringen und dieses politisch enteignen. Hier ist die Wurzel für die Erscheinung zu suchen, daß vor unserem Zusammenbruch eine starke, selbständige Staatsgewalt neben dem Parlament mit Leichtigkeit politisch das Parlament ausschalten konnte, heute aber das Parlament die Staatsgewalt politisch lahmlegt, weil die persönliche Verantwortung institutionell ausgeschaltet ist und ein System unpersönlicher „Verantwortlichkeit“ um das Parlament als unverantwortliches Zentrum sich spannt. Auch der dringliche Ruf nach politischen Persönlichkeiten für das Parlament und die parlamentarische Regierung ist aus denselben Gründen solange vergeblich, als nicht andere selbständige Grundgewalten des Staates durch ihr politisches Dasein und Wirken die demokratisch-parlamentarische zur politischen Selbsterhaltung und d. h. zur wirklichen Erfassung und Verteidigung ihrer politischen Würde und Aufgaben durch selbständigen politischen Kraft-einsatz zwingen. Erst in diesem Wettstreit mehrerer selbständiger Gewalten verschiedenen Ursprungs im Volke und verschiedener Machtgrundlagen kann die Demokratie zu einer originären politischen Lebensform innerhalb der Republik werden: berufen, die Volksfreiheit als Urelement in die Staatsform einzuwirken.

Wir ziehen aus unserer Betrachtung die Lehre: Tun wir frei in der Staatspolitik das Notwendige, dann wird die Republik. Aber hüten wir uns, allzu eifrig und aktivistisch die verliehenen Kräfte in einem übereilten Staatsaufbau festzulegen, der sowohl der langsam und schwer zu erkämpfenden neuen Ordnung unseres entformten Volkes vorgreift, als auch den umfassenden Prozeß der Umschichtung und Neugliederung der europäischen Völkervelt zum Menschheitsvölk misachtet! Denn so entwürdigen wir die Republik zu einer kurzfristigen politischen Organisationsform.

Die bestehenden politischen Frontbildungen sind heute wesenlos: keine Partei, die nicht am 9. November geistig erledigt gewesen wäre. Die wirkliche politische Scheidelinie setzt also in dem Ereignis unseres Zusammenbruchs an. Und sie verläuft von hier aus zwischen denen, die aus dem Zusammenbruch unserer Volks- und Staatsordnung zum Gehorsam gegen die Wirklichkeit erwacht sind und denen, die unerschüttert und stur ihren Vorkriegs-Gedankenballast weiterschleppen, mögen sie nun der Restauration abgelebter Ordnungen nachjagen oder ihre Vorkriegs-Ideologien als Revolutionserrungenschaften auftragen.

Das „deutsche Volk“ wie der „deutsche Staat“ aber bestehen „auf Hoffnungen hin“: auf der Hoffnung, daß die Gemeinsamkeit des Zusammenbruchs und des nackten Volksdaseins dieses unser Volk, arm wie es ist, reif mache, dem Ruf des Geistes zu gehorchen, der einzig ihm auch die Bildkraft neuer Leibwerdung zu schenken vermag.

Heinrich von Gleichen / Führungsproblem und Berufsstand

In seiner vor kurzem erst der Öffentlichkeit bekannt gewordenen „Geschichte der Französischen Revolution“ schrieb der Freiherr vom Stein den Satz nieder: „Rousseaus System fehlte es durchaus an Anwendbarkeit, denn der allgemeine Wille eines zahlreichen Volkes bedarf der Leitung der Veredelten aus ihm, er bedarf eines Organs, und so bleibt immer das Problem, wie ein solches Organ einzurichten, wie es wohlthätig und kräftig zu machen.“ Wie er selbst die Lösung dieses Problems gesucht hat, ist nicht ungewiß: die Schule der Selbstverwaltung sollte die Auslese der Führungsberufenen sichern. Er hatte erkannt, daß der Mangel an lebendigem, nationalem Verantwortungsbewußtsein in der einseitigen staatlichen Organisation bürokratischer Mechanisierung begründet war. Seine Reformbemühungen waren von dem Gedanken getragen, nationalbewusste Verantwortung innerhalb des Staates neu zu entwickeln. Der berufsständische Gedanke sollte, so war es sein Plan, ein gegliedertes Volk zur Nation zusammenschließen. In der organischen Gliederung sah er Möglichkeiten neuer politischer Führung. Stein war selbst ganz der unabhängige Aristokrat, der Reichsfreiherr, der das eigene Gefühl der Unabhängigkeit, des Freiheitswillens mit der ausgesprochenen Spitze gegen den äußeren Feind aus dem Volke herausgeholt wissen wollte, das durch das bürokratische Herrschaftssystem in einen Zustand der politischen Lethargie geraten war. Es ist ganz unberechtigt, wenn Liberale und moderne Demokraten den Freiherrn vom Stein für sich in Anspruch nehmen wollen, der als konservativer Mann die berufsständische

Gliederung zu formen sich bemühte, um eine landschaftlich verwurzelte Führung neu zu bilden, die unabhängig von Staat und Bürokratie ein eigenes nationales Wollen verkörperte. Seinen staats- und nationalpolitischen Reformbemühungen kamen Sichts Freiheits- und Unabhängigkeitsreden zu Hilfe. Seine Freunde riefen die nationale Intelligenz auf, die die geistige Führung des Freiheitskampfes übernehmen sollte. Die akademische Jugend war es, aus deren Kreisen die ersten Freiheitskämpfer aufstanden, Lützows Freischaren. Der preussische König als Repräsentant des Staates war außenpolitisch gebunden, unfrei. Seine Bürokratie, geführt durch Hardenberg, stand Napoleon gegenüber in ausgesprochener politischer Abhängigkeit. Die Führung der Nation mußte deshalb eine neue Oberschicht übernehmen, für deren Neuformung Stein, Sichte, Arndt, Scharnhorst und Clausewitz sich einsetzten. Wenn nach dem Freiheitsieg dann der Rückschlag der Reaktion kam, Metternich die Restauration der Legitimität mit Erfolg betrieb, die zu neuem Leben erwachte nationale Oberschicht von der Bürokratie als staatsgefährlich ausgeschaltet wurde und schließlich die Tendenz einer unabhängigen Führungsschicht im nicht-verstandenen Organisationsliberalismus der 48er Jahre sich totlief, so liegt hier eine tragische Mitschuld des preussischen Systems vor, daß es über den eigenen Schatten nicht hinwegfand.

Bismarck hat zwar von seiner Person aus die Aufgabe und den Wert staatsmännischer Führung wieder zur Geltung gebracht, aber die Lücke im überlieferten Herrschaftssystem, den Mangel einer mit dem Geist des politischen Aktivismus erfüllten herrschaftsbewußten Oberschicht, die sich nicht ausschließlich von der Treue zum König und zur Verfassung gebunden, sondern zum Handeln eigener Verantwortung sich verpflichtet fühlte, entweder nicht erkannt oder jedenfalls bei seiner praktischen verfassungspolitischen Arbeit nicht entsprechend berücksichtigt oder berücksichtigen können. Wohl hat Bismarck sich bemüht, den Konstitutionalismus der Reichsverfassung berufsständisch zu verbreitern und eine Mitverantwortung der wirtschaftlichen Kräfte einzuschalten. Die Eigenkraft einer bodenständigen Führungsschicht mit vollem Bewußtsein und mit Plan in die Neuformung des Reiches einzusetzen, unterblieb auch bei ihm.

Steins Erbe blieb unerfüllt. Die Staatsführung war auch weiterhin Angelegenheit der Bürokratie, d. i. einer verwaltenden Oberschicht. Sie begriff ihre hauptsächlichliche Verantwortung in der Idee, die Ordnung und Weiterführung der öffentlichen Geschäfte, die Wahrnehmung aller öffentlichen Interessen vom Standpunkt einer systematischen Organisation darzustellen. Diese verwaltende Oberschicht stützte sich auf Amt und berufliche Ausbildung und Leistung, entbehrte aber gerade des Charaktermerkmals einer politischen Oberschicht: der Unabhängigkeit der einzelnen, ihr angehörenden Persönlichkeit.

Der parlamentarische Staat ohne monarchische Spitze führte das System

der Unverantwortlichkeit ad absurdum. Die tatsächliche Führung liegt außerhalb des staatlichen Körpers. Sie kann sogar — woran die Verfassung nichts ändert — außerhalb der Nation liegen. Da wahre Unabhängigkeit fehlt, gibt es auch keine Widerstandslinie von einem nationalen Ehrenpunkte aus gesehen, da dies ein persönliches Empfinden voraussetzt, Charaktervoll gesteigertes Ehrempfinden einer führenden Persönlichkeit. Es fehlt auch aller Mut, Krisen, die sich für ein unterworfenes Volk aus dem natürlichen Drange nach Freiheit mit Notwendigkeit ergeben, mit manhaftem Stolz und mit Konsequenz durchzukämpfen. Ihre Handlungen erweisen sich in der Regel als Besten, die vom Gegner deshalb auch als bedeutungslos behandelt werden.

Verwaltende Oberschicht ist eben keine Oberschicht im Sinne der Führung. Sie duldet und erlaubt keinen politischen Charakter, der sich ja nicht aus dem Aufstieg der Tüchtigen, aus der technischen Fähigkeit des Talents, in einem Ordnungsstaat Karriere zu machen, ergibt. Alle Verdienste der aus der preussischen Verwaltungsdisziplin herstammenden Persönlichkeiten in Ehren! Wir haben aber an Stelle einer vom Herrschaftsbewusstsein getragenen Oberschicht einen Ersatz, die Bürokratie, mit der einzelne Persönlichkeiten, die an die Macht gelangen und sie konsequent anwenden, leicht fertig werden, auch wenn sie, wie das nach der deutschen Revolution geschah, aus feindlichen Lagern herkommen. Dazu kommt der seitens der Bürokratie keineswegs abgewehrte Einfluß einer anderen Machtgruppe, der hohen Finanz, die in Form der modernen Kapitalkonzernbildung ihren plutokratischen Herrschaftseinfluß ausübt.

Das Versagen der überkommenen Führung, das unser Vaterland im Herbst 1918 zum revolutionären Zusammenbruch gebracht hat, hat revolutionären Kräften die Bahn freigemacht, die bisher als anarchistisch und staatsfeindlich angesehen wurden. Männer gelangten zu politischer Macht, ohne den Staat als selbständigen und verantwortlichen Mitträger zu achten, ohne die notwendigen Bindungen aus konservativer Staatsauffassung anzuerkennen. Neben ihnen etablierte sich die Herrschaft der Plutokratie. Überall da, wo der Parlamentarismus hemmungslos entwickelt wurde, stellen wir das erfolgreiche Bemühen rein wirtschaftlicher Gruppen fest, neben und mit der Bürokratie zusammen einen politisch herrschenden Einfluß auszuüben. Aber der politische Einfluß ist ihnen nur Mittel zum Zweck. Der Zweck ist das ökonomische Interesse.

Ein Volk wird durch seine Oberschicht zur Nation, nicht durch den Staat und die staatliche Ordnung, nicht durch Demagogie und Bewegtheit der Massen, nicht durch die Romantik einer Diktatur, sondern durch den dauernden sittlichen und bildenden Einfluß einer Oberschicht, den diese im verantwortungsbewußten Sinne einer nationalen Sendung auf ihr Volk ausübt. Mit dem Worte: ein Volk hat den Herrscher, den es verdient, ist wenig gewonnen. Für das Volk ist Herrschaft eine Begebenheit. Mag das

Verfagen einer Führung zur offenen Revolution führen, mag es indirekt zu Krisen wirtschaftlicher und kultureller Art, kurz, zu politischen Katastrophen führen: das Volk als solches leidet und kann nicht zur Verantwortung gezogen werden; wohl aber haftet die Oberschicht. Diejenigen, die die geschichtliche Verantwortung trifft, sind immer die Führenden, ist immer eine Oberschicht, die sich zusammensetzt aus mehr oder weniger verantwortungsfähigen, jedenfalls verantwortlich zu machenden, politisch bestimmenden Persönlichkeiten.

Die Entwicklung zum Parlamentarismus und zur Demokratie hat diese Tatsache, diese Notwendigkeit verleugnen lassen. Demokratie glaubt ohne Herrschaft auszukommen. Man verzichtet auf Herrschaft; „das Volk regiert sich selbst“, heißt die Parole. Das Ergebnis haben wir erfahren. Anstatt Herrschaft der Besten besteht Anarchie.

Demgegenüber muß betont werden, daß Staat und Nation das System einer Herrschaft, und zwar einer Herrschaft der Wenigen verlangt, die der Masse gegenüber ihre Unabhängigkeit und Überlegenheit bewahren. Wer aber ist zur Herrschaft berufen?

Es geht nicht um Verwaltung, wie die Bureaukratie Herrschaft versteht, nicht um Nutzen, wie die Plutokratie meint, nicht um Revolution, wie der Liberalismus immer neu begehrt, bis er selbst konsequenterweise im Bolschewismus anlangt und das verzweifelte Volk nach dem rettenden Diktator ruft. Es geht vielmehr um die Wiederherstellung des deutschen Erbes, das seine lebendige Vertretung in denjenigen Persönlichkeiten erfährt, die aus innerer Gläubigkeit das Bekenntnis zur transzendenten Führerverantwortung des deutschen Menschen abgeben. Aber das Streben des einzelnen Führers bedarf der Verbundenheit nicht nur in der Nation, sondern auch der engeren Verbundenheit der herrschenden Oberschicht, Führungsgemeinschaft, Aristokratie.

Von hier aus ergibt sich als notwendige verfassungspolitische Aufgabe der Aufbau eines dem Gedanken der Oberschicht entsprechenden Oberhauses, einer zweiten Kammer, die die Verantwortung der Stände neu begründet. Wie die berufsständische Verfassung die Gesundheit im Innern sichern soll, so sichert die Führung einer durch die Verantwortung der Stände gegebenen nationalen Aristokratie die Wiedergewinnung nationaler Geschlossenheit auch nach außen*.

* Dieser Aufsatz gehört zu dem Oktobersonderheft über den berufsständischen Gedanken. Er konnte wegen Raummangel erst in diesem Heft abgedruckt werden. (Leit.)

Umschau

Programm der deutschen Volkheit*

Der nationale Gedanke bedeutete in den letzten Jahren:

Wir wollen Ordnung! So wurde Juchzige und Wandergesang in der Öffentlichkeit zu guter Letzt durch die Trommel verdrängt. Die „Deutsche Volkheit“ vertieft ihn durch ihre Forderung: Wir wollen die deutsche Seele!

In Nachfolge Jacob Grimms treten wir für eine Erweiterung und Vertiefung nicht nur des Volkstumsgebankens, sondern auch des Begriffes „Geschichte“ ein. Die germanistische Philologie mit ihrer kritisch-analytischen Methode und auch die Geschichtswissenschaft sind auf ein totes Geleis geraten, denn die Objektivität kann auch zur Abschönung vom Leben führen. All die Gestalten unserer großen Männer der Vergangenheit und ihre Taten vegetieren heute nur als Lernstoff und Schulweisheit in unserem Volke, sie leben und wirken nicht mehr in unserer Phantasie und unserem Blute. Sie bedeuten heute Wissen im engen Kreis, das dann durch Jahrbundertgedenktage und allerlei Veranstaltungen popularisiert wird. Die Zeugen alter Sitten und Bräuche sind von Haus und Straße verschwunden und ins Museum gewandert. Wo fühlen sich noch Menschen in Abhängigkeit vom Kreislauf der Naturgewalten? Wo führt noch die Abndung zur lebendigen Tat? Wo läßt sich noch der Mensch von einem stark aufsteigenden Strom im Inneren tragen? Gewiß wurzelt noch der deutsche Mensch in seinem Heimatgefühl, aber das tägliche Denken an den wirtschaftlichen Kampf droht auch dieses zu verschütten. Die Möglichkeit, unsere Phantasie aus dem Urstrom zu nähren, ist allzu spärlich. Wir brauchen daher nicht nur einzelne Bücher, sondern eine Buchorganisation, die jene geistigen Organe, jene Taster wieder belebt, die unsere Vorfahren einmal nach der verborgenen Wirklichkeit hinter den Dingen ausstreckten und die mit der Entwicklung des Rationalismus seit dem Mittelalter verkümmern mußten. Die innere Not mahnt uns zur Tat. Die einseitige Entwicklung der Technik und Naturwissenschaft hat unser Lebensgefühl in die Sackgasse der Vereinzlung geführt. Jetzt treten die unmittelbar das Ganze erfassenden, intuitiven Kräfte wieder in ihre Rechte. Wir kehren zurück zu den Quellen deutschen Denkens, zu den lebendigen Brunnen unserer Volksüberlieferung. Aber nicht die alten Formen sind es, die wir suchen, sondern die irrationale Kraft, aus der einst die Formen geschaffen wurden, damit sie neues Werden in uns zeuge.

So bedeutet die Buchorganisation „Deutsche Volkheit“ Hoffnung auf neuen Mythos, bedeutet Vorbereitung auf neue Schöpfung, darum nennt sich die Schlußabteilung „Neues Werden“. Denn Kultur besteht nur durch die produktiven Kräfte des Menschentums, nicht durch bloße Reproduktion eines noch so reichen Erbes der Vergangenheit. Für die seelische Gesamtheit eines Volkes aber ist die allerwichtigste Dimension unseres Wachstums die der historischen Tiefe. Der

* Ich würde dieses Programm meiner Verlagsarbeit zu den eben erschienenen zwölf ersten Bänden der deutschen Volkheit in der „Tat“ nicht veröffentlichen, wenn diese Zeilen eine Reklameankündigung wären. Sie beanspruchen vielmehr ein Zeitdokument zu sein und in einer Formel das zum Ausdruck zu bringen, was jeder Deutsche, mag er links oder rechts stehen, fühlt: Wir müssen endlich einmal über die Parteiverbeugung hinaus zu einer Vertiefung des nationalen Gedankens kommen.

Begriff Volk erschöpft sich keineswegs in der Fläche des räumlichen und zeitlichen Nebeneinander der Zeitgenossen, sondern noch entscheidender ist das Nacheinander der Schicksalsgenossen. Der im Zusammenhang geschichtlicher Überlieferung wurzelnde sichere Instinkt für Lebensnotwendiges und Naturgewolltes bewahrt allein vor dem Herabstürzen von dem schmalen Grat, den die Gegenwart zwischen Vergangenheit und Zukunft bildet. Die „Deutsche Volkheit“, die also berufen sein soll, uns wieder den Zusammenhang mit der Tradition zu verlebendigen und sie schöpferisch weiterzuführen, gliedert sich in 2 Hauptabteilungen.

I. Mythos. Es gilt hier den Urgrund unseres Wesens in seiner Ursprünglichkeit der Phantasie und des religiösen Lebens, in dichterischem Schauen, künstlerischem Gestalten und natürlich gewachsenen Lebensordnungen wieder deutlich zu machen. Wenn wir uns mit den religiösen Dokumenten unserer Vorzeit beschäftigen, handelt es sich nicht etwa um Heraufführung eines neuen Wodankultes. Wir wollen in Goetheschem Sinne unserer Eigentümlichkeit in ihrer Tiefe, wie auch in ihrer Begrenztheit gewiß werden: der Gegensätzlichkeit der einzelnen deutschen Stämme und zugleich auch ihrer Einheit. Es gibt keinen gleichförmigen deutschen Volkscharakter, der uns etwa durch Erziehung beigebracht werden könnte, sondern ein langsames Herausbilden vielstimmigen Zusammenklagens aller individuellen Kräfte im Lebensstrom. Die Bejahung der Gegensätzlichkeit im deutschen Volksganzen — und damit die Forderung, daß deutsch sein heißt: Jeder geistigen Individualität das Recht auf eigene Entfaltung zuzugestehen — bedeutet Überwindung der politischen Parteiverhegung zu gemeinsamem Dienst am Volksstaat.

II. Geschichte. So müssen wir auch lernen, Geschichte nicht in Konstruktions-schemen aufzufassen, sondern als fortgesetzten Schöpfungsakt. Wir suchen das verborgene Lebensgesetz in unserer Geschichte, auch das Gesetz unserer Zusammenbrüche zu begreifen. Vor allen Dingen müssen die großen geschichtlichen Persönlichkeiten, von den Kaisern angefangen, lebendig und die Phantasie befruchtend vor uns stehen, so daß sie in dem ganzen Volke (nicht nur in einer einzelnen Schicht) leben wie ehemals die Sagen, Märchen, Legenden und Volksbücher im Mittelalter. Die Antike lebte beispielsweise im Mittelalter mittels der Legende viel lebendiger im deutschen Volke, als heute in der Zeit des humanistischen Bildungs-ideals und der archäologischen Ausgrabungen. Das deutsche Volk hat eine Menge eigenartiger Gemeinschaftsformen gebildet, „Einungen“ sozialer und korporativer Art wie Hansa, Gildenwesen, Landsknechtstum u. a., deren Wesen auf mannigfache Art erfaßt werden kann. Die Gliederung in Ständen ist eigenste germanische Art. Der deutsche Mensch! Wem tauchen bei diesem Wort nicht allerlei Namen auf. Aber wie wenig steht das Bild aller derer, die die deutsche Form schufen, vor unseren Augen. Wir wissen nur zufällig mancherlei Lebensdaten. Laßt darum ihr Wesen uns bewußt zu eigen machen.

So faßt die „Deutsche Volkheit“ den Begriff „Deutsche Seele“ räumlich sehr weit. Es gehören dazu nicht nur alle Grenzdeutschen, sondern auch Dänemark, Skandinavien, Österreich, Schweiz, das alte Langobardenreich Norditaliens und das alte Normannenreich Siziliens. Ihr Bezirk ist, auf eine Formel gebracht: Nord- und Mitteleuropa mit seinen Ausstrahlungen.

Eugen Diederichs

Zur Kritik des nationalen Empfindens

Obwohl von jeder über Nationalgefühl unendlich

viel geredet und geschrieben wird, so ist doch die Kritik des nationalen Empfindens bisher aufs gräßlichste vernachlässigt worden. Man pflegt es zu bejahen oder zu verneinen, es einem anderen zuzuerkennen oder abzuspochen, und mit je größerem Pathos das geschieht, desto mehr glaubt man dabei im Recht zu sein. Bemühungen um vorurteilsfreie Aufdeckung seiner Wesenszüge sind äußerst selten. Und doch wären sie sehr wichtig. Denn für den feiner Empfindenden kann nichts das eigene Nationalbewußtsein in seiner Entfaltung mehr beeinträchtigen, als die Wahrnehmung, wie es bei anderen mißgestaltete Formen annimmt oder der Verflachung anheimfällt. In dem schönen Verdiroman von Franz Werfel findet sich folgende Stelle: Das verfannte Genie, der deutsche Musiker Fischböck, schmäht in einem Gespräch mit Verdi sein Vaterland: „In Deutschland wird jeder bessere Mensch Alkoholiker oder Sonderling, oder gar beideszusammen.“ „Maestro Verdi“, so fährt die Erzählung fort, „hatte nicht viel Vorstellung vom deutschen Philisterium und seiner parvenühast-unerträglichen Entwicklung seit 1870. Trotzdem war es ihm unbegreiflich, daß ein Mensch mit offenbarem Widerwillen von seinem Vaterland sprechen konnte. Der Italiener verstand das uralte deutsche Mißgeschick, den nationalen Selbsthaß, nicht, der aus tiefer Unfähigkeit zur volkshaftern Lebensgestaltung wächst. Noch in den Zeiten tragischster Zersplitterung durch Fremdherrschaft und Ariererziehung hatten die Italiener eine urwüchsige, formenbildende Demokratie, die den Deutschen durch Bismarcks glückliche Kriege weniger denn je gegeben wurde.“ Mit dem Worte „nationaler Selbsthaß“ gewinnt Werfel der alten Klage über die deutsche Zerrissenheit einen neuen Gesichtspunkt ab. Der Selbsthaß ist eine in den Tiefen der Seele wurzelnde Erscheinung beim Einzelmenschen. Das christliche Dogma von der Erbsünde ist auf ihn zurückzuführen; in Dostojewskis Weltanschauung ist er von überragender Bedeutung; Luthers Tintenfleck auf der Wartburg symbolisiert ihn, und Goethe zitiert in „Dichtung und Wahrheit“ bei der Betrachtung seines Lebens den tiefsinnigen Satz: „Nemo contra deum nisi deus ipse“. Segel hat diesem Gedanken den gewaltigsten Ausdruck verliehen. Er tritt damit in die erste Reihe der großen Repräsentanten des Deutschtums. Denn der Selbsthaß, der als individuelle Erscheinung bei deutschen wie nichtdeutschen Menschen zu finden ist, ist den Deutschen in ihrer Zusammenfassung als Nation in höherem Maße als anderen Völkern zu eigen. Oder vielmehr: Er ist die angeborene Form ihres nationalen Geistes. Als solche mag er politisch schädlich wirken; aber von einem höheren Gesichtspunkte aus kann er nicht als ein Fehler betrachtet werden, sondern ist als bestimmende Komponente der Volksindividualität über jede lobende oder tadelnde Kritik erhaben, gerade so wie die organische Beschaffenheit irgendeines Naturwesens. Durch kriegerische Ereignisse oder aus anderem Anlaß kann er vorübergehend verdeckt werden, aber er kommt mit Notwendigkeit doch immer wieder zum Durchbruch. Irgendwie wurzelt er in der einzigartigen Tiefe, die dem deutschen Geiste seinen Wert und seine Wirkung verleiht. Die Beseitigung der scharfen Spannungen in Deutschland wäre ein Traum, und nicht einmal ein schöner. Der Fortgang des menschlichen Geistes und der Weltgeschichte vollzieht sich nach Segel in Widersprüchen. Jedem Ja steht ein Nein gegenüber. Aus dem unerbittlichen, kompromißlosen Austrag beider Gegensätze ergibt sich erst der höhere Zustand, der aber dann auch wieder aus sich selbst heraus einen neuen Gegensatz zu

sich selber gebiert. „So ist der Geist in ihm selbst sich entgegen; er hat sich selbst als das wahre feindselige Hindernis seiner selbst zu überwinden. Die Entwicklung, die in der Natur ein ruhiges Hervorgehen ist, ist im Geiste ein harter, unendlicher Kampf gegen sich selbst. Was der Geist will, ist, seinen Begriff zu erreichen; aber er selbst verdeckt sich denselben, ist stolz und voll Genuß in dieser Entfremdung seiner selbst“ (Hegel, Einleitung zur Philosophie der Geschichte). Für die Beurteilung der Geschichte ergibt sich daraus eine tragische Weltanschauung, die in dem Hegelschen Sage gipfelt: „Die Weltgeschichte ist nicht der Boden des Glücks. Die Perioden des Glücks sind leere Blätter in ihr, denn sie sind die Perioden der Zusammenstimmung des fehlenden Gegensatzes.“

Aus diesen Betrachtungen kann man für die Kritik des deutschen Nationalbewußtseins folgende Erkenntnis gewinnen: Das nationale Empfinden äußert sich beim Deutschen nicht nur in stolzer Befriedigung über deutsche Leistungen und deutsche Taten, sondern ebenso auch in leidenschaftlichen Anklagen gegen das eigene Volk oder gegen Volksteile. Der deutsche Volkgeist wird niemals durch eine einzige politische Idee, geschweige denn durch eine einzelne Persönlichkeit repräsentiert, sondern immer durch eine scharfe Spannung zweier feindlichen Tendenzen, die dem Urgrund des Volkstums in gleicher Weise nahestehen, und beide für wertvoll zu erachten sind. In Bismarck trat die deutsche Volksseele nur einseitig in Erscheinung. Ihre volle Entfaltung fand sie erst durch den Gegensatz Bismarck—Bebel. Selbst extremen Erscheinungen, wie Liebknecht oder Ludendorff, mag man beide politisch bekämpfen so sehr man will, fühlt man sich bei dieser Betrachtungsweise hinsichtlich des nationalen Empfindens nähergerückt. Beide sind als Emanationen der deutschen Seele und des deutschen Schicksals zu betrachten. Und bei dieser Betrachtungsweise wäre es z. B. auch nicht möglich, daß sich jemand in seinem nationalen Empfinden durch den Kriegsverstümmelten in Tollers „Sinkemann“ verletzt fühlen könnte, der zu seinem Broterwerb auf der Jahrmärtschauausstellung lebende Mäuse zu fressen genötigt ist.

Für die Politik des Tages können natürlich die entwickelten Gedanken nicht maßgebend sein. Wo es sich aber darum handelt, Fragen des nationalen Empfindens von einer höheren Warte aus zu beurteilen, wird man an ihnen nicht vorbeigehen können.

O. Ledig

Von unseren Nationalisten

Zunächst die Namen: Nationalsozialisten, Volkische, Volkische Freiheitspartei. Sie haben alle etwas stark Sympathisches und könnten wertvolle und vollenziehende Programme bezeichnen.

„Nationalsozial“ hieß das Programm Friedrich Naumanns, und eine Politik, welche unabwiesbaren Volksforderungen, wie heute den sozialen, zur rechten Zeit und mit Verständnis nachgibt, womöglich zuvorkommt, könnte nicht nur sozial, könnte zugleich im rechten Sinne konservativ sein. Denn sie macht eine gewaltsame Umwälzung unnötig, wie Friedrich der Große, der Freiherr vom Stein und Bismarck gewußt, Karl V., die Stuarts, die letzten Ludwige, Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm II. nicht gewußt haben, und wie es Goethe zu Eckermann so zusammenfaßte (4. Januar 1824): „Auch war ich vollkommen überzeugt, daß irgendeine große Revolution nie Schuld des Volkes ist, sondern der Regierung. Revolutionen sind ganz unmöglich, sobald die Regierungen fortwährend gerecht

und fortwährend wach sind, so daß sie ihnen durch zeitgemäße Verbesserungen entgegenkommen und sich nicht so lange sträuben, bis das Notwendige von unten her errungen wird.“ Eine solche voraussehende und vorbeugende Politik mit kräftigem Nationalgefühl verbinden, das wäre wohl etwas. Kommt hinzu, daß das Wort in Bayern alsbald eine sehr glückliche volkstümliche Form als „Nazi“ parallel den „Sozis“ fand.

„Völkisch“ im Grunde nur eine klägliche Modernisierung des alten „Deutsch“ (von diut, diot, Volk, davon der deutscheste unserer Sagenhelden Dietrich seinen Namen hat), glücklich anklingend an die Entgegensetzung des naturhaften Volksgefühls bei Lagarde und Nietzsche gegen das künstliche Staatsgefühl mit dem üblichen Gang zum unnatürlichen Hineinregieren von oben her in wachsende Dinge.

Und nun gar „völkische Freiheitspartei“! Man erschrickt förmlich vor freudiger Erregung, es könne der große sichtsche deutsche Gedanke wiedererwachen an Stelle des engen Winkeldeutschums, das die letzten Jahrzehnte züchteten mit Byzantinismus nach innen und Maulheldentum nach außen.

Die Wirklichkeit, die hinter diesen Frontanblicken steht, soll man nicht ungerecht verkleinern. Es gibt da richtige große Verdienste. Zum Beispiel für die Abwehr partikularistisch-französischer Rheinbundneigungen in Bayern, die nicht sowohl bei den Kommunisten als gerade auch in gewissen hochadligen Kreisen (Graf Bothmer!) spukten, wenn ich recht berichtet bin. Vor allem aber für die Wahrhafterhaltung des Volkes. Wenn ein in heroischem Kampf gegen ziemlich die ganze Welt niedergeworfenes Volk, das voll ist eines berechtigten Selbstgefühls, von den vielzuvielen Zufallsiegern mit einer so eheulosen Verlogenheit betrogen und mit soviel Übermut mißhandelt wird, so ist es ohne weiteres verständlich, wenn seine Jugend einigermaßen rabiat wird. Das Waffenverstecken mag kindlich sein, das Denunzieren der Verstecker ist gemein. Auch im sogenannten Soldatenspielen sehe ich positive Verdienste. Wenn die Freude an der eigenen Wehrhaftigkeit gepflegt werden soll — und sie muß es angesichts unserer Entwaffnung offenbar in erhöhtem Maß —, so ist allerlei nötig, was nicht schlechtweg als vernünftig angesehen werden kann. Und schließlich könnten auch Pazifisten einsehen, daß die Entwaffnung eines einzelnen Volkes zwischen schwerbewaffneten, rachelüsteren Nachbarn alles andere eher als ein pazifistischer Zustand ist.

Über weshalb hält dieser, an sich also sehr berechnete Patriotismus sein Vaterland keines tieferen und weiterblickenden Nachdenkens wert, als sich im bedenkenlosen „Siegreich wolln wir Frankreich schlagen“ betätigt, das doch recht unangenehm an den Schneider unterm Tische erinnert? Es ist doch von vornherein ganz klar, daß in unserer Lage als Besiegte einiger zwanzig oder dreißig Siegevölker ein Diplomat, der statt billiger Prahlereien wirkliche Volkszukunft schaffen will, seine Kunst nicht mit drohender Faust treiben kann. Woher aber soll er den Mut und die Selbstüberwindung nehmen zu einer weitsichtigen Politik, die als solche nicht auf den ersten Blick durchschaubar sein kann, wenn er hinter soundso vielen Vorgängern steht, die von ununterrichteten Menschen abgeschossen worden sind? Es ist verständlich, daß einer rabiaten Jugend der Wunsch kommen kann, ihre Überzeugung mit gefährlichen Taten und sei's dem Tod zu besiegeln. Weshalb gerade in Morden an Volksgenossen? Weil sie im Verhältnis zu dem erwünschten Aufsehen und Ruhm in ihren Kreisen immer noch bequemer und gefahrloser sind als wirkliche Taten wären, die vielleicht in großer Stille zu geschehen hätten.

Als vor kurzem der französische Ministerpräsident versicherte, Deutschland habe durchaus keine Ränke in Marokko gesponnen, brauchte man nicht erstaunt zu sein; denn das wäre in unserer Lage eine selbst für eine deutsche Diplomatie schwer mögliche Dummheit. Andererseits mochte man bei sich die Anmerkung machen: Wo bleiben die deutschen Tatmenschen statt der Maulhelden? Und man war befriedigt, dann von den deutschen Offizieren bei Abd el Krim zu hören. Wer an Gewalt glaubt und Tat und Gefahr sucht, der soll allerdings dahin gehen, wo er damit allein noch etwas für sein Vaterland ausrichten kann. Wenn ganze Geschwader freiwilliger amerikanischer Flieger den Weg zu den Franzosen finden, um die Unterdrückten zu verteidigen gegen die Freiheitlust der Unterdrückten, dann wird doch für deutsche beschäftigungslose Krieger auch ein Weg zum umgekehrten Ziel möglich sein. Wo Unterdrückte der Völker leben, die auch uns zu unterdrücken suchen, da sollte man jetzt die Jugend wissen, die ihr Patriotismus zu Taten ruft, statt auf der Revolverjagd hinter nichtsahnenden Mitpatrioten, die andere Wege für richtiger halten, oder bei den kläglichen Judenrauschereien.

Eine Frage bleibt noch übrig. Sie ist schon öfter gestellt worden. Zum Beispiel von Bonus in Nr. 13 der „Silbe“ von 1924, aber man kann sie nicht oft genug und nicht eindringlich genug stellen. Alles Bisherige wendete sich an solche, die Gewalt für das einzige soszusagen ehrliche Mittel zur Austragung von Meinungsverschiedenheiten halten. Man kann auch anders denken und sogar in der Gewalt das einzig ganz unehrliche Mittel zum genannten Zweck sehen. Wie dem sei, diese Gewaltgläubigen sind zumeist dieselben, welche in ihrer geistig außerordentlich schlichten Art jedes tiefere Nachdenken über das Deutschtum, das sie vertreten, von Grund ihrer Seele verabscheuen. Es könnte aber doch sein, daß eben dieses Deutschtum gar kein richtiges und echtes Deutschtum wäre?

Und es ist so.

Wenn das deutsche Volk das Urvolk ist, von dem sichte in seinen Deutschen Reden spricht, an dem sogar die andern Völker noch einmal genesen könnten, so sollte man denken, daß sich diese gesunde und originale, urtümliche Art vor allem in der Art seines Patriotismus zeigen müßte. Wie denn auch sichte in seinen Reden erklärte: „Nur der Deutsche . . . kann im Zwecke für seine Nation die gesamte Menschheit umfassen; dagegen . . . jeder anderen Nation Patriotismus selbstisch, engherzig und feindselig gegen das übrige Menschengeschlecht ausfallen muß.“

Damit ist gleichzeitig behauptet, einmal daß das deutsche Volk seinen ihm allein eigenen, dem keines anderen Volkes gleichartigen Patriotismus habe, eben weil es ein Urvolk sei; und es ist zugleich gesagt, in welche Richtung dieser spezifisch deutsche Patriotismus weise. Der Deutsche liebt in seinem Vaterland und Volk das ihm im Besondern zugewiesene und anvertraute Stück Menschheit, so wie der Schwabe, Österreicher oder Preuße vor 1866 in seinem Stamm den ihm zugewiesenen Anteil am deutschen Gesamtvolk liebte. Das wurde damals verkannt, wie jetzt die einzelnen abendländischen Völker ihr Verhältnis zueinander verkennen. Und — hat sich doch durchgesetzt. Wir wissen und haben am eigenen Leibe erfahren, wie die Romanen ihren Patriotismus auffassen mit dem „sacro egoismo“ der Italiener und der schrankenlosen Ruhm- und Hegemoniesucht der Franzosen samt ihrer unedlen Freude am Quälen Wehrloser. Ihre Völkerbund-idee ist uns deshalb nichtohne Grund verdächtig. Eine Veranstaltung zu ruhigerer Ausnutzung des Sieges. Also — müssen wir es anders und besser machen.

Wie bekommen es denn aber unsere Patrioten fertig, uns wöchentlich und täglich ausgerechnet diesen romanischen Patriotismus als Vorbild zu preisen? Es geht dem Abendland schlecht. Im Osten melden sich immer dringlicher die Ueber. Andererseits wies Fichte ausführlich darauf hin, wie sehr das Abendland nach Blut und Geist einheitlich getauft sei durch die große germanische Bluttaufe der Völkerwanderung und die Geisttaufe des gemeinsamen Christentums, und noch Spengler, der so viel vom Blut hält, behandelt das Abendland als eine durchaus einheitliche, gemeinsame Kulturschöpfung. Andererseits ist aller Patriotismus unserer Größe ausnahmslos weltbürgerlich gerichtet. Wenn nun das Abendland in alle diese kleinen Volksegoismen zerrissen, eines aber unter diesen Völkern einheitlich von einem Patriotismus beseelt war, der sich vielmehr darauf richtete, eine eheliche und dauerhafte Verbindung zu erstreben, — wie sollte dieses Volk nicht in der Tat eine Stellung einnehmen müssen wie die von Fichte ihm zugewiesene? Seine qualvolle Geschichte im Zentrum dieser Kulturwelt als dauernder Kriegsschauplatz ihrer Streitereien mußte die „Königsidee“, um mit Ibsens Kronprätendenten zu reden, in ihm heraufzwingen, Verbindung an die Stelle des Kampfes zu setzen. Daran konnten in der Tat die anderen Patriotismen von ihrem sacro egoismo genesen!

Wenn also unsere Völkischen wieder mit ihrem Sprüchlein kommen: „Was würde ein Franzose in einem solchen Falle tun?“, so mögen sie nicht fortfahren: „Was muß also auch der Deutsche tun?“, sondern: „Was darf also der Deutsche eben deshalb unter keinen Umständen auch tun?“

Und sie mögen nicht rasonieren: Von jeher war Krieg in Europa, das kann nicht anders werden, sondern sie mögen sich fragen, ob nicht Deutschland, wenn es denn, wie Fichte meinte, ein schöpferisches Volk ist, auch einmal etwas Neues hinstellen könnte, ob es nicht sogar der eigentliche Sinn seines schweren Schicksals sein möchte, ein solches Neues zu schaffen? Dazu: ob es nicht mehr Kraft zeige, sein Schicksal in die Hand zu nehmen und aus dem Schlimmen etwas besonders Gutes zu machen, als aussichtslos hinter diesem Schicksal herzuschimpfen? Und vor allem mögen sie sich fragen, ob nicht gerade sie berufen seien, dafür zu wirken. Gerade wenn sie sich als besonders zuverlässige Patrioten wissen, auch entschlossen, mit allen Mitteln und Kräften für die Wehrhaftigkeit ihres Volkes einzutreten, mögen sie zusehen, daß die größte Aufgabe ihres Volkes, die „Königsaufgabe“, nicht an die fällt, für die sie ein Vorwand der Tatlosigkeit und der bebähigen Ruheseligkeit sein würde.

Ein Ausländer fragte mich vor kurzem, warum die deutsche Gesellschaft so gänzlich politische Gespräche verbanne. In seiner Heimat beherrschten sie jede Gesellschaft. Ich antwortete, man fände, daß man sich zu sehr erhitze, wenn zufällig politisch Andersdenkende anwesend seien. Man fühle wohl nicht innere Freiheit genug in sich, um den Gegner ruhig anzuhören und seine Gründe sachlich zu erwägen.

Es mag hier in der Tat ein Maßstab für die politische Erziehung eines Volkes vorliegen. In politisch noch rückständigeren Ländern scheint es noch schlimmer zu sein. Guten Beobachtern wie Karl Adgel in seinem schönen Buch über „Die geistigen Grundlagen Rußlands“ (Jena, Diederichs 1917) ist besonders dies aufgefallen, daß man in russischen Gesprächen politischer Art außerhalb der engen Parteiansicht nur noch Verrat und Nichtswürdigkeit kenne. Das war vor dem

Vollbewusstsein. Jetzt scheint es, kostet die abweichende Ansicht bereits den Kopf. Und doch ist gerade das Gespräch mit politisch Andersdenkenden, und zwar von der äußersten Rechten bis zum Kommunismus, das ergiebigste: einfach weil man mehr dabei lernt. Die menschlichen Hintergründe der politischen Anschauungen werden klar. (Sehr oft allerdings nur die Verbobetheiten.) Am förderlichsten ist das politische Gespräch, in dem man die Parteiangehörigkeit der Einzelnen weder kennt noch bemerkt, weil die Teilnehmer alle Parteien, sowohl die eigene als auch die andern, viel zu weit unter sich sehen und die politischen Angelegenheiten samt dem Parteitreiben nur in ihrer Beziehung zum Ganzen würdigen und besprechen.

In diesem Sinne möge man auch das Vorgesagte auffassen.

Sinkepott

Machiavelli

„Machiavelli sagte stets alles klar, was er wollte. Nie gab es in der Tat einen weniger machiavellistischen Mann wie Machiavelli, und eher könnten wir ihn des Zynismus zeihen als beabsichtigter Verschweigungen oder in seinen Werken verborgener Nebenabsichten.“
Villari

Vergessen wir vor allem das Eine nicht: Machiavelli war kein Zeitungschreiber und Agitator in einem „demokratischen“ Zeitalter; er war nicht Einseitiger einer Massenpartei; sein ganzes Wirken und Schaffen richtete sich an einzelne Menschen, an Fürsten und Behörden oder noch lieber an: ganz vertraute Freunde. Wie vieles ist allein schon darum in seinem Werk anders zu fassen und zu verstehen, als wir es heute gewohnt sind, in einer Zeit, in der wir in der Flut aus so ganz anderer Einstellung geschriebener Worte ertrinken. Es war noch stets so, wenn Kleine das Große beurteilen: das Urteil einer Zeit über Machiavelli sagt viel mehr aus über den Charakter und das Maß dieser Zeit — als über Machiavelli. Es ist, wie Bacon sagte: „Wir sind ihm Dank schuldig, weil er uns offen und ohne Umschweife gesagt hat, wie die Menschen gewöhnlich handeln, und nicht, wie sie handeln sollen.“ Und so könnte man eine andere „Geschichte der Staatsräson“ in den letzten Jahrhunderten schreiben unter dem Gesichtswinkel: In welchem Maß war jede Epoche reif und fähig, die ungeschminkte Wahrheit Machiavellis über den homo politicus zu ertragen, oder wie weit brauchte sie die Maske, die Heuchelei, das moralische Mäntelchen zur Rechtfertigung ihres Tuns — das dabei freilich im Grunde immer von denselben unwandelbaren Mächten getrieben wurde, die Machiavelli so frei war, beim Namen nennen zu können. Denn es bleibt bei dem Worte Villaris, das wir oben anführten: frei — auch frei von Machiavellismus in dem Wortsinne politischer Rattenfänger — ist derjenige, der den Mut zu seinem Handeln und zu seinen Überzeugungen hat. Die schlimmsten Machiavellisten sind demnach offenbar die, die es am meisten für nötig halten, das Gegenteil zu betonen, die den „amoralischen“ Florentiner mit sittlicher Entrüstung ablehnen (der Einfachheit halber nennen sie ihn Bismarck, vielleicht auch mit Rücksicht auf ihr Publikum) und eine „Verstümmelung der Politik“ fordern. (Was sittlich ist, darüber entscheidet das Interesse der eigenen Partei.)

Keine Zeit hatte eine Kur mit echtem Machiavell nötiger als die unsere, weil keine unehrlicher und phrasentiefender war. Denn Voraussetzung jeder Wendung zum Besseren ist die Wahrhaftigkeit. Aber gerade der Mangel daran macht es

unserer Zeit so schwer, Machiavelli auch nur zu lesen. Denn nirgends mehr als auf seinem besonderen Gebiet wuchert die Lüge, die Heuchelei, der „cant“ (der nicht bloß englisch ist, sondern den jedes Volk, jede Partei und jede Schicht wieder auf ihre Weise hat!) So lesen wir auch Machiavelli zunächst wie den Leitartikel unseres Parteiblattes — und lesen dann natürlich am Wesentlichen vorbei. Man kann deshalb fast mit Sicherheit sagen, daß man den großen Florentiner mißverstanden hat, wenn man nur seinen „Fürsten“ gelesen hat. Denn dieser ist das Ergebnis, nicht die programmatische Voraussetzung des politischen Schaffens Machiavellis. Man muß deshalb schon zu einer Machiavelli-Ausgabe* greifen, wie sie etwa Hanns Floerke besorgt und der Verlag Georg Müller in seiner bekannt guten und geschmackvollen Weise herausgebracht hat. Sie enthält nicht nur den „Fürsten“, sondern vor allem auch die „Discorsi“, sein viel umfassenderes Werk über den Staat, von dem der „Fürst“ eigentlich nur ein Seitenzweig war. Verstehen aber können wir diese Hauptwerke nur auf dem Hintergrund der Zeit, in der sie wurzeln. Denn immer wieder: Machiavelli gibt keine Rezepte für die Politik, „wie sie sein sollte“, sondern er stellt nur dar, was ist — allerdings mit einer solchen Schärfe des Verstandes und einer so unbestechlichen Kühnheit des Urteils, daß es den phrasenüberfülltesten Menschen einer so fortgeschrittenen und humanen Zeit, wie der unsern, schaudert. Der „Fürst“ Machiavellis ist kein Programm, sondern eine Realität: er hat dugendfach um ihn herum gelebt: ist es die Schuld Machiavellis, wenn diese Wirklichkeit nicht schöner war? (NB.: Was würde ein ebenso unbestechlicher Schriftsteller der heutigen politischen Wirklichkeit nachschreiben?) Der absolute Staat, der absolute Fürst waren da, ehe sie beschrieben wurden. Man lese deshalb vor allem Machiavellis Gesandtschaftsberichte (im 3. Band) und die Geschichte der Stadt Florenz (Bd. 4), um sich allmählich an das richtige Lesen seiner Werke zu gewöhnen. Und dieselbe Unbestechlichkeit des Blicks wie gegenüber den politischen Erscheinungen bewies er auch in der Darstellung des privaten Menschentums seiner Zeit. So gehören auch die literarischen Werke im fünften Bande, vor allem die berühmte Komödie „Mandragora“ und die Belfagor-Novelle zu den notwendigen Vorbereitungen auf das Lesen seiner politischen Hauptschriften. Sie zeigen auch die Vorzüge seines Stils, von dem Villari sagte: „Die Menschen, die Ereignisse, die Dinge selbst scheinen ihre eigene Sprache gefunden zu haben und unmittelbar zum Leser zu reden.“

Wenn wir so gelernt haben, Machiavelli zu lesen, so werden wir ihn nicht mehr mit der agitatorischen Alltagsphrasendrescherei verwechseln; wir werden keinen Machiavellismus predigen, der — gerade weil er Programm wäre — mit ihm in Wahrheit nichts zu tun hätte; wir werden verstehen, warum er zu einem der einflussreichsten Schriftsteller der letzten Jahrhunderte werden mußte, weil er eben nicht schnell verwehende Meinungen und Programme gab, sondern erschütternde Einblicke in die zutiefst unveränderliche Natur des Menschen und seine tiefsten und dauerhaftesten Triebkräfte. Nur die Wahrheit kann uns frei machen — vor allem die Wahrheit über uns selbst.

Philipp Sördt

Um den Anschluß an Österreich

Einige Jahre lang schien der Anschluß Österreichs an Deutschland

* Niccolò Machiavelli, „Gesammelte Schriften“ in 5 Bänden, herausgegeben von Hanns Floerke. Verlag Georg Müller, München.

verpaßt und abgetan, heute bildet er wieder ein bevorzugtes Thema der internationalen Erörterung, nicht nur in der Presse, auch die Bücher und Broschüren, die sich damit beschäftigen, mehren sich. Die Frage will in der Tat nicht nur besprochen, sondern reiflich durchdacht sein, denn sie ist schwierig, noch ganz abgesehen von dem politischen Widerstand, den die ehemaligen Kriegsgegner beider Staaten der von ihnen gewünschten Lösung entgegenstellen. Diese Lösung verlangt nicht bloß politische Vorarbeit, sondern auch psychologische Vorbereitung, in Deutschland wie in Österreich, denn haben und drüben gibt es Vorurteile, die einer inneren Annäherung im Wege stehen. Jeder Beitrag, der zur Aufklärung dienen kann, muß willkommen sein, ob er nun in der Absicht geboten wird, der Erfüllung jener großen nationalen Aufgabe zu dienen oder nicht. So hat jetzt in den „Zeit- und Streitfragen der Gegenwart“, der Sammlung von Schriften zur politischen und kulturellen Tagesgeschichte, die Dr. Zoerber im Verlag von Bachem-Böln herausgibt, ein junger Wiener Schriftsteller, Dr. Friedrich Schreyvogel, über „Österreich, das deutsche Problem“ gehandelt.

Da finden sich zunächst Sätze, die man gerne liest: „Es gibt keine österreichische Geschichte, die nicht deutsche Geschichte ist. Die Habsburger Politik war von erhabener Weitsicht, so lange sie eine deutsche Notwendigkeit vertrat. (Wie lange aber tat sie das? Im dreißigjährigen Krieg zum Beispiel, als sie den Friedensschluß jahrelang verzögerte, tat sie es schon nicht mehr. Ref.) Als Kombination der Erblande ist sie dem Zufall der Geschichte überantwortet.“ Nicht alle Österreicher machen sich so klar, daß jenes rein dynastisch gegründete und längst schon nur noch rein dynastisch zusammengehaltene Reich im Zeitalter des Nationalismus nicht mehr lange lebensfähig geblieben wäre, auch wenn kein Weltkrieg gekommen wäre. Aber weiter, zu unserem Problem: „Es kann einen Anschluß geben, der das beste deutsche und österreichische Leben trotz innigster staatlicher Einheit verdirbt, und eine staatliche Trennung, die beides ermöglicht. Ebenso kann es auch umgekehrt sein. Die staatliche Form macht den wesentlichen Zusammenhang noch nicht sichtbar.“ Und der zweite Hauptgesichtspunkt des Verfassers ist dieser: „Die Frage nach dem Anschluß ist notwendig eine nach dem Abendlande, nach der Nation und Übernation.“ Das ist richtig. Denn Österreich bedeutet einen höheren Grad von Europäertum, als im Reiche zu Hause ist, Österreich hat nicht nur an der Donau jahrhundertlang als Statthalter Europas gegen den Orient gestanden, es ist auch ebensolange ein Nationalitätenstaat, also ein übernationaler Staat gewesen. Beides hat tiefe Spuren im Wesen der österreichischen Menschen hinterlassen, und so gehört das Europäertum zum Österreichtum. Es wäre schade, nach Meinung des Verfassers und auch der unseren, wenn der Österreicher diese Charakterzüge einbüßen sollte, ihre Bewahrung aber könnte in einem gemeinsamen Verbands mit dem Reiche für dieses zum Gewinn werden. „Das Bekenntnis zum Abendland ist für alle anderen Nationen eine schmerzhafteste Wesensverwandlung. Denn zunächst nützt der Völkerbund noch nicht mehr als ein Symbol. Er ist eine *Als-ob*-Hypothese. Er setzt das Reifen der Nationen in das europäische Bewußtsein voraus. Erst wenn das *Als-ob*-Wirklichkeit wird, sind auch die darauf gebauten Schlüsse eine Entscheidung. Das Beispiel des Völkerbundes wird in dem Augenblick geschichtliche Wirklichkeit, in dem der imperialistische Krieg im Bewußtsein der Nationen, statt als einzige wirkliche Lösung zu gelten, zu einem bloßen historischen Beispiele geworden ist. Der neue Weg, die neue Gesinnung, ist für den

deutschen Menschen durch die Fügungen des Jahres 1918 seltsam leicht gemacht. Sie ist ihm auf dem Umweg eines Bekenntnisses zu Österreich nur ein Bekenntnis zu sich selbst. Das ist der wahrhaftige Anschluß.“

Mit Verlaub, das ist eine Seite des Anschlusses. Zuerst aber muß er auch äußerlich ganz anders vollzogen sein als heute, sonst wird jene Einwirkung des europäischen Geistes durch Österreich auf Deutschland nicht zur Wirklichkeit. Nur das Zusammenleben in engeren Verbänden von allerlei Art kann jene Beeinflussung bringen, und deshalb ist die erste Etappe auf dem Wege Deutschlands zu Europa, so weit er über Österreich geht, eben der Anschluß Österreichs an das Reich. Die psychologische Vorbereitung, die dafür nötig ist, hat mit jener europäischen Gesinnung noch nichts zu tun. Diese kann von Österreich nach Deutschland erst übergreifen, wenn der Anschluß auch äußerlich eine Tatsache ist. Zunächst muß die nationale Forderung nach Zusammenschluß aller Volksgenossen erfüllt sein, deren Befriedigung allen anderen Völkern gewährt ist, nur dem deutschen nicht. Das Zeitalter des Nationalismus ist noch nicht zu Ende, und es wird so lange nicht zu Ende gehen, wie eine der großen europäischen Nationen das wesentlichste Ziel dieses Zeitalters, sein einzig positives Ziel, den nationalen Zusammenschluß noch nicht erreicht hat. Hier hat die Argumentation des Verfassers eine Lücke, die nicht zufällig ist, denn ihm kommt es im letzten Grunde doch auf etwas anderes an als uns, die vor allem Deutsche sind und sein wollen.

Er ist nämlich vor allem Katholik, ein treuer und begeisterter Sohn seiner Kirche. Und es ist klar, daß deren Tendenz viel eindeutiger auf Europa gehen kann als die des Deutschtums, das zunächst an die Herstellung seines eigenen Zusammenhanges denken muß. So ist dem Verfasser Europa ein Abbild des corpus mysticum Christi, ihm ist die ganze Staatslehre nichts als der katholische Lebensgedanke der Einheit und Ganzheit über den einzelnen, wie ihn die Kirche in sich durchgeführt hat, auf das politische Gebiet übertragen. „Katholizismus als Staatslehre drängt nach nichts anderem, als das corpus mysticum politisch bewußt zu machen.“ Und darum verkündigt er das Abendland als „katholische“, das heißt alle umfassende Organisation, die europäische Oekumene, um mit einem anderen katholischen Grundbegriff zu reden. Aber die deutsche Menschheit ist zum großen Teil eben nicht katholisch und sieht die politischen Dinge, auch Europa, wahrscheinlich auch in Zukunft etwas anders: wie der Protestantismus überall weniger die Gesamtheit betont als den einzelnen, das Kollektive weniger als das Individuelle, so sieht er zwar das Religiös-zweifelhafte, ja das im Tiefsten Unreligiöse oder nur Primitiv-Religiöse des Völkerhauses, aber er legt größeren Wert auf die Individualität der Völker, als es der ganz und gar katholisch Denkende und Empfindende tun mag. Die alten Vorwürfe gegen die deutschen Katholiken, daß sie national nicht zuverlässig seien, weil sie ultramontan geleitet, von Rom abhängig seien, sind in ihrer brutalen Grobheit und Ungerechtigkeit längst durch die wahrhaft nationale Politik des Zentrums widerlegt, aber etwas Übernationales liegt im Katholizismus gewiß, mehr als im Protestantismus, begründet.

Doch der deutsche Mensch jedes Bekenntnisses ist eben deutsch und nicht bloß katholisch oder protestantisch. Und hier liegt ein Fehler des Verfassers, nämlich eine Überschätzung des religiösen Momentes in der Politik. Das Religiöse ist ein Element unter anderen, ein Einschlag in einem komplizierten Gewebe, aber es ist nicht, jedenfalls in unserem Zeitalter nicht mehr, das Hauptmotiv oder die bestimmende

Dominante. Der Verfasser der Schrift glaubt auch für die innere Politik die Vorstellung des Reiches Christi maßgebender, als sie wohl ist. Er meint z. B., die Demokratie werde erst mit der Feststellung von der metaphysischen Gleichheit der Menschen richtig geboren, und ohne sie sei kein allgemeines Wahlrecht des 20. Jahrhunderts denkbar. Nun, es hat echte Demokratie schon vor dem Christentum gegeben, in Griechenland, und es hat nach dem Christentum beinahe zwei Jahrtausende keine Demokratie großen Stils gegeben, es hätte danach also etwas lange gedauert, bis der christliche Gedanke sich innerpolitisch durchgesetzt hätte. Schließlich hängt die Feststellung der metaphysischen Gleichheit der Menschen nicht von der Kirche, im besonderen nicht von der katholischen Kirche ab. Richtig ist nur so viel, daß sich kein Christ, der es ernst nimmt und ehrlich ist, dem Grundgedanken der Demokratie von der politischen Gleichberechtigung aller Menschen entziehen kann, so wenig wie der religiösen Anerkennung der Gleichwertigkeit aller Menschenseelen. Es geht auch kaum an, den Nationalismus des 19. Jahrhunderts auf den Protestantismus zurückzuführen und zu sagen, daß die protestantische Lebensform im letzten Jahrhundert in der Nation ihren Ausdruck gefunden habe. Denn der Nationalismus ist eine Weltanschauung, die alle Völker ergriffen hat, auch solche, die nie etwas von Protestantismus gehört haben. Man kann deshalb kaum hoffen, daß das 20. Jahrhundert nun politisch das des Katholizismus in dem Sinne sein werde, als ob nun die Forderungen nach der Übernation, das Verlangen nach dem Abendlande herrschen werden, wie der Verfasser meint. Jedenfalls bleibt gegenüber seinem Diktum: „Menschlicher Fortschritt ist fortschreitendes Bewußtsein der höheren Gemeinschaft“ auch weiterhin mindestens gleichberechtigt bestehen das Diktum Segels: „Weltgeschichte ist der Fortschritt zur Freiheit.“ Das eine ist, wenn man will, katholische, das andere protestantische Denkart, jedenfalls haben sie beide Recht, und für sich allein ist jedes von ihnen einseitig. Nach verschiedenen Richtungen mag mehr das eine, nach anderen mehr das andere zutreffen, und wir wollen ja alle hoffen, daß nachdem so viele Nationen ihre Freiheit erkämpft haben, bald allen — auch den Chinesen! — ihr Recht werden möge und daß die negativen Formen des Nationalismus bald überwunden sein werden. Aber der Hinweis auf China genügt, um zum Bewußtsein zu bringen, wie weit noch gerade sehr mächtige europäische Nationen davon entfernt sind, die primitivsten Lebensrechte aller Völker anzuerkennen, und das gibt auch eine etwas trübe Prognose für die nächste Zukunft des Idealbegriffes Europa.

Der Hinweis auf den betonten Katholizismus des Verfassers erschien mir wichtig, weil es sich da um keine Einzelheit handelt, sondern weil etwas typisch Österreichisches daraus spricht. Viele Österreicher denken so, müssen so denken schon nach ihrer katholischen Vergangenheit, und viele Reichsdeutsche denken anders, müssen anders denken nach ihrer protestantischen oder überhaupt nicht-katholischen (übrigens auch politisch andersartigen) Herkunft. Glücklicherweise brauchen im Politischen nur graduelle Unterschiede daraus zu entstehen, keineswegs aber so gegnerische Bekenntnisse, wie die beiden christlichen Konfessionen immer noch sind und wohl auch bleiben werden. Im Politischen ist die Möglichkeit des gerechten gegenseitigen Verständnisses größer als im Kirchlichen, das zeigt abermals die Politik des deutschen Zentrums, das jahrelang mit den Demokraten und Sozialdemokraten zusammengearbeitet hat. Und so stimmen wir auch gerne dem Verfasser zu, wenn er schreibt: „Das Wesentliche an Österreich ist (neben seinem Deutschtum, sagen wir) jener

Bewußtseinsgrad, der seine deutschen Bewohner zu Europäern macht; hier liegt für Deutschland die bedeutungsvolle Möglichkeit, in das kommende Europa mit einer Zeitersparnis einzurücken, die in ihren politischen Folgen unübersehbar ist. Deutschland kann sich durch einen durchaus nationalen Akt, durch das Bekenntnis zu Österreich als dem größeren Deutschland, für Europa erklären.“ In der Tat, dieser Gesichtspunkt ist auch gegenüber Frankreich und seinen nächsten Freunden, den Tschechen und Polen, die mit ihm zusammen dem Anschluß Österreichs an Deutschland am meisten widerstreben — alle drei aus Besorgnissen vor dem angeblich ihnen gefährlichen Machtzuwachs des Reiches — jener Gesichtspunkt also ist gegenüber allen dreien mit Nutzen geltend zu machen: der Anschluß Österreichs würde die Stimmung im Reiche befestigen. Denn es kämen $6\frac{1}{2}$ Millionen Deutsche ins Reich, die noch über ihre zahlenmäßige Bedeutung hinaus psychologisch abfärbend wirken würden, und die fern von allen Ideen einer Hohenzollernschen oder Habsburgischen Restauration sind — denn der Übertritt zum Reiche machte ja einen endgültigen Schnitt zwischen ihnen und der habsburgischen Vergangenheit — fern auch von jeder Vorliebe für irgendeinen Militarismus, fern endlich von der europäerfremden Mentalität wenigstens der ostelbischen Landestteile Preußens. Und der nationale Gewinn eines solchen Anschlusses würde das reichsdeutsche Volk mit Genugtuung erfüllen und mehr zur Entwöhnung von Revanchegedanken tun, als vielleicht irgendein anderes Ereignis könnte. Populär ausgedrückt würde der Mann auf der Straße das Ereignis so empfinden: die Elsäßer verloren, die Österreicher gewonnen, die einen wollten von uns weg, die anderen wollten zu uns hin, wir haben also noch ein Plus gewonnen.

Manches Gemeinsame mit dem gutgemeinten Buche Schreyvogls hat eine weniger gutgemeinte Schrift von Oscar U. S. Schmitz, „Der österreichische Mensch“ (Wiener Literarische Anstalt). Wenn Schreyvogl einen nützlichen Beitrag zur Lösung all der mit dem österreichisch-deutschen Problem zusammenhängenden Fragen bietet, so ist Schmitz eher ein lehrreiches und warnendes Beispiel dafür, wie man es nicht machen darf. Der Verfasser ist ein Reichsdeutscher, der aber seit 10 Jahren in Wien lebt, weil ihm, wie er sagt, das Leben in Deutschland infolge der „deutschen Weltmißverständnisse“ unerträglich geworden ist. Sein Büchlein trägt den etwas herausfordernden Untertitel „Zum Anschauungsunterricht für Europäer, insbesondere für Reichsdeutsche“, und seine Apologie des österreichischen Menschen wird leider zur Offenstve gegen die, an die sie sich wendet. Ausgehend davon, daß man den Österreicher in Deutschland vielfach unterschätzt habe, macht es der Autor nun umgekehrt: er kanzelt das reichsdeutsche Wesen ab und hält ihm das österreichische als die überlegene Form des Deutschtums vor, Statt darzustellen, was ist, und es durch sich selbst wirken zu lassen, sucht er eine Rechtfertigung, der seine Vorliebe gilt, dadurch zu erhöhen, daß er eine andere herabsetzt. „Es ist an der Zeit, sich zu erinnern, daß Österreich die einzige deutsche Landschaft ist, die so etwas wie eine Kultur hervorgebracht hat.“ Wir glaubten, daß es mindestens im Westen und Südwesten Deutschlands eine alte Kultur gegeben habe und zwar eine noch ältere als in Österreich; und ob sich gerade in Wien „deutsches Wesen schlackenloser, unverzerrter zur Kultur gestaltet hat als irgendwo sonst“, das wird der Deutsche, der das österreichische Wesen kennt und zu schätzen weiß, doch anzweifeln dürfen.

Es ist vor allem das protestantische Deutschland, an dem Schmitz kaum etwas Gutes läßt. „Eine protestantische Kultur hat es nie gegeben, kann es nicht geben, denn Kultur beruht stets auf verbindenden Formen, gerade das aber, wogegen der Protestantismus protestiert, ist die Form. Wer protestiert, formt nicht“ usw. Nun, an dergleichen „großzügige“ Allgemeinheiten sind wir nachgerade gewöhnt und nehmen sie längst nicht mehr ernst; auf diese Weise wirbt man auch nicht Verständnis für den Katholizismus bei den anderen, wie Schmitz doch möchte.

Nächst dem Protestantismus haßt er Preußen, wobei zwischen dem alten und dem heutigen Preußen keinerlei Unterschied gemacht wird. Der letzte Grund seiner Antipathie ist, wie er selbst eingesteht, der, daß Preußen 1866 seine Heimat, die Landgrafschaft Hessen-Romburg, geraubt habe. Das kann er nicht vergessen! Ihm ist der preußische Geist mit seiner scharfen Tüchtigkeit nur „eine deutsche Krankheit“. Das werden ihm in Preußen auch die Sozialdemokraten nicht zugeben. Denn der preußische Geist ist doch noch etwas anderes als Eroberungspolitik, auf der allein nach Schmitz dieser Staat von jeher beruht. Wenn immer wieder die Behauptung verbreitet wird, daß diese Politik mit dem preußischen Staat unverbrüchlich verbunden sei, so kann man das in Deutschland, ohne Unterschied der Partei, nur bedauern. Ebenso muß man protestieren — auf die Gefahr, dem Verfasser wieder zu „protestantisch“ zu erscheinen — wenn er den Geist des Friedens von Versailles als Nachahmung preußischer Muster hinstellt. Wörtlich schreibt er: „Es klingt paradox: trotz seiner Niederlage hat der preußische Geist in Europa Schule gemacht. Denn der Friede von Versailles atmet den preußischen Geist von Brest-Litowsk. Ein Volk nach dem anderen wendet sich von ihm ab, und selbst in Frankreich dämmert die Erkenntnis, daß er zur Selbstvernichtung führen muß. Nun hängt alles davon ab, daß er nicht in seinem Quellgebiet Deutschland (!) wieder neu hervorsprudelt.“ Also die ganze Welt, selbst Frankreich, wird vernünftig, nur Deutschland ist unsicher. Welch eine Geschichtsklitterung, den ganzen Nationalismus und Imperialismus in der modernen Welt auf Preußen-Deutschland zurückführen zu wollen! Nach Ansicht des Verfassers war auch das Unglück Österreichs einzig Deutschland. Nicht etwa Deutschland hat für Berchtolds verbrecherische Abenteuerpolitik eine Blanks-Vollmacht ausgestellt und sich so an Österreich ausgeliefert, nicht die Politik des Ultimatums an Serbien hat die k. k. Monarchie in den Abgrund geführt, sondern „erst als die Monarchie ihren letzten Sinn verlor, indem sie sich auf Gedeih und Verderb mit dem verblendet in seinen Untergang rennenden Lubendorffschen Deutschland verband, geschah der tschechische Abfall“. Also auch daran ist Deutschland schuld! Man fragt sich, ob so viel Zerrbilder nötig waren, um den österreichischen Menschen zu schildern, noch wichtiger aber ist es in unserer Lage heute, nicht zu schweigen, wenn von Deutschland und seinem Volk ein Bild entworfen wird, das, als von einem Deutschen stammend, besonders gefährlich ist.

Nach alledem überrascht es auch nicht mehr, daß dieser Autor die Österreicher vor dem Anschluß an Deutschland warnt. „Wenn dieses ‚untüchtige‘ Österreich nun vom Reich aufgesogen wird, dann werden seine weicheren, aber einsichtigeren Menschen eine Demütigung nach der anderen erleben. Nehmen sie dagegen an einer europäischen Kombination teil, der das Reich nicht dauernd fern zu sein brauchte, dann könnten sie vielleicht doch den Mut zu ihren eigenen Vorzügen

finden und allmählich die Brücke bilden zwischen Deutschland und Europa. Der Anschluß an das Reich wäre die schlechteste Lösung, denn dabei würde Österreich seine Individualität verlieren. Besser wäre der Anschluß an eine östliche Gruppe. Nur einen seelisch-geistigen Anschluß an Deutschland würde auch er befürworten — aber mit diesem Buch wird er ihn schwerlich fördern.

Zu dem großen Problem selber aber möchte ich einen Österreicher anführen, der mehr vom österreichischen Menschen weiß als Schmitz, da dieser erst 1915 aus Deutschland ausgewandert ist, nämlich Erich von Kahler, der sich durch sein Buch „Das Geschlecht Habsburg“ und durch andere Arbeiten in der Wissenschaft einen Namen gemacht hat; er schreibt in jenem Buche: „Die slavischen Nationalismen sind hemmungslos und gegen das Deutschtum entfesselt; ein ungeheurer panslavischer Block, gegen welchen der zarische Imperialismus eine lächerliche Geringsfügigkeit gewesen ist, erhebt sich bald vor unseren Toren. Schlägt man die deutsch-österreichischen Gebiete heute dieser Gemeinschaft zu oder läßt man sie auch nur für sich allein bestehen, so sind sie in zwei Jahrzehnten in das Slaventum eingeschmolzen und für Deutschland und Europa für immer verloren. Auf die selbständige Kraft der österreichischen Deutschen ist nicht mehr zu bauen.“

Um mit freundlichen Eindrücken zu schließen: eine Schrift, die nicht vom Anschluß redet und doch viel dafür leisten kann, ist Ernst Lissauers „Glück in Österreich“ (Frankfurter Societäts-Druckerei). Der Verfasser, der seit einigen Jahren in Österreich lebt, hat damit seinen Dank an Land und Menschen abtatten wollen. Es ist ein liebenswertes Buch, so liebenswürdig, wie der Verfasser Österreich findet, dem er lauter Liebeserklärungen macht. Er sagt es nicht bloß, man fühlt auch, daß ihm das Erlebnis Österreich zu einem Glück geworden ist. Der straffe und strenge Bildner der Sprache, der Lissauer ist, bekommt hier eine zärtliche Weichheit und Gelöstheit, die ebenso dem Gegenstand, den er behandelt, kongenial ist, wie sie aus einem mit Wohlgefühl gesättigten Herzen kommt. Der sonst die Sprache hämmert, mit dem Hammer dichtet, greift hier den Siedelbogen und geigt, sich und dem Leser zur Freude, eine Kantilene. Es wird in Deutschland besonders interessieren, daß da ein Berliner spricht, der seit einigen Jahren bemüht ist, sich „einzuwienern“. Lissauer will das Erlebnis des Berliners, das Österreich heißt, darstellen, und es gelingt ihm vollkommen. Er hat alles gut gesehen, wie ein anderer Berliner in Wien, der diese Zeilen schreibt, bezeugen kann. Und diese „Bilder und Betrachtungen“ haben den Takt, der auch da nicht verstimmt, wo norddeutsches Wesen in Kontrast zu der neuen Liebe des Verfassers gesetzt wird. Künstler, der er ist, gibt er keine abstrakten Formeln, sondern konkrete Einzelheiten und wirkt durch Beispiele und Anekdoten. Wohl schreibt er auch über das Bild der österreichischen Stadt überhaupt, aber nicht begrifflich typisierend, sondern darstellend, zeichnend, dann schildert er eine Reihe einzelner Städte, Salzburg, Graz, Linz, Innsbruck, Wien, gibt dazu das Tagebuch einer Donaufahrt und eine Phantasie über die österreichischen Seen und schließt mit einer Betrachtung über Österreichs musische Sendung. Man weiß etwas von Österreich, wenn man das Buch gelesen hat und, was mehr ist, man bekommt Appetit darauf.

Erich Werth

Notwendigkeit einer Zusammenarbeit der europäischen Rechtsparteien*

Lange Zeit gab es nur ein internationales Zusammenarbeiten der Linksparteien,

während der leitende Gedanke der Rechten sich auf einen engen und partikularistischen Nationalismus beschränkte.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts begann man zum ersten Male, sich zu einer derartigen gemeinsamen Tätigkeit zusammenzufinden. Im Jahre 1815 nahm dieser Gedanke in der „Heiligen Allianz“ eine feste Gestalt an, begünstigt durch Alexander I. unter dem Einfluß einer Deutschen, der Frau von Krüdener, eines Franzosen, Nicolas Bergasse, und des Kanzlers Metternich. Sie entstand unter dem Eindruck, daß ganz Europa sich gegen die französische Revolution — die man als einen anti-europäischen Anschlag bezeichnen kann — vereinigen müsse, um den Rest des Kontinents vor ähnlichem zu bewahren.

Nach einigen gelungenen Kongressen in Aix-la-Chapelle, Laibach, Karlsbad und Verona erhielt Europa den Eindruck und den Beweis seiner Macht (z. B. in Spanien). Aber bei der griechischen Revolution und derjenigen der südamerikanischen Kolonien bewirkte die Unstimmigkeit zwischen der legitimistischen Politik Metternichs und dem religiösen Gefühl Alexanders, daß man der Entwicklung und dem Erfolg jener Revolten untätig zusah. Diese Dinge versetzten dem Gefüge der Heiligen Allianz den ersten Stoß.

Einige wenige Versuche, wie der von Münchengräß, bewiesen bereits die Altersschwäche jener europäischen Vereinigung, bis dann Metternichs Sturz im Jahre 1848 diese Periode des Friedens und der Disziplin beendete.

Von jetzt ab ging der Gedanke der Solidarität und des europäischen Zusammenarbeitens in die Hände der Linksparteien über, aber die ganz extremen Sozialisten gaben ihm einen neuen und negativen Inhalt. Für sie handelte es sich nicht mehr darum, die verschiedenen Nationen zu gemeinsamer Tätigkeit zu veranlassen, sondern den Gedanken des nationalen Staates zugunsten des sozialistischen Ideals zu vernichten. Der europäischen Gemeinschaft folgte der Internationalismus.

Der Krieg rief uns grausam zur Wirklichkeit zurück. Der überall nur schwache Internationalismus war nicht imstande, den Völkerbrand zu löschen. Als Zeichen ihrer Halbheit und Furchtsamkeit bewilligten die Sozialisten sowohl in Frankreich wie in Deutschland die nötigen Kriegskredite.

Wenn die Rechtsparteien so gut zusammen gearbeitet hätten, wie die der Linken, wenn sie ebenfalls ihre Pflicht der Solidarität erfüllt hätten, so wäre der Krieg wahrscheinlich unter anderen Formen geführt worden oder hätte nicht die gleichen Kriegsführenden ins Feld gerufen. Denn eine der Vereinigung der Linken ähnliche Rechtsorganisation hätte einen wirklichen Frieden bedeutet und überdies brauchten in diesem Falle die Rechtsparteien sich nicht so unduldsam und chauvinistisch zu zeigen, wie sie es jetzt mußten, um ihre Gegnerhaft gegen die Linke zu beweisen.

* Verfasser des nachfolgenden Artikels ist Robert Fabre-Luce, ein Vetter von Alfred Fabre-Luce, der das viel gelesene Buch „La Victoire“ geschrieben hat. Er steht im Begriff, zusammen mit einer Anzahl Gesinnungsgenossen in Frankreich eine neue Rechtspartei — „La Droite Nouvelle“ — zu gründen, die die chauvinistische Haltung der augenblicklichen Rechten bekämpft und im Anschluß an die rechtsstehenden Elemente aller europäischen Länder der Völkerveröhnung und Befriedung Europas dienen will. Es ist sicher ein Zeichen der Zeit, daß der Gedanke der Befriedung Europas auch auf die rechtsgerichteten Kreise übergreift. (Leit.)

Einige vereinzelte Persönlichkeiten, wenige hervorragende Männer erhoben sich über die Masse, indem sie das europäische Gefühl wiederfanden. Ich erinnere an Romain Rolland und nach ihm an Henri Barbusse. Doch derart vereinzelte Handlungen können vielleicht — d'Annunzio hat es bewiesen — ein Volk entflammen, sind aber nicht imstande, eine toll gewordene Masse zur Ruhe und Einsicht zurückzuführen.

Die Notwendigkeit eines Zusammenarbeitens der verständigsten und energischsten Elemente jedes Landes, wie sie im allgemeinen die Persönlichkeiten der Rechten sind, leuchtet heute allen denjenigen ein, die den Namen eines Europäers mit Recht führen und die ihre Pflicht darin erblicken, einen neuen Konflikt zu vermeiden, der unfehlbar im Zeichen eines echten Bürgerkrieges stehen würde. Die Fortschritte des internationalen Verkehrs und die Schwäche Europas machen unser Ziel einfacher und notwendiger.

Zum ersten Male seit der Heiligen Allianz erblickt dieser Gedanke des Zusammengehens aller Rechtsparteien das Licht der Welt und da der Geist sich durch materielle Erscheinungen und Formen wahrnehmen läßt, faßt der Gemeinschaftsgedanke in verschiedenen Teilen Europas Fuß. In Italien, wo die Rechte sich mit besonderer Kraft hält, ist dieser Gedanke an der Tagesordnung. Mussolini plant zwischen Ungarn, Italien, Spanien und Frankreich einen internationalen faschistischen Bund auf geistiger und moralischer Grundlage. Vor einigen Monaten beantragte er eine Prüfung dieses Gedankens vor dem großen Rat der Faschisten. Deutsche rechtsstehende Männer (Deutschvölkische) haben in klarer Form gewisse Gedanken einer europäischen Solidarität und Zusammenarbeit ausgesprochen. Eine antibolschewistische Konferenz fand in Triest zwischen Vertretern zahlreicher Länder statt, die das Gespenst des Kommunismus unbedingt auf die Seite der Rechten zwang.

In Frankreich gibt es bisher noch keine Rechtspartei, welche diesen Grundsätzen entspricht. Unsere gegenwärtige Rechte hat im Hinblick auf die auswärtige Politik die antieuropäischen Traditionen der Revolutionäre und Bonapartisten bewahrt.

Wir wollen nun eine neue Partei, die wahre europäische Partei der Rechten, in Frankreich gründen, welche durch ihren Erfolg den Frieden und die Größe Europas sichern wird.

In einem späteren Artikel will ich versuchen, ihr Programm zu schildern.

Robert Fabre-Luce

Mary Wigman

Mary Wigman offenbarte das Eine im Tanz, das in diesem Grade sonst nicht zu finden ist: die reine Form. Ihr Weg ist eine einzige, in immer neuen Gebilden sich entladende Anstrengung, den Tanz als reine Form zu fassen, oder was dasselbe ist, durch ihn die letzte Wirklichkeit auszudrücken. Diesen Weg hat sie mit einer Sachlichkeit und Härte zurückgelegt, die wir bewundern, mit einer Reinheit des Wollens, die erschüttert. Welche ungeheuren Anstrengungen nötig gewesen sind, um aus dem seelischen Chaos die herbe, fast immer kristallklare Form zu gestalten, vermögen wir kaum abzuschätzen; und mit welcher Intensität muß an einer Gebärde gearbeitet sein, bis sie den letzten, eindeutigen Ausdruck hergab, auf den allein es ankam.

Daß auf diesem Wege zur reinen Form vieles verlorengehen mußte: Spielerei, lockende Dinge des Vordergrundes, alles Aktuelle, manches Unmittelbare — es handelt sich hier um eine tiefere Unmittelbarkeit, um einen zweiten Tanz —

ist selbstverständlich. Alle Zwischenstufen auf dem Wege zur reinen Form werden ausgelöscht. Denn Tanz bedeutet der Wigman zunächst alles andere eher als ein Nur-Tanzen, als Umsetzen eines Affektes in Bewegungsfolgen. Ihr ist er nichts als das Mittel, sich mit Schicksal und Welt auseinanderzusetzen, und es ist gut für uns, daß sie es nicht anders kann als durch die Sprache des bewegten Leibes.

In dieser Frau steckt eine wilde, mit nordischer Phantastik verbundene, oft unheimliche Befessenheit und zugleich ein dämonischer Wille des Geistes. Dem wilden, berauschten Visionär steht ein klarsichtiger, nächsterer Bänner gegenüber, dem es gelingt — was wenigen nordischen Menschen bisher gelang —, das Maßlose, Überschaumende in das Maß, in die klare Form zu zwingen. Dieses, wenn man will, gotische Element hat sie Tänze schaffen lassen, in denen sie das Gefühl der eigenen Disharmonie überwunden hat, in denen sie Erlösung findet von ihrem unruhigen Verhältnis zur Welt.

Dann erreicht sie die ersehnte Einheit mit Raum und Zeit, das Einswerden von Schöpfer und Geschöpf. Dann erscheint sie alles Persönlichen entkleidet, namenlos, absichtslos, einfach und nackt; lebendig gewordenen Gesetz rhythmischer Kräfte; nicht mehr Abbild, sondern Urbild. Körper schwingt im Raum und Raum in den Kurven und Schwüngen des Leibes, der der äußeren Musik nicht mehr bedarf: denn die Gebärde selber beginnt zu tönen, der Körper im Raum zu schweben.

Ihr Tanz trifft dann den verborgensten Menschen in uns, den eigentlichen Gegenstand aller Kunst, und ihre vollendete Gebärde ist Zeichen für ein nicht zu deutendes Geheimnis. Dieser Durchbruch zu den elementaren Quellen der menschlichen Natur, die lange verschüttet waren, macht sie in besonderem Maße zur Führerin und Erzieherin einer neuen Generation. Ihr Tanz stößt hier auf die produktiven Ansätze einer Epoche, die den ganzen, d. h. den rhythmischen Menschen fordert. Sich selber offenbarend deutet sie hier das Wollen einer ganzen Zeit.

Was der Tanz der Zukunft Mary Wigman verdanken wird, können wir nicht wissen; was die Gegenwart ihr schuldet, ist kaum abzuschätzen; und es ist kein Unrecht, wenn man sagt, daß sie Gewissen und lebendigste Mitte der neuen Bewegung bedeutet.

Als Persönlichkeit besitzt sie die immer wiederkehrenden Eigenschaften der nordischen Genialität: das Zerklüftete, Chaotische, die Polarität des ewigen Ich und Du. Dieses dialogische Element führt sie zum Dramatischen.

So ist denn auch schon ihr Einzeltanz niemals ein reines Ausagen, sondern Bekennen und Zwiesprache zugleich; ein Sich-zur-Wehr-Segen und darum fast immer dramatisch bewegt. Verzückung und Verzweiflung, Predigt und Gebet in einem; Singen zu sich und zu Gott.

Und wie sich das germanische Drama auf der Vergottung des Menschen aufbaut, so geht auch durch das ganze Werk der Wigman das eine Grundmotiv: das Durchbluten des Körpers und dadurch ein Beleben und Erwecken der Substanz, ein Schwingen zu Gott.

So kann man die Einzeltänze symbolisch als eine Form der Zwiesprache bezeichnen und die Szenen des Tanzdramas als erweiterte, vielstimmige Monologe. Und es geschieht hier das Wundervolle, daß ein nur ihr gehörendes Erlebnis einer Vielheit so übertragen wird, daß in diesem Tanzorchester Charakter und Klang der einzelnen Stimmen durchaus gewahrt bleiben, daß alle zusammen wieder zusammen klingen in einer bisher noch nicht erreichten, höheren Einheit.

Über dem ganzen unerbittlichen Werk dieser Frau liegt eine unsäglich Schönheit. Sinter der Vieldeutigkeit ein letztes Geheimnis. Wie das Jüdische ein Gleichnis des Kosmischen, so ist die Kunst Mary Wigmans im obersten Kreis ein Gleichnis der lebendigen Natur. Fritz Kemig

Freiheit und Norm

In der Woche vom 13. bis 19. September fand in Darmstadt die VII. Tagung der von Graf Keyserling ins Leben gerufenen und geistig geleiteten Gesellschaft für freie Philosophie statt. Das Grundthema der Tagung hieß diesmal „Freiheit und Norm“. Niemand konnte erwarten, daß die mit diesem Thema aufgeworfenen Grundfragen, nämlich die der menschlichen Freiheit, die zu den fundamentalen Problemen unseres über den Untiefen der unbegreifbaren Seinsgründe schwebenden Lebens gehören, durch zehn Vorträge grundsätzlich gelöst würden. Aber dies will auch die Schule der Weisheit nicht für sich in Anspruch nehmen. Ihre Aufgabe wurde vielmehr von Keyserling sehr klar in der Einleitung zu seinem ersten Vortrag ausgesprochen, wenn gesagt wurde, daß es Zweck der Tagung sei, den lebendigen Menschen in Stand zu setzen, individuellen, lebendigen Situationen gerecht zu werden. Wer dies verkennet, wer also etwa Lösungen von Problemen oder irgendwelche rein intellektuellen Belehrungen in Darmstadt erwartet, der wird notwendig enttäuscht. Es werden weder Kenntnisse vermittelt noch philosophische Systeme entwickelt. Viele der sehr ablehnenden Urteile über Keyserling haben in diesem Mißverständnis über das, was er will, ihre Ursache. Viele vermissen das sachlich Neue und hören in wenigen Tagen entgegengesetzte Ansichten von Menschen aus verschiedensten Berufen, von verschiedensten Perspektiven aus vorgetragen und zwar ohne Diskussion, so daß es zu einem klärenden Austrag der Gegensätzlichkeiten nicht kommt. Aber es ist eine falsche Einstellung, von der sie ausgehen, wenn sie eine intellektuelle Klärung oder gar eine Entscheidung grundsätzlicher Art in sachlicher Hinsicht erwarten. Eine solche ist schon deshalb nicht möglich, weil die behandelten Themen immer die tiefsten und doch alltäglichsten Lebensfragen berühren, die grundsätzlich irrational bleiben, und deren Sinn es offenbar nicht ist, von der Vernunft erledigt zu werden, weil sie gerade als Spannungen und dunkle Unter- und Hintergründe des Lebens dieses aus der Ebene der rationalen Banalität in die des tragischen, gefährlichen Selbunkels rücken. Für den, der nach Darmstadt geht, heißt es zuerst ganz still in sich werden, sich dem dargebotenen ganz öffnen, alles möglichst wenig diskursiv, möglichst positiv, dem Sinn gemäß aufnehmen, in allem möglichst den persönlichen Ausdruck einer persönlichen Lebensform, eines lebendigen Menschen sehen, so daß es im Hörer selber das etwa Verwandte anklängen läßt oder, wenn es ihm in keiner Weise gemäß ist, unwidersprochen verhallt. Alles in sich klingen und klingen lassen, auch das Gegensätzliche, ohne es gleich lösen zu wollen; dann wird notwendig doch etwas entstehen, was über den Gegensätzen ist, ganz von selbst, nämlich die eigene, persönliche Synthese, die oft schwer in Worte zu fassen ist, sich aber im Leben selber als Einsicht äußern wird. Probleme der Tiefe werden zwar nicht gelöst, aber sie können ihre Härte verlieren; sie erledigen sich, wenn der Mensch sie überwächst.

Es ist die Frage: Ist die diesjährige Tagung dieser ihrer Aufgabe gerecht geworden? Mit gewissen Einschränkungen ist dies zu bejahen. Zwei Vorträge hielten sich nicht auf dem Niveau: Kurt Hesse sprach über „Autorität und Disziplin“; er

erreichte darin nicht den Sinn dieser Begriffe, denn den Menschen durch Disziplin zum Automaten zu machen, kann offenbar der Disziplin keine Tiefe geben. Daher widersprachen seine Ausführungen dem Geist der Schule der Weisheit und wurden von Keyserling mit Recht später abgewiesen; daß diese Abweisung allzu schroff, man möchte fast sagen, mehr impulsiv als weise erfolgte, konnte den Mißklang nicht auflösen, sondern verschärfte ihn unnötig. Auch der Vortrag des Grafen Hardenberg über „*Offulte Gesetzmäßigkeiten*“ fiel etwas aus dem Gesamtrahmen heraus und streifte das Eigentliche erst gegen Schluß, nämlich den Sinn der magischen Gesetzmäßigkeit, die eben nur dann besteht, wenn der richtige Mensch in der richtigen Einstellung sich ihrer bedient; daß hier in der Gesetzmäßigkeit die Freiheit verwurzelt ist, insofern der Mensch als freie Persönlichkeit Träger der offulten Beziehung ist, wurde nur erwähnt, statt ausgeführt.

Die anderen Vorträge griffen alle in letzte Geheimnisse menschlichen Lebens. Der Psychoanalytiker Dr. Groddeck, von dem die Dämonie des Unentrinnbaren gleichsam ausstrahlte, der Leugner jeder Freiheit, dem das Ich nichts anderes als ein Erzeugnis des unentzettelbaren Es, des Unbewußten, ist, des Es, das uns zwingt an eine Freiheit des Willens zu glauben, die wir nicht haben, das uns zwingt, die Qual der Schuld, der Reue auf uns zu nehmen und auch dann noch an Verantwortung zu glauben, wenn wir wissen, daß wir sie nicht haben. — Graf Dohna, der die Freiheit noch in der Starrheit der Rechtsformen nachwies, schon insofern als es immer die Persönlichkeit des Richters ist, die den Paragraphen im lebendigen, individuellen Einzelfall in Wirklichkeit umsetzt. So ist das jeweils geltende Recht geradezu eine Gewähr einer gewissen Freiheit, denn es schützt den Einzelnen, aber es kann zur Starrheit werden, wenn es nicht vom handhabenden Individuum belebt wird. — Professor Driesch, der mit stählerner Schärfe das Problem der metaphysischen Willensfreiheit in gleichsam kristallener Klarheit entfaltete, wie es nach dem Stand der heutigen Wissenschaft sich stellt, indem er gewissenhaft alles für und Wider vorzeigte und dann mit der wissenschaftlichen Bescheidenheit der arabischen Gelehrten schloß: Er müsse es dem Zuhörer überlassen sich zu entscheiden, er persönlich glaube zurzeit an eine gewisse Art von Freiheit, die er die Zulassungsfreiheit nannte, aber: „Gott weiß es besser“. — Professor Wilhelm, der den Menschen eingefügt in den Kosmos zeigte, wo er zuerst in der Ebene des Zufalls und der Gefahr lebt, dann in der Ebene der Ethik, die gleichsam zur Hölle führt. „Durchs Himmels-tor der Ethik kommen wir zur Welt der Hölle“, nämlich der Schuld und Reue. Aber es gibt keine Hölle, aus der man nicht herauskommen kann. So kann der Mensch, indem er mit dem Ich auch die Schuld ablegt, das Reich der Gnade erreichen. — Zu einer der tiefsten und feierlichsten Stunden wurde der Vortrag des greisen ungarischen Staatsmanns, des Grafen Apponyi, der über „Macht und Bindung“ sprach. Hier klang durch die Worte hindurch der volle Grundton einer hohen, reifen Persönlichkeit, die ihr Wissen nicht aus der Theorie, sondern aus der jahrzehntelangen Wirksamkeit an leitender Stelle der europäischen Politik schöpfte und in edler Einfalt und stiller Größe von sich sagen konnte, sie habe sich stets bemüht, in der Welt der Erscheinungen der Welt des Sinnes gehorsam zu sein, dem gottgewollten Aufstieg der Menschheit zu dienen. Insofern dieser Gehorsam als höchstes Gebot besteht, ist Macht zugleich Bindung. — Den Höhepunkt hatte die Tagung wohl in dem mittleren Vortrag des Grafen Keyserling, der, ohne freilich das Problem der Freiheit auch in dieser Hinsicht zu lösen, hier an letzte Tiefen

rührte, indem er über „Erfindung und Form“ sprach. An die formgebundene Kunst eines der größten Genies, des J. S. Bach, anknüpfend, führte er aus, wie gerade derjenige Künstler — und allgemeiner auch derjenige Mensch überhaupt — frei werde, der die Form beherrsche, weil ihm der Reichtum ihrer Ausdrucksmöglichkeiten zur Verfügung stehe, um die Besonderheit seines Wesens zu gestalten. Die Formlosigkeit, die Gesetzmäßigkeit ist Anarchie und führt zu Unfreiheit, also zum Gegenteil dessen, was sie bezweckte. Aber andererseits genügt eine bloße Befolgung der Formen nicht, wie jede Nachahmung, so jeder Klassizismus beweist, denn sie bedeutet Erstarrung. So heißt denn frei sein immer auf dem Grat wandern, der zwischen Anarchie, d. i. Chaos, einerseits und Erstarrung andererseits hinführt. Freiheit ist ein Indifferenzpunkt und immer nur ein Augenblick.

Selten hatte wohl Keyserling eine so gute Stunde wie während dieses Vortrags. Seine beiden anderen Vorträge, der einleitende und besonders der Schlußvortrag hielten diese Höhe nicht. Jedoch kann von den Einzelheiten das Gesamtbild der Tagung nicht wesentlich beeinträchtigt werden. Dem, der nicht mit überspannten Erwartungen kam, wird sie wohl das gegeben haben, was sie geben kann und soll. Sie kann das Anschlagen eines Akkordes mit vielen Tönen sein, der im Innern des einzelnen Hörers einen Widerhall finden muß, wenn er sich willig öffnet.

Keyserling als Person und Denker und seine Schule der Weisheit begegnen starkem Widerstand weiter Kreise. Ich glaube, daß dies meist auf einer gründlichen Unkenntnis dessen beruht, was er will. Man braucht kein Anbeter oder auch nur Anhänger seiner Person zu sein, ja, es ist gut, wenn man dies nicht ist, aber man hat gewissermaßen die Pflicht, sich von ihm das geben zu lassen, was er geben kann. Vielleicht überschätzt er selber die Tragweite seiner Wirkung, darüber wird kaum etwas abschließendes zu sagen sein, weder von Anhängern noch von Gegnern, aber daß er einer derjenigen ist, die, um physikalisch zu reden, ein Strahlpunkt von Brasilien sind, daran läßt sich nicht zweifeln. Ihn rundweg abzutun, abzulehnen, ohne sich ihm einmal sehr ernsthaft genähert zu haben, geht nicht an.

Ein Mensch wird um so tiefer das Leben sehen und leben — und auf dies letztere kommt es an — je freier, je unfeindlicher er allen seinen Erscheinungen gegenübersteht, je mehr er alles Gegensätzliche als etwas nur die Form Betreffendes erkennt. Wer aber dies einsieht, der kann auch Darmstadt nicht ablehnen, sondern dort nur Kraft und Arbeit gewinnen.

Otto Smelin

Dritte internationale pädagogische Konferenz*

Die erste internationale Konferenz, die seit Kriegsbeginn wieder in Deutschland zusammentrat, war dem Heile unserer Jugend und unserer Zukunft gewidmet. Die Konferenz machte es sich zur Aufgabe, die besten Methoden der Erziehung zu erforschen und zu verbreiten. Es sollte nicht nur dem Kinde geholfen werden, seine Kräfte zur höchsten Leistungsfähigkeit zu entfalten, es wurde auch die Grundlage geschaffen, auf der sich eine wahre Menschengemeinschaft — sowohl Volksgemeinschaft, wie auch Völkergemeinschaft — aufbauen kann. Das Gesamtthema der Konferenz:

Die Entfaltung der schöpferischen Kräfte im Kinde

* Dritte Internationale Pädagogische Konferenz des internationalen Arbeitskreises für Erneuerung der Erziehung (New Education Fellowship) in Heidelberg am 1.—14. August.

wurde getragen von dem Leitgedanken, daß schöpferische Selbstentfaltung und Gemeinschaftsinn zu neuer Einheit kommen müssen. Das kann nur erreicht werden, wenn alle internationalen Reibungen, die die Menschen in feindliche Lager spalten, zurückgestellt werden und wenn man unserer heutigen Jugend, noch ehe sie in diesen Strudel hineingerissen wird, eine neue Grundlage und eine neue Atmosphäre bereitet, die von Anfang an solche Spannungen vermeidet. Lehrer und Erzieher aller Länder kamen in der ersten Augusthälfte in Heidelberg zusammen, um der Jugend ihres Landes Wegbereiter zu sein für ein neues Gefühl der Gemeinschaft unter der kommenden Generation.

Dem aufmerksamen Beobachter der Konferenz geht ein ganz neuer Begriff auf: Wahrer Nationalismus und wahrer Internationalismus sind ein und dasselbe. Wer fremdes Volkstum achtet, versteht und erfasst, ist in der Lage, wahre und tiefe Liebe für sein eigenes Volk zu empfinden, seine Eigenart zu bewahren und zu pflegen.

Aber auch eine neue Vorstellung von Pädagogik wird lebendig. Erziehen heißt organismischem Wachstum lauschen. Das ist der Glaube aller Lehrer und Menschenfreunde, die in Heidelberg versammelt waren. Man darf nicht denken, daß hier uferlosem Experimentieren das Wort geredet und daß hier Disziplinlosigkeit als Ideal aufgestellt wird. Genau das Gegenteil ist der Fall; eine neue vertiefte Ordnung wird angestrebt, die im Zeichen einer edlen Freiheit steht, einer Freiheit, die erst erlernt sein will. Fast alle Redner sind sich bewußt, daß ihre edlen und reinen Bestrebungen zur Weckung der schöpferischen Kräfte des Kindes in unserer Welt nur wenig Raum und Recht haben. „Nicht immer ist es notwendig, daß das Wahre sich verkörpere; es genügt schon, wenn es wie ein zarter Glockenton durch die Lüfte schwingt.“ (Goethe an Zelter.) Aber mit dem schönen Optimismus, der Jugenderzieher gut ansteht, glauben alle daran, daß die Nebel um Geister und Herzen sich bald lichten und zerstreuen werden. Gegenwärtig lagert über der Welt tiefer Versailler Friede. Bis wirklicher Friede kommen wird, wird die Jugend aller Völker sich frei entfalten können, um so den Grund zu legen zu einer wirklichen Gemeinschaft aller Völker.

Nabezu 500 Teilnehmer aus ca. 25 Nationen kamen in Heidelberg zusammen und allen war der Wunsch und der Glaube gemeinsam, daß mit unserer Jugend neue Menschen heranwachsen würden, bereit zum Dienst an der ganzen Menschheit.

Die schier endlose Reihe der Vorträge, die in deutscher, englischer und französischer Sprache gehalten wurden, variierten alle das Thema der schöpferischen Kräfte im Kinde. Redner aus allen Ländern — es waren auffallend viele Frauen darunter — erklärten und analysierten ihre Methoden, erzählten von dem Leben in ihren Schulen und zeigten an Hand von Lichtbildern und Schülerarbeiten die Früchte ihrer Erziehung. Nicht alles war — wie bei dieser Fülle erklärlich ist — gleich hochwertig, aber die Summe der Ergebnisse hinterließ einen Reichtum an Erfahrungen und eine Erweiterung der Kenntnisse, die für alle Teilnehmer von ungeheurer Tragweite sein wird.

Mrs. Beatrice Ensor, die Herausgeberin der englischen Zeitschrift des Arbeitskreises: „The New Era“ gab in ihrem Referat über „die Grundlagen der neuen Erziehung“ eine Entwicklungsgeschichte der modernen Pädagogik und insbesondere die Geschichte des internationalen Arbeitskreises für Erneuerung der Er-

ziehung. Um die Jahrhundertwende gab es in allen Ländern einsam verspottete Pioniere, die aus eigenem Antrieb Schulen aus einer neuen Gesinnung heraus gründeten. Seit dem Krieg hat diese Bewegung einen neuen Aufschwung genommen, der die Welt auferüttelt und unsere Auffassung von der Erziehung gewandelt hat. Der Geist der neuen Erziehung durchdringt heute schon das starre System unserer öffentlichen Schulen. In Deutschland sind es die öffentlichen Schulen, die diesen Weg am Kühnsten vorangeschritten sind. Geboren aus den Wunden, die der Krieg geschlagen, und aus der Notwendigkeit, daß der kommenden Generation eine Wiederholung dieser Notzeiten erspart bleiben möge, schloß der „internationale Arbeitskreis für Erneuerung der Erziehung“ Lehrer und Erzieher aller Länder zusammen. Die erste Tagung fand 1921 in Calais mit etwa 100 Teilnehmern statt. Im August 1923 sah die zweite Konferenz schon annähernd 300 Vertreter aus ca. 20 Ländern in Montreux versammelt, und in diesem Jahre kamen nahezu 500 Teilnehmer aus ca. 25 Ländern in Heidelberg zusammen, um in gegenseitiger Hilfe und Förderung zum Heile der ganzen Welt zu wirken.

Im Kinde schlummern noch alle Möglichkeiten. Ziel der neuen Erziehung muß sein, daß das Kind seinen eigenen Ausdruck findet. Die neue Erziehung bedeutet eine neue Lebensanschauung und kein Lehrer kann sie ausüben, der nicht aus sich selbst heraus diese neue Einstellung findet. „Dann ist menschliche Brüderchaft nicht mehr bloß ein schöner Gedanke, sondern eine lebendige Welt und wir vermögen dann der Jugend, aus der das neue Zeitalter sich aufbauen soll, die Möglichkeit zu geben, sich voll und frei zu entfalten.“

Wie die Mahnung eines Propheten klangen die Worte von Dr. Martin Buber über: „Erziehung und Freiheit“. Von Unbeginn an suchte er die innersten göttlichen Kräfte im Menschen zum Bewußtsein zu bringen. Die Befreiung der Spontanität in der neuen Erziehung ist zu begrüßen; aber es darf kein Gesetz daraus werden, sonst wird die Freiheit zum Chaos. In unserer Zeit droht die Gefahr, daß — wie in der alten Pädagogik dem Kinde alles eingehämmert wurde — heute alles aus ihm herausgeholt werden soll. Das Wachstum der Seele, das Werden des Geistes ist aber nicht nur ein Aufrollen und Entwickeln. Der moderne Evolutionsbegriff mag wichtig sein, wenn es sich um den Kampf ums Dasein handelt. Das Reich Gottes aber ist mit Evolution nicht zu erringen. Die alte Pädagogik war erfüllt vom Machtwillen, die neue Pädagogik ist vom eros befeelt. Erst wenn der Lehrer hinabtaucht in die Seele des Kindes, wenn er vom Standpunkt des anderen aus erlebt, dann erst wandelt sich der Mensch, dann erst erscheint die Liebe in der Welt. War bisher die Autorität ein Monolog des Lehrers gegenüber dem Schüler, so ist die Dialogisierung des Verhältnisses, die Zwigesprache zwischen Lehrer und Schüler der erste Schritt der neuen Erziehung. Jetzt stehen Ich und Du und Du und Ich einander gegenüber. Die gegenseitige Umfassung, die Freundschaft ist die höchste Stufe des geistig-seelischen Austausch. Wirkliches Geben und wirkliches Nehmen ist unendlich viel mehr als Freiheit. Der Erzieher sammelt alle aufbauenden Kräfte der Welt in sich ein und will zeugen in der Verbundenheit.

Die übrigen Referate schildern die verschiedenen Methoden der einzelnen Schulen, zeigen Probleme der Erziehung bei schwierigen und psychopathischen Kindern und behandeln die Fragen der Schullektüre und der künstlerischen Er-

ziehung. Wechselnde Ausstellungen von Schülerarbeiten zeigen die Ergebnisse des neuzeitlichen intuitiven Zeichenunterrichts.

Heinrich Jacoby, Hellerau-Berlin, sprach in einer reichen und ungemein fesselnden Folge von Vorträgen über: „Die Befreiung des Schöpferischen im Kinde“, dargestellt am Beispiel der Musik. Wir müssen aus dem Milieu heraus die Hemmungen im Kinde lösen. Erst wenn der Erwachsene ganz frei und gelöst ist, kann er das Kind von seinen Hemmungen befreien oder besser, es vor Hemmungen bewahren. Jacoby sprach aber nicht nur vom Kinde. In uns allen müssen die schöpferischen Kräfte befreit werden. So ist die Musik z. B. ein allgemeines Ausdrucksmittel, auch wenn sie von den meisten Menschen nicht geübt wird. Es gibt keine musikalischen und unmusikalischen Menschen. Wir mißverstehen die Musik, wenn wir sie stofflich zu erfassen suchen, anstatt sie von innen her zu erleben. Wir mißbrauchen sie als Eindrucksmittel, sie, die doch Ausdrucksmittel ist. Dies ist sinngemäß zu übertragen auf jegliche andere menschliche Tätigkeit. Bei allen Menschen — nicht nur beim Kinde — ist es möglich, die Hemmungen zu lösen und seine schöpferischen Kräfte zu entfalten.

Oskar Kainer-Wien hat in seiner Ausstellung „Musikalische Graphik“ den Versuch gemacht, zur Steigerung des schöpferischen Ausdrucksvermögens und zur Vertiefung des Kunstserlebnisses die Musik durch graphische und farbige Kompositionen auszudeuten. Diese Methode beruht auf den Wechselbeziehungen zwischen Farb- und Tonharmonien.

Unvergleichlich inhaltsreicher und tiefer ist die Persönlichkeit und das Werk des Gründers und Leiters der Stuttgarter Werkstätte Albrecht L. Merz. Sein Vortrag über: „Die Erhaltung der schöpferischen Kraft durch Erziehungskunst“, wie auch die Ausstellung seiner Schülerarbeiten, die zuvor im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht eine Umwälzung pädagogischer Probleme hervorgerufen hat, ließen erkennen, daß die Merzsche Gestaltungslehre keine Theorie, sondern eine lebendige Tatsache ist. Hier schlägt der Puls des wirklichen Lebens mit lebendiger Frische. Impuls- und Rhythmusübungen bilden die Grundlagen zu ungegenständlichen und gegenständlichen Gestaltungen in allen Werkmitteln, wobei die von Merz stets betonte Dreieinigkeit von Werkstoff, Werkzeug und gestaltender Kraft immer neu sichtbar wird. Erkennen und Gestalten ist hier in wahrhaft lebendige Wechselwirkung gesetzt, sei es bei zeichnerischen, malerischen, schreibtechnischen, sprachlichen oder handwerklichen Gestaltungen. Statt Beschäftigung schöpferisches Schaffen. Besonders deutlich wird das, was Merz unter „Gestaltung“ versteht, dort, wo er seinen Schülerarbeiten Gegenbeispiele kontrastiert, die das illustrative Prinzip kennzeichnen, wie es von vielen Schulmeistern als Folge einer falsch verstandenen Arbeitsschulidee geübt wird. Eine kleine Auswahl ausgezeichneter Werkstücke (Metall- und Flechtarbeiten, Keramik, Schmuck usw.) zeigen, wohin diese Erziehung in handwerklicher Hinsicht führt. Auch für alle anderen Berufe ist diese Lehrweise vorbildlich, da sie aus der Isoliertheit der Fachwissenschaften in die Allbürgerlichkeit organischen Lebens hinüberführt. Das Merzsche Erziehungsideal ist: Menschen zu bilden, die im richtigen Augenblick an der rechten Stelle das Rechte zu tun wissen. Möge es ihm gelingen, auch im Ausland — das für ihn das größte Interesse zeigte — sich durchzusetzen und schöne und starke Menschen zu bilden im Sinne des Arbeitskreises für Erneuerung der Erziehung.

Wesens- und geistesverwandt ist Wilhelm Lamszus, Lehrer an der staatlichen Versuchsschule Tieloh-Süd, Hamburg. In seinem Vortrag über: „Die Probleme und Problematik der neuen Versuchsschule“ zeigte er die alten Ideen, die seit Platon im Menschen lebendig sind. Seit der Revolution sind die alten Gedanken zu neuer Tat geworden. Der Stundenplan, das exakte, zerreißende Programm eines schematischen Lehrplanes wurde als erstes beseitigt. Die Kräfte, die in irgendeiner Stunde geweckt wurden, dürfen nicht so schnell umgeschaltet werden, daß z. B. im Laufe eines Vormittags fünf verschiedene Fächer behandelt werden. An Stelle der Klassen trat ein Stück Gemeinschaft: Kinder, die sich zusammenschließen. Um das Interesse nach verschiedenen Seiten — seien es Sprachen, Naturwissenschaften oder Technik — zu fördern, wurden neben der Schule noch besondere Kurse eingerichtet, die ganz freiwillig von den Schülern besucht werden können. Eigene Theateraufführungen, Chorgesang und Musik ist ein starkes Bindeglied unter diesen Menschen. Von Bachscher Musik, von mittelalterlichen Mysterienspielen können sie zutiefst ergriffen werden. Diese Proletarierkinder, die aus finsternen Mietskasernen kommen, die Freidenker sind und ihre Kirche verleugnen, diese Menschen schlossen sich hier zusammen, um sich ein neues, eigenes Paradies zu bereiten. Die große Tragik dieser Menschen beginnt erst, wenn sie mit der Umwelt zusammenstoßen. Sie, die ganz rein und frei durchs Leben schreiten, die von keinen Examensnöten gedrängt und von keinem „Stoff“ belastet sind, sie haben es schwerer als die abgestempelten Schüler, eine Stellung und ihren Unterhalt zu finden. Hier muß die Erziehung der ganzen Menschheit beginnen, die Schulung des Gefühls um Gut und Böds und die Erkenntnis der amtlichen Stellen und Behörden. Wie weit wir noch entfernt sind von jenem Menschenideal beweist die Eröffnung der drei pädagogischen Akademien in Preußen, wobei nicht über ihren Toren steht: Bist du ein Schöpfer, ein Künstler, ein Erzieher? sondern nur: Bist du katholisch oder evangelisch?!

Alle Referate, die in deutscher Sprache gehalten wurden, beweisen, daß auch wir bemüht sind, unserer Jugend die besten Wege zu weisen. Daß diese Konferenz auf deutschem Boden stattgefunden hat, zeugt davon, daß auch im Ausland unsere pädagogischen Bestrebungen verfolgt und anerkannt werden. Nach den vielen Vorträgen, die man im Verlauf dieser vierzehn Tage zu hören bekam, war es eine Erholung, einmal praktische Pädagogik am Werk zu sehen.

Ein Nachmittag führte die Konferenzteilnehmer zur Odenwaldschule bei Heppenheim a. d. Bergstr. In einem waldigen Tal liegen die elf Häuser dieser Schule zwischen Wald und Wiesen. Dort leben etwa 110 Knaben und Mädchen bis zu ihrem 20. Lebensjahre zusammen mit 30 bis 40 Erwachsenen unter ihrem Leiter Paul Geheeb. Die Schule will eine Bildungsanstalt sein im Sinne der pädagogischen Provinz in Goethes „Wilhelm Meister“. Sie sucht den ganzen Menschen zu entwickeln, nicht nur den Intellekt. Der Schulgemeinschaft ist die Verfassung der freien Schulgemeinde eigen: Alle Einrichtungen und Einflüsse zielen darauf ab, daß in jedem Kinde möglichst früh ein starkes Verantwortlichkeitsbewußtsein für sich selbst und für die Gesamtheit entwickelt werde; in diesem Sinne regiert die Gemeinschaft sich selbst. Besonderer Wert wird auf die konsequente Durchführung der Koedukation gelegt. Die Jugend beiderlei Geschlechts soll lernen, einander trotz, ja gerade in ihrer geschlechtlichen Verschiedenheit richtig zu verstehen und würdig miteinander zu leben. Es ist eine deutsche Schule,

die in erster Linie deutschen Kindern die deutsche Kultur erleben lassen will. Es ist jedoch immer eine Reihe ausländischer Kinder zugegen, die dazu erziehen helfen, daß die Menschenliebe nicht vor den politischen Grenzpfählen haltmache, sondern die Menschen, die Menschheit als eine große Familie und die Ungehörigen verschiedener Nationen als Brüder und Schwestern empfinden lassen.

Es konnte im Rahmen dieses Berichts nur ein ganz kleiner Teil der Ergebnisse behandelt werden. Dennoch kann man daraus ersehen, daß der Wille zur gemeinsamen Arbeit überall vorhanden ist. In erster Linie müssen wir mit einer Erneuerung der Erziehung bei uns selbst beginnen, eine Erziehung vom Kinde aus, von innen her, von der Kraft und nicht vom Stoffe aus. Die jungen Menschen dürfen nicht zerschnitten an dem Egoismus und der Falschheit der Welt, wenn sie als freie, ungehemmte und gesunde Menschen die neuen Schulen verlassen. Die Würde der neuen Menschen muß Wiederhall finden in allen Ländern und bei allen Völkern, und wir sind dazu berufen, Vorkämpfer und Wegbereiter zu sein.

Friz Neugaß

Das Oktoberheft der von Frau Dr. E. Kotten herausgegebenen Vierteljahrs-rundschau des internationalen Arbeitskreises für Erneuerung der Erziehung: „Das werdende Zeitalter“, Leopold Klog Verlag, Gotha, wird das ausführliche Protokoll der Konferenz enthalten.

Kulturpolitischer Arbeitsbericht

Deutsch-Nordische Volkshochschulwoche in Meißen

Auf Einladung der sächsischen Landesstelle für freies Volksbildungswesen, die in großzügiger Weise für die Verpflegung ihrer Gäste Sorge trug, kamen Vertreter des deutschen und nordischen Volkshochschulwesens in der Albrechtsburg in Meißen unter Leitung von Regierungsrat Rappahn zur Aussprache zusammen. Die Zusammenkunft hatte den Charakter einer Vorbesprechung. Trotzdem wurde aller Wahrscheinlichkeit nach in Meißen der Boden bereitet für einen zukünftigen Austausch deutscher und skandinavischer Volkshochschularbeit.

Durch enge Winkel, auf steinernen Stufen, über die sich alte Terrassen mit herniederhängendem Strauchwerk und und Gebüsch vorschoben, unter den Ranken von wildem Wein und Alemais stiegen wir hinauf in die abgeschlossene Welt des Doms, der Burg und der Klosterschule St. Uffa — unter uns blieb das Stadtleben mit dem Verkehrs-

reichen Elbstrom. So wurden die Skandinavier hineingeführt in die deutsche Welt mittelalterlicher Einheit und Konzentration, die die Vielgestaltigkeit der Volkshochschularbeit und ihre scheinbare Zerissenheit so recht lebendig machten.

Das gegenseitige Verständnis wurde anfänglich erschwert, weil nur wenige Deutsche die skandinavischen Verhältnisse aus persönlicher Anschauung oder der Literatur kannten, so daß sie die skandinavischen Redner ohne weiteres in ihrer Bedeutung und in dem Zusammenhang mit der hinter ihnen stehenden geistigen Bewegung begreifen konnten. Verwirrend wirkte zu Beginn auf die Skandinavier die Tatsache, daß der Begriff der Volkshochschule im Norden auf ein enger umgrenztes Gebiet angewandt wird als in Deutschland: auf die Heimvolkshochschule, für die sich ein ganz bestimmtes, durch Tradition festgefügttes Leben ausgebildet hat. Am zweiten Tag berichtete darüber Frode Kristensen, Volkshochschullehrer in

der Arbeitervolkshochschule in Esbjerg in Dänemark, Andreas Boje aus Kopenhagen, Rektor Funderud aus Norwegen und Magister Gunnar Jörn aus Schweden; die Deutschen Erich Trummler, Elfe Hildebrandt und Günther Reiser schilderten in der Diskussion das Wesentliche ihrer nordischen Einbrüche.

Fast alle Redner gingen von Grundtvig aus. In ihm spüren wir etwas von dem Wesen eines Verkünders: Er hatte das Bild Christi erschaut und alten dänischen „Heldengeist“ in seinen Dichtungen — wie jeder Verkünder war er Dichter — mit neuem Leben erfüllt. Dieses Erlebnis Grundtvigs strahlte auf einen Kreis von Jüngern aus, die, erfüllt von dieser Norm, die dänische Jugend „erweckten“. In diesem Zusammenhang wird die Forderung des „lebendigen Wortes“ verständlich. „Ründen“ kann man nur in zündender Rede, die als lebendiger Teil des Redners wie Offenbarung wirkt.

Lehnt ein Teil der nordischen Volkshochschulen, insbesondere die Arbeitervolkshochschule wie die deutsche städtische Volkshochschule den Inhalt dieses Verkündertums, ja z. T. das Verkündertum selbst ab, so kann sie doch auf Grundtvig als Pädagogen aufbauen. Seine pädagogischen Entdeckungen sind von ewigem Werte wie die eines Pestalozzi oder Goethe, über die Dr. Flitner, Jena, Dr. Obenauer, Darmstadt, auf der Tagung einleitend programmatische Worte sprachen. Grundtvig muß deutschen Volkshochschulkreisen viel mehr erschlossen werden, nicht nur zum Studium skandinavischer Verhältnisse, sondern als Selbstzweck. Grundtvig hat das Wesen von Kindheit und Jugend erkannt und gezeigt, daß die Volkshochschule auf Erfüllung des Lebens gerichtet ist. Die Fülle der Persönlichkeit Grundtvigs ließ Magister Rosenskjær von der berühmten Volkshochschule Roskilde vor uns stehen. Für die Verwirklichung von Grundtvigs Gedanken das gesamte Volk in der Volkshochschule zu ver-

sammeln, tritt Rosenskjær mit einer Gruppe dänischer Volksbildner ein. Kristensen hingegen glaubt, daß heute eine solche Sammlung nicht möglich ist. Rosenskjær betonte die Universalität Grundtvigs, der auf Grund des Volkstums zu „Menschen“ bilden wollte. Daher ist es völlig verfehlt, wenn eine deutsch-völkische Volkshochschulbewegung, für die sich auf der Tagung ein Rittergutsbesitzer aus Sachsen einsetzte, Grundtvig für die Rechtfertigung ihrer Ziele in Anspruch nimmt.

Auf Grundtvig, dem Pädagogen, kann auch die junge skandinavische Arbeitervolkshochschule aufbauen. Das zeigten die Ausführungen Kristensens, wenn er auch gerade die internationale Richtung seiner Volkshochschule hervorhob, ferner auch die Arbeit der internationalen Volkshochschule in Selsingdr, deren Leiter Peter Manniche leider auf der Tagung nicht anwesend war.

Die geistige Bewegung Dänemarks erschöpft sich nicht in der Volkshochschule. Andreas Boje wies besonders darauf hin und zeigte, wie Brandes und sein Kreis das dänische kulturelle Leben in seiner Art ebenso stark beeinflusste wie Grundtvig.

Bei der Schilderung der Heimvolkshochschule Dreißigacker durch Dr. Ungermann fand man sich auf gemeinsamem Boden. Hier ist ja auch die skandinavische und die deutsche Volkshochschule historisch verbunden, hier hat Deutschland seine Anregungen aus dem Norden empfangen. Dort ist die enge Bindung von Mensch zu Mensch im Gemeinschaftsleben, die wahre Seelsorge, wie Andreas Boje sagte, lange vor der deutschen Jugendbewegung fruchtbar für die Formung des Menschen geworden. Wie in ihrer heimischen Volkshochschule fühlten sich die Skandinavier bei Schilderung des Gemeinschaftslebens in Dreißigacker, obgleich sie wohl durchweg Ungermanns Relativismus fernstanden.

Auch für die skandinavische Volkshochschule wird das Problem der Arbeiterbildung immer brennender; denn

nicht mehr wie zu Beginn der Volkshochschularbeit sind die skandinavischen Staaten reine Bauernländer — ein Vorurteil, das bei vielen Deutschen auf der Tagung zerstört wurde. Immer mehr wird der Industriearbeiter wichtiger Faktor im Kultur- und Wirtschaftsleben, ohne daß er jedoch in nennenswerter Weise in die alte Bauernhochschule eingedrungen ist. Bis jetzt hat die dänische Grundtvigsche Volkshochschule noch nicht die Formen gefunden, um dieser neuen Bevölkerungsschicht sowie den Landarbeitern und den kleinsten Bauern die Volkshochschule zu erschließen. Eine Ausnahme bildet die Borupsche Volkshochschule in Kopenhagen neben der genannten reinen Arbeitervolkshochschule in Esbjerg und den drei schwedischen Arbeitervolkshochschulen. Lehrer Kristensen aus Esbjerg stammt selbst aus der Arbeiterschaft und ist auf der erweiterten Volkshochschule in Askov ausgebildet, wie er auf der Tagung erzählte. Hierdurch ist ein Weg zur Lösung des für uns sehr wichtigen Problems des Lehrernachwuchses beschritten.

Neben der Heimvolkshochschule haben sich in Skandinavien nach dem Muster von Schweden neue Formen der Arbeiterbildung entwickelt, sogenannte Studiengruppen, über die Magister Jörn aus Lund u. a. berichtete. Sie zeigen eine gewisse Verwandtschaft mit den Arbeitsgemeinschaften unserer städtischen Volkshochschulen, deren Geschichte und Wesen auf der Tagung Dr. Modauer aus Dresden darlegte, der als ihr Hauptmerkmal die Neutralität bezeichnete.

Fragen, die uns besonders seit der Revolution bedrängen, werden im Norden wieder lebendig: die Abhängigkeit der Volkshochschule von Partei und Gesinnungsgemeinschaft, die Auswahl und der Wert der vorhandenen Kulturgüter für die Bildung des Arbeiters, wovon besonders auch der Vortrag von Frau Hermes-Leipzig Zeugnis ablegte. Die Schilderungen der Leipziger Volkshochschulheime, an denen sich auch Prof.

Hermberg und Herbert Schaller-Leipzig beteiligten, erregten bei den Skandinaviern großes Interesse, da ihnen durch sie eine neue Möglichkeit, städtische Arbeiter zu bilden, gegeben schien.

Es hat sich schon gezeigt, daß die Arbeitervolkshochschule in Skandinavien nicht die historische Zentrierung beibehalten kann, sondern daß sie sich soziologisch und biologisch einstellen muß. Vielleicht wird diese Neuorientierung auf das Leben auch in die alte Bauernhochschule eindringen. Denn Inhalt und Form genügt auch hier nicht mehr. Die alte Bauernhochschule befindet sich in allen drei Ländern des Nordens in einer Krise, wie aus den Reden der Skandinavier hervorging — wenn sie auch im Norden noch nicht überall erkannt ist. Zum Teil hängt diese Erscheinung mit der Tatsache zusammen, daß die politischen Ursachen, die u. a. für das Wachstum der Volkshochschule maßgebend waren, nicht mehr wirksam sind, wie Regierungsrat Rappahn richtig in seinen zusammenfassenden Schlussworten hervorhob: In Dänemark das Streben nach Wiedergewinnung der 1862 verlorenen Gebiete, in Norwegen die Bewegung für die Unabhängigkeit von Schweden. Die Kraft zur Neugestaltung der Volkshochschule in Norwegen sieht eine gewisse Richtung in einer neuen religiösen Erweckung, wofür die Worte von Rektor Funderud und Erich Trummler zeugten. In Dänemark hängt die Krise z. T. wohl auch damit zusammen, daß der Prophet Grundtvig schon lange tot ist. So lehren manche Grundtviganischen Volkshochschullehrer noch in der hergebrachten Weise, aber ohne seinem Geiste lebendig zu dienen. Vielleicht ist auch der zündende Vortrag des Lehrers, das freie Wort, nicht mehr die richtige Methode in einer Volkshochschule, in der alte Bindungen sich lösen und neue Werte gesucht werden.

Eine Fülle von geistigen Austauschmöglichkeiten zwischen Deutschland und Skandinavien wird die Zukunft entwickeln; für ihre Verwirklichung boten

auch die Äußerungen Dr. Rappahns und Andreas Bojes neue Grundlagen, indem sie den internationalen Austausch in das Ziel eines neuen Europas einordneten. Elise Silbebrandt

Erster Allgemeiner Kinderwohlfahrts-Kongress in Genf

„Die Menschheit hat die Pflicht, dem Kinde das Beste zu geben, das sie besitzt“, — so lautet Punkt I der Genfer Deklaration, den der I. Allgemeine Kinderwohlfahrts-Kongress, der vom 24.—28. August in Genf tagte, als Motto trug. —

Im Juli 1924 war in London auf der 3. Konferenz für Kinderschutz der angelsächsischen Länder der Plan gefaßt worden, die Internationale Kinderhilfe zu beauftragen, nach dem Beispiel der internationalen Kongresse früherer Jahre diesen Weltkongress einzuberufen, der auf breiter Grundlage, im wahren Sinne international, die Teilnahme aller Nationen ermöglichen sollte. Nicht nur der Propaganda sollte dieser Kongress, wie die früheren dienen, sondern die hervorragendsten Kenner auf medizinischem, juristischem und sozialem Gebiete zu wissenschaftlicher Arbeit vereinigen, wie denn auch an seiner Vorbereitung fast alle Länder, mit Ausnahme der des fernen Ostens, beteiligt waren. — Im Hinblick darauf, daß der Völkerbund den Schutz des Kindes neuerdings auf sein Programm geschrieben hatte, wurde Genf als Tagungsort gewählt. Sollte man doch, daß die Anregungen des Kongresses von ihm aufgenommen und zu praktischen Ergebnissen ausgestaltet werden würden. — Wenn dieser Kongress sich demnach mit Recht als ersten seiner Art bezeichnete, hatte er dennoch keineswegs die Absicht, die zahlreichen früheren internationalen Tagungen ähnlichen Charakters, von denen man etwa 15 bis 20 verschiedene Gruppen zählt, zu ignorieren. Im Gegenteil lagen deren Ergebnisse den jetzigen Verhandlungen zugrunde.

Die 16 Punkte des umfangreichen Programms waren in drei Gruppen geteilt. Den Vorsitz in Gruppe 1 „Hygiene und Medizin“ führte Prof. Dr. von Pirquet, Wien. Gruppe 2 „Soziale Fürsorge“ präsiidierte Herr Scelle, Professor des internationalen Rechts der Universität Dijon, und der Vorsitz der Gruppe 3 „Erziehung und Propaganda“ lag in den Händen der Präsidentin des Frauen-Weltbundes, der Lady Aberdeen and Temair.

Deutschland, das 50 Vertreter entsandt hatte, kam in allen drei Gruppen durch vier namhafte Sachverständige zu Wort. — In Gruppe 1 sprach der Berliner Kinderarzt Prof. Dr. Kott zu dem Thema: Vereinheitlichung der internationalen Statistik der Säuglingssterblichkeit; in Gruppe 2 Frau Ministerialrat Dr. Bäumer über: Fürsorge für die schulentlassene Jugend; in Gruppe 3 Pastor Beutel von der Zentrale für freie Jugendwohlfahrt über Verwendung der Freizeit der Kinder und Dr. Herz, Leiter des Hamburger Jugendamts, über: Die Vorbildung des Jugendfürsorge-Personals.

Dank der straffen Leitung gelang es, alle 16 Punkte, soweit man in einem derartig verschiedenen Kreise überhaupt davon sprechen kann, in der vorgesehenen Zeit erschöpfend zu behandeln und zu einem abschließenden Ergebnis zu führen. Bei den Verhandlungen über die Maßnahmen der einzelnen Länder zur Herabsetzung der Säuglingssterblichkeit vereinigten sich die Meinungen in der Anerkennung der Notwendigkeit einer Aufklärung des Publikums durch Schaffung von Lehrstühlen an Universitäten und anderen Instituten. Der Wert der Pflege des Säuglings durch die eigene Mutter wurde mit Nachdruck betont und der Gesellschaft die Pflicht zugewiesen, jede Mutter, die physisch dazu in der Lage sei, auch wirtschaftlich so zu stellen, daß sie ihr Kind selbst nähren könne. Jedem Säugling müsse das notwendige Quantum an Milch, das er zur normalen Entwicklung brauche, sichergestellt werden.

Großer Wert wurde der Vereinheitlichung der internationalen Statistik über Säuglingssterblichkeit beigelegt, da nur durch dieses Mittel ein sicherer Überblick über die Verhältnisse der verschiedenen Länder möglich sei. — Das Thema der Heliotherapie als Heilmittel gab Anlaß auf die Bedeutung der Freiluftschulen bzw. der Luft- und Sonnenkuren in Verbindung mit gewöhnlichen Schulen hinzuweisen. — Die Beratungen über Krüppelfürsorge ließen den Wert frühzeitiger Hilfe und vorbeugender Maßnahmen erkennen, weil dadurch ermöglicht werde, die Körperbehinderten zu produktiven Gliedern der Gesellschaft zu machen, anstatt sie eine Last der Öffentlichkeit werden zu lassen. Der Schutz der verlassenen Ehefrau und Mutter, der verlassenen Kinder und Waisen wurde als Pflicht der Gesellschaft bezeichnet. Interessant war, in unserer Zeit, die dazu neigt, behördliche Funktionen anstelle des Wirkens von Mensch zu Mensch treten zu lassen und alles Heil von der Erziehung in den Anstalten zu erwarten, den Wert und die Unentbehrlichkeit der privaten Liebestätigkeit, der Erziehung durch die eigene Mutter oder eine einzelne Pflegemutter, jedenfalls eine Familie, mit größtem Nachdruck betont zu hören. — Die Notwendigkeit des Schutzes ausländischer Kinder in ihrem Aufenthaltslande wurde als so dringend anerkannt, daß durch die Internationale Kinderhilfe ein Fonds sofort dafür bereit gestellt wurde, der in Anspruch genommen werden kann, bis diese Angelegenheit eine gesetzliche Regelung erfahren haben wird. — Zu dem Thema des Schutzes der Schulentlassenen bis zum Eintritt ins Berufsleben äußerte sich Frau Dr. Bäumer in einem von hoher Warte geschauten Vortrag, in dem sie überraschenderweise ohne vorherige Fühlungnahme fast zu den gleichen Ergebnissen kam wie der französische Referent Labbé, Direktor des technischen Unterrichts, — ein bei dieser Tagung mehrfach zu beobachtendes Zeichen dafür, daß die Ideen des Schutzes der

Jugend im wahren Sinne international sind. — Verhandlungen über Maßnahmen zum Schutze auswandernder Kinder ließen daran denken, daß Deutschland seit längerem, dank der Initiative freier Organisationen, in seinen Hafenstädten besonders hierfür Beauftragte unterhält.

Und dies führt zu der Betrachtung, die sich uns Deutschen bei den Verhandlungen immer wieder aufdrängte: daß Deutschland einen großen Teil der Maßnahmen, die der Kongreß mit Nachdruck empfahl, nicht nur in seinen früheren Gesetzen, sondern ganz besonders auch in denen, die es nach dem Kriege trotz Wirtschaftsnot und Kriegsfolgen geschaffen hat, sowie in den Einrichtungen seiner freien Liebestätigkeit, als festen Baugrund seines sozialpolitischen und Wirtschaftslebens bereits besitzt. —

Im Mittelpunkt des Interesses stand die Frage: Erziehung des Kindes zum Frieden. An keiner Stelle war der Skeptizismus, der den Verhandlungen von manchen Seiten entgegengebracht wurde, berechtigter als an dieser. Und dennoch: nimmt man die Erkenntnis des Kongresses nicht als leeres Wort, sondern als Tatsache, daß die Voraussetzung jedes internationalen wie sozialen Friedens die Gerechtigkeit ist, so können auch wir Deutschen uns bereitwillig auf diesen Boden stellen. Denn in dem Augenblick, in dem der Völkerbund die Konsequenz aus dieser Erkenntnis zieht, ist die Brücke gefunden über die tiefe Kluft, die heute für uns Deutsche die Begriffe „Nationalismus“ und „Pazifismus“ trennt. — Bis zu diesem Augenblick jedoch werden Forderungen wie „Erziehung des Kindes gleichzeitig zur Vaterlandsliebe (wörtlich: Kultus des Vaterlands) und darüber hinaus zur Liebe zur Menschheit“, „den Kämpfergeist des Kindes nicht zu unterdrücken, sondern ihn zu sozialen Zielen umzubiegen“, „in Rassen- und Glaubensfragen keinen Anlaß zu Haß und Verfolgung zu empfinden“, — als leere Phrasen erscheinen. — Solange ein Frieden von Versailles bejaht wird,

kann ein Geschichtsunterricht nicht „in menschlichem und brüderlichem Geist, inspiriert von engstem Gemeinschaftsgefühl der Völker“ erteilt werden, solange schwebt die als Voraussetzung geforderte Beeinflussung der heranwachsenden Jugend durch einen „objektiven, von keinem Haß geleiteten Schulunterricht“ in der Luft. — Es wird von Interesse sein zu beobachten, wie der Völkerbund sich der an ihn gerichteten Aufforderung, auf die Lehrer- und Schülerbildung seinen Einfluß geltend zu machen, entledigen wird, wie er den „Widerstand der Regierungen gewohnt, die nationale Erziehung der Jugend als ihr Privileg zu betrachten“, überwinden wird. — Die Carnegie-Stiftung stellte einen Fonds bereit mit dem Zwecke, auf die Redaktion der Schulbücher einzuwirken. Das Ergebnis soll in einer Denkschrift alljährlich festgelegt werden. —

Für uns Deutsche hatte dieser Kongreß noch ein besonderes Interesse. Deutschland war, wenn auch nur in engem Rahmen, vorzüglich vertreten. Seine kleine Ausstellung, die als einzige einen leitenden Grundgedanken — Übersicht über die Wohlfahrtsmaßnahmen der letzten Jahre — in populäranschaulicher Form mit Geschlossenheit und Plastik hervortreten ließ, die Denkschrift des Roten Kreuzes, die Vorträge und Diskussionsreden waren Leistungen, deren Sprache nicht ohne Wirkung bleiben wird. — Es war die erste Gelegenheit seit dem Kriege, sich auf dem Gebiete des Jugendschutzes, das wie kein anderes geeignet ist, die Gegensätze menschlicher Schwächen auszulösen, mit anderen Nationen zu berühren. Man lernt da die Schwierigkeiten des gegenseitigen Verstehens empfinden; man lernt sich selbst mit den Augen der anderen sehen, man reguliert die eigenen Maßstäbe, indem man das Tun der anderen bewertet. Und wenn man dann, trotz aller Vorsicht und Objektivität, den Vergleich zugunsten Deutschlands ausfallen sieht, so erfüllt uns das nicht nur mit Genugtuung, son-

dern mit der festen Zuversicht, daß diese Erkenntnis, die heute nur einem kleinen Kreise der Tieferschauenden im Auslande aufgegangen ist, durch das Mittel einer solchen Veranstaltung in weitere Schichten dringen und Deutschlands Platz zurückgewinnen helfen wird.

Schon vernimmt der aufmerksam Lauschende Stimmen jenes unsichtbaren, dennoch real vorhandenen Weltordens der Menschen, die das Gemeinsame über das national Trennende fühlen. — Wie Romain Rolland einem jungen Deutschen vor dem Kriege schrieb: „... Wir haben ein Recht zu fragen: Wohin führt ihr uns?“, so erreichen uns in den heutigen Tagen Stimmen der Jugend anderer Länder, die von gleicher Gesinnung zeugen. — Deutschlands Antwort sind nicht Worte, sondern Taten. Wenn bei der Kongreßeröffnung das Arbeitsprogramm dahingehend formuliert wurde, „daß die internationalen Gesetze, die das Handeln der Menschheit bestimmen, gefunden, und ihnen entsprechend, je nach dem Möglichen, die Gesetze der einzelnen Völker zu formen seien“, so stellt Deutschland der Genfer Deklaration sein Reichs-Jugendwohlfahrtsgesetz gegenüber, dessen § 1 verkündet:

„Jedes deutsche Kind hat das Recht auf Erziehung zur leiblichen, seelischen und gesellschaftlichen Tüchtigkeit.“

Magdalene Mullett

Westfälische Akademie für Bewegung, Sprache und Musik

Die Stadt Münster hat mit Gründung der Akademie eine Umwandlung ihrer bisherigen Hochschule für Musik vorgenommen und setzt an Stelle der einseitigen musikalischen Ausbildung eine allgemein künstlerische Erziehung. Jene bedeutet eine großzügige Zusammenfassung dessen, was an positivem Gestaltungswillen in der Gegenwart, zumal in der Jugend sich bemerkbar macht. So ermöglicht die starke Betonung des Chorischen Vielen, aus dem Bereich der solistisch-dilettantischen Kunstübung

heraus in ein gewichtiges künstlerisches Tun zu gelangen. Grundlegendes Prinzip ist auch die Wiedererschließung des verlorenen Körpergefühls, und die Teilnahme sämtlicher Schüler am Bewegungsunterricht ist obligatorisch. Die Schule für Sprache, deren Leitung einer Meisterschülerin der Vilma Mönckeberg übertragen wurde, erstrebt eine Sprachkultur, die von den Wesensgesetzen der Sprache ausgehend, den Weg zu einer reinen, von impressionistischer Willkür freien Wiedergabe dichterischer Werke freimacht. Die Schauspielschule, die ebenso wie die Opernschule dem Theater der Stadt angegliedert wird, bietet dem in jeder Richtung elementar vollkommen durchgebildeten jungen Menschen die Möglichkeit, sich in die besonderen Belange des Theaters einzufühlen.

Die Schule für Musik scheidet zunächst

als musikalische Akademie die eigentliche Fachausbildung von der „Abteilung für musikalische Jugendziehung“ (Meisterkurse Prof. Fritz Jöde); während die erste die musikalische Ausbildung zum Beruf übernimmt: Gesangsklassen, Opernschule, Instrumentalfächer, Kapellmeisterklassen, Kompositionsklassen, Musikseminar usw., will die zweite Abteilung neben dem besonderen Fachunterricht für besonders Begabte die allgemeine Musikerziehung der Jugend in Verbindung mit den Schulbehörden der Schulen übernehmen. Eine dritte Abteilung, das kirchenmusikalische Seminar befindet sich noch in Vorbereitung und dürfte mit seinen Plänen vor Weihnachten in die Öffentlichkeit treten.

Anfragen an das Sekretariat Münster, Neubrückenstr. 65, erbeten.

Diesem Hefte liegen Prospekte folgender Firmen bei: Art. Institut Orell Gagli Verlag, Zürich; Klinckschardt & Biermann, Verlag, Leipzig; W. Kohlhammer, Verlag, Stuttgart; Matthias Grunewald-Verlag, Mainz; Carl Reifner, Verlag, Dresden; und Rhein-Verlag, Basel.

Schriftleiter Dr. h. c. Eugen Diederichs, Jena, Carl-Zeiss-Platz 5. Bei unverlangter Zusendung von Manuskripten ist Porto für Rücksendung beizufügen. — Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena
Druck von Klabell & Jille in Leipzig

die Tat

Monatschrift für die Zukunft
deutscher Kultur



17. Jahrgang

Heft 9

Dezember 1925

Rudolf Jardon Spittelers Prometheus

Als Eugen Diederichs 1906 eine neue Auflage von Carl Spittelers Prometheus und Epimetheus wagte (das Werk war 1880—81 erschienen und fast ganz übersehen worden), da leitete der Dichter sie ein mit einem bitteren Vorwort gegen die zeitgenössische Literaturkritik. Leider hat er im Grunde recht. Und nicht nur in seinem Einzelfall.

Alles Neue und Große kam immer überraschend und ganz anders, als man es erwartete. Werden nicht viele Hellande gerade von denen am bittersten verfolgt, die sie am tiefsten herbeigesehnt haben? — Als wir zuerst Georges Stern des Bundes und Nomberts Aeon lasen, als uns plötzlich Unruhs Flammenzacken aus dem Bühnenraum entgegensprangen, als zuerst Mahlers Auferstehungs-Sinfonie stammelnd über uns wegbrauste, als wir zum erstenmal vor Lehmsbrucks geistverzehrtem Denker standen — was konnten wir zunächst anderes tun als: schweigend uns packen und entführen lassen? schweigend das Unerwartete austragen? In ergriffener Freude, daß eine Hand sich ausstreckte ins Dunkel des noch Ungestalteten, daß die Welt um eine gestern noch ungeahnte Möglichkeit reicher geworden. Ob es eine Königskerze oder ein Hundsvellchen ist, das wird sich finden, das wird die Zukunft weisen. Zunächst ist es Keim aus unserem Leben, Geschenk gerade an uns.

Man muß einmal an die Zeit nach Klopstocks erstem Auftreten zurückdenken, an die echte Freude der damaligen besten Deutschen, als immer neue Blumen und Blümchen aus der eben mährlich aufgrünenden Wiese der Literatur trieben. Auch damals gab es Kritik und Geßänk; doch hinzu kam ein fruchtbares Erleben, ein ehrfürchtiges Bewußtsein, daß bestes geistiges Schaffen aus innerer Nötigung geschieht, etwas Naturhaftes ist. Wenn ein Kind an gestern noch kahlem Platz eine Blume findet, so jubelt

es triebhaft und unbeirrt auf über die unerschöpfliche Fülle des Lebens. Kein Wissen und keine Kritik kann die Kraft dieses Erlebens ersetzen. Sinterher — gelegentlich mag es auch lernen, daß diese „Wunderblume“ ein Kreuzblütler mit einer Pfahlwurzel ist; mag es erfahren, daß es sich vielleicht um ein bläulich verkrümmertes Exemplar handelte.

Die Frühzeit unserer neueren Literatur hatte gute Organe für diese einzig fruchtbare Einstellung: die geistige Geselligkeit und die Bekenntnis-Briefwechsel. Beide sind lange verkrümmert, gleichwertige uns nicht geworden. Obwohl diese Einfalt kindlicher Gemüter, die froh die Hände aufstreckt und das Neue und werdende unbelastet begrüßt und betreut, nie ausgestorben ist, obwohl sie auch heute für die Herzkraft echter Dichtung am meisten bedeutet. Doch in der Wirbelwolke gut handwerklichen Durchschnitte sind die wenigen Goldkörner kaum noch zu finden. Es ist oft Zufall, wie früh und ob überhaupt man sie entdeckt.

Sie muß die zünftige Tageskritik helfen — ihre entsagungsreiche Danaidenarbeit in allen Ehren! In ihrer Mühle aber geht die Frische und Unbefangenheit bald unter. Auch unter Kritikern gibt es nur wenig Ausgewählte. Bei dem Wust lohnloser Leerleserei bleibt nur wenigen die Spannkraft, Neues und Einziges mit morgenjungem Augen aufzuspüren; nur wenige dürfen sich erlauben, mühsame und zeitraubende Seitenwege zu gehen, um ein verstecktes Duftveilchen nach Hause zu bringen, wenn sich ihnen grelle Strohblumen zu Hunderten in die Hände drängen; und nur wenige haben die Geduld, schweigend zu warten und wartend zu lieben. — Der Durchschnitt der Tageskritik ist Sklavin des Neuen und Vollständigen. Von ihr verlangt man Pünktlichkeit, „Orientierung“, Zerstreung, Gedankenkonfekt. Sie hat keine Muße und Geduld, sich an Ungewöhnliches zu gewöhnen; sie kann nur totschweigen oder schnell reden, und sei es Unsinn. Sie muß mit fertigen und handgreiflichen Urteilen aufwarten; ihr ganzer Apparat kommt deshalb in der Regel nur dem guten Durchschnitt zu Gunst; dem Ungemeinen gegenüber versagt sie fast notwendig. Hastig faßt sie es mit Instrumenten an, die für ganz andere Voraussetzungen gebaut sind. Und was das Schlimmste ist: ihre mundgerechten halb- oder ganzschiefen Urteile setzen sich in den Köpfen fest und werden gedankenlos nachgeplappert. So findet sich oft eine ganze Generation nicht zu dem, was eben für sie geschaffen war.

Als Spitteler überhaupt beachtet wurde, als man neben dem novellistisch weingängigeren Olympischen Frühling auch den Prometheus nicht mehr über sah, da konnte man lange (bis in die Literaturgeschichte hinein) wohl genugsam hören, was Spitteler eigentlich hätte schaffen sollen, aber sehr selten, was er, und so nur er, wirklich geschaffen hat.

Sein Werk war Epos und Mythos. Und eben das sollte es nicht sein. Man stellte eine ungewöhnlich reiche Begabung fest (an unerschöpflicher

Phantasie kann sich kein Zeitgenosse mit ihm messen), stieß sich aber — es war die Zeit des ästhetischen Formalismus — an seiner Gleichgültigkeit gegen die Form. Da er gleichzeitig formvollendete und graziose Lyrik schrieb, hätte der Gedanke nahegelegen: es komme ihm offenbar auf etwas ganz anderes an. Den Sinn der inneren Form aber fand man nicht. (Inzwischen hat man langsam eingesehen, daß die eigensinnig schwerfällige Form Spittlers in sich von ungewöhnlicher Modulationsfähigkeit ist; man lernt sogar schon, daß dieser Schweizer Dichter, dem man so lange Sinneigung zum romanischen Geist vorwarf, ein springlebendiges, wurzelechtes deutsches Sprachgefühl besitzt und die Schriftsprache, die so stark schon in bildlosen Abstraktionen und fertigen Sprachformeln zu erstarrten beginnt, um plastisch-saftige Prägungen seiner Heimatmundart bereichert hat wie wenige andere. Daß sich dieses urwüchsig-bildhafte Verhältnis zum Sprachgut oft in barocken Verschönerungen gefällt, die wie Bachs überreiche Figurationen leicht verwirren und ablenken, ist daneben nicht zu leugnen.) — Das Epos als solches nahm man als Kuriosum. Man suchte sogar dem Dichter väterlich-eindringlich zuzureden, er möge sein Talent nicht an so atavistische Kunststücke verschwenden, da doch nach anerkannten Entwicklungsgesetzen das Epos in die Kinderstube der Kulturen gehöre. Man hielt ein modernes Epos in der Hand und predigte wie der Steißgucker in der Walpurgisnacht:

Ihr seid noch immer da! nein, das ist unerhört.
 Verschwindet doch! Wir haben ja aufgeklärt!
 Das Teufelspaß, es fragt nach keiner Regel

Die Frage, ob Spittler wirklich ein fällgerechtes Epos geschaffen hat und ob er es nochmals hat zum Leben erwecken können, wollen wir ruhig den künftigen philologischen Seminaren überlassen. Wichtig ist uns nur dies: daß sich ihm die epische Form als wirksamstes Mittel bot für sein eigenstes Wollen: den Mythos.

Man war vor dem Kriege der entscheidenden Einschätzung seines Werkes am nächsten, als man den Prometheus in nächste Nähe des Zarathustra zu stellen wagte. Leider ging es nicht ab ohne die unglaubliche Entgleisung, daß man in Nietsches Werk ein Plagiat des Prometheus sehen wollte, weil tatsächlich die Möglichkeit (die Möglichkeit!) vorliegt, daß Nietsche sich für einige bildhafte Verzerrungen, vielleicht auch für die biblische Sprache vom Prometheus unbefangen hat anregen lassen. — In der Sandwüste eines sinn- und geistlosen Prioritätenstreites ist damals der große Zusammenhang wieder still versickert.

Es ist wohl eine Selbstverständlichkeit, daß der Prometheus es niemals wird wagen können, sich gegen Zarathustra oder an dessen Stelle zu setzen. Er wird aber — je älter er wird — immer deutlicher als sein Zwillingbruder erkannt werden. Tatsächlich ist es ein beglückendes Wissen um die innere Folgerichtigkeit des scheinbar so willkürlich und subjektiv um sich

schlagenden modernen Geistes, daß um das Jahr 1880 zwei grundverschiedene Menschen (die bei den wenigen flüchtigen Berührungen eine verblüffende Verständnislosigkeit ihres beiderseitigen Wesens und Wollens bewiesen haben) in grundverschiedenen Werken die gleiche Frage in die Zeit warfen: nach der Geltung des adligen Menschen. Beide rütteln die selbstzufriedene Zeit aus ihrem Dufelschlaf mit fürchtbarer Erbitterung auf; genialer und beißender als in Spittellers Werk wird der Haß gegen die geschwollene Selbstsicherheit instinktloser Demokratien so leicht nicht gestaltet werden. Beide finden endlich die gleiche schöne Lösung: vertiefte, danklose Güte, die schenkende Tugend.

Nietzsche: — vieldeutig schillernd, abgründig, proteusartig sich wandelnd in unbegreiflichem Reichthum unendlicher Verknüpfung — zwischen Zynismus und Hymnen, Kritik und Erhebung aus tiefster verzweifelter Einsamkeit aufgestoßen einige zackige Trümmer visionärer Mythen: der Übermensch, die ewige Wiederkunft, das tanzende Leben, in allem wuchrend und geisternd, nirgends rein bildhaft greifbar.

Spitteler: — vereinsamt gepeinigt von der ungestalten laichigen Masse des Seienden, trotzig sich einbohrend in die unheilbare Unzulänglichkeit der Welt — jäh dann auffahrend in verbissenem Willen, Gestalt zu geben, seinen Kkel und seine Erhebung zu formen und zu bannen, die Unendlichdeutigkeit zu vereinfachen und zu zwingen — immer vor einem Unmöglich — halbfertige Bilder verwerfend und übertürend mit neuen, immer aufs neue seinen plastischen Willen, seine unerhört reiche Fähigkeit der Versinnlichung anstemmend gegen die sinnlose erstickende Kille des Chaos (man lese den 3. Gesang: Der Schöpfer in der neuen Fassung: Prometheus der Dulder).

Beiden ist noch eines gemein: sie gießen und basteln ständig um, sie sind stets unzufrieden mit dem Erreichten. Nietzsche plante zu allen Werken Umbauten, Ergänzungen, Erweiterungen; Spitteler schrieb seine beiden großen Würfe völlig neu.

Daneben wird man den Unterschied keinen Augenblick verkennen: neben der heißen Dämonie Nietzsches wirkt Spittellers Vorkünflertum fast behäbig. Aber wie das Schicksal eine Zeit auf Nietzsches Werk hindrängte, so wird eine nahe Zukunft auf Spittellers Prometheus weisen. Denn seine größere Einseitigkeit ließ ihn einen vollen Griff tun in die unendliche Schwere, die schon in Nietzsche geisterte: in die Wirklichkeit eines neuen Mythos.

Seit der Glaube an die Untrüglichkeit des Verstandes in sich zusammen sank, seit die Kunst im Überdruß des schrankenlosen Subjektivismus ihr Glitterspielzeug selbst zerbrach, ist auf allen geistigen Gebieten ein schweigender Ernst erwacht, das Bewußtsein neuer, folgenschwerer Sendung, nahender Entscheidung um Tod und Leben.

Der gewaltige Aufbau auf dem christlichen Erlösungsmythos ist in den

letzten Jahrhunderten zusammengebrochen. Seit seiner letzten gewaltigen Steigerung in Bachs großer Passion hat er seine Zeugungskraft verloren. Seit die mittelalterliche Kultur diesen bis in alle Winkel regelnden Zentralgedanken einblühte, ist sie mehr und mehr ausgewuchert wie ein Krebskrankes Gewebe. Wir haben auf der einen Seite einen dick verfilzten und sich selbst in seiner Richtunglosigkeit zersetzenden Knäuel von Massenwirkungen. Wir haben zum andern ein vulkanisches Durchbrechen genialer Einzelleistungen; deren Energie muß sich zum guten Teil gegen die andrängende amorphe Plumpheit richten und wird oft so weit vom Ursprung weggezerrt, daß sich innere Zusammenhänge mehr ahnen als beweisen lassen. Es gibt heute zahlreiche Stimmen, die solche Zusammenhänge überhaupt leugnen, die in diesen heroischen Aufzuckungen nicht Vorboten einer neuen Ordnung und Wertung sehen, sondern verzweifelte, hoffnungbare Zeichen völliger Zersetzung. Für sie bleibt nur ein Ausweg: Zurück. Zurück zur Civitas dei, zurück zur Gotik, zurück zu Rom. Sowenig sich die klärende und heilende Energie dieser Gedanken verkennen läßt — ihre letzte gewaltsame Zielauslenkung muß romantische Utopie bleiben. Denn alles, was im abendländischen Menschen gewachsen und geworden ist seit vier Jahrhunderten, und sei es noch so problematisch, ist der einzig feste Grund, auf dem wir stehen; und das alles wirkt auf die Einheit und Geschlossenheit des mittelalterlichen Kulturgedankens zerfressend wie Schwefelsäure.

! Für jeden, der im Vorwärts ein Hindurch durch alles Widrige und Herabziehende sieht, der Zeit und Not als Schicksal und Forderung gelassen auf sich nimmt, zeigt aber der dämonische Kampf des genialen Einzelnen gegen das Chaos eine zunehmende Sicherheit der Richtung. Des Ringens um einen Mythos des neuen Menschen. Es zuckt bereits wetterleuchtend auf in Bach (man denke an den unheimlich-kraftvollen Unterton der Orgelfugen oder an die Kantate: O Ewigkeit, du Donnerwort); es sieht einen ersten Sieg in Goethe (die gestaltklare Metamorphose) und Beethoven, dem bisher stärksten neumythischen Gestalter (Sritz Cassirer zeigt eben jetzt die tiefe Verwandtschaft der beiden). Alles Spätere blieb zu kurzatmiger Anlauf, auch Wagner; bis Nietzsche unerbittlich die Dunstdecke wegriß und offen auf die Wunde an unserem Leben wies. Spitteler stellte als erster dieses Wollen bewusst ins Zentrum seines Schaffens. Auf ganz andere Art und entscheidend von Nietzsche beeinflusst, ist seitdem Alfred Nornbert gefolgt.

Man wendet nun gegen Spitteler's Wollen ein: Das ist unmöglich; Mythen können nicht gemacht werden, sie wachsen aus der Seele eines Volkes, einer Zeit, unbewußt. Dagegen läßt sich wenig einwenden, denn es ist einfach richtig. Und so wäre dieses Dichters ganzes Schaffen im Grunde ein groteskes Mißverständnis.

Ich glaube: das ist es nicht. Daß Spitteler persönlich davon überzeugt war, er könne einen neuen Mythos schaffen, das hat er selbst ausgesprochen, das ist auch selbstverständlich; ohne diese perspektivische Verkürzung hätte

er sich niemals zum unendlichen Werk entschließen können. Sowenig ich den tiefen Sinn der romantischen Prägung „das Schaffen der unbewußten Volksseele“ verkenne — bis zu dieser letzten krönenden Zeugung ist der Weg noch verzweifelt weit. Heute ist es den meisten nur erst ganz unklar bewußt, was uns letztlich fehlt, heute lebt der Drang zum Mythos meist nur als dumpfer Druck, als lastendes Bewußtsein des Unfertigen und Salben; es treibt molluskenhaft-ungefaltet durch unser Blut; es schrecket gespensterhaft in unsere Ruhe. Stark und klar, wehblutend spricht's nur aus wenigen Führern, in ihnen wird's rühnende Not. Wenn nicht sie — wer wagt den Sprung ins Dunkle?

Wir müssen uns klarmachen, was der Mythos für eine Kultur bedeutet, damit wir übersehen lernen, worin Spitteler's eigentliche Leistung liegt und wo seine Grenzen.

Auf dem Grunde eines jeden Weltbildes (das unendlich viel mehr ist als „Weltanschauung“) ruht das dunkle Wissen, daß letzten Endes die Gleichung zwischen Welt und Mensch nicht aufgeht. Daß ein „Urgrund“ da ist, menschlichem Sein und Wollen wesensfremd und doch zugleich dessen Quelle und Kraftstrom. In der Unfaßlichkeit dieses un-menschlichen Urgrundes baut der Mensch eine schwimmende Insel, seine Kultur, ein Kunstwerk nach seinen Zwecken und Zielen. An sie schlägt, an ihr nagt ständig der Dunkelstrom des Chaos, des unbezwungenen Seins. Und so pendelt der Mensch immer zwischen unlösblichen und unabwendbaren Widersprüchen. Stemmt er sich gegen das Chaos, schafft er seine Menschenweise, so ist die Konzentration auf das Mögliche sein Glück und seine Stärke, so ist das Abgedrängtwerden von den tiefen Quellen seine Schwäche und seine Dürre. Umgekehrt: drängt er sich an den Urgrund an, so findet er höchstes Glück im Aufbränden unendlicher frischer Kraft, so stürzt er in Verzweiflung und Ohnmacht, weil das „Andere“ sein Menschenwerk und Menschentum auflöst und in seine großen Meere verschlägt. Diese tragische Spannung überwindet der Mythos, nicht indem er sie vertuscht, sondern indem er sie gestaltet. Er ist notwendig irrational und mystisch: Abwehr und Verehrung, Trotz und Demut zugleich. Er wagt es, dem ewig Gestaltlosen Form zu geben, aus dem Es ein Du zu machen. Und zwar gibt er dem Urgrund eine Form, ein Bild, einen Willen, der es mit der tiefsten Eigenart gerade seines Menschentypus, mit der Gestaltungs-idee gerade seines Kulturwillens in geheimnisvoller, aber für jeden Teilnehmer dieses Kulturkreises zwingender Art verknüpft. So bleibt ein tiefes Abhängigkeitsgefühl von der überlegenen schöpferischen Macht bestehen, zugleich aber ein erhebendes Dennoch! in der Prägung: Kulturdienst ist Gottesdienst, Erfüllung des Menschseins, meines Menschseins, ist Erfüllung des Weltwillens. So allerdings, und nur so, ist jeder Mythos Vermenschlichung des Göttlichen, nicht aber im platten Sinne der Aufklärung, die das Göttliche zur dekorativen Zuckerbäckerfigur der menschlichen Phantasie machen will. Mythos

ist Religion, Philosophie und Kunst zugleich; bald dieses mehr, bald jenes. Seine Hauptwurzel geht jedenfalls tiefer hinab bis vor ihre Scheidung und Verselbständigung. Daher auch der Mythos, solange er ungebrochen wirkt, verpflichtet bis zum Credo quia absurdum. Verpflichtet nicht im Sinne von Befehlen und Geboten (das sind spätere pragmatische Ableitungen); verpflichtet durch das Erleben und Wissen, daß nur so die Erfüllung des Kulturgedankens vor dem drohenden Hintergrund des Gestaltlosen möglich ist, ohne daß dessen Wucht und Un-Menschlichkeit den schaffenden Arm gelähmt und nutzlos sinken läßt; verpflichtet, weil im deutenden und klärenden Bild nicht herangetragene Sazung und Dogma, sondern die Eigenart des zeugenden Lebens gestaltet ist.

Auch der Mythos kann wachsen und sterben wie alles Lebendige. Mit zunehmender Bereicherung der Kulturschaffenden Elemente kann sich auch der metaphysische Horizont weiten, kann der Brechungswinkel des Unendlichen im Endlichen ein anderer werden. Dabei aber wird das Ganze leicht bis ins Mark gefährdet. Die Kulturwerte können sich in kühlem Eigenwert trennend zwischen Schöpfungszelle und Urstrom türmen: die Kultur „verweltlicht“, sie versumpft in Pessimismus, versandet im Opportunismus des Mittelbaren. Oder das Unendliche rückt in zu große Nähe seines Geschaffenen, aus der Durchgeistigung wird Beherrschung, aus dem Dienst Hierarchie. Es ist die Entwicklung der mittelalterlichen Kirche, die schließlich über die Quellkraft der Religion siegt, wie sie in erschütternder Nacktheit Dostojewskij in seiner Phantastie vom Großinquisitor geschildert hat. Das Christentum schuf seinen ersten großen Mythos von Augustinus bis Dante und Thomas mehr nach dem femininen Typus der Religion („feminin“ sei hier gestattet nicht als wertender, sondern als unterscheidender Ausdruck, im Gegensatz zum maskulinen Typus etwa des hellenischen Prometheus oder des deutschen Faust). Der mehr maskuline Typus des Abendlandes konnte sich zwar lange Jahrhunderte ungebrochen ausleben, er fand in dem grandiosen Überbau des mittelalterlichen Mythos ein weites Arbeitsfeld, den festen Fußpunkt für seinen kulturellen Formtrieb. Als aber die Erstarrung des Mythos an Verpflichtungskraft für ihn einbüßte, brach er in wiederholten Erschütterungen aus und gestaltete sich selber, selbstherrlich und maßlos, ziellos. Er brachte große Schätze an altem Erbgut mit, und nur langsam verbrauchte sich die Kraft in sich selbst bis zu der schließlichen extremen Entwicklung des Intellektualismus und Individualismus.

Soll die Rückkehr zum Urgrund, zur metaphysischen Ordnung und Verpflichtung gefunden werden, so muß der metaphysische Formgedanke ungeheure Spannungen, die sich in dieser „entgötlichten“ Kultur der Neuzeit entwickelt haben, überbrücken, einschließen, bändigen. Und nur sehr langsam und unter unendlichen Teillösungen und Fehlversuchen wird sich der wildwuchernde Reichtum einer umfassenden Ordnung und Gerichtet-

heit gewinnen lassen. An Formelementen haben wir bislang herzlich wenig. Wir haben einmal eine faustgrobe „Ethik“ der Nützlichkeit und äußeren Ordnung, die unheilbar im Mittelbaren gefangen bleibt. Wir haben daneben die „Weltanschauung“ der Philosophie, ein grandioses künstliches Notwerk des Intellektes, in dem mythische Trümmer treiben, das aber zu stark in Individualismen gebrochen ist, als daß ein umfassender Rhythmus alle schaffenden Kräfte in eine Richtung, in freiwillige, liebende Bejahung zwingen könnte. Es ist das Verhängnis dieser angespannten Intellektleistungen, daß sie sich nicht verbreiten, sondern nur „popularisieren“, d. h. verwässern und entmarken lassen. Deshalb ist dieser moderne Mensch, der die Tore der Erkenntnis so unendlich weit aufriß, bitterarm an Gestaltungen seines Wesens, an bildhaft-einprägsamen Bannungen all des Neuen und Großen, was in den letzten Jahrhunderten die europäische Seele erschüttert und durchpflügt hat. Deshalb gibt es so wenig, was uns eint, was uns befreit und erlöst. Denn alles Gedachte läßt sich widerlegen, läßt sich mit Scheingründen abweisen und verjagen. Das Bild dagegen, aufgestiegen aus dem dunkeln Urgrund unseres Wesens, steht körperlich und greifbar und läßt sich nicht mehr abschütteln. — Deshalb gibt es soviel Ungewisses und Unsagbares, das wir durch die Jahre schleppen, an dem wir heimlich krankten. Das Bild, einmal geformt, löst den Druck ab, befreit, stellt uns darüber.

Es ist Spittlers eigenste Genialität, daß er das Dunkle und Unausgesprochene der modernen Seele an der Wurzel zu packen versteht, daß er nicht Gedanken in Bilder übersetzt, nicht erklärende und erläuternde Symbole schafft, sondern daß das Erleben der widerspruchsvollen, der gram-schweren und erhebenden Regungen der Seele sich ihm unmittelbar zum Bild gestaltet. Deshalb gibt er keine Lösung des Welträtsels, sondern seine Bannung, seine Klärung. Einen ersten Versuch wenigstens. Und eben das ist echt mythisch. Denn Mythos ist nicht Lösung, sondern Erlösung.

Man weiß, wie die neueste Philosophie begonnen hat, sich zum Urgrund zurückzufinden. Sie hat die Spannungen des Endlichen hineingeworfen in den unendlichen Raum. Seit Schopenhauer bis zu Nietzsche, Bergson, Simmel, Ziegler ist die „Welt“, das „Leben“ ein einziges zuckendes Schlachtfeld bauender und zerstörender Kräfte geworden; nicht mehr nur kopernikanisch-räumlich ist die Erde ein tanzendes Sträubchen im großen All, auch ihr Weh und ihr Glück, ihr tiefstes und innerstes Wesen und Streben ist wieder eingebettet in den gleichen großen Strom. Freilich schallt von dieser Riesenkuppel auch ihr eigenstes Leid hundertfach in ihre kleine Endlichkeit zurück, der Sinn ist nicht Lösung und Einlösung, sondern Kämpfen und Reifen fort und fort. Und doch ist es uns wie Heimat und Glück, denn rein und unverbogen ist es unser Teil.

Ähnlich Spittler. In die großartige Schweizer Bergwelt setzt er in klaren Bildern das was ist. Hoch oben in tiefer Einsamkeit geht der Gott, der

die Welt schuf, in immer gleichem düsteren Zirkellauf und zergrämt sich über die zwangläufige Grausamkeit der unvollkommenen Welt, die zu ändern er keine Macht hat. Sein Statthalter auf Erden ist der Engelgottes, verdammt, so zu regieren, wie sich solche Welt regieren läßt: er hält in dieser grausigen Mühle wenigstens auf Ordnung und Recht und wehrt den Behemoth, das Reich des eigensinnig Bösen und Zerstörenden, ab von den Grenzen seines Musterstaates der „Athenen“. Das ist der typische philisterhaft beschränkte und eingebildet-wortgroße Erdenstaat, mit festen Formeln und Sprüchen in Religion, Kunst, Wissen und Moral. Kriechend und feig, wenn sie den Stärkeren spüren, großmäulig und dummdreißt, wenn sie sich überlegen fühlen. Klein und ohne Kraft selbst in ihren Gemeinheiten.

Über dieser Welt zittert geheimnisvoll ein besseres, ungeschaffenes Sein, das Reich der Seele, eine Welt gütigen und reinen Adels, machtlos leidend an und machtlos kämpfend gegen Gesetz und Dummheit. Der Dichter gibt verschiedene Erlösungsmöglichkeiten; sie alle werden versäumt und vertan. Prometheus, der geborene Herrscher, der edelste Mensch, wird vom Engelgottes selbst in Verbannung und Untätigkeit gestürzt, weil er seine unabhängige und stolze Seele nicht vertauschen will gegen ein Allerweltsgewissen. Sein Bruder Epimetheus ist zu diesem Verrat bereit und wird König der Athenen. Dann bringt Pandora, die Tochter Gottes, die engelhaft reine und Güte, ein Geschenk auf die Erde. Die Welt hält den Atem an, alles Lebendige huldigt in selbigem Flüstern, der große Augenblick, der einzige, ist da, wo die Welt erlöst werden kann; doch Epimetheus' Gewissen versagt vor dem Göttlichen; die Weisheit und Frömmigkeit der Athenen wittert Unrat, das göttliche Geschenk wird in den Kot getreten — es ist aus und vorbei. — Endlich zeigt sich noch ein Lichtblick. In Epimetheus' Schlosse schlummern sorglich gehütet die Kinder Gottes, die einstens die Welt lindern, läutern und verschönen sollen. Als eine Zeitlang der Engelgottes die Erde sich selbst überlassen muß, weiß Behemoth mit plumpsten Tugendheucheleien Epimetheus und die Athenen zur Auslieferung der Gotteskinder zu bewegen. Zwei werden getötet; um das dritte zu retten, wendet sich der Engelgottes in höchster Not an Prometheus. Dieser rettet das Kind, weil seine Seele es ihm befiehlt. Das Schicksal dieses letzten Gottesproffes bleibt im Dunkeln; denn Prometheus weist die Herrschaft über die Erde ab; er geht in die Einsamkeit, sein Menschenlos zu erfüllen: zu sterben.

Solche Inhaltangabe ist grausam, gerade bei Spitteler. Denn sie gibt nicht die geringste Vorstellung davon, wie vollkommen und bis ins Letzte und Abstrakteste hier alles in farbigen Bildern, in zwingenden, großartigen Visionen gestaltet ist. Wie immer wieder ins Tiefste und Unausgesprochene der heutigen Seele gegriffen wird und alles wie selbstverständlich plastisch gebannt steht.

Ich kann hier nur zwei ganz kurze Proben geben.

Aus der älteren Fassung „Prometheus und Epimetheus“ (Die geraubten Gotteskinder werden nachts ins Reich des Behemoth zum Tode entführt. Als der Schatten des Himmelsgebirges auf sie fällt, erwachen sie und raunen in die Erdennacht. Hier die — gekürzte — Vision des zweiten Kindes):

„Und weil er also künstlicher Erfindung dichtete und malte an den hohen Wänden, hub im buschigen Gebirg ein Vogel an zu singen, rief ein schwermutvolles Lied mit lauter Stimme über die bestürzten Auen. . .

Ob dieser Stimme Rufen wiederhalleten die Saiten und die Saiten durch den ganzen weiten Erdenplan, und über dieses Liedes Inhalt fing es an zu keimen in den Lüften, stiegen aus des Aethers schwarzer, unergründlicher Versenkung die vergangnen Dinge, senkte leuchtend sich die reine duftge Gotteswelt hernieder auf das plumpe Dasein.

Die Gotteswelt, die reine, die beseelte, wie sie Gott der Schöpfer ahnte, als er am verhängnisvollen Abend liebestrunken wankte zu Ufia, seiner angetrauten keuschen Braut, doch überm Walde, wo am heißen Stein die Brombeern leuchteten im Abendsonnenstrahl, da kam des Wegs entgegen Physis das gewaltige süpge Weib, gemein an Seele und Bewegung, klein von Geist und grausam an Besinnung, aber heftig und gerade war ihr Wesen, samt von kräftiger, gesunder Schönheit ihres Körpers prächtiger Bau und es geschah nach sanfter Leute Brauch und Sitte faste Leidenschaft sein weich Gemüt, und da nun Jene künstlich spielte mit den Augen, mit dem Munde, mit den weißen Gliedern, auch im Wahnsinn tobten seine Sinne, irrt er einen kleinen Augenblick, und ob auch alsobald ein ungezähmter Ekel ihn befreite, ob er sie verfluchte mit den fürchterlichsten Schwüren, ob in Reu und Gram er sich verzehrt in alle Ewigkeit, so wars geschehn, und alles Unheil stammt daher, und also ward geboren eine Bastardwelt, gemein von Wesen, aber schön von Gliedern, stark zugleich und grob und grausam, kraft der schlechten Mutter treuem Ebenbild und Erbteil.

Und jene andre Welt, die ungeborene, darinnen herrscht Gemüt und Liebe, senkte sich hernieder bei des rätselhaften Vogels sehnsuchtsvollem Singen, daß von abertausend seligen Gestalten sich erfüllte der ungeheure Raum — und knieend auf dem Wagen starrte Hiero inmitten dieser Wunder, konnt es alles nicht bewältigen in seinem kleinen Herzen, rang und kämpfte mit ersticktem Atem, weil ein unverstandnes Weh verletzte seine tiefste Seele.“

Aus der späteren Fassung „Prometheus der Dulder“ (Gebet der Seele beim Abschied von Prometheus, der zum Sterben geht):

Ich, deren Namen Menschen sprachen nicht erzählen,
 Ich, Königin des Heimatlandes Allerseelen,
 Als Fürsprech der Geschöpfe gegen Unbekannt,
 Als jedem Wesen, das da leidet, einverwandt,

Entbiete meinen ehrerbietigen Gruß und Frieden
 Der ganzen Kreatur, verwaist im Weltall nieder.
 Friede mit allem, was lebendigen Atem ächzt,
 Friede mit jedem, der nach einem Helfer lechzt.
 Ob gut, ob böse, gleichviel! Ich erlese euch nicht.
 Sabt sämtlich doch dasselbe Marterangesicht.
 Zwar euch zu retten, Freunde, hab ich nicht die Macht,
 Denn zwischen Herz und Stein gewinnt der Stein die Schlacht.
 Mit Klagen einzig kann ich, nicht mit Händ und Armen,
 Ihr heiligen Dulder, euch bekunden mein Erbarmen.
 Allein am jüngsten Tage, der geschehen mag,
 Am Tage des Gerichts, am Allerseelentag,
 Wenn durch den Schöpfungsgraus der Schrei „Erlösung“ läutet,
 Die Pest des Daseins heilt, die kranke Welt sich häutet,
 Daß Sonne, Mond und Sterne wie die Scharlachschuppen
 Vom Himmel hageldicht zur Hölle schnuppen
 Und rings im ungeheuren Raum, von Weltstoff rein,
 Nichts übrigblieben als der Schöpfer Gott allein —
 Dann werd ich alle Seelen, die auf Erden je
 Gelitten Leibesebensnot und Todesweh,
 Um mich versammeln und in langen Reihenschnüren
 Vor ihres Peinigens erleichend Antlitz führen:
 „Salt da! Jetzt stehst du Rede! Flucht wird dir nicht glücken!“
 Und werd am Arm ihn packen und zu Boden drücken:
 „Sieh da die Opfer deiner Schöpfung! Siehe sie
 Gekommen, dich zu richten. Erstens auf die Knie!“
 Dann zu den Seelen ruf ich: „Euer Urteil weißt!
 So grüßt doch euren Schöpfer! Dankt ihm! jubelt! preist!“
 Doch siehe da die Seelen sich im Kreise wenden,
 Den Weltraum mit den Augen präfen aller Enden,
 Und wenn kein Leben mehr zu schauen um und um,
 Nichts als der Körperlose Lichtraum, tot und stumm —
 Vermag ein schaurig Murren, grollend aus den Reihen,
 Zu dem am Boden: Geh und ziehe! Wir verzeihen.

Spitteles Prometheus ist nicht der neue Mythos. Er tastet darauf zu.
 Es braucht nicht das Epos zu sein, nicht gerade Prometheus, nicht die
 Grundstimmung eines heroischen Pessimismus, wie in diesem Werk. Aber
 es muß eine Auflockerung und Durchpflügung der Seele sein wie hier, daß
 sie wieder unbefangen zu klingen und sich auszusingen lernt.

Wenn wir das Werk aus der Hand legen, haben wir auch „nur ein Buch“
 gelesen, zudem ein Buch, das volle Entsagung, williges Mitgehen und viel
 verstandene Liebe verlangt, bevor es sein Bestes gibt. Von der wuchern-
 den Fülle farbiger Visionen, flatternder Einzelbilder bleibt vielleicht zu-
 nächst nicht mehr als ein ferner Nachhall feierlicher Osterglocken. Bis wir
 inne werden, wieviel auf einmal dauernd und unverlierbar in uns leben-
 dig wurde, was vorher unruhig und beunruhigend an der Grenze des Be-
 wußtseins grunelte. Bis wir inne werden, welche Befreiung es bedeuten
 würde, wenn der innere Sinn all des wirbelnden Lebens und Sehnsens, des

verstreuten Ringens und Leidens dieser vielen Generationen sich verdichten könnte zu Bild und Gestalt, wenn das viele Ungesprochene und Unausprechbare Klang und Läuterung fände. Wir werden inne, welch neuer priesterlicher Sinn, welch weitgespannt feierliche Horizonte sich einer künftigen, religiös durchtränkten mythischen Kunst eröffnen könnten. Und erst Sehnsucht lebendiger Herzen, zielbestimmtes Sarren eines unsichtbaren Bundes kann künftige Künstler aus Einsamkeit und Verkennung auftragen ins Licht eines größeren, beflügelten, gesegneten Schaffens.

Einsamkeit war auch Spittelers Los und seine Grenze. Nicht nur, daß man sein Werk so lange übersah und dann gründlich verkannte. Seine adlig-vornehme Gesinnung stand verlassen in einer Zeit des politischen, des marktenden, des in Mittelbarkeiten versunkenen Menschen, den er so erbittert bekämpfte. Ihm blieb nur eine notgedrungene Wendung in die Enge, ihm blieb als einzige reine Bahn seines persönlichen Schaffens die Kunst. Und künstlerisches Schaffen wurde in seinem Werk das Ausschlaggebende. Schönheit und unberührter Adel steigen in seiner Wertung zu absoluten Größen. Und ein Kultus des Schönen legt manchmal um die weitgeschwungenen Linien seiner religiös-mythischen Diktionen so etwas wie irrisierende Schleier. Dieser abwehrende Aristokratismus ist letzten Endes Romantik; er verhindert ebenso sehr wie die eigenartige und eigenwillige Form sein Werk an breiterer Wirkung. Doch seine Tiefenwirkung schon auf die beste heutige Jugend ist erheblich.

Was von seinem Werke bleiben wird? — Zunächst ist es für uns da. Heute ist sein mythisches Werk Forderung; Forderung vor allem durch die Hochspannung des Wollens, durch den stürmischen beglückenden Adel des Menschenbildes. Was aber einmal da ist, verpflichtet alles Kommende.

Vielleicht wird es einmal in der Literatur stehen wie der Turmstumpf eines gotischen Domes. Vielleicht auch wird es einmal bloßes Philologenfutter der Bibliotheken werden. Wir haben an Klopstocks Messias das Beispiel erlebt, daß großes Wollen und priesterlich-adlige Gebärde eine ganze Zeit zu neuer Beschwingung hinrissen; es wurde dann vergessen über der größeren Erfüllung, die ihm folgte. Der schönste Untergang. Es ist bei der Schwere der Aufgabe nicht wahrscheinlich, daß er für Spittelers Werk bald kommen wird. Jedenfalls wird das endgültige Urteil auch eines über uns sein.

Spittelers Prometheus-Dichtung ist mehr als nur Literatur. Was ihr an äußerer Form abgeht, das kommt der inneren Form, dem mythischen Wollen, zugute. Der Dichter hat in später Abklärung versucht, den Grundgedanken seines Werkes in neuer Fassung möglichst zu straffen. Rücksichtslos hat er vieles beschnitten und eingedämmt, was in der Jugendfassung fast selbstherrlich wucherte. Man hat deshalb die Altersdichtung mehrfach als leichter eingängig empfohlen. Ich rate davon ab. Die nachträgliche

Ährung und Straffung kann nur der ganz genießen, der die farbige Jugenddichtung in sich aufgenommen. Die ganz einzigartige Atmosphäre des Frühwerkes, die brokathaft-schwere, augenfrohe Sprache führt den Neuling sofort aus allen konventionellen Literaturerinnerungen. Zudem sind manche Kühnheiten nur hier zu finden, die in sorgloser Unmotiviertheit einen unausgesprochen tiefen Sinn bergen. So läßt Spitteler im Jugendwerk den Engelgottes, die Welt der Gerechtigkeit und Selbstsicherheit, plötzlich krank werden. Das ist nicht erklärt und gedacht, es ist einfach erlebt, daß solche Welt nicht in sich bestehen kann, und so ist es aus erster Schau gebannt und ausgesprochen. Wenn er in der späteren Fassung den Engelgottes statt dessen für längere Zeit aus seinem Reiche reisen läßt, so ist das motivierter und klarer, aber auch kühler und blasser.

Man wird sich überhaupt hüten, ein solches Werk mit den Augen des Verstandes zu lesen; es will mit den Ohren der Seele aufgenommen werden. Es ist wie alles Mythische dunkel, widerspruchsvoll, vieldeutig. Dunkel, widerspruchsvoll, vieldeutig wie das Leben, um dessen Bannung es ringt. Es ist dunkel wie das leise Brausen reicher Nächte. Wer nicht die Selbsthörigkeit in sich hat, tappt darin blind und verlaufen. Dem Selbsthörigen geht alles Tiefste darin auf wie ferne deutende Sterne.

Anmerkung: Deshalb wird eine literarische Wertung Spittelers Werk anders einschätzen und den „Olympischen Frühling“ bedeutend höher werten als den Prometheus, der rein künstlerisch viel unbeholfener ist, aber eben deshalb einen reineren Einblick in Spittelers mythisches Wollen gestattet. Eine knappe und bei aller Liebe zum Dichter kritisch beherrschte ästhetische Würdigung von Thomas Koffler: „Carl Spitteler. Eine literarische Feststellung“ erscheint soeben im Verlag Eugen Diederichs. Sie ist als Ergänzung sehr zu empfehlen.

(Der Verfasser)

Hans Christoph Kaergel Hermann Stehr

I

Es ist ein unaufklärlicher Kreis. Wir wollen das Geheimnis unseres Menschendaseins entwirren und holen uns doch alle Erlösungen nur immer vom Menschen. Es ist nichts mit der letzten Einsamkeit, mit Wolken und Winden, Bäumen und Blumen. Immer wieder hebt uns eine Sehnsucht die Arme nach dem Menschen. Wir kommen von ihm nicht los, wie wir uns selber auch nicht zu entrinnen vermögen. Und wenn wir tausendmal alle Welten, die Menschen vor uns aufstürzten, zerschlugen, wir würden sie nur von neuem andere aufbauen lassen. Wir sind einer an den anderen gekettet. Vom andern kommt Segen oder kommt neue Qual.

Wenn wir drum von Welten reden, meinen wir immer die Welt, wie sie sich in einem Menschen spiegelt. Reden wir von Gott, so sehen wir ihn nur

durch den Spiegel unseres eigenen Seins oder im Spiegel des anderen. Immer wird es ein Mensch sein, der den Menschen vom Menschen zu lösen trachtet. Der Kreis hört nicht auf. Und wenn ich übermüdet vom Wirtsal dieses Kreises mich niederkaure und nichts denken will noch fühlen, steht übermächtig in mir die Sehnsucht auf. Dann beginne ich wieder in mir selbst und komme zum andern. Der Kreis bleibt immer geschlossen.

Ich will in mir nun einmal den andern spiegeln lassen. Ich will versuchen, die Welt eines anderen Menschen in mich zu werfen. Vielleicht, daß ich dann wie in einem Spiegel wohl ein Bild des Erlösten und Befreiten, des Ungeheuerlichen, von allem Menschlichen entblößten schaue. Nur ein Bild, das ich nicht greifen und festhalten kann, das wieder verschwindet, wenn ich nicht mehr der Spiegel bin und das Licht nicht mehr die blinkende Scheibe trifft.

Woher freilich das Licht kommt, das dieses Bild in mir lebendig schafft, danach vermag ich nicht zu fragen. Es ist. Ich müßte sonst mein eigenes Sein bezweifeln und befragen.

Wer die Sonne sehen will, muß nicht immer auf einen Berg steigen. Auch in dem verwinkeltsten Tale huscht noch ein Zipfelchen ihres goldenen Saumes. Und der es erhascht, wird es beglückt als die ganze Sonne grüßen. Wer zu Gott will, ich meine unter diesem geheimnisvollsten aller Worte das Ungelöste in uns, das Absolute, Einheitliche, das andere das All nennen, andere den Vater, weil es immer das Allersehnte ist, muß nicht immer alle Menschengründe durchqueren, nicht alle behorchen. Oft genügt ihm ein einziges Mutterwort dazu, ihn zu finden. Aber es wird eines Menschen Wort sein. Die Wege zu Gott sind darum nicht nur auf die letzten Höhen des Menschen gebaut. Es gibt keine einheitliche Straße zu ihm, es sei denn der Weg, den Jesus von Nazareth wies: „Niemand kommt zum Vater denn durch mich.“ Denn Er hat jedem des Sohnes Recht verlehnen. Wir sind alle des Menschen Sohn, alle Gottes eigenste Kinder. In jedem wird sich Gott irgendwie spiegeln, nur daß wir nicht selber den Spiegel zerbrechen. Es ist darum keine Leistung und keine Verhimmelung eines Menschen, wenn ich in mir die Welt eines Menschen errichte, der mir die Ferne wies, die keine Grenzen kennt, der es mich ahnen ließ, was die Welt Gottes trägt. Ich rede von der Welt Hermann Stehrs. Er ist für viele ein fremder Name. Irgendwoher muß er kommen. Und da ich von einer Welt seines Namens spreche, wird in mir nur eine Verzerrung ins Großgewollte vorgegangen sein. Sagen nicht alle Klugen: Wir sind die Erlöser? Die Propheten kommen auf allen Straßen, auf allen Gassen schreien sie. Wir haben die letzten Dinge in unzählbaren Welten und Systemen. Wir sind satt geworden. Und hungern doch! Um dieses Hungers willen lebt die Welt Hermann Stehrs. Lebt die Welt aller derer, die wir gewohnt sind, deutsche Mystiker zu nennen. Es sind die Weltenläuscher. Die Menschen, die nicht größer und nicht kleiner sind, die wir nicht abwägen können, die wir nicht

in Masse fassen können, weil sie nur eine Welt in sich tragen, zu der wir mit unserem empirischen Denken nicht mehr gelangen. Wir müssen mit unserem höheren Sein denken, müssen es „fühlend“ erjagen.

Und das ist das Wunderbare, daß ich mir die Welt eines anderen, die mir so nahe ist, daß ich meine, in diese Welt könnte mein eigener Weg münden, erst erjagen muß. Was ich auch lesen oder hören mag, wenn ich es erfasse, habe ich es in meine Welt umgeformt. Es ist ein Stück meines eigenen Lebens geworden. Damit schließt sich wieder der wunderliche Kreis. Die Welt eines jeden Menschen ist nur einmal gestaltet, ist nur für sich selbst da. Jeder ist im Grunde genommen einsam, grenzenlos einsam mit seinem Gott. Und doch ruft er den Menschen an. Denn, ob er es auch nur in Worten zu einem anderen, oder in geheimnisvollsten Büchern gestaltet, er hofft, in der entlegensten Kammer seines Herzens, daß ein Mensch ihn höre. Die Einsamkeit wird Zweifamkeit oder Gemeinsamkeit. Die einsamsten Menschen haben die größten Gemeinsamkeiten.

Wenn ich mitten in mein eigenes Dasein und in das Dasein vieler Sermann Stehr stelle, so zerstöre ich nicht seine Einsamkeit. Ich störe auch meine eigenen Kreise nicht. Es vollzieht sich nur das immer wieder lebendige, daß ein Kreis den andern trifft und bewegt, wie etwa eine Welle die andere trägt. Seine Welt ist darum nicht neu und ist nicht alt. Wie sie in mir weiterschwingt, schwang sie vordem in tausend anderen. Sie ist nur einmal bewußter geworden. Der Weltenkreis hat einen Bogen umschrieben, der viele andere Kreise mit bewegte, mit umfaßte. Und das ist in seinem Ausmaß das Neue.

Es wäre kein Weg zu ihm zu finden, wollte man nur prüfend behorchen, wo begegnete man schon früher diesen Wegen. Wir würden bei Lao Tse anfangen und kämen zu Goethe, der den Kreis des tätigen Christentums in seiner Auffassung als Tattreligion in seine Faustidee nicht weiter trieb; immer wieder würde man Verwandtes finden, letzten Endes bei allen, die um das Große und Unendliche rangen, das immer Gleiche — die Sehnsucht nach der Gottesidee.

Auch Sermann Stehr erschöpft nichts anderes. Auch er formt Gott nicht neu in seinen Sänden und doch ist der Weg, wie er bis zu den dunklen Urgründen kommt, ungewöhnlich und neu. Um dieses Weges willen können wir nicht an ihm vorbeigehen. Wer überhaupt einen geregelten Weg zu ihm wissen will, muß freilich den Weg zum Osten gründlich kennen. Stehr wurzelt scheinbar ganz in den Weisheiten der klaren Kinder der Sonne. Man könnte einen Weg über Lao Tse über Buddha, Zarathustra zu ihm konstruieren. Oberflächliche Leser würden ihn einen guten Übersetzer indischer, chinesischer Weltanschauungen ins Arische preisen. Und würden doch das Wesentliche nicht sehen: denn der Weg geht über alle Welten bis zu dem innersten Wesen des Nazareners. Sermann Stehr hat diese Wegstationen geschaut und gleich Elfhart, Tauler und anderen mit Christus heißer ge-

rungen als Luther. Aber er ist nicht an dieser Idee zerbrochen. Er hat ihn in sich neu erlebt, neu gestaltet und uns allen vielleicht den Christus gegeben, den wir alle ersehnten: die lebensbejahende, freudige Erkenntnis des Daseins. Er spricht nicht viel von dem ungeheuersten Problem, er wagt es nicht, es mit dem Namen zu nennen. Jedes Wort darüber ist mit tausend von allen Schulen abgegriffenen Zutaten belastet. Ein tausendfältiger Sinn würde alles nur neu belasten. An Stelle der Klarheit würde ein neues Dogma. Darum spricht er von allen Dingen, die in uns sind, und überläßt es den Ohren, die hören können, ob sie das Zwiespältige aller Worte erhören, wie man ja auch in der Musik die Obertöne schwingen hört.

Zuletzt hat man eine neue Welt vor sich, die nichts anderes umschließt als die Welt dessen, den wir vordem nicht verstanden, weil wir überall über dem lebendigsten Quell steinerne Tempel bauten. Vielleicht gab dem Katholiken Hermann Stehr hier der weltumfassende Gedanke der Religion die starken Kräfte schon in der Jugend, von vornherein nur um ein Problem zu ringen, der Auseinandersetzung des Menschen mit Gott. Denn diese weltumfassende Idee liegt trotz aller Verzerrung als schöpferischste Kraft mit im Katholizismus. Es wäre sonst wie ein Wunder zu nehmen, daß schon der Anabasing, um Gott zu ringen. Das Zweifeln an dem festgefühten Mythos um Gott beginnt auch in katholischen Kindern, aber nur selten sprengt es die Fesseln, daß das Kind anfängt, auch sich selbst Klarheit zu verschaffen. Im Grunde genommen steht hinter dem Zweifel die große Beruhigung, daß doch alles nicht anders sein kann. Es gäbe nur eine Wahrheit.

Bei protestantischen Kindheiten schließt sich dem Konflikt auch sobald die Katastrophe an, die gewöhnlich in völliger Verneinung endet.

Sier liegen nun die Wurzeln einer unendlich starken mythischen Kraft, daß der erwachende Verstand, der drauf und dran ist, alles zu zerstören, von der eigenen höheren Vernunft in Schach gehalten wird. Eine Kraft strömt gegen das Übermaß übersäumender Verstandeskraft aus den Tiefen auf, die wir in uns das Gemüt zu nennen pflegen. Die geheimnisvollen, rituellen Gebräuche, die Darstellungen, Gestaltungen innerer Bewegungen sind Dinge, die man nicht auslöscht wie eine schlechte Schrift auf einer Schiefertafel. Immer wieder leuchtet die Schrift auf und beunruhigt den Zweifelnden.

Nicht anders ist es auch Hermann Stehr ergangen. Er ist in den dunklen, blauen Bergen der Grafschaft Glatz aufgewachsen. Dort stehen an allen Wegkreuzungen noch die hochaufgerichteten Kreuze, die den sterbenden Seelend tragen. Es gibt in jedem Dorfe nur eine Kirche, man kann nur zum katholischen Gotte beten. Ein Protestant gilt immer schon als ein armer, verlaufener Heide. Man bangt um ihn mehr, als man ihn fürchtet, weil er ja letzten Endes doch ein Verstößener bleibt. Er gehört zu den wenigen wunderlichen Menschen, die anders gehen als das ganze Dorf.

Aber der jüngste Sohn des Sattlermeisters Stehr in Sabelschwerdt

Kommt schon bald dahinter, daß in dem festgefügtten Rahmen um den lieben Gott irgend etwas nicht stimmt. Er hat in der Wiege schon die Hände gefaltet und gebetet. Der liebe Gott ist ihm in der Kinderstube am Tage wohl zehnmal begegnet. Er nahm an allem teil. Er war immer der Gute, er war die letzte Rettung, wenn das Brot knapp wurde. Er half zusehends. Der kleine Hermann erlebte ihn, wie er Vater und Mutter wirklich erlebte. Er stand vor ihm so fest gefügt wie der Torturm der Stadt, der dicht neben Vaters Haus zum Himmel ragte. Alle Straßen waren ja von ihm voll. Wohin das Kind nur kam, immer begegnete es ihm. Er war ein festgefügttes Erlebnis in ihm.

Wenn nicht schon im Kinde das, was er Gott nannte, durch das Transparente der Worte so fest in ihm lebte, daß es sein ganzes Wesen erfüllte, wäre es wohl nie zum Zerbrechen dieses heiligen Gefäßes gekommen. Aber er lebte die Gerechtigkeit, er lebte die absolute Rechtllichkeit Gottes. Als nun ein einziges enges Priesterwort, das ja im Grunde genommen nur ein Menschenwort war, sich gegen den Vater richtete, und ihn verleumdete, setzte der Kampf ein. Bis in diese Kindheitsstunde geht alles zurück, was ihn ringen ließ heißer denn Jakob.

Nein, es gibt vielleicht keinen Anfang. Er rang schon vor seiner Menschwerdung. Dieses Aufbäumen hat dumpf im Blute der Großmutter gelebt, die er nie mit Augen geschaut hat, und der er doch in seinem Innersten aufs innigste verknüpft blieb.

Diese Verkettung, die wir gemeinhin eine mystische Verbindung nennen, ist mehr als ein Traumerlebnis. Sie ist so stark, daß sie im Grunde genommen unterirdisch alle Wegstationen des Dichters begleitet.

Vielleicht hängt es auch damit zusammen, daß alle Wandlungen seines Lebens von ihm selbst nur als Wandlungen seines Inneren gebucht wurden. Der Wandergang aus der Kindheit ins Leben weist bei ihm an äußeren Katastrophen nicht viel Schreckensbilder auf. Das Leben wirft ihm nicht viel mehr Hindernisse in den Weg als einem anderen. Aber was an wilden Kämpfen bei ihm schon in den stillen Straßen Sabelschwerdts einsetzte, war so gewaltig, daß nur eine im Innersten so unverwundbare Natur wie er überwinden konnte. Alles Geschehen riß an seiner Seele. Die kleinen Leiden, die die wilde Knabenzeit zum Überfluß beschert, sind in ihm so nachhaltig, daß er sie wie unverlierbare große Erlebnisse in sich trägt und sie in irgendeiner Beziehung zu Gott erkennbar findet. Das ist das Wunderbare an ihm, daß letzten Endes sein Leben in allen äußeren und inneren Stationen nur ein Suchen nach dem Unendlichen wurde.

Der einzige Weg, der verarmten Handwerkeröhnen noch zum Licht der Geistesarbeit offen war, war in den kümmerlich siebziger und Anfang achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die Lehrerbildung. So kam auch Hermann Stehr in die Präparandenschule nach Landeck und endlich aufs Seminar seiner Vaterstadt.

Wer wissen will, welch ein Gott in ihm in diesen wilden Jahren sprach, der durchgrüble mit ihm seine „Drei Nächte“, die mehr zu sagen wissen, als was der genaueste Beobachter seiner Lernjahre von ihm wußte. Denn Stehr hatte selber in sich seinen Biographen, er nahm es mit sich so genau, daß ihm auch nicht die leiseste Regung entging. Im Grunde genommen umfassen die Jahre des Wachsens und Werdens bei ihm sein ganzes Leben. Was er an äußeren Kämpfen vierzig Jahre nachher kämpfte, waren nur Variationen der schweren Jahre. Hunger und Not, hartherzige Verstandeskälte, übertriebene Autoritätswut, engbrüstige Gottesgelehrsamkeit, alles schlug auf ihn ein, um ihn zu entwurzeln und ihn zu den vielen, allzu vielen zu werfen, die ein Kompromiß mit dem Leben schließen und langsam am Staubhusten ihrer vertrockneten Seelen zugrunde gehen. Aber in ihm loderte das Feuer Gottes, das auf den Bergen leuchtet. Seine Jugendgedichte kommen den im schweren Leben errungenen Weisheiten hellsehend nahe. Seine Gedanken und Einfälle aus diesen Jahren muten wie die Ideen durchs Leben erprobter Männer an. Seine Lehrer konnten nicht oft genug den Kopf schütteln, wenn unerhörte Gedanken in seinen Aufsätzen von neuen Welten kündeten. Ungewöhnlich waren seine Stürmerjahre und nur verschlagene Dummheiten mußte an dieser Naturkraft vorübergehen und blind bleiben.

Seine ersten Lehrerstellen waren Straffstellen. Gott gebärdete sich zu ungefüm in ihm, daß alle bezopfte religiöse Autorität vor Gram in den Boden sank. Aber die Einsamkeit würde es schaffen. Die Flügel dieses hohen Geistes mußten lahm werden. Bei Bergen und Bäumen und erdharten Bauern mußte allmählich die Ruhe kommen. Sie wußten nicht, daß ihm die „Straffstellen“ zu Gnadenstellen seines höchsten Erlebens wurden. Die Einsamkeit, die über die Berge der Grafschaft Glaz wandert, trägt über der Stirn das Zeichen erhabener Kraft und Größe. Stehr erkannte sie. Und nun vermählte er sich mit ihr fürs ganze Leben. Nur wer so grenzenlos einsam ist wie Hermann Stehr, findet wohl die Gottesnähe, die zur Gemeinsamkeit wird.

Alle Dinge, die ihm in den schweren Jahren in Pohlendorf an sein Schulhaus klopfen, waren Boten jener Einsamkeit, die die nahende Gemeinsamkeit kündete. Was an kläffender Niedrigkeit an sein Dach ankämpfte, wurde abgeschüttelt. Sinterlistige, falsche Bauernschädel rannten sich mit ihrer Verschlagenheit bei ihm umsonst den Kopf ein. Der arme, in seiner Enge verkümmerte Priester bemühte sich umsonst, den Abtrünnigen zu retten, der schon von allen Engeln des Himmels geführt wurde. Der Büttel der preussischen Gerechtigkeit umschlich umsonst sein Leben. Der Tod, der ihm mehrere Male die Kinder aus den Betten riß, kniete ihm umsonst auf der Brust. Hermann Stehr blieb Sieger.

Als ihm durch erbärmliche Falschheit für sein erstes Gottsucherbuch „Auf Leben und Tod“ der Prozeß gemacht wurde und der Dorfschullehrer mit

ein hundred Mark Monatsgehalt mit Frau und Kindern noch viele hundred Mark Strafe zahlen mußte, hüllte er sich in seinen Wettermantel und ging in wildester Sturmnacht einsam über die Berge und kam mit einer anderen dichterischen Offenbarung wieder zurück.

Er hörte in den Sturmnächten die Welt zerspringen, Kirchen und Altäre stürzten ein. Im Menschen versteinerte Gott. Er war nur noch wert, begraben zu werden. Vielleicht, daß er selbst den steingewordenen Gott in sich zerschlagen mußte, sein „Begrabener Gott“ wuchs zu einer ungeheuren Anklage. Aber alles Dumpfe der Sturmnächte des Herzens quält noch darin. Das Schicksal der „Marie“ geht unerbittlich mit ihr den Weg in die Nacht. Vielleicht, daß in diesem Aufschrei schon wieder die Überwindung des Ungeheuerlichen lag.

Seut, da sich das Leben Sermann Stehrs schon auf die Höhen hinauf-rang, wo die Sonne zuerst hinkommt und noch vor der Nacht am längsten weilt, wissen wir, daß sein Schaffen mit seinen inneren Gottsucherwegen ging. Daß das Werk sich auf das andere aufbauen mußte, daß einer nur dann Gott begraben kann, wenn er ihn am heißesten ersehnt. Es ist sein Schaffen schon zu einem einheitlichen Ganzen gewachsen, man kann ein Werk kaum aus dem Ganzen lösen. Wie etwas, was so nahe liegt, erscheint uns das Gewordene „Die drei Nächte“ nehmen das Thema des „Begrabenen Gottes“ wieder auf. Was alle flüchtigen Leser am „Begrabenen Gott“ erschreckte, ist hier schon ferner. Die Menschen sind näher bei Gott. Sie tragen ihn in sich, das macht sie widerstandsfähiger. Gott regiert nicht mehr von außen. Siehe, die Schicksale, die auch hier wie Keulenschläge niederprasseln, zerschlagen nicht. Gott im Menschen hält die Schläge aus. Vielleicht, weil Sermann Stehr wieder zurückgekehrt ist zu den frühesten Gotteserlebnissen, Gott vornehmlich in sich zu suchen. Freilich, der Mann der Kämpferjahre macht es sich nicht leicht. Er ringt mit Gott. Er wirft sich ganz in die Kampfbahn. Er versucht es, Gott erdenken zu wollen. Aber wenn er bis an die Türe des Möglichen kommt, beginnt er den Kampf aufzugeben. Der Dichter geht allein in wunderbaren Bildern durch diese Tore. Man fühlt, in diesen „unnennbaren“ Dingen ist man ihm ganz nahe. In Willmanns Turm ist man schon in der „Heiligenhofftube“. Aber wie sich das Unendliche immer wieder tausendfältig offenbart und immer schönere Gleichnisse findet, so spielt auch die Schönheit der Gottesidee im Nachschaffen des Künstlers und weiß kein Ende. Der Mensch fühlt, wie die Last der quälenden Frage, die sein Dasein zermürbt: Wo ist Gott? immer leichter wird. Daß er zuletzt schon nicht mehr fragt, sondern nur schaut. Bleiben bei allen Philosophen noch immer die letzten Fragen, so daß auch ein Gottesbau wie das Lebenswerk Kants noch immer dunkle, unergründliche Winkel zeigt, so ist der Lebensdom einer großen Dichtung ganz durchsonnt. Entweder man wird „glaubend“ mitgerissen, um dieses schöne, vertrauende Wort zu nennen, oder man war nie in ihrer Innerlichkeit.

Hermann Stehr sagt es selbst einmal, „nach dem Woher und Wohin des Lebens sollte niemand fragen, Antwort aber kann niemand geben, es sei denn der Dichter. In die Bezirke, die über dem empirischen Denken liegen, kommt nur noch in begnadeten Stunden der Dichter“. Hier nennt er auch einmal das Wort „Gnade“, wie er es auffasst und um das er so lange kämpfte. Er fand es, das durch starre Formen entstellt war, in den heiligen Stunden seines Schaffens.

In diese letzten Bezirke, sagen wir ruhig: bis zu den Toren des Landes ohne Grenzen, das einige den Himmel nennen, andere das Jenseits, weil es das All ist, führen seine himmlischen Bücher.

Schon die „Geschichten aus dem Mandelhaufe“, die noch Erdduft tragen, sind schon „himmlisch“ genug. Die Worte haben alle Obertöne. Und liest man sich die Geschichte laut vor, weiß man nicht, wer vorüber sang, ob es Melodien Mozarts waren oder ob Schumanns Kinderlieder mitklangen. Musik war alles. Selbst der Kinderhimmel des kleinen Amadeus hatte für das Blau und für das Weiß der Wolken Klänge. Zuletzt weiß man nicht, war das ein Märchen, oder war man mit dem Mandelschnelder über die Erde gewandert. Aber es war doch ganz unirdisch. Man braucht jetzt nur zwei, drei Seiten daran zu singen, ja, ich sage „singen“, und man ist schon auf der Straße, die aus der Erde führt.

Ganz ungewollt ist Hermann Stehr mit seinen Worten in die Musik gekommen, damit erschloß er sich den Himmel. Weit vor dem „Mandelhaufe“ war er schon auf diesem Wege. „Das letzte Kind“ ist sein Gesang vom Jenseits, wie er kühner kaum gewagt wurde. Nur ein Gottesringer, der so tief Christ ist, daß man schon das Wort nicht wagt, um es nicht zu verkleinern, vermochte Bilder von solcher Wucht hinzustellen. Wenn man Dichtungen überhaupt Vergleiche gegenüberstellt, würde ich dem Buche „Das letzte Kind“ nur Michelangelos Bildwerke mit in den Raum stellen. Hier lehnt die Pforte offen zur Gotteswelt Stehrs. Wer durch das Buch in sein Inneres hineinhorchte, hört die ungeheure Weite seiner Welt brausen. Das, was wir Christentum nennen, braust in Beethovens Akkorden himmelanstürmend. Und doch war es schon in Stehr. In einem seiner Jugendgedichte begann das Lied. Durch bitterstes Leid sang er es sich leise zu den schönen Melodien. Er hat dieses hohe Lied des Leidens seinem getreuen Weibe gewidmet. Wir sind gewohnt, aus dem Ringen der Schaffenden immer die letzte Einsamkeit herauszuhören. Oft fühlen wir, wie auch Stehr ganz einsam steht. Wie ein Baum auf weiter, weiter Ebene. Nur das Rauschen seiner Zweige hören wir manchmal herüber. Gibt es für den Schaffenden das Problem der Gemeinschaft? Ist nicht jedes Dichterwerk ein Aufschrei aus unendlicher Einsamkeit?

Im „Letzten Kind“ schon klingt es anders. Im „Heiligenhof“ schon wird es klarer und klarer. Die Frauengestalten gehen wie Heilige durch seine Welt. Sie sind nicht mehr erdichtet. Sie sind erlebt. Ja, es faßt einen oft

das Wunder, als stünden sie am lebendigsten da. Und doch sind sie alle durch seine Seele gegangen. Und horcht man genau in ihr Inneres, so ist es immer der gleiche Ton. Immer nur eine Frau schreitet durch alles Leid. Ich sehe im „Letzten Kind“, im „Heiligenhofenlein“, in der „Sintlingerin“ das Auge der Mutter leuchten, die das Leben des Dichters begleitete, mit der er die Einsamkeit überwand und die wuchternde, ungelöste Frage der Gemeinschaft löste: in seiner Frau, Hedwig Stehr.

Von ihr kündet er in allen Frauengestalten, um ihre Seele wirbt er. Er trägt sie aber auch wie ein Geschenk. Sie ist in seinen Träumen, sie geht wie ein Stern über die Nächte seiner Leiden. Er lebt in ihr, wie sie wieder ganz in ihm ruht. Wenn wir die Geschichten der Stillsten im Lande schreiben, wird man das hohe Lied der Dulderin Hedwig Stehr mit schreiben müssen. Sie ging ihm immer auf den Straßen voran, die er suchte. Sie hörte Dinge, die unter der Erde liefen, und sah Straßen am Himmel aufleuchten.

Sermann Stehr hatte den Blick jenseits aller Dinge gewagt. Ein Bildnis eines Greisenkopfes in der Schweidnitzer Ausstellung erschreckte ihn. Er beginnt sich seine Geschichte zu erzählen. Sie will ganz ins Weite gehen, sie verliert die Erde unter den Füßen. Schlesien wird zu klein. Irgendwo liegt Westfalen. Nie zuvor betrat Sermann Stehr dieses Land. Aber er sieht es. Er sieht die Hügelketten, die Straßen. Und die Menschen jener Heimat erzählen, daß sie ihr eigenes Land nicht besser mit Augen sahen. Der Krieg hämmert in unser Leben. Der älteste Sohn Willy geht als Neunzehnjähriger freiwillig hinaus. Jauchzend stürzt er für Vater und Mutter, Heimat und Vaterland in den Tod. Das Kind, mit dem der Dichter mystisch verbunden war, blieb ihm noch näher. Der Tod bekam leuchtende Augen, er sang die Überwindung der dunklen Wolken, die über dem Tode lagen, in seiner Novelle „Die Großmutter“. Die „Totenlieder“ an seinen Sohn Willy bringen Verklärung. Aber der „Heiligenhof“ übersonnt alles. Er wächst und wächst. Er wird kein Roman mehr, er wird ein Buch eines ungeheuren großen Lebens. —

Der Krieg bricht zusammen. Spengler verkündet den Untergang des Abendlandes. Die Menschen schreien in Verzerrungen nach einer Umformung aller Dinge. Und in dieses Chaos hinein schreitet der Sintlinger Bauer und verkündet nicht, sondern lebt. Im blinden „Heiligenhofenlein“ geht überzart das Unerhörte, Simmlische aller Frauenseelen durch die Welt. Sintlinger kämpft sich durch alle Wildheit in den Abend eines überirdischen Schauens. Sabar singt in der schönen Predigt die Gotteswelt Sermann Stehrs. Es ist neu und wiederum uralte, es ist gewaltig und klein, ist laut und leise, weil es nicht weniger und mehr umfaßt als einen ganzen Menschen, der sein Leben in die große Nähe Gottes rückte. Von diesem Erlebnis Gottes wird das gewaltige Werk getragen. Es gibt ihm die Musik. Was tut es, wenn sich der Dichter manchmal so verspinnt, daß man aus der ruhigen Bahn der Geschehnisse hinausgerückt wird. Was tut es, wenn

man plötzlich von den Menschen dieses Buches wieder ganz auf die Erde zurückgeschlagen wird? Immer wieder wachsen die Gestalten über uns hinaus. Sie werden Symbole, ohne es sein zu wollen. Sie werden unirdisch, obwohl sie so meisterlich gestaltet sind, daß man jede Falte ihres Gesichtes zu sehen meint. Sie werden Mythos und sind doch Menschen der Erde. Da hilft nun kein anderes Wort mehr, um das Unbeschreibliche beschreiben zu wollen: Deutsche Mystik offenbart sich uns.

Die großen Künstler unserer Zeit haben den „Heiligenhof“ zu den ersten Büchern unseres Schrifttums geschrieben. Aber er ist mehr. Er ist kein Buch mehr. Hier tritt Hermann Stehr selbst zu uns, hier wird er uns lebendig. Hier wird er zeitlos und wird es uns bleiben.

Gibt es vom „Heiligenhof“ noch Stufen, die weiter hinaufführen? Auch wenn wir seine Lieder im „Lebensbuch“ noch verklärter finden, als sähe er das Leben durch einen Kristall, dämonenstark, aufrührisch, gewaltiger strömt es im „Heiligenhof“. Und auch der „Monolog des Greises“ ist nur eine verklärte Form der Faberpredigt.

Durch Tiefen und Schlüchte wandert man mit ihm. Über Felsen geht es hinan. Die Sonne grüßt. Auf Höhen hebt er die Hände ganz zu Gott. Wie er für jeden Schrei seiner Inbrunst eine neue Form findet, wie er die alte Liedform wesenhaft neu gestaltet, und der Geist dennoch oft alle Form zerbricht, das verkündet nur den Dichter, der nicht nur den Sinn der Prosa bis ins Liedhafte steigerte, sondern auch die Lyrik meisterhaft beherrscht, um alle Melodien des Lebens in ihr zu fangen.

Unerbittlich und unbekümmert um den Menschen singt er im Lebensbuch. Das persönlichste, das schrankenloseste Selbstbekennerbuch, das je dem Menschen geschenkt wurde. Wer mit ihm das Leben durchwandert, kennt alle Hölle und Himmel, die ihn durchschüttelten.

Wenn nun aber auch das „Heilige“ nicht heilig wäre? Wenn der Mensch, der glaubt, sich einen Dom aufzubauen, erkennen sollte, es sei eine Scheuer? Die alte, mit den reiferen Jahren immer qualendere Frage des Mannes: Irrst du doch nicht auch wieder? durchschüttelt ihn. Ja, wie er den „Heiligenhof“ begann, stürzte ihn Brindeisner selbstquälerisch mit ein. Er wurde unheilig am Heiligen. Das Licht der Reinheit verbrannte ihn. Schon beim Entstehen des „Heiligenhofes“ schrieb Hermann Stehr die Geschichte des Buchhalters Peter Brindeisner mit. Und doch sollte er erst vier Jahre nach dem Heiligenhof seine Geschichte erzählen.

Sehen wir nicht, wie Gott täglich Wunderwerke aufbaut und sie zerstört? Was ist der Sinn dieses Spieles? Spielt der Nachschaffende nicht ebenso mit seiner Erde, seinem Himmel? Es ist fast ein zu kühnes Spiel. Hermann Stehr sieht den „Heiligenhof“ noch einmal. Diesmal durch den Brennpunkt jener unglücklichen Gestalt des Peter Brindeisner, der schuldlos schuldig am Tode des Heiligenhoflenleins wird. Und doch wächst etwas Neues auf. Der Heiligenhof bleibt rein. Aber sein Segen droht den un-

glückseligen, durch ein verfluchtes, verderbtes Schicksal gepetischten Brindeisner zu zerschmettern. Er geht auch an ihm zugrunde. Ja, einen Augenblick zerlegt er den Heiligenschein des Mädchens, um verklärter aus dem Untergang hervorzugehen. Brindeisner, der am Heiligen zerbricht, ist selbst ein Heiliger.

Es ist vielleicht in den Romanen der Welt zum erstenmal geschehen, daß der Dichter den Roman seines Lebens noch einmal mit denselben Gestalten und Geschichten schreibt und dennoch ein neues, völlig neues Buch schrieb. Er ist mit Brindeisner noch eine Stufe weiter gegangen. Die Worte sind noch feiner gewogen. Die Melodie der Gesichte und Gestalten ist so rein, daß er es wagen kann, die Zartheit des Abends dadurch zu gestalten, daß das Lied des Abendengels den Spiegel des Teiches berührt und der Teich von dieser seligen Berührung seine silbernen Kreise zieht. Wieder weiß man nicht, ob man im Märchen ist oder ob es doch noch Erde ist. Sicher nur ist, daß man ganz aus dem Irdischen gehoben ist. Vielleicht ist man immer bei ihm an dem verwunschenen Berge, in dem „Wendelin Heinzelt“ in seinem Märchen hineinführt, ist immer in jenem Lande ohne Mauern und Grenzen, weil er selbst immer in ihm wandert.

Was in seiner Welt an Bildern und Gleichnissen menschlich ist, wird vergehen. Die Pfeiler und Mauern seiner Welt, wie er sie sich in klaren Denksätzen gestaltete, werden zerbrechen und einfallen. Neue werden gebaut werden, neue Gleichnisse einen neuen Gott verkünden. Dichter werden kommen, die ergreifender vom Menschen singen, aber bestehen wird bleiben, was nur in der Musik seiner Sprache lebt, was man nicht zu einer Konfession gestalten soll, nicht neu binden und formen, was man nicht erdeuteln soll, was selber lebt, weil es unsterblich ist.

Nennen wir dieses Leben mit seinem Namen, weil er in die Wunderwelt seine Bilder und Gleichnisse sich selber stellte, nennen wir es, wie wir es wollen. Wir fassen es in dem Worte, das uns das Tiefste seines Wesens ergründet, seine „Mystik“.

Wir wissen, daß ein Großer sie uns schenkte, daß Großes unter uns ist, und nicht vergeht, und wir kommen durch sein Irren und Sinden, sein Ringen und Siegen doch dem näher, der in uns unruhig bleiben wird, bis wir uns ihm ganz ergeben, wie sich ihm Sermann Stehr verschenkte, ihm, den wir in seinem Werk in tausend Bildern sehen, und für den wir noch immer das allumfassende Wort fanden: Gott.

Lulu von Strauß und Torney

Das alte romantische Land

Der romantische Mensch ist eine Spielart der mitteleuropäischen Rasse, die zum Aussterben verurteilt scheint. Das Industriezeitalter braucht und schafft einen anderen Typus, und von einer Romantik der Maschine zu reden, wäre Widerspruch in sich und leere Literaturphrase. Abenteuerdrang und Lust an der Buntheit des Lebens, wie der moderne Mensch sie kennt und versteht, sind nicht etwa Romantik, vielmehr ihr Widerpart; denn sie sind traumlos, sind nicht Steigerung der Wirklichkeit ins Symbolhafte, sondern ein handfester Appetit nach den Wirklichkeiten einer diesseitigen, stets greifbaren Welt.

Diese Romantik aber, die von der unerbittlichen Wirklichkeit systematisch ausgerottet oder höchstens als Museumsobjekt und Thema für Doktor-dissertationen konserviert wird, wahrt sich immer noch hier und da eine Zuflucht, aus der sie unvertreibbar scheint. Irgendeine Landschaft, gesättigt nicht nur mit Schönheit, sondern mit Traum, Vergangenheit, Sage und Sehnsucht. Eine Welt, wo die Grenze zwischen Wirklichkeit und Wunder eine fließende ist und dem Wanderer unter jedem Torbogen verhüllte Götter begegnen können.

Für den Deutschen ist von jeher Italien dieses blaue Land aller romantischen Träume und Trunkenheiten gewesen, und eine ununterbrochene Linie führt von der grandiosen Dichtung karolingischen und hohenstaufischen Kaisertraumes, von der frierenden Sonnensehnsucht unseres dunkel grübelnden Dürer über die weinlaubumkränzte römische Künstlerpoesie der Nazarener, die verwunschenen südlichen Gärten Eichendorfs bis zu der jüngsten Völkerwanderung, die sich nach einem eisernen Jahrzehnt härtester Kriegsabsperzung zu Zehntausenden über die Alpen ergoß.

Auch der Engländer, der Schwede, der Holländer bereift Italien, und Amerika trifft man in allen Grandhotels von Lugano bis Palermo in Scharen. Aber sie alle reisen ausgesprochen unromantisch. Wenn sie sich nicht gedankenlos von einer Reiseumode treiben lassen, gehen sie in nüchterner Sachlichkeit ihrem Murray oder Baedeker nach, oder sie wollen einfach in unbekümmertem Genießertum ihr Teil an den guten Dingen dieser Erde, zu denen auch die Sonne Italiens und eine Season an der Riviera gehört. Für sie hat Italien nicht mehr Romantik als Chicago, Birmingham oder Ostende. Denn alle Romantik ist nicht innewohnend den Dingen selbst, sondern dem Auge, das sie schauend umschafft, der Seele, die dinghafte Wirklichkeit hinauffsteigert zu deutungstief farbigem Gottespiel.

Von ihnen allen ist der deutsche Italienreisende wesentlich unterschieden. Freilich nicht immer zu seinem Vorteil; es fehlt ihm nicht nur die Welt-

läufigkeit jener Völker, sondern häufig auch der Takt, Selbstsicherheit und Rücksicht auf das Wirtsvolk, Anspruch und Bescheidenheit auszuwägen. Unter den ungezählten Einzelnen jener breiten deutschen Massenwohle, die nach Kriegssperre und Inflation Italien überschwemmte, gab es leider genug, die sich nicht bewusst waren, wie gerade damals jeder Eine die Würde eines geschlagenen, leidenden und darum doppelt geheiligten Vaterlandes unter den Augen einer kritischen Fremdwelt zu vertreten hatte; und das Kapitel des deutschen Landsmannes im Auslande ist heute mehr denn je für den feinfühligen Menschen ein dorniges.

Aber diese unerfreulichen und lauten Vordergrundserscheinungen, nach denen leider nur allzu oft das Ausland seinen Begriff vom Deutschtum bildet, sind nicht Deutschland. Den eigentlichen und typisch deutschen Italienfahrer, den auch die Schicht der Neureichen nicht zu verdrängen vermocht hat, und der sich heute seine wenigen Wochen erfüllten Südländstraumes mit größeren Entbehrungen denn je erkaufte, finden wir nicht in den internationalen großen Hotels, sondern in weit bescheideneren Albergos, und nicht nur auf den großen Heerstraßen der Italienreisenden, sondern lieber noch in abseitig romantischen Winkeln, wie nur Andacht und Traum sie entdeckt. Denn daß er auch heute im Industriezeitalter noch Romantiker ist, dafür bringt der deutsche Italienfahrer selbst den Beweis, und zwar schwarz auf weiß, in der Hochflut neuer und alter Italienliteratur, die sich in Begleitung und Folge des neuen stürmischen Südenbranges der letzten Jahre über den deutschen Büchermarkt ergossen hat.

Aber gerade angesichts dieser immer nachwachsenden Hochflut wäre hier noch eine zweite Feststellung zu machen. Dieser deutsche Romantiker hat noch ein anderes Moment in seinem Wesen, das den Ausgleich des gefühlsmäßig Träumhaften, Unrealen bildet: nämlich die deutsche Gründlichkeit. Diese Veranlagung, die vereinzelt immer die Gefahr der Pedanterie, des geistigen Kärrnertums bedeutet, ergibt in Verbindung mit dem Romantischen eine glückliche Mischung, in der eines das andere korrigiert, beide aber gemeinsam jenen Typus des deutschen Südländfahrers schaffen, der sich grundsätzlich vom Italienreisenden anderer Nationen unterscheidet.

Wie stark diese beiden Wesenselemente auch in der deutschen Italienliteratur der letzten Jahre sich ausdrücken, wird besonders klar, wenn man diese einer fremdsprachlichen, etwa der englischen, gegenüberstellt. Anstatt der romantischen Auffassung, die ein Sichverlieren des Ich an das Schönheitserlebnis, an das Wunder, bedeutet, gibt das englische Reisebuch eine subjektiv sentimentale Einstellung, die auch den größten künstlerischen Eindruck nicht religiös, sondern als ästhetisch-empfindsame Unterhaltung faßt und aus der dunklen Vergänglichkeitsstimmung großer Historie den Stoff eines Feuilletons macht. Neben dieser für den deutschen Leser wenig genießbaren Reiseliteratur, die ausschließlich für reisende englische Damen geschrieben scheint, tritt der so völlig andere, männlichere Charakter nicht nur

des deutschen Italienbuches, sondern der deutschen Keiserromantik an sich, und die Entwicklung, die sie durchgemacht hat, überraschend deutlich hervor. Denn diese Romantik, die als Anlage zwar das deutsche Wesen von jeher mitbestimmt hat, aber als Begriff und bewusstes Erlebnis heute etwa ein Jahrhundert alt ist, gibt sich nicht mehr mit dem Gefühlserlebnis allein, mit Wackenroderandacht und Eichendorfstraum zufrieden; sie ist aus dem Jünglingsstadium des Naiv-Unbewußten zum Mannestum gereift, sie will die Gründe ihrer selbst wissen und nicht nur trunken erleben, sondern das Erlebnis vertiefen, es aus dem Augenblickhaften zum Lebenswert hinaufsteigern.

Wenn wir nach diesen einleitenden Worten uns hier einen kurzen Überblick über die deutsche Italienliteratur der jüngsten Zeit zu schaffen suchen, so reihen sich die einzelnen Werke von selbst unter die gegebenen Gesichtspunkte ein. An die Spitze dieser Übersicht möchte ich ein Buch stellen, das sowohl rückschauender wie vorbereitender Vertiefung des deutschen Italienfahrers erst den rechten Boden unter die Füße gibt, und zwar im buchstäblichen Sinne: Albert von Hofmann¹, *Das Land Italien und seine Geschichte*. Daß Wesen und Charakter eines Volkstammes beeinflusst und geformt wird von dem Boden, den er bewohnt, ist uns heute eine längst geläufige Wissenschaft; und daß sich aus Charakteranlage Schicksal entwickelt, war uns ebenso selbstverständlich bewußt. Hier aber enthüllt sich uns in überzeugender Darstellung und fast erschreckender Deutlichkeit, wie eben aus diesem Boden heraus fast unter Ausschaltung des individuellen Volkscharakters historische Schicksale zwangsläufig sich gestalten. Wie dieses Land Italien vor uns aufsteigt als Erdgebilde mit Gebirge, Strom und Küste, Wasserscheiden und Pässen, erleben wir mit, wie und aus welchen erdhaften Notwendigkeiten sich dort oder hier Kraft sammelt in Siedlung, zu Kultur sich verbreitert, in Kämpfen sich ballt und aufstürmt; und wie es dieser rätselhaften geschichts- und kulturformenden Macht gleichgültig ist, ob sie ihr Material aus uralt festhaften Etruskerstämmen, räuberischen italienischen Sitten oder wandernden barbarischen Germanenhorden nimmt. Und ahnungshaft geht uns das seltsame Geheimnis der Erde auf, das — wie so oft geniale Findungen gerade vom Außenfeiter gemacht werden — der Afrikareisende und Kulturforscher Leo Frobenius der künftigen Wissenschaft geschenkt hat: jene tiefe Verbundenheit von Erde und Geist, die große Kulturen nicht an das einzelne Volk, sondern an bestimmte Erdsphären bindet, über die ein Volk nach dem andern hinweggeht, aus ihnen den Keim der Kultur empfängt, neugestaltet und weitergibt; so daß um dieses eine Mittelmeerbecken nacheinander etruskische, griechische, römische, germanische und arabische Kulturabwandlungen und Formationen erwachsen und sich ablösen.

Wer sich — um zum engeren Thema zurückzukehren — ein Bild von Albert von Hofmanns Methode machen möchte, der greife sich etwa das

Kapitel Rom heraus. Meisterlich ist hier in klarem Umriß unter dem Bilde des heutigen und des mittelalterlichen das antike Rom gezeichnet, alle drei Bilder stets einander überschneidend, eins das andere verdrängend, jedes einzelne jedoch unauslöschbar diesem gewaltigen und zeitlosen Stadtgebilde eingezeichnet, das in seiner großen menschlichen Symbolik den Begriff einer Landeshauptstadt im modernen Sinne stets überwachsen wird und darum geistig nicht einem einzelnen Volk gehört, sondern der Welt.

Stofflich bleiben wir in verwandtem Gebiet, wenn wir dem Hofmannschen Werk ein Buch anreihen, das von dem Gefühl des Italieners selbst für seine Landschaft handelt, wie es sich in künstlerischem Niederschlag darstellt: Hans Sez, *Die Naturanschauung der Renaissance*². Freilich hebt es scheinbar nur einen einzelnen begrenzten Zeitabschnitt heraus, umfaßt aber in Wahrheit damit die ganze Weite des Stoffes. Denn was vor der Renaissance in Italien an künstlerischem Naturempfinden existierte, lag weit zurück und war Erbe der Antike, aus der naiven Anmut des Griechentums von den römischen Klassikern übernommen. Für das dazwischenliegende Mittelalter existiert die Natur nur als Arabeske, als Ornament, nicht als lebendiger Ausdruck göttlichen Geistes und Schöpferiums. Erst die Renaissance findet mit der Befreiung des unpersonlich in alte Tradition und Weltordnung eingefügten Einzelnen auch eine neue Einstellung zur Natur, sie erlebt in sich die Entdeckung des Ich und des All zugleich. Der Verfasser folgt diesem Entwicklungsgang von der minutios-andächtigen Naturschilderung eines Gentile di Fabriano, den noch stark typisierten, rhetorisch-paradiesischen Landschaftsbildern Petrarca's bis zu der ins All sich verströmenden, innerlich tiefen Naturhingabe eines Lionardo und der unendlichen, von der anima mundi durchfluteten Alleinheit Giordano Bruno's, und gibt so, weit über das anfängliche Versprechen des begrenzten Themas hinaus, ein großzügiges Zeitbild, aus dem wir lebendige Säden in unsere Gegenwart hinüberreichen spüren. —

Man pflegt es als Kennzeichen einer ausgesprochen unschöpferischen Zeit anzusehen, wenn sie nicht nur unbekümmert aus Eigenem heraus schafft, sondern sich Nahrung und Bestätigung aus den schöpferischen Geistern der Vergangenheit holt. Eine Behauptung, über die sich übrigens streiten ließe, gerade angesichts der Renaissance selbst, die an der Berührung mit den neuerweckten geistigen Kräften der Antike erst sich selber fand. Jedenfalls aber hat diese gerade in unserer Zeit besonders starke Betriebsamkeit im Ausgraben und Neuentdecken neben allen Gefahren eines unfruchtbaren Historizismus auch ihre wesentlichen Werte: denn sie gewährleistet eine gewisse, bewusst gepflegte Kontinuität menschlichen Geistes schaffens, und ein Fortwirken auf spätere Generationen für den schöpferischen Menschen, der etwa seiner eigenen Zeit voraus war oder aus irgendwelchen äußeren und schicksalhaften Gründen nicht zu Gehör kam. So ist es denn auch durchaus wertvolles Geistesgut der letzten Generation des 19. Jahr-

hundreds, was diese neue Welle deutscher Italienschnsucht zutage gefördert hat. An erster Stelle steht darunter der im Jahr 1855 zuerst erschienene „Cicerone“ Jakob Burckhardts³, den der Verlag Kröner jetzt — zusamt seiner unvergänglich schönen „Kultur der Renaissance in Italien“ — in neuer handlicher Ausgabe herausbringt. Über diese bekannte „Anleitung zum Genuß der Kunstwerke Italiens“ etwas Näheres zu sagen erübrigt sich; es weht in ihr der Atem des großen Schaffenden, dem alles Schöpferische zuinnerst verwandt ist und dem auch die wissenschaftliche Arbeit unter den Händen zum Kunstwerk wird. In manchen Einzelheiten spüren wir heute freilich die siebzig Jahre Zwischenraum und die gewandelte Einstellung einer jüngeren Generation. Die absolute Harmonie, der schattenlose Glanz Rafaels, der für jene Zeit noch der Gipfelpunkt des Künstlerlebens war, läßt uns heute völlig unbeteiligt; dagegen wir Kinder einer chaotischen Zeit in dem ringenden Titanen Michelangelo, von dem sogar ein Burckhardt bekennt, ihn nicht genießen oder erleben, sondern nur historisch fassen zu können, bei aller Distanz der Ehrfurcht Blut von unserem Blut spüren. Auch die fast mißbilligende Kritik, die Sandro Botticelli zuteil wird, ist bei uns einem anderen, sensitiweren Verstehen und Mitschwingen gewichen. Aber was bedeuten diese Einzelheiten gegenüber der großen Über- und Zusammenschau, der umfassenden Einheit italienischer Kunst, die Burckhardts Cicerone auch heute noch den Suchenden schenkt, und die sich in der „Kultur der Renaissance“ zu einer farbigen, großen Einheit des Lebens weitet! —

Auf den Spuren Jakob Burckhardts geht ein anderes geschichtliches Werk, das sich sein Thema nur enger begrenzt: Eberhard Gothein, Die Renaissance in Süditalien⁴. Aber es wäre falsch, diesen begeisterten Verehrer Kiehls und Burckhardtschüler zum Epigonen seines Meisters zu stempeln. Neben der mit Dinghaftigkeit und Tatsache gesättigten Darstellungsform, die ihm wie seinem Leser die Vergangenheit lebendige Gestalt werden läßt und ihn Jakob Burckhardt nahe rückt, besitzt Gothein noch andere wesentliche Elemente, die ihn, den Jüngeren und erst vor wenig Jahren Verstorbenen, in die Reihen der neuen Generation stellen und ihm die eigene Note geben. Nicht nur daß er — hierin dem alten Kiehl verwandt und ebenso dem oben besprochenen Geohistoriker A. v. Hofmann — alle Kultur als aus Erde und Landschaft erwachsen spürt und so aus dem zerstückt und vereinzelt aufgefaßten älteren Geschichtsbegriff zu einer uns heute selbstverständlichen Alleinheit gelangt; er zieht in diese Einheit auch einen früher als nebensächlich behandelten, uns Zeitigen aber durch schmerzhaftes Erfahrung erlebten und wichtig gewordenen Faktor mit hinein, die Wirtschaft, und weiß so in diesem reichen und lebendigen Buch die romantisch-historische Seite der geschilderten Zeit mit der volkswirtschaftlich-sachlichen zu einem selbstverständlichen Ganzen — wie es das Leben selbst ist — zu verbinden. —

Daß die Renaissance in ihrer Entdeckung und Proklamierung des Individuums ein Quellbrunnen lebendiger Gestalt ist, haben von jeher Dichter und Geschichtsforscher gewußt. Ferdinand Gregorovius, der Verfasser der monumentalen „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“ hat sich in seinem 1874 erschienenen, heute neu aufgelegten Werk „Lukrezia Borgia“⁸ eines der anziehendsten und umstrittensten Frauenbilder herausgegriffen und sie in ihrem fürstlich-mädchenhaften Reiz und ihrer sozusagen naiven Verderbtheit lebendig gemacht. Und die Borgiagesichter der Bildnisse, die dem breiten und farbigen Zeitbild des Buches beigegeben sind — das selbstbewußte, heiter genießerische Papst Alexanders, die liebenswürdige, ein wenig eitle Santheit des furchtbaren Cesare und die geschmückte, kindliche Anmut Lukrezias —, lassen uns das grauenvolle Kätzel jener Zeit ahnend begreifen, die Gott und Lucifer in einer Seele umfaßte und wie eine schöne Giftpflanze eine gewisse Unschuld des Verbrechens zeitigte. —

Während es sich bei den bisher besprochenen Werken um die Spiegelung der Vergangenheit im Geiste neuzeitlicher Menschen und Darsteller handelt, erhalten wir ein unmittelbares Zeitbild in der im Verlag Diederichs erscheinenden Sammlung „Das Zeitalter der Renaissance“⁹, deren durch den Krieg unterbrochenes Erscheinen jetzt wieder einsetzt, nicht nur in Neuauslagen der bisher vergriffenen, sondern auch in Weiterführung mittels neuer Bände. Es ist unmöglich im Rahmen dieser Besprechung den Reichtum dieser, hier meist für uns zum erstenmal durch Übersetzung erschlossenen Zeitquellen wiederzugeben. Da zucken zwischen den wehrhaften Adelspalästen Perugias die furchtbaren Familienfehden des Mittelalters mit Gift, Dolch und nächtlichem Überfall, bis zu der wilden Tragik der Bluthochzeit im Hause der Baglioni, und die gigantischen Römerbauten der Pöpstestadt, das Erbe der Antike, werden zinnenbekrönte Trugkastelle für den wütenden Haß der Orsini und Colonna. Aus dem nüchternen Tatsachenbericht eines päpstlichen Kämmerers steigt das prunkvoll verruchte Rom der Borgia auf; farbenglühend wie Fresken Benozzo Gozzolis leuchtet das Florenz der großen Medizäer über die Jahrhunderte, und der Kreis um Lorenzo Magnifico lebt in funkelnd geistvollen Gesprächen, Briefen und verwegenen graziösen Komödien. So daß für jeden, der nicht nur fremde Perspektive übernehmen, sondern sich sein eigenes Bild schaffen möchte, aus dieser Sammlung von Quellen jene schöpferisch-gewaltige, in Schönheit, Kraft, Verbrechen und Geist überschäumende Zeit unmittelbar lebendig wird. —

Aber auch das unmittelbare Vergangenheitsbild lebt uns nur ganz, wenn es sich in den Rahmen einer mit Augen geschauten, in eigener Seele empfangenen Wirklichkeit einfügt. Ein wesentliches Hilfsmittel zum Erlebnis des Auges bietet die heutige Bildtechnik, die man in ihren besten Erzeugnissen geradezu eine Technik des Sehenlernens nennen könnte. Und es ist merkwürdig, in wie großem Maße diese an sich mechanische und un-

bestechlich objektive Technik heute zu einem Ausdruck persönlicher Auffassung werden kann. Das zeigt ein Vergleich etwa zwischen dem großen Bilderwerk „Italien“⁷ von Kurt Zielscher und dem schmalen Italienband⁸ der blauen Langewiesche-Bücher. Das erstere ganz aus romantischem Empfinden heraus gesehen, und zwar so hoch gesteigert, daß es ein Italien der starken Effekte, manchmal fast ein Italien der Kulisse gibt; die ganze Auffassung rein malerisch, auf das dramatische Spiel von blendend greller Sonne und tiefen Schlagschatten gestellt. In einzelnen Aufnahmen, etwa von Castel del Monte, und andern grauen Bergnestern, von düster balladesker Wirkung, tragisch erhaben in den wundervollen Blättern aus Girgenti und Selinunt und wiederum in anderen, wie z. B. den überraschenden Dachdurchblicken des Mailänder Doms, märchenhaft phantastisch, ins Unwirkliche überhöht. Das Thema des zweiten, dargestellt in ein paar hundert schönen und sehr intim erfaßten Amateurbildern, das Land der lichthaft reinen Form und Linie, die klassische Landschaft Italien. Gesteigert noch gibt dieses durchsonnte Erlebnis reinsten Form, in der Landschaft und Bauwerk zusammenklingen, der ungewöhnlich schöne Band Sicilia von Karl Groeber⁹, während die reichhaltigen Bilderhefte des Montanaverlages, wie etwa Vatikan und Peterskirche von Matth. Gerster und Konrad Kimmel¹⁰, der große Bilderkalender Roma aeterna, oder die im Roma-Kunstverlag erschienene Tiefdruck-Mappe „Roma Ruinae“¹¹ sich mehr auf das rein sachliche, unterrichtende Prinzip stellen.

Aber Bild und photographische Platte kann letzten Endes immer nur Hilfsmittel der Phantasie sein, wo das Wirklichkeitserlebnis schon vorhanden ist und das Schwarz-auf-Weiß dieser Schatten mit Farbe füllt, mit dem weißen Blenden sonnenbeschienener Mauern und Plätze, dem ewig wechselnden Dunkelblau südlicher Golfe, dem tiefen Goldton griechischer Tempelsäulen und der veilchenfarbenen Luftweite vor fernen edelgeschwungenen Berglinien; es vor allem erfüllt mit dem Herzschlag des Schönheitserlebens, des beglückenden Jetzt, in dem Seele und Welt einen Atemzug lang zusammenstürzen und Eins sind.

Soweit überhaupt sich dieses Erleben festhalten läßt und nicht mit dem Augenblick selbst verfliegt, ist das Wort allein das Mittel, das es faßt, zu Dauer bannt, und übertragbar macht. So stellen wir an den Schluß dieser Überschau ein paar Bücher, aus denen das Erlebnis Italien unmittelbar und persönlich zu uns redet.

Die ersten beiden dieser Bücher stehen noch auf der Grenze zwischen Sachlichem und Persönlichem, da das erlebende und darstellende Ich völlig im Dargestellten aufgeht. Als erstes sei hier ein Werk genannt, das längst zu den klassischen deutschen Italienbüchern gehört, heute aber in einer einbändigen, handlichen Dünndruckausgabe neu erstanden ist: die „Wanderjahre in Italien“ von Ferdinand Gregorovius¹², dem Verfasser der oben

schon erwähnten Geschichte der Lucretia Borgia. Auch in diesen uner-schöpflich reichen Wanderbildern verleugnet Gregorovius den Historiker roman-tischer Herkunft nicht, sei es, daß ihm in Alba das tragische Schicksal des gestürzten Titanen Napoleon aufsteigt, daß er in Ravenna die heroischen Gestalten der Galla Placidia, des großen Ostgoten Theoderich heraus-ruft, oder daß er uns im grauen Orsinikastell die wilden römischen Adels-fehden des Mittelalters lebendig macht. Aber diese Geschichtsromanik hat nichts von Unrealität, vom traumhaft Verschwimmenden; sie ist ganz Ge-stalt, hart und klar umrissen, unter Betonung der heroischen Elemente. Und wenn ihm die südliche Landschaft auch belebt war von dem Schatten großer Vergangenheit, so sah er doch mit wachen Augen in das Italien seiner Gegenwart und erlebte die antike Naivität und Heiterkeit italienischen Volkslebens, beglückt aufnahmefähig wie Goethe seinerzeit den rö-mischen Karneval.

Freilich war das Italien, das Gregorovius noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erlebte, ein anderes als jenes, das der heutige deutsche Ita-lienfahrer findet, und in der autoburchbrausten, modernen Hauptstadt würde der Verfasser der Wanderjahre wohl kaum das von tragischer Ver-gänglichkeitsstimmung geheiligte romantische Rom seiner Tage erkennen. Doch hat es für den Romfahrer von heute einen besonderen Reiz, sein eigenes Rombild mit dem von Gregorovius zu vergleichen, das gleichsam eine Mitte zwischen der Gegenwart und Goethes italienischer Reise dar-stellt. Im übrigen ist das Wesentliche an diesem alten und doch unvergäng-lich jungen Wanderbuch nicht das seither vielfach überholte oder gewandelte Italienbild selbst, sondern das Wie des Sehens und Erlebens, das Hinter-grundtiefe und lebendig bewegten Vordergrund zugleich umfaßt, und von dem auch wir Zeitigen noch die schöne und seltene Kunst zu lernen haben, ein Land nicht nur hastend zu durchstreifen, sondern es zu erleben und da-mit sich als inneren Besitz zu erobern.

Dem Gregoroviusbuch verwandt, sowohl in der Objektivität wie in der historischen Einstellung ist das schöne dreibändige Werk von Robert Kohl-rausch „Deutsche Denkstätten in Italien“¹³, dessen dritter Band jüngst er-schienen ist. Auch dieses ein ausgesprochenes Romantikerbuch, in dem sich uralte deutsche Sündensehnsucht mit Ruinenschwermut vermischt. Auch hier steigt im grauen Ravenna der Riesenschatten Theoderichs auf, die Erde eines ersten umbrischen Bergtales zu Füßen von Gualda Tadino hat das Blut des königlichen Totila und seiner Goten getrunken, aus verwittertem Stein in einem engen Klosterhofe Kapuas treten adelig und streng in Ge-stalt und Haltung langobardische Krieger und fürstliche Frauen heraus, und über den seidenblauen Golfen von Neapel und Salern, den leuchten-den Küsten Siziliens liegt wie ein verschleiernder Schatten die unsterbliche Tragik der Hohenstaufen. Aber ein Schatten von jener Art, die das strah-lende Bild nicht verdüstert, sondern ihm erst Tiefe und persönlich-lebendige

Beziehung gibt. Dieses reiche, in lebenslangen Sucherfahrten zusammengetragene Wanderbuch eines Geschichtskenners und Liebhabers, das getragen ist von einem starken persönlichen Nacherleben der Vergangenheit, ohne daß doch das Ich des Verfassers sich jemals vordrängte, ist von wesentlicher Bedeutung für den deutschen Italienfahrer; denn es führt nicht nur an jene allbekannten Stätten deutscher geschichtlicher Größe und Tragik, sondern es geht in unermüdlichem Spürsinn jeder halbverlorenen Fußspur deutschen Lebens auch auf abseitigsten und verlorensten Wegen nach; so wenn der Verfasser — wie in den beiden ersten Bänden berichtet wird — zur Burg von Canossa pilgert und auf dem Getrümmer der alten Kapelle den kaiserlichen Büsser Heinrich vor sich aufsteigen läßt; wenn er im entlegenen Cividale dem Gedächtnis des Langobardenchronisten Paulus Diaconus, unter dem sich der germanische Paul Warnefried verbirgt, begegnet, und in der verwahrlosten Klosterkirche von San Niccola zu Pisa erschüttert den Spuren des unglücklichen Johann Parririda nachgeht, der dort sein heimatflüchtiges Leben endete; oder wenn er unter dem Schatten des Soracte in ernster etruschischer Felsenlandschaft die Todesstätte jenes seltsamen ruhelosen Geistes, des Kaiserjünglings Otto III. in den vergessenen grauen Trümmern der alten Kaiserpfalz von Paternò entdeckt und in einsamer Marennenwildnis im Frangipaniturm zu Astura das tragische Schicksal Konradins nacherlebt.

Freilich liebt es unsere Zeit — zumal in ihrer jüngeren und vorwärtschauenden Generation —, sich nur zu einer neuen naturhaft-kosmischen Romantik zu bekennen und alle Romantik der Tradition und Historie abzulehnen; aber in diesem Buch ausgesprochen romantischen Geistes wird sie doch mehr und Wesentlicheres finden als bloße Geschichtsromantik im Sinn von Stimmung und Kulisse: nämlich eine große Überschau jenes dunklen und tragischen Schicksals, das germanisches Blut immer wieder nach dem Süden zog, um sich dort zu verbluten. Und aus dieser Überschau heraus eine Ahnung großer innewohnender Gesetze, eines führenden Instinktes, der diesen chaotisch ungeformten Menschen eines dunklen Nordens immer wieder sagte, daß ihnen die Berührung mit dem gestalthaften, klassischen Süden die Form für ihre chaotische innere Fülle zu schenken habe — wofür im Tiefsten Goethes Italienerlebnis lebendiges Symbol wurde —, indes dem Süden erst aus immer neuer Befruchtung aus den schöpferischen Kräften des Nordens wirkliche Kultur erwuchs. Eine Erkenntnis, die, früher schon geahnt und heute durch neuere kulturmorphologische Forschung belegt, tiefere Einblicke und Deutungen auch in heutige germanische Völkerschicksale ermöglicht.

Von den weiteren italienischen Wanderbüchern, die ich hier anreihen möchte, führt das erste nicht in so tiefe Zusammenhänge herein. Manfred Schneider gibt in seinem „Italien“¹⁴ das freudig weltoffene Erlebnis des Auges, dankbar empfangen und widergespiegelt, aber ohne den Versuch

einer Deutung. Die impulsiven Skizzen des Buches, denen eine Fülle eigener photographischer Aufnahmen des Verfassers beigegeben ist, haben aber trotzdem nichts Ausdrucksloses, sondern in ihrer warmen begeisterungsfähigen Art sozusagen etwas Allgemeingültiges, so daß in ihnen jeder deutsche Italienfahrer leicht und gern das eigene Erlebnis wiederfinden wird.

Tiefer freilich im Erlebnis, größer in den Zusammenhängen und der Überschau ist die schöne „Italienische Reise“ von Georg Münius¹⁵. Hier ist ein deutscher Italienfahrer, der sich von vornherein schon in der Einleitung seines Buches gegen alle Romantik verwehrt, der nicht auf Goethes Spuren, aber im Goetheschen Sinn seine Italienfahrt macht. Der nicht nur um romantisch zu genießen, sondern als sachlich Betrachtender, als Empfangender sich den Dingen naht, sie um ihren Sinn befragt, um an ihnen zu wachsen und reif zu werden. Sein Erlebnis Italien setzt sich — abgesehen von dem bezwingenden Schönheitserleben an sich, dem auch er mit wachen Augen offen ist — aus zwei großen Elementen zusammen: der traditionell-persönlichen Verbundenheit mit der katholischen Kirche, die gerade in Italien ihre höchste heroische Größe wie ihre seligste Blüte gezeitigt hat; und dem Tief- und Weitblick des Kulturhistorikers, dem Vergangenheit und Gegenwart ein durch Schicksal und Kausalzusammenhang verknüpftes Ganzes bedeuten. So erleben wir mit ihm nicht nur das Rom der Antike und der Päpste, sondern auch das neue Rom Mussolinis, neben dem heroisch verklärten das materiell aufstrebende neue Italien, beide bewußt auf den festen Boden der Wirklichkeit gestellt und häufig in Beziehung oder Vergleich zu heimatisch deutschen Verhältnissen gebracht. Fast scheint es, als ob diese kirchlich-kulturelle Einstellung wirklich immun gegen jede Romantik im üblichen Sinn macht. In Assisi lehnt der Verfasser alle romantisch-moderne Franziskusstimmung ab und sucht nur die religiöse Erhebung, die kulturell-historische Deutung; vor den Hohenstaufenarkophagen Palermos steht er — bei aller geschichtlichen Ergriffenheit — nicht mit der Andacht deutschen Empfindens, sondern objektiv abwägend aus dem übernationalen Weltgefühl der katholischen Kirche heraus, gegen die der große kaiserliche Freigeist Friedrich II. vergeblich Sturm lief. Und als Gast in Montecassino weilend, stellt er im Überdenken benediktinischer Erlebnisse bewußt den „freundlich romanischen Geist, voller Zucht und Sormung“ aller Klosterromantik abwehrend gegenüber.

Aber man ist nicht umsonst deutschen Blutes; und man waffnet sich mit leidenschaftlichster Abwehr gerade dort, wo man eine mögliche Gefahr spürt. Gewiß ist in diesem reichen und lebendigen Reisebuch nichts vom genießerischen Gefühlsüberschwang üblicher Reiseromantik zu spüren, und statt zur historischen Legende, bekennt es sich zur modernen, soziologisch orientierten Geschichtsauffassung, der weder der kapitolinische Gott noch das Mittelalter mehr Rätsel aufgibt. Aber wir versuchten schon zu Beginn

dieser Überschau den Begriff der Romantik tiefer und innerlicher zu fassen im Sinne einer Steigerung und Sinngebung der geschauten Wirklichkeit. Und so sammelt sich aller Traum, alles Wunder, alle Verklärung dieses gewollt unromantischen Buches auf dem jahrtausendalten Bild der katholischen Kirche, der holdseligen Anmut ihrer Madonnen, der strahlenden Festlichkeit ihrer südlichen Kathedralen, der Würde und Feierlichkeit ihrer Liturgien, dem großen Farbentedeum kirchlicher Kunst, das mit dem Glanze südlicher Landschaft zu einem Akkord zusammenklingt. Ohne diesen Mittelpunkt, der seelische Wärme ausströmt, wäre dieses Reisebuch zwar ein fluges, geistig reiches und weitschauendes Werk, die ehrliche Auseinandersetzung eines lebendigen Geistes mit einem Stück Welt, aber letzten Endes doch ohne persönlichen Einschlag; von hier aus erst empfängt es seine eigene Note — und seine eigene religiöse Romantik. Freilich soll das nicht etwa heißen, daß es nur für den katholischen Leser bestimmt sei; im Gegenteil gibt es durch diese Verbindung des katholisch-traditionellen Elementes mit kultureller neuzeitlicher Weite gerade dem Andersorientierten einen Schlüssel zum Verständnis sowohl für das Italien von heute, wie für das der Jahrhunderte, wie man ihn vielleicht nur von diesem Standpunkt aus finden kann.

Zur Charakterisierung der hier angeführten neuen Reisebücher sind auch ihre Bildbeigaben von Bedeutung. Dem sympathischen, aber weniger persönlichen Skizzenbuch Manfred Schneiders genügt die Begleitung der zwar vom Verfasser selbst aufgenommenen, aber doch mechanischen Wirklichkeitsauschnitte der photographischen Platte. Das zwar persönliche, aber aus überkommener Tradition herausgewachsene Reisebuch von Georg Mönius bringt wohl ein subjektiveres Bildmaterial in Gestalt von 12 schönen Tuschzeichnungen, aber von der Hand eines anderen, der neben dem Wort eine leise künstlerische Begleitung spielt. Das letzte dieser Bücher nur, die „Reise in Italien“ von Kolf Schott¹⁶, ist ganz aus einem Gusse und bringt neben den sehr individuellen Reiseimpressionen und -reflexionen des Verfassers auch ein reiches Material an Lichtbildern nach Kötzelzeichnungen von seiner eigenen Hand. So ist von den dreien dieses Künstlerbuch nicht nur das eigenwüchsigste, sondern — selbst wenn man nicht immer mit ihm einverstanden ist — letzten Endes auch das anziehendste. Entgegengesetzt der Antiromantik des vorigen Buches bekennt sich dieser fahrende Künstler voll zur Romantik, wie sie in „Mignons Lied“ zum Ausdruck kommt, in dem „der ganze feierliche Gehalt dieses Landes“ liegt:

„Man kann ihn sich nur erringen, wenn man die gellenden Lärmgespenster nichtiger Gegenwart austreibt. Dann taucht Mignons Stätte auf, verwunschen, in blühender Melancholie zerfallen, voll von schweren süßen Schmerzen; Künstlern und entthronten Königen, verdammten Göttern und ghibellinischen Aventiuren zugehörig; voll Unwirklichkeit inmitten der höhnischen Beize des flachen Tages. . . .“

Das ist reinste Romantik, wiedererstandener Eichendorf. Und dennoch geht uns gerade bei diesem romantischen Wanderbuch auf, wie die Romantik von heute etwas anderes ist als Eichendorf, Mondnacht und Posthornmelodie. Jene Romantik vor hundert Jahren war geboren als Reaktion gegen das Übergewicht klassischen Geistes, sie konnte nicht anders als Goethe ablehnen. Wir aber haben heute zu Goethe Distanz genug, um uns ihm nahe zu fühlen. Kein heutiger deutscher Italiensfahrer, soweit es ihm ernst ist um sein Erlebnis Italien, kann heute um Goethe herum. Und das bedeutet eben: vom Mignonlied zum Tasso, zur Iphigenie. Nicht etwa in dem Sinne, daß für jeden von uns die Berührung mit der Antike die gleiche große geistige Wende bedeuten müßte; es gibt so viele Wege, wie es mancherlei Geister gibt. Aber das Ziel ist eines für jeden einer menschlichen Reise Entgegenstrebenden: vom romantischen Überschwang zu Form und Maß.

So führt denn auch dieses eigenwillige und stark individuelle Künstlerbuch — auf dessen Reichtum an farbigen bewegten Eindrücken, an künstlerischer Betrachtung und Deutung, an Erlebniskraft überhaupt wir hier nicht näher eingehen können — zu gleichem Ziel und Willen: es nicht zu erleben als „holder Zeitvertreib, vor den Werken großer Schöpfer zu wandeln“, sondern an diesen geistigen Standbildern „des Grundes inne zu werden, auf dem große Individualität erst wachsen und gedeihen kann, des Grundes, welchen inwendige Antike zu nennen wir übereingekommen sind“.

Und so finden wir in einer Art beglückten Erstaunens, wie alle diese Südfahrer aus deutsch-romantischem Geiste — von dem objektiven Historiker der Wanderjahre an bis zu dem Künstler-Individualisten des letztgenannten Buches — letzten Endes doch den Weg zum Goethe-Erlebnis gegangen sind, ein jeder in seiner Art: den Weg aus Sehnsucht, Traum, Gefühlromantik zu Klarheit, Form, Gestalt, zu dem den Dingen innewohnenden Gesetz und Maß, die wir nirgends so mit Augen schauen und erleben wie in Kunst und klassischer Landschaft Italiens. Gewiß läßt sich dieses glückliche Land deutscher Sehnsucht auch nur einfach als Freude, als Schönheitsrausch weniger Wochen reich genug erleben, wie es etwa das Reisebuch Manfred Schneiders wiedergibt; aber wer sich damit begnügt, der hat seine eigentlichen Möglichkeiten nicht ausgeschöpft. Und diese liegen eben in jenem Erlebnis der Gestalt und — des Gestaltetwerdens; in der von außen ins Innen wirkenden reinen Form im schöpferischen Sinne, wie es die Frucht Italiens für Goethes Mannesjahre war und in irgendeiner Weise immer das Wesen allen menschlichen Reisens sein wird.

Und so wollen wir diese Überschau beschließen mit dem schönen Wort aus dem Introitus, mit dem Georg Müntius in seinem Reisebuch Goethe als Führergeist seiner Italiensfahrt bekennt:

„So hat er seine Reise gemacht: nicht als einer, der nur seiner auf Schritt

und Tritt gewahrt wird, der sich selbst überall mit herumschleppt, störend und vorlaut, sondern als einer, der die leisesten Dinge außer sich gewahrt und ihnen in Demut naht.

Und er ist gesegnet worden von der Gnade, die ein jegliches Ding in sich trägt. Wohl meinte er, keinen reinen, glücklichen Tag mehr gehabt zu haben, seit er über den Ponte Molle heimwärts fuhr. Aber in ihm wurden gesegnet alle, die aus dem Samen seines Geistes Kinder des Gesetzes geworden sind.“

¹ Albert von Hofmann, Das Land Italien und seine Geschichte. Eine historisch-topographische Darstellung. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1921.

² Hans Hess, Die Naturanschauung der Renaissance in Italien. Verl. d. Kunstgeschichtlichen Seminars zu Marburg 1924.

³ Jakob Burckhardt, Der Cicerone. Eine Anleitung zum Genuß der Kunstwerke Italiens. Neubruck der Urausgabe. Verl. Alfred Bröner.

⁴ Eberhard Gothein, Die Renaissance in Südtalien. Dunker & Humblot, München u. Leipzig 1924.

⁵ Ferdinand Gregorovius, Lucrezia Borgia. Nach Urkunden und Briefen ihrer eigenen Zeit. Mit Bildern und altem Buchschmuck. Allgemeine deutsche Verlagsanstalt, München 1923.

⁶ Das Zeitalter der Renaissance. Ausgewählte Quellen zur Geschichte der italienischen Kultur. Herausgegeben von Maria Herzfeld. (Siehe beiliegenden Prospekt.)

⁷ Kurt Sielsher, Italien. Verl. E. Wasmuth.

⁸ Italien. Landschaft. Baukunst. Leben. Karl Robert Langewiesche, Verlag, München.

⁹ Karl Groeber, Sicilia. Dr. Benno Filser & Co., Augsburg.

¹⁰ Matth. Gerster u. Konr. Rämmel, Vatikan und Peterskirche. Montana-Verl., Zürich u. Stuttgart.

¹¹ Roma Kulnae. Roma Kunstverlag, Stuttgart.

¹² Ferdinand Gregorovius, Wanderjahre in Italien. Neue vollst. Ausgabe in einem Band. Mit 60 Bildtafeln. Nach zeitgenössischen Stichen. Wolfgang Jess, Dresden.

¹³ Robert Kohlrausch, Deutsche Denkstätten in Italien. Robert Lug Verl., Stuttgart 1923.

¹⁴ Manfred Schneider, Italien. Kunst- und Wanderfahrten. Walter Siedecke Verl., Stuttgart 1925.

¹⁵ Georg Münius, Italienische Reise. Mit 12 Bildern von Johannes Thiel. Herder & Co., Freiburg 1925.

¹⁶ Rolf Schott, Reise in Italien. Erlebnis und Deutung. Sybillen-Verlag, Dresden.

Lulu von Strauß und Torney Wolke und Baum

I

Ganz frei uns los sein — ach, so los und frei,
Wie, Schwester Wolke, du auf weißer Schwingen
Entrückt der Zwietracht irrer Erdendinge,
Raucht zu dir auf nicht Blut noch Qual noch Schmerz!

Und über dir schweigt nah und sternengroß
Das ewig Ruhende, das Dunkelblaue —
Trinkt dich empor, umfließt dich uferlos,
Und ganz zerlöst zu Rauch und Glanz und Taut,
Verströmst du trunken dich in seinen Schoß!

2

Und du, der tief ins Dunkle Wurzeln schlägt,
Umrauscht von vieler Sommer grünen Kränzen,
Von vieler Herbstes bunten Blättertänzen,
O du, der hoch ins Licht die Krone trägt —

Mein Bruder Baum, wie bist du innig eins
Dem Gang der Sterne und der Quellen Steigen,
Und bist mit träumend windgeregten Zweigen
Ein Klang im grünen Hohelied des Seins!

Und ist dir wirrer Menschenstimmen Streit
Nur wie ein Vogelschrei im Märzwinde —
Und spürst im Traum, ob grünend ob verschneit,
Den Strom des Lebens unter deiner Rinde
Und in der Frucht die ganze Ewigkeit!

Totenland

Ich wohne nah am stillen Land der Toten,
Denn nicht so starr ist, wie die Menschen wähen,
Die dunkle Mauer zwischen uns und jenen,
Und viele Dinge sind uns stumme Boten.

* Aus der neuen, vermehrten Auflage der zu einem Band geeinten zwei Balladen- und Gedichtbände, die soeben unter dem Titel des zulezt im Verlag von Eugen Diederichs, Jena, erschienenen Bandes „Reif steht die Saat“ in neuer Ausstattung von Max Thalmann erscheinen. Damit liegt die endgültige Form und die endgültige Kritik der Dichterin gegenüber ihrem Schaffen vor. Die Romane der Dichterin sind gleichfalls aus der Deutschen Verlagsanstalt in den Verlag von Eugen Diederichs in Jena übergegangen.

Und Worte sind, die wir im Tagesdrange
Auf einmal wie mit ihrer Stimme sprechen,
Wie Quellen, die aus dunklem Grunde brechen —
Und wir erschrecken tief bei ihrem Klange.

Und unsre Träume werden zum Gesichte:
Wir gehn in Gärten, stillen, niegeschauten,
Mit den Verlorenen, den Tiefvertrauten,
In einem fremden, feierlichen Lichte.

Sie lächeln immer wie aus tiefstem Wissen,
Und schweigen Antwort unsern hangen Fragen,
Und die verlorenen Worte, die sie sagen,
Sind Stern und Tröstung unsern Finsternissen . . .

Der Morgen graut, er schließt der Traumnacht Pforten.
Wir aber sehn am Tage oft in Sinnen,
Geschlossnen Augs, und horchen tief nach Innen
Auf jene dunklen, halbverstandnen Worte, —

Und fühlen, bang und suchend umgetrieben,
Wie unsichtbare Hände zart uns rühren,
Und Süße tasten durch verschlossene Türen,
Und Jetzt ist Ewigkeit . . . und Hier ist Drüben . . .

Emil Ott / Rilke als Romantiker

Zu seinem 50. Geburtstage am 4. Dezember

Wir sind heute gewöhnt, in bleibenden Menschheitstypen uns des Wesens unseres neugesuchten Menschentums bewusst zu werden. Die Romantik ist einer der bedeutendsten dieser Typen. Zugleich mit der neuen Würdigung derselben in der Gegenwart hat allerdings der Kampf um dieselbe eingesetzt, in dem wir noch mitten drin stehen. Wie man sich auch zu demselben stellen mag, romantische Naturen werden nicht aussterben und Romantik wird neben Klassik oder Realismus ihre bleibenden Wahrheiten behalten. Ein Menschheitstyp hat seine Schranken am anderen, jeder sein relatives Recht. In den Durchschnittsmenschen werden die Typen gemischt auftreten, wenn auch oft genug in ihrer Besonderheit vorherrschen. Die Sendung der Großen im Geiste besteht darin, daß sie einen Typ einseitig ausprägen, ausleben und vorleben.

Rainer Maria Rilke ist neben Hugo von Hofmannsthal der ausgeprägteste Romantiker unter den noch lebenden Dichtern. Man braucht sich nur an „Die Weise von Liebe und Tod“, dieses Lieblingsbüchlein der Jugend,

zu erinnern, um sofort im Zauber echter Romantik zu sein. Die Geschichte eines Kilkeschen Ahnherrn, der die Wirklichkeit eines Schloßfestes für einen Traum hält und im Traum der Liebe „die sechzehn runden Säbel, die auf ihn zuspringen“, für Gärten hält. Dennoch ist diese Verzauberung der Welt nicht der hervorstechendste Zug der Romantik Kilkes. Vielleicht noch in seinen ersten und frühen Gedichten. Später wäre seine Romantik vielmehr als Beseelung der Welt zu kennzeichnen. Als solche hat sie bis heute ihre große Sendung.

Zuvor aber erst der ganze Ansatz des Kilkeschen Lebensgefühls, der zu den bleibenden Wahrheiten der Romantik zu rechnen ist.

„Aus unendlichen Sehnsüchten steigen
endliche Taten wie schwache Fontänen,
die sich zeitig und zitternd neigen.“

Die Fontäne ist das Lieblingsbild Kilkes, das Bild von „jedes Steigens lichtzitterndem Spiel“ und von dem „Dunkel jedes unendlichen Falles“, das Bild von der Unendlichkeit des Lebenschwunges und seiner endlichen Begrenzung. Kilke hat erlebt, was Simmels philosophischer Tiefsinn erkannt hat, daß „die Form der Seele“ die Unendlichkeit ist. Es ist das Faust-erlebnis, das Erlebnis von Sturm und Drang, das Grunderlebnis unseres Menschentums. In den ersten Gedichten Kilkes nimmt es auch faustische Formen an.

„Schau ich die blaue Nacht, vom Mai verschneit,
in der die Welten weite Wege reisen,
mir ist: ich trage ein Stück Ewigkeit
in meiner Brust. Das rüttelt und das schreit
und will hinauf und will mit ihnen fliegen.“

Faustens Unendlichkeitsdurst schlägt in unendliches Streben um, der Kilkes dagegen in die typisch romantische Sehnsucht nach der blauen Blume, nach Orplid, dem „Land, das ferne leuchtet“ und doch nie erreicht wird, nach der Wirklichkeit ewiger Ideale von Vollendung und Unvergänglichkeit, die doch nirgends verwirklicht sind.

Dennoch muß sie Kilke wie jeder Romantiker in der Wirklichkeit suchen, „sehnsuchtsgeweiht durch alle Tage“ und Länder „schwelfen“. Seine wiederum typische Lebensform ist die Wanderschaft. Er sieht ganz Europas Schönheit und Kultur. Er kennt keine Heimat. Er ist heute noch „auf Reisen“. Fern liegt Prag, wo seine Wiege gestanden, fern Kärnten, wo das Schloß seiner Väter gestanden. Und doch sind ihm schließlich alle Länder, die er besucht, „gleichgültig wie Kulissen“, und er reist „eigentlich ohne Neugierde“ in ihnen herum. Welt und Menschen treiben ihn nur noch mehr in das andere Grundgefühl der Romantik, in die Einsamkeit. Die Dinge befriedigen nicht und die Gemeinschaft mit Menschen bedeutet nur „ein Zuwachs an Einsamkeit“. Der Romantiker Kilke fühlt sich fremd und heimatlos in der Welt.

„Das ist die Sehnsucht: hasten im Gewoge
und keine Heimat haben in der Zeit.
Und das sind Wünsche: leise Dialoge
der armen Stunden mit der Ewigkeit.“

Dieses zwiespältige Daseinsgefühl, die Empfindung von der Dissonanz zwischen Unendlichkeit und Endlichkeit, über die sich der Klassiker durch die Hingabe an Form und Wert des Endlichen, der Realist durch ein tätiges Leben erhebt, geht durch das ganze Schaffen Rilkes. Aber sie nimmt doch verschiedene Formen an. Die Frühzeit Rilkes ist noch ganz weltflüchtig. Er haßt die Pflicht als einen zu „engen Ring“ für seinen Unendlichkeitsdrang. Er haßt den Tag, die Atmosphäre und das Sinnbild des klassischen Heimischseins in der Welt, und singt mit der Romantik das Lied von der Nacht, die alle harten, unzulänglichen Konturen des Endlichen verdämmern läßt und zum Traume von Unendlichkeit stimmt.

„Ich war so fremd und so verlassen,
daß ich nur tief in Blütenblaffen
Maimächten heimlich selig war.“

Alles, was nächtig und dämmerig ist, liebt Rilke: blaßes Land, bleiche Mädchen, träumerische Frauen, zarte Kinder, leise Melodien, grauen Himmel, Menschen, in denen eine Sehnsucht lebt. Man erkennt schon daran eine Erweichung gesunder, starker, farbenfroher Lebensempfindung. Die Verzauberung des Endlichen durch die Phantasie des Unendlichkeitstraumes und damit die freudige, lebensstarke Überbrückung der Kluft zwischen Irdischem und Ewigem, wie wir sie aus „Seinrich von Osterdingen“ kennen, ist bei Rilke seltener. Sein Weltschmerz ist zu groß und durch seine schwermütige Veranlagung noch mit Gewichten behängt. Nur ein stilles, sanftes Träumen über den Dingen von Welt und Zeit. „Ich bin zu Hause zwischen Tag und Traum.“ Sonst aber eine Flucht aus dem wirren und irren Getriebe der Wirklichkeit, das für romantische Seelenfülle nur Einschränkung und Entweihung ist.

„Was reißt ihr aus meinen blaffen, blauen
Stunden mich in der wirbelnden Kreise wirres Geflimmer?“

Rilke steckt gegenüber der klassischen Romantik im Kulturpessimismus des 19. Jahrhunderts, der, erst nur Unterströmung, bei ihm nach oben kommt. Und er ist von der Müdigkeit des fin de siècle befallen. Sein Werk trägt gerade in diesen Anfangsstadien zweifellos Spuren von Dekadence. Aber bei aller Blässe seines Lebensgefühls, durch das seine „Freuden bleich“ und seine „Schmerzen sanft“ werden, — seine Lyrik hat gerade in der Frühzeit, in seinen „ersten“ und „frühen“ Gedichten sowie im „Buch der Bilder“ schon den reinen, zarten, melodischen Klang, wie sie ihn nachher nur noch im „Stundenbuch“ übertroffen hat. Sie ist noch unmittelbarer, natürlicher, subjektiver, wenn auch noch nicht so formvollendet wie

in den „Neuen“ Gedichten. Sie ist romantisch in ihrer freien, leichten, vollen Strömung.

Mit den reifenden Jahren tritt bei Kilke eine merkliche und bedeutsame Wandlung in seiner Romantik ein. Ein gewisser Wirklichkeitsinn erwacht, und zwar, ganz entsprechend dem weltenschmerzlichen Daseinsgefühl der Romantik, eine Bejahung der Nachtseiten des Lebens. Sie binden Kilke jetzt ans Leben, sie fordern Anerkennung und erlauben keine Flucht mehr. Sie sind so kraß und grauenhaft, daß sie alle absichtlichen und unabsichtlichen Illusionen zerstören, daß auch der vergoldende Traum der Romantik zerfliehet. In Paris erlebt das Kilke bei Kranken, Siechen, Bettlern und Verkommenen, in den Großstädten bei Armen, Arbeitern und Verwahrlosten. Sie alle sind ihm jetzt „ein Seiendes, das gilt“. Und er „wundert sich oft, wie bereit ich alles Erwartete aufgebe für das Wirkliche, selbst wenn es arg ist“. „Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge“ sind das Denkmal der Ergriffenheit von der rauhen Wirklichkeit des Lebens, voll düsterer, schwarzer Farben.

Kilke bewältigt diese Wirklichkeit nun nicht mehr mit der verzaubernden Phantasie, sondern mit den zwei anderen großen romantischen Lebensmächten, mit Seele und Religion. Er fordert im „Brigge“ das Einfühlen in die Not aller Kreatur, im „Stundenbuch“ das soziale Mitgefühl. Er tadelt die Menschen, welche „die schreckliche Wirklichkeit vergessen möchten“, und verlangt, daß man sie „aushalte“. Aushalte, um zur Liebe und Hilfe reif zu werden, zu Franziskusgeist. Er fällt aber auch der wilden Geldjagd in die Zügel, geißelt den Götzendienst, der mit Kultur und Fortschritt getrieben wird, der die Menschen ihres Selbst, ihrer Seele beraubt und sie „aus Gleichgewicht und Maß fallen“ läßt. Wie alle Romantiker fordert Kilke die Rückkehr zur Natur, zur Einfachheit der Kinder, zur Unmittelbarkeit, Einfachheit und Unverworrenheit des Volkes. Und wo Leid unvermeidlich ist, da gilt es, Seele daraus zu machen, es einfach zu „tragen“ und durch dasselbe zu „reifen“.

Diese Beseelungs-Romantik ist jetzt das Kennzeichen des ganzen Kilkeschen Schaffens. Er sucht die Seele aller Dinge und verwandelt alle Dinge, Geschehnisse und Erlebnisse in Seele. Die Lyrik seiner zweibändigen „Neuen Gedichte“ ist gegenständlich, viel stärker mit Objekten verbunden als bei der klassischen Romantik. Nicht bloß die historische und kulturelle Erlebnisfülle Kilkes drängt sich darin vor, auch nicht bloß das Bedürfnis nach plastischer Gestaltung, sondern auch hier ein gewisser Wirklichkeitsinn, den das Wirklichkeits-Jahrhundert auch in Kilke erzeugt hat. Dennoch ist das Interesse dieser Lyrik nicht wie bei der Klassik die reine, schöne Form, die steht für den Romantiker unter dem Fluch beschränkter Endlichkeit, sondern Sinn und Seele der Dinge und Geschehnisse, die wenigstens das fallende Spiel unendlicher Seelen-Fontänen widerspiegeln. Diese Seelenhaftigkeit gibt der Kilkeschen Lyrik den feinen, zarten Duft, der

ihren unvergleichlichen Zauber ausmacht. Und die gibt der Lyrik des „Stundenbuches“ den musikalischen Klang, wie ihn nur die Romantik mit ihrer intensiven Seelen- und Gefühlsströmung herausbringen kann. Die ganze Lebensauffassung Killes wird seelenhaft, die Lebensführung Ausdruck von individueller Seele und das Lebensziel Eindruck von Dingen und Geschehnissen in individueller Seele, Entfaltung und Reifung der Innerlichkeit.

„Ich will mich entfalten . . .
 . . . Ich will mich beschreiben wie ein Bild.“

Die eigentliche Wurzel des Killeschen Weltgefühls ist die Religion. Sie ist für jeden Romantiker schon mit dem Unendlichkeitsdrang gegeben. Bei Kille erfährt auch sie bemerkenswerte Abwandlungen. Der klassische Romantiker erlebt das Übersinnliche im Grunde nur in der Aufhebung des Sinnlichen, im Rausch der Liebe, der Musik, oder in der Mystik in ihrer sublimiertesten Form als Unendlichkeitsmystik. Kille kennt wohl auch dies. Im Liebestausch des Cornet Christoph Kille ist „die Zeit eingestürzt“. Aber schon die Dämpfung aller Leidenschaften durch Killes zarte, schwermütige Naturanlage weist ihn auf einen anderen religiösen Weg. Er naht sich dem Ewigen nur „ahnungsvoll und zart“. Die wenigen Lieder mystischer Gotteinigang im „Stundenbuch“ sind unendlich keusch und scheu empfunden.

„Denn wer dich fühlt, kann sich mit dir nicht brüsten;
 Er ist erschrocken, bang um dich und flieht
 vor allen Fremden, die dich merken müßten.“

Der Wirklichkeitsinn Killes bindet auch seine Religion an die wirkliche Welt. Sie ist in der Hauptsache innerweltlich orientiert. Und sie hat in der leidvollen Wirklichkeit Anfang, Mitte und Ausgang. Diese Wirklichkeit läßt Gott nach Kille als den „unbekannten, dunkeln, rätselhaften“ erscheinen, der „seines Wesens letztes Wort verschweigt“, der nicht zu „binden ist an Bild und Gebärde“, der so „fern“ ist, daß alle irdische Gestaltung nur als sein „Mantel“ und Gleichnis gelten kann. So romantisch dies aufgefaßt ist, so wirklich wird doch Gott wieder in seiner sinnbildlichen Welt genommen. So wirklich, daß er dieser seiner Welt von Kille gleichgesetzt wird und uns dadurch seine ganze Schwere empfinden läßt.

„Du bist der raunende Verruchte . . .
 Du bist der dunkle Unbewußte . . .
 Du bist der Bittende und Bange,
 der aller Dinge Sinn beschwert.“

Das religiöse Grundgefühl, von dem aus Kille die harte Lebenswirklichkeit bewältigt, ist das der Demut. Ist Gott der „dunkle“ mit „wolfiger Stirne“, so bleibt nichts übrig als dieses Gefühl. Denn irgendwelche Anmaßungen des Verstandes, Gott fassen zu wollen, liegen Kille als Roman-

tiker fern. Vielmehr sind es, echt romantisch, Kinder und Leute aus dem Volke, die Kilke liebt, weil sie Gott noch mit Einfach und mit der Unmittelbarkeit des Gefühls begegnen. So sind die reizenden „Geschichten vom lieben Gott“ den Kindern erzählt, und die Gotteslieder des „Stundenbuchs“ einem russischen Mönche in den Mund gelegt, denn am russischen Volke hat Kilke die religiöse Demut „ohne Furcht, sich zu erniedrigen“, verehren gelernt. Die praktische Auswirkung dieser Demut ist der Gehorsam, und ihn lernt Kilke vor allem von seinen vielangeführten „Dingen“, die ebenso einfältig und eindeutig sind wie Kinder und noch mehr als Kinder den ihnen einwohnenden göttlichen Gesetzen gehorchen.

„Eins muß er wieder können: fallen,
geduldig in der Schwere ruhn,
der sich vermaß, den Vögeln allen
im Fliegen es zuvorzutun.“

Die Überwindung des prometheischen Faust durch die Religion der Demut und des Gehorsams ist hier ganz deutlich:

„Tu mir kein Wunder zulieb,
gib deinen Gesetzen recht.“

„... Meine beste Kraft soll sein wie ein Trieb,
so ohne Tünnen und ohne Tagen,
so haben dich ja die Kinder lieb.“

„... Laß dir alles geschehn: Schönheit und Schrecken,
laß dich von mir nicht trennen.“

Diese religiöse Grundhaltung Kilkes, die dem zwiespältigen Daseinsgefühl des Romantikers entspricht und ja mit unserer heutigen religiösen Haltung der Weltnot gegenüber ganz zusammentrifft, gibt nun auch der ganzen Lebensstimmung Kilkes ihre eigenartige Färbung. Der Welt-schmerz des Romantikers erhält seine Versöhnung und Sänftigung durch Demut und Gehorsam und wird dadurch auch wieder fester an die Wirklichkeit gebunden als dies sonst in der Romantik der Fall zu sein pflegt. Die sanfte Lebensempfindung Kilkes hat hier ihren Rückhalt. Das dunkle Moll des „Stundenbuchs“ erhält von hier aus seinen fried samen, musikalischen Klang. Zugleich aber schwingt auch von hier aus die innerweltlich gestimmte Religion ins Überweltliche, um in ihm die letzte Versöhnung zu finden.

„Und bang und sinnlos sind die Zeiten,
wenn hinter ihren Eitelkeiten
nicht etwas waltet, welches ruht.“

Das ganze Daseinsgefühl des Romantikers ist ja nihilistisch.

„Leben ist nur der Traum eines Traumes,
aber Wachsein ist anderswo.“

„... Ein jeder Sinn ist nur ein Gast
und sehnt sich aus der Welt.“

In dieser Überwelt liegt für Rilke wie für jeden Romantiker das letzte Ziel aller Weltentwicklung, insbesondere der Seelenentfaltung einschließlich der Seelenvertiefung durch das Leid. Durch das Leid will er „weit aus der Zeit reifen“, und alles Leben ist ihm nur das Ausreifen der „süßen Frucht“ des Todes. Der Tod, der nicht bloß als körperlicher Tod, sondern vielmehr als Sinnbild der Vergänglichkeit auch bei Rilke im Mittelpunkt seiner romantischen Lebensempfindung steht, wird durch solche Bildung eines ewigen Seelenkernes in der Zeit überwunden. Keine Bewunderung, kein Schrecken, kein Haß, keine Liebe ihm gegenüber, sondern

„nur Sehnsucht, auch den Tod nicht zu entweih'n,
und dienend sich am Irdischen zu üben,
um seinen Händen nicht mehr neu zu sein.“

„Dienend sich am Irdischen zu üben“: damit biegt Rilke wiederum von der weltflüchtigen Romantik in die Wirklichkeit ab und trifft mit dem „Lebensdienst“ des heutigen Geschlechtes zusammen. Er kommt zwar zu keiner vollen Würdigung des werktätigen Lebens in seinem heutigen harten, tragischen Sinne, er bleibt Romantiker, indem er das wirkliche, praktische Leben immer an dem Maßstab „Seele“ mißt, mit dem allein heute nicht mehr auszukommen ist; er würde vielleicht auch heute noch einer Kulturflucht das Wort reden, wie sie angesichts der heutigen Forderungen der Wirklichkeit einfach nicht durchzuführen ist, aber er hat trotzdem auch unserer heutigen Lebens- und Wirklichkeitsgestaltung schon ihr Ethos und religiöses Pathos gegeben, ersteres mit dem Schlagwort Dienst, letzteres mit den religiösen Gefühlen der Ehrfurcht und Liebe dem Leben gegenüber. Weist nämlich auch der leidvolle Sinn der Dinge und Geschehnisse ins Übersinnliche, in allem Gefühl der Selbstatlosigkeit in dieser Welt bleibt dem Romantiker doch zugleich das „Gefühl vom Unendlichen im Endlichen“ eigen. Und darin wurzelt seine Ehrfurcht vor dem Leben, das ihm deshalb „heilig“ gilt, und seine Liebe zum Leben, dem er sich als dem göttlichen Leben selber im Dienen hingibt. Die entsprechenden Stellen im Werke Rilkes haben von jeher die Begeisterung der Jugend gehabt und haben heute erst recht unsere Bewunderung und Gefolgshaft. Über allen Rätseln der Gottheit bleibt es eine Genugtuung, ihn in Tat und Leben zu fassen und zu finden.

„Erfonnen ist ein jeder Sinn,
man fühlt den feinen Saum darin,
und daß ihn einer spann.“
„Du wirfst nur mit der Tat erfaßt,
mit Händen nur erhell't . . .“
„Ich aber will dich begreifen,

wie dich die Erde begreift,
mit meinem Reifen
reift
dein Reich."

In Ehrfurcht begegnet Kilke dem Leben, weil er überall Gott sieht. „Sprich mir aus Überall“. Gott ist ihm der, „zu dem sich alle Dinge neigen, von seiner Stärke Strahlen schwer“, das Meer und die Sterne, der Mensch und alle menschlichen Werke. „Hörst du mich nicht mit allen Sinnen an dir branden?“ „Ich kreise um Gott, um den uralten Turm.“ In der Liebe fühlt Kilke Gottes Gegenwart. In der Kunst seine Offenbarung: „Michelangelo, wer ist in dir? Du mein Gott, wer denn sonst.“ In heiliger Liebe gibt sich Kilke deshalb dem Leben hin.

„Und dann, meine Seele, sei weit und frei,
daß dir das Leben gelinge,
breite dich wie ein Feierkleid
über die sinnenden Dinge.“

Mit solchen Gefühlen wird Kilke Leben und Arbeit dann zum Gottesdienst und „jede Stunde geweiht“.

„Wir bauen an dir mit zitternden Händen
und wir türmen Atom auf Atom,
aber wer kann dich vollenden, du Dom?“

Alle Lebensentfaltung und aller Kulturdienst wird, echt romantisch, nicht zweckhaft aufgefaßt, sondern trägt als Ausdruck gotterfüllten und gott-offenbarenden Lebens Sinn und Zweck in sich selbst.

„Für dich nur schließen sich die Dichter ein,
und jedes Lied, das tief genug erklingen,
wird an dir glänzen wie ein Edelstein . . .
So fließt der Dinge Überfluß dir zu.“

Selbst die Arbeit des Bauers oder Handwerkers ist Frömmigkeit und Gebet.

„Es gibt im Grunde nur Gebete,
so sind die Hände uns geweiht.“

Trotz dieser frohen Lebenshingabe, die alt und doch neu ist, weil sie nicht ungehemmtes Sichausleben, sondern Entfaltung heiligen Lebens ist, verliert Kilke nicht das Bewußtsein von der Gebrochenheit und Fragwürdigkeit des Lebens. Heute erst, von den gleichen Lebensstimmungen aus, fällt es uns am „Stundenbuch“ auf, wie selten von dem herrlichen Gott die Rede ist, ohne daß zugleich der dunkle genannt wird, wie das ganze Lebensgefühl Kilkes, auch sein religiöses schon ganz antinomisch, dialektisch im heutigen Sinne ist.

„Wir sind die Ubern im Basalte
in Gottes harter Herrlichkeit.“

Dein Name ist uns wie ein Licht
 hart an die Stirn gestellt.
 Da senkte sich mein Angesicht
 und sah . . . dich, . . . dunkelndes Gewicht
 an mir und an der Welt.“

Wieder ist es der Wirklichkeitsinn Rilkes, der den Romantiker uns Zeitigen nähert. Die Spannung Unendlich-Endlich wird nicht einseitig zugunsten eines romantischen Unendlichkeitskultus gelöst, wiewohl sich auch in Rilkes reifen Werken noch oft ein solcher findet, sondern sie wird „ausgehalten“ und religiös in Demut, Gehorsam und Dienst ausgeglichen.

So ist Rilke nicht bloß Zeuge und Kündler, sondern lebendige Gestalt der ewigen Wahrheiten der Romantik, wie sie sich mit dem Wirklichkeitsinn und der religiösen Haltung der Gegenwart verbinden können. Es ist erstaunlich, wie er teils auf Grund seiner Romantik, teils auf Grund des Realismus des 19. Jahrhunderts den Geist der Gegenwart vorweggenommen hat, darin auch ein Beweis dafür, daß dieser Geist seit der Wende der Jahrhunderte zum Durchbruch drängte. Dürften wir noch weitere Äußerungen der Rilkeschen Muse erwarten, so brauchten sie nur in der Fortsetzung der in seinem bisherigen Werke begonnenen Linien zu liegen, um diesen Dichter der alten Generation ganz modern erscheinen zu lassen. Vielleicht wäre in solchen Äußerungen dann auch noch eine stärkere Annäherung von Romantik und Realismus festzustellen.

Paul Wegwitz Zur Erkenntnis des Deutschen

Es kennzeichnet die Deutschen, daß bei ihnen die Frage: was ist deutsch? niemals ausstirbt“, heißt es im Jenseits von Gut und Böse in dem Kapitel „Völker und Vaterländer“, das selbst die aufschlußreichsten Antworten auf die erwähnte Frage mit der bei Nietzsche in psychologischen Dingen geradezu nachtandlerischen Treffsicherheit gibt. Es kennzeichnet die Rätselhaftigkeit, die Weiträumigkeit, die Verschlungenheit und Verworrenheit der deutschen Seele, daß sie nicht so leicht mit sich ins Reine kommt, daß sie diese ihre Beladenheit als etwas Qualendes empfindet und immer wieder versucht, ihre beschwerliche Anlage mit einem ruhigen Blick reiner Besinnung wenn nicht aus der Welt zu schaffen, so doch in die kühlere Sphäre der klaren Erkenntnis zu erheben, ähnlich wie gewisse Menschen Dostojewskis das für unsere Begriffe und Gefühle geradezu schamlose Bedürfnis haben, sich mit allen ihren Schwächen rücksichtslos bloßzureden. Es kennzeichnet aber des weiteren die Unendlichkeit der Aufgabe selbst, daß die Frage immer neu gestellt werden muß, da keine Ant-

wort imstande ist, die Seele eines Volkes ganz zu erfassen. Hier ist etwas schlechthin Irrationales, das der rationalen Fassung sich immer wieder entzieht. Auch das mag ein besonderer Reiz sein, immer von neuem seine Kraft an der als unendlich erkannten Aufgabe zu erproben. Kommen dazu noch äußere Schicksale, wie wir sie erlebt haben, daß man uns von gegnerischer Seite ein Zerrbild unseres Wesens vorhält, daß wir eine Periode durchleben mußten, so erschütternd in ihrer Erhebung wie in ihrer Erniedrigung, eine Periode, die uns schließlich das Lingsständnis eines gewissen Versagens vor dem Forum der Geschichte abzwang, weil es schon nicht ganz ohne Sinn ist, dem auch Unrecht zu geben, dem der Erfolg versagt war: so ist — alles in allem — übergenug zur Erklärung vorgebracht, warum die Frage, was deutsch sei, auch heute wieder eine besondere Teilnahme beansprucht.

Ist die Seele eines Volkes etwas Irrationales, so rückt die Erkenntnis ihres Wesens in ein recht zweifelhaftes Licht, und es muß erwogen werden, welches die möglichen Wege sind, dennoch etwas zu erreichen. Je zusammengeschlossener ein seelisches Gebilde ist, desto mehr entgeht es der begrifflichen Formulierung. Nun ist offenbar die Volksseele ein Gebilde von gesteigert zusammengeschlossener Beschaffenheit, da schon ihr Träger, das Volk, eine recht vielseitige Zusammensetzung aufweist, eine Individualität dritter Ordnung ist, wie Müller-Freienfels sagt.

Alles Seelische ist nur an seinen Äußerungen zu erfassen; eine Physiognomie im weitesten Sinne ist schließlich die einzig mögliche Psychologie, so wenig rational und so sehr intuitiv jeder Rückschluß von der Ausdrucksbewegung oder dem Ausdrucksgebilde auf das sich ausdrückende Seelische auch ist.

So wäre das einzig Mögliche ein Erkennen des wesentlich Deutschen an den Gebilden, die der deutsche Geist hervorgebracht hat, in denen er sich manifestierte. Und tatsächlich scheint die Sache, auf diese Weise angefaßt, so erstaunlich leicht. Auf die Frage, was deutsch sei, könnte man mit der Aufforderung antworten: Lies deutsche Dichtung, sieh deutsche Kunst, höre deutsche Musik! Aber damit wäre nichts zur Erkenntnis des Deutschen erreicht. Man taucht damit ins Element des Deutschen unter, man saugt es ein, man kann das Gefühl verfeinern für das, was höheren oder niederen Ranges innerhalb dieser Sphäre ist, aber man wird nicht wissen, nicht objektiv sagen können, was deutsch ist, soviel im übrigen mit solchem Aneignen des Deutschen schon gewonnen und wie sehr immer es zu wünschen wäre. Ist aber ein Maßstab erworben, das wesentlich Deutsche vom Unwesentlichen zu unterscheiden — woher er genommen werden könne, bleibt vorläufig außer Betracht — dann ist dieser Weg, das Deutsche in seinen Gestalten zu zeigen, ein äußerst erfolgversprechender. Man findet ihn begangen in E. A. Fischers „Deutsche Kunst und Art“ (Sibyllenverlag, Dresden 1924). Malerei, Baukunst, Plastik, Dichtung, Musik und

Tanz werden in ihren einprägsamsten Gebilden herangezogen, um das Bild des deutschen Menschen in seiner jeweiligen Epoche klarzumachen. So baut sich jedesmal ein Gesamtzeitbild auf, und man sieht die verschiedenen Künste aus einer Wurzel treiben, man erkennt die jedesmal gewählte oder bevorzugte Gattung und innerhalb ihrer die besondere Form als Notwendigkeit, und es erscheinen schließlich der alteutsche, der gotische, der Renaissance-, der Barockmensch wie der klassisch-romantische als ebenso viele Verwandlungen eines durchgehend deutschen Typus. Man wünscht sich das Buch in seiner synoptischen Art noch zehnfach so umfangreich und muß doch aufs äußerste die Treffsicherheit und Feinfühligkeit bewundern, mit der aus überreichem Schatz das Typische zur Veranschaulichung gewählt wurde. Wenn dann im Schlußkapitel noch einmal versucht wird, zu sagen, was denn nun deutsche Art sei, so hat dies durch alles Vorangegangene eine derartige Farben- und Beispielfülle gewonnen, daß die vorgebrachte Charakterisierung nicht als überredsame Ansicht des Verfassers hingenommen sondern sozusagen als unverkennbare Anschauung erblickt wird.

Zwar heißt es am Schluß dieses Buches: „Der Deutsche ist seelisch bipolar, es drängt ihn zur intensiven und extensiven Lebensgestaltung, er braucht die Klassik der geschlossenen und die Gotik der offenen Form.“ Aber doch weist alles auch in diesem Buche darauf hin, daß der Deutsche die Gotik der offenen Form hat, die Klassik aber stets zu suchen gezwungen ist. Daß dies die beiden Pole jeder Kunst, die Brennpunkte der Ellipse Kunst sind, hat Karl Scheffler in seinem schönen und bedeutenden Buche vom „Geist der Gotik“ (Insel-Verlag) überzeugend nachgewiesen. Wie bei Worringer ist hier Gotik nicht als eine auf die Zeit des 12. bis 14. Jahrhunderts beschränkte Erscheinung aufgefaßt, sondern als eine der beiden überhaupt möglichen Formwelten, die sich antagonistisch entgegenstehen, sich immer wieder ablösen, sich in vielen Mischformen durchdringen. Wenn schon hier der Begriff Gotik als eine recht biegsame Bildung erscheint, da er Prähistorisches und Ägyptisches, Barockes und Modernes mit umfaßt, so tritt doch auch in Schefflers Darstellung immer wieder zutage, daß der deutsche Geist viel mehr dem gotischen Typus von Natur angehört, und so wird man auch an diesem Buche, obgleich es historisch und geographisch weitere Kreise zieht und geistesgeschichtlich engere als das vorige, grundlegende Einsichten über „das“ deutsche Wesen, über deutsche Art aus deutscher Kunst, erfahren.

Es liegt nahe, nachdem man den Gestaltungen des Geistes in der Kunst derartige Erkenntnisbedeutung zugesprochen hat, sich zu dem gleichen Zwecke auch ihrer Schöpfer zu bedienen. Denn die Werke des Geistes machen sich ja nicht selbst sondern sind gewirkt. Wem es vergönnt ist, aus dem Geist eines Volkes zu schaffen oder wen dieser etwas mythische „objektive Geist“ würdigt, Werkzeug zu sein, der muß wohl auch persönlich in

hohem Maße als Repräsentant erscheinen. Und so ist denn auch dieser Weg begangen worden. Ich greife aus den vielen Büchern dieser Art eins der letzten heraus, weil es die ausgesprochene Absicht verfolgt, deutsches Wesen in deutschen Persönlichkeiten lebendig aufzufangen: „Deutsche Geister“ von Felix Braun (Kikola-Verlag, München u. Wien, 1925). Liebevoll und eindringlich, mit feinstem Sinn für die sprachliche Nuance und mit einer gewinnenden Zartheit sind hier pastellartige Porträts gezeichnet, deutsches Wesen nicht erschöpfend, doch immerhin einen weiten Umkreis umfassend, von Walther v. d. V. bis Goethe, von Schiller bis Hauptmann, von Stifter bis Thomas Mann, von Matthias Claudius bis Trakl usw. Sehr bezeichnend waren einige dieser Arbeiten früher unter dem Titel „Verklärungen“ erschienen, und es ist berechtigt und deutet die edle Absicht des Verfassers an, wenn er von seinem Buche sagt: „Als ein Essaywerk im üblichen Sinne kann dieses nicht gelten wollen: es möchte ein Weniges der Liebe, von der sein Verfasser für das Deutschtum beseelt ist, ähnlich fühlenden Herzen weiterspenden.“

Es wurde von dem Maßstab gesprochen, der es möglich macht, typisch Deutsches zu erkennen, von Mitteldeutschem zu unterscheiden. Ein Mittel ihn zu gewinnen, ist der Vergleich. Wer fremde Völker und ihre Sprache ihre soziale Verfassung, ihre Kunst und Philosophie kennt, wird mit höherem Bewußtsein wissen, was deutsch ist, ja wer bloß einmal einen fremdländischen Roman und einen deutschen nacheinander liest, etwa Balzac und darauf Stifter, wird in viel stärkerem Maße deutsche Luft bewußt als deutsche einatmen. Vor dem Hintergrund des Fremden steht in klareren Linien das Eigene. Von dem so plögllich seiner umfassenden Kulturphilosophischen Arbeit entrissenen Ernst Troeltsch hat der Verlag J. C. B. Mohr in Tübingen neben einer Reihe gesammelter Schriften, die die Hauptwerke enthält, auch ein Bändchen gesammelter Kulturphilosophischer Aufsätze und Reden unter dem Titel „Deutscher Geist und Westeuropa“ erscheinen lassen. Darin sind zu verschiedenen Zeiten, in Kriegs- und Nachkriegsjahren verfaßte Arbeiten zusammengewonnen, die das Gemeinsame einigt, daß sie deutsches Wesen gegen Westeuropäisches abgrenzen, um es im Guten und Schlimmen bewußter zu machen. So finden wir darin zum Beispiel die deutsche Idee der Freiheit der englischen, französischen, amerikanischen gegenübergestellt oder die spezifisch westlerischen Begriffe von Naturrecht, Humanität und Fortschritt dem deutschen geschichtlich-politisch-moralischen Denken, wie es vor allem durch den Einfluß der Romantik sich organisch orientiert, wo das westliche mathematisch, mechanisch, rational konstruiert, wie es gegen Utilitarismus und Moral das Schöpferische, gegenüber einer überall gleichen menschlichen Vernunftwürde die persönliche und eigenartige Vollausswirkung des Geistes vertritt und demgemäß nicht gleichartige, immer höher steigende, bis zur Menschheitseinheit strebende Mehrung von Vernunft, Wohlfahrt, Frei-

heit und zweckmäßiger Organisation verfolgt, sondern als Reich seiner „Humanität“ einen Stufenbau qualitativ verschiedener Kulturen erblickt als die einer individualistisch-pluralistisch-pantheistischen Metaphysik entsprechenden Verkörperungen eines beinahe mystischen Wesens der Volkheit oder des Geschichtesgeistes. Was beide Aspekte voneinander trennt und was sie wiederum einigt, ihre Gefahr und deren Überwindung in einer gegenseitigen Synthese wird in der Troeltsch eigenen etwas nüchternen und gelehrten Klarheit überzeugend aufgewiesen. Was des weiteren über den „metaphysischen und religiösen Geist der deutschen Kultur“, über die „Eigentümlichkeit der angelsächsischen Zivilisation“, über „Grundlagen und Ziele der deutschen Bildung“ gesagt ist, ist an allen Stellen beachtenswert, und es ist eine gute eindringliche Losung, die ein unter aller Gelehrsamkeit deutsch schlagendes Herz verrät, wenn es heißt: „Unser politisches Schicksal wird ein bescheidenes sein. Wir sind, nach dem Untergang der Hohenstaufen und nach dem Scheitern der Reformation, in dem Anlauf zu einer großen Staatsbildung gestürzt. Das ist Schicksal und nicht zu ändern. Aber auch bei solcher Schwäche kann Deutschland der Staat eines tüchtigen, arbeitsamen und geistig lebendigen Volkes bleiben und wieder werden. Dazu gehört aber, daß es den Weg zur Vereinfachung, Konzentration und Vermenschlichung seiner Bildung wiederfinde. Einfach bis zur Zerbheit und Strenge, konzentriert bis zur Einseitigkeit, menschlich bis zum Weltbrüderturn gegen alle Menschen guten Willens: das müssen wir wieder werden, alles auf der Grundlage deutscher Geistesgeschichte, die ja selber ein Kreuzungspunkt aller europäischen Kulturgehalte ist. Das ist die einzige Hoffnung und die einzige Rettung.“

Allen bisher erwähnten Bemühungen um eine Sichtbarmachung deutschen Wesens haftet eine mehr oder weniger spürbare Vereinzelung an. An der oder jener Äußerungsform, der Kunst z. B., der oder jener Äußerung, der Idee der Freiheit z. B., dem oder jenem Menschen, Hebel z. B., wird dieser oder jener Zug des Deutschen lebendig. Wo bleibt aber das Ganze der deutsche Mensch? Auch dieser Versuch ist unternommen worden, systematisch alle einzelnen Züge zu einem Gesamtbild, zu einem imaginären Porträt des Deutschen zu vereinigen. Richard Müller-Freienfels nennt diesen Versuch „Die Psychologie des deutschen Menschen und seiner Kultur“ (C. S. Beck, München, 1922). Hier werden nun mit vollkommenem Bewußtsein von der Schwierigkeit einer „Volkscharakterologie“ die Berechtigung einer volkpsychologischen Forschung überhaupt und die Gültigkeitsgrenzen ihrer Ergebnisse erwogen, es wird die tatsächliche Existenz eines Volkscharakters nachgewiesen, die Bedingungen seines Zustandekommens, — Rasse, Ernährung, Landschaft, Klima, Kultureinflüsse, geschichtliche Katastrophen, führende Einzelmenschen — werden aufgezeigt, und erst nach dieser vorsichtigen Überlegung in methodischer Hinsicht wird mit einer Darstellung der Grundstruktur der deutschen Seele begonnen. Der Philo-

soph, der dem „Irrationalismus“ (vgl. das gleichnamige Buch) sein wissenschaftliches Recht zu erkämpfen bemüht ist, erscheint besonders berufen, einem so Irrationalen, wie es die Volksseele ist, mit vorsichtiger Deutung und Klärung näherzutreten. Die vage Vorstellung vom deutschen Volkscharakter weicht hier einem einsichtsvoll begründeten scharf-gesehenen Typenbilde. Im Gegensatz zu den bisher erwähnten Büchern wird hier schlechtthin alles zur Charakterisierung herangezogen, Kunst sowohl wie Philosophie, das wirtschaftliche, soziale und politische Leben wie das religiöse. In einer Charakteristik der zusammengesetzten Merkmale der deutschen Seele innerhalb aller einzelnen Sphären wird hingewiesen auf den deutschen Individualismus, auf die deutsche Fähigkeit zur Vereinigung von Widersprüchen, auf die Bedeutung des Entwicklungs- und Erziehungsgedankens, auf die deutsche Formlosigkeit, auf das metaphysische Bedürfnis des Deutschen. Das gibt eine ungeheuer diffizile Analyse des Deutschen, eine ungemaine Reichhaltigkeit vielfältig belegter Einzelzüge, das verleiht aber auch dem Buche den Charakter eines in unendliche Paragraphen auseinanderfahrenden Bündels von Erkenntnissen, den auch das ganz offenbare Sprach- und Darstellungsvermögen und die geistreich lebendige Art des Vortrags nicht ganz überwinden kann. Man hat schließlich die Teile in der Hand . . . Was kann aber schließlich Wissenschaft anderes geben als Teile? Der Kunst ist das Reich des Ganzen und des das Ganze stellvertretenden geschlossenen Einzelnen vorbehalten.

Und so sehen wir den Dichter Wilhelm Schäfer, der sich übrigens auch dieses wissenschaftlichen Verfahrens in einer schönen Rede „Deutschland“ (im Verlag Karl Rauch, Dessau, 1925) fähig erweist, bei dem Bemühen, die deutsche Seele gestalthaft lebendig werden zu lassen. Seine Fähigkeit zu knappster Darstellung, als deren Muster ihm Hebel und Kleist erscheinen, ist aus seinen Anekdoten bekannt. Sich selber und seinem Volk hat er in den „Dreizehn Büchern von der deutschen Seele“ (bei Georg Müller, München 1924) die Schicksalsgeschichte der deutschen Herkunft geschrieben. In gehobener Sprache von eigentümlichem Reiz, der nur auf die Dauer etwas ermüdet — aber man soll ja wohl auch dieses Buch von über 500 Seiten nicht in einem Zuge lesen, sondern bei einem oder dem anderen der Bilder liebevoll verweilen — stellt er, von den Göttern der Germanen beginnend bis zum Weltkrieg, die Geschichte der Deutschen in den markanten politischen und geistigen Ereignissen und Persönlichkeiten dar; jede Episode ist legendenhaft gerundet; das Ganze will wirken wie eine Sage des deutschen Wesens. Ein Beispiel von der Art der Sprache (aus dem Kapitel „Die gotischen Dome“):

„Wenn der Orgel Hosiannagewalt einbrach in die stehenden Stimmen der Knaben und der Klang schwoll im Raum, wenn sich Farben und Töne umfingen, im Wohl laut unirdischer Inbrunst die schlanken Pfeiler umschwebend: dann war nicht mehr Stein und war nicht mehr Dach, dann

hob das Wunder den Raum, daß er singend hinauffuhr in das Meer der Verzüchtung.

Und schmerzvoll fand sich die Seele zurück in den Tag und sein knöchernes Licht, wenn die drängende Menge ausströmte über die steinernen Treppen, wenn die Gasse sie auffog in die Wirklichkeit irdischer Häuser . . .“

Eine große Menge historischer Porträts erscheint hier angehäuft, auf kleinstem Raum, ein, zwei Seiten, feherisch umrissen; wenn auch oft, wie etwa bei Kant oder Nietzsche, sich die gewaltige Masse des notwendig zu Sagenden gegen die vergewaltigende enge Kontur sperrt und sträubt: immer taucht dem Wissenden das Geheimnis menschlicher Größe aus den andeutenden Sätzen empor, der voll angeschlagene Ton trägt in sich die Erinnerung an die gesamte Melodie. Ereignisse wie der Reichstag zu Worms oder die Völkerschlacht bei Leipzig, Zustände wie die Feme, Zeitströmungen wie Aufklärung und Romantik, Volkstypen wie die fahrenden Schüler, Geburten der Volksseele wie Märchen und Volkslied, kurzum alles, worin sich irgendwie das Deutsche je und je geäußert hat, zwingt Schäfer bildhaft ins Wort. Nicht überall ist es gelungen, den spröden Stoff in eine makellose Form einzuschmelzen. Das Kapitel „Hölderlin“ fängt an wie eine Parodie auf die Sprache, die Schäfer hier spricht, während der letzte „Vers“ dieses selben Kapitels wieder von vollem Klange tiefer Schönheit ist. Doch das sind einzelne Anstöße, die man nimmt und die nur zeigen, wie schwer es ist, eine gehobene Sprache, die nicht dichterisches Versmaß hat, zu finden. Erblicken wir doch sogar im deutschen Hexameter der Luise oder selbst Hermann und Dorotheas oft das Banalste durch den hohen Vers so wunderbar und unangemessen gesteigert, daß es unversehens ins leise Komische sich überschlägt. So finden sich auch hier Stellen, die die Nüchternheit des gewöhnlichen Sagens verlangten, um der Einheitlichkeit willen, der vermeintlichen, auf eine sprachliche Ebene hinaufgehoben (geschraubt), auf der sie schlechterdings ein wenig grotesk anmuten. Dennoch bleibt an dem Buch so viel, daß es verdiente, ein Volksbuch zu werden als ein Spiegel der deutschen Seele im Wort, als ein Versuch, die Legende, den Mythos des deutschen Volkes zu erzählen.

Es bleibt noch der umfassendsten Arbeit zur Klärung deutschen Wesens zu gedenken, eines Werkes von so großen Massen, daß alle vorher erwähnten den Grad der Vorläufigkeit erhalten, sobald man sie in seine Nähe rückt: Leopold Ziegler, „Das heilige Reich der Deutschen“ (bei Otto Reichl, Darmstadt 1925). Leopold Zieglers überaus deutsche Züge, seine bis zur Verlorenheit und Versunkenheit innige Versonnenheit neben überaus scharfer geistiger Klarheit, seine Fähigkeit, Entlegenstes synoptisch zu sehen, seine Weitensehnsucht, die bis zur ab- und ausschweifenden Breite führt und verführt, die aber den ähnlich gearteten Empfänglichen aus seinen Büchern eine wunderbar „unendliche Melodie“ heraushören läßt, die gefangen nimmt und nicht mehr vergessen werden kann, seine

bohrende Tiefe und Gründlichkeit, die die Probleme um und um wendet und uns nichts schenkt: diese Züge machen ihn zu einer repräsentativ deutschen Gestalt. Seine kleine Aufsatzsammlung „Der deutsche Mensch“, die seit Jahren in zwei Auflagen vergriffen ist, hat sich zu einem Werk vom großen Umfang des Gestaltwandels der Götter ausgewachsen und läßt aus innerem und äußerem Wissen um die Deutschtum den Mythos des Deutschen vor uns erstehen, den Mythos der deutschen Geschichte und den Mythos des deutschen Geistes. Deutsches geschichtliches Wollen und schließlich immerwährendes Versagen ist hier gesehen unter dem Bilde des „heiligen Reiches“, dem Bemühen, die zwei Welthälften, die der Großinquisitor Dostojewskis reinlich trennt, zu vereinigen in einem Imperium, das sowohl weltliche wie göttliche, profane wie sakrale Angelegenheit sein sollte und sein will. Alles andere, auch von anderen festgestellte und Bemerkte (s. Nietzsche), daß der Deutsche der ewige Wanderer sei, der Dunkle, der Schwere, der Unfaßbare, der Dämonische, der Getriebene, der Romantiker, der werdende, ist hier dem einen unterstellt und unterordnet, daß er der Bürger eines Zwischen- und Mitterreiches in jedem Betracht sei, mit der Mission beladen, Widerseßliches zu vereinen und das Widerseßlichste am heissesten zu umwerben: Erde und Himmel, Welt und Gott. Deutsche Krankheit und Kraft ist es, die Amos Comenius einmal so ausspricht: „Ich danke meinem Gotte, daß ich zeitlebens ein Mann der Sehnsucht gewesen bin . . .“ Dies wird wie gesagt, im ersten Buch als der Mythos deutscher Geschichte gezeigt, und es ist erstaunlich, wie unter diesem Gedanken 2000 Jahre historischen Geschehens zusammenrücken und als schicksalhafte Notwendigkeit erscheinen. Diesem ersten Teil folgt aber nun der für mein Gefühl bei weitem bedeutendere zweite und dritte, die den ersten erst sinnvoll und verständlich erscheinen lassen, die gewissermaßen erst Licht auf den dunklen historischen Weg des Deutschen werfen, so wie das Kreuz von Golgatha, furchtbares Symbol vom finsternen Walten eines unverständlichen Geschickes, das das Edelste in einer Welt voll Niedertracht und Bosheit schmerzlich vergehen läßt, zu einem strahlenden Schein wird erst unter dem Gedanken vorgelebter Erlösung von eben dieser Welt der Qual. Sinnlosigkeit der Geschichte — wie sie mit gutem Rechte Theodor Lessing behauptet —, das ist schließlich nur die Unvereinbarkeit der beiden Welthälften, deren Vereinigung das Ende der Geschichte wäre, ein absolutes, nicht das relative des Zuendegehens geschichtlicher Perioden. Die Unvereinbarkeit aber als Weltgesetz, das ist das Thema der beiden letzten Bücher.

Es ist im Grunde ein vergebliches Bemühen, den Ertrag dieser Bücher in einige wenige Sätze zusammenzupressen. Nur das eingestandene Bewußtsein der Unzulänglichkeit dieses Versuches vermag ihn einigermaßen zu entschuldigen. Unvereinbarkeit von Gegensätzen ist letzten Endes nicht nur das Geheimnis und Rätsel der Lebendigkeit der Geschichte im engeren Sinne, sondern jeglichen Geschehens, ja jeglichen Bestehens in dieser

Welt, die nicht eine seiende, sondern eine ewig bewegte ist. Dieses Bewegliche und werdende in aller Erscheinung tiefer zu spüren als andere Geschlechter der Erde, ist vielleicht gerade deutscher Beruf. Und in dieser Beziehung ist alles Gestalten bei uns immer etwas wie Bannen, wie magische Bezauberung, wie Gewalttat und Frevel, ist die Gestalt unserer Kunst stärker an den Strom des durch und hinter aller Gestalt immerfort bewegten, rieselnden, ändernden, verfallenden, neu aufbauenden Werdens gebunden, ist deutsche Gestaltung überall nicht so sehr ein Herausreißen aus dem Strom und ein Gegenüberstellen als vielmehr ein Zusammenballen des fließenden Elements selber. Daher die Sehnsucht des Deutschen nach der so anderen klassischen Gestalt, daher sein Sündenheimweh, daher die „Dämonie des Südens“ (Überschrift des zweiten Buches). Was Klassik für uns bedeutet, warum sie uns ewiges Problem ist, uns Romantikern und „Männern der Sehnsucht“, was Kunst gewissermaßen für eine Funktion in unserem Weltfühlen, Weltbilden und Weltbilde habe, eine geradezu unendliche Aufgabe, das wird vornehmlich am Beispiele Goethes hier geklärt. Auf's genaueste wird die Linie gezogen, die von Goethe dem Künstler zu Goethe dem Wissenschaftler führt, indem beide auf den Trieb zur Gestaltung des Wirklichen zurückweisen. Man glaubt nicht, daß über Goethe, den viel beschriebenen, nach Chamberlains, Simmels, Gundolfs, großen Leistungen, nach Cassirers fluger Arbeit über Goethe und die mathematische Physik noch irgend Wesentliches gesagt werden könne. Hier ist es dennoch geschehen. Zieglers Ausführungen über Goethes Wissenschaft — unter dem Gesamttitel einer Morphologie — gehören zu dem allertiefsten, zu dem fundamentalsten und gleichzeitig schönsten, was über Goethe in deutscher Sprache überhaupt existiert. Die Welt der deutschen Klassik erscheint hier als mehr als eine Angelegenheit der Kunst, sie ist gesehen als eine deutsche Philosophie, eine deutsche Religion, eine Weltanschauung vom rhythmisch bewegten, periodisch wogenden, zyklisch kreisenden, polarisch aufgespaltenen und teilig aufeinander bezogenen Kosmos: kurz vom Kosmos als Gestalt.

Was im dritten Buche, das die Hälfte des ganzen Werkes füllt, noch folgt, die „Kosmologia-Deutsch“, ist ein immer genaueres, immer tieferes Eindringen in diese deutsche Welt und ein immer klareres Ausformen. Es ist ganz und gar unverständlich, wie Keyserling, der dem ersten Teil Berechtigung widerfahren läßt, wenn er ihn „eine wunderbar persönliche Herausarbeitung der deutschen Seele aus dem Material der deutschen Geschichte und des deutschen Mythos zu künstlerisch selbständiger Gestalt“ nennt, wie er die beiden letzten Bücher als „ein innerlich unfertiges Ganzes“ ablehnen kann, das mit dem ersten keine Lebenseinheit bilde. (Weg zur Vollendung, S. 10.) Man muß sich nur die Mühe nehmen, alle die deutschen Lebenszüge, die das erste Buch in die Sphäre der Tat projiziert zeigt, hier wiederzuerkennen im Ringen des Geistes um die Gestaltung der Welt in der Sphäre des Gedankens. Ja, es muß gesagt werden: macht die Kenntnis

des Geschichtsmythos des Deutschen, seine ewige Vergeblichkeit, ein wenig melancholisch, so erhebt die Kenntnis der Kosmologia-Deutsch um so mehr durch den Trost, daß uns hier gegeben sein möchte zu erreichen, was uns bisher und vielleicht für immer im Historischen (über das notwendig Un-erreichbare hinaus) auch in bescheidenem Maße versagt blieb: eine Verwirklichung unseres eigensten Wesens. Denn hier wird die Einheit deutschen Welt Denkens, anschließend an Goethe, Schelling, Hegel, einschließend den ungeheueren Fond von letzten Erkenntnissen der Psychoanalyse, der Psychologie, der Philosophie des Organischen, der Mythographie, aufgewiesen und zu einem Neuen geformt. Erstaunlich ist der Umfang der Kenntnis neuester Forschung, wie die Tiefe der Interpretation älteren Denkens, am erstaunlichsten aber ist die Kraft der Synopsis und Synthese. Das ist kein philologisches Philosophieren, mag es an Hinweisen auf die Ergebnisse anderer Forscher und Denker in diesem Buche auch mehr geben als wir sonst bei Ziegler gewohnt sind, sondern das ist das Zusammenbringen des Entlegenen, das Erkennen der Zusammengehörigkeit in tiefsten und verborgensten Schichten und vor allem die Fähigkeit, daraus eine Welt zu gestalten, vertraut, da sie im Innersten deutsch ist, und doch überwältigend durch die Kühnheit und Einheit des Baues.

Die Welt steht vor uns als ein in Polaritäten Aufgespaltenes. Polarität erscheint als der Weg, das Totale zu verwirklichen. „Geist des Widerspruchs“ heißt der Schlüssel zu dieser Erkenntnis, die von den geforderten Farben (Goethe) über die geforderten Gefühle und Willensregung (Freud, Adler, Jung, Coué) über die geforderten Tätigkeiten der Vernunft (Antinomien Kants) zu einer umfassenden Dialektik und Kosmodialektik führt. Hinter dieser Welt der Entzweiungen, wie sie uns der Intellekt zeigt, ruht die geeinte ganze, das, was polarisch erscheint. Es gibt zwei Wege zur Einheit: der eine führt hinter die Zweifelt zurück, in die „Latenz-Potenz“, der andere über die Gegensätze hinaus zur darüberliegenden Einheit, die aber sofort wieder ihren Gegensatz „fordert“, und so ins Unendliche: die dialektisch bewegte Welt, deren Einheit ewig voraus liegt, die recht eigentlich heraklitesche, hegelsche — deutsche Welt, ohne Anfang, ohne Ende, offenes System, ohne Schöpfer, ohne Ziel, es sei denn, daß ihr Lauf ihr Ziel sei, eine Welt voller Unruhe, nicht leicht zu ertragen, nicht sinnvoll, es sei denn, daß der Mensch sie als Aufgabe nehme, Sinn von sich aus hineinzu legen, eine Welt, deren Frömmigkeit mit einem geheimnisvollen Wort „Weltdienst“ genannt wird, das ist der „Gottesdienst“ dessen, dem Kosmos = Theos ist, eine Welt, die wirklich dem germanischen Mythos verwandter ist als irgendeiner Religion, kurzum: eine deutsche Welt, die diese Kosmologia-Deutsch darstellt, die im Grunde gar keine Kosmologie ist, sofern Kosmologie etwas über die Herkunft des Daseienden auszusagen sich bemüht (s. die wunderbar tiefen Ausführungen über Schellings Versuch eines „geschlossenen Systems“), sondern eine Darstellung des Seins, wie

es ist, wie es Werden ist und wo etwa wir in diesem Werden stehen und wohin wir steuern möchten.

In der Selbstanzeige sagt der Verfasser von seinem Buche: „Vom heiligen Reich der Deutschen reden, heißt nicht mehr und nicht weniger als vom deutschen Mythos reden. Vermessener Unsinn, wenn dies ein Einzelner sich herausnimmt, — ist doch der Mythos, wie die Leser des Gestaltwandels der Götter wissen, durchweg kollektive Schöpfung und als solche der Kompetenz des Individuums schlechterdings entzogen. Es ist mithin die Frage, ob hier wirklich nur ein Einzelner und Vereinzelter das Wort ergriff, oder ob nicht vielmehr ein ganzes Volk durch den Mund eines Einzelnen zu sich selber sprach. Im ersten Fall ist mein Unterfangen anmaßend, töricht und unnützlich, verwerflich und von vornherein schon verworfen. Im zweiten Fall jedoch, im Fall, daß der Deutsche hier tatsächlich zu sich selber von sich selber spricht und von seinem wundervollen reichen Erbe selbst Besitz nimmt, ist wohl auch dieses seltsame Buch gerechtfertigt, und nicht nur gerechtfertigt . . .“

Auch der Schreiber dieser Zeilen „Zur Erkenntnis des Deutschen“ ist nur ein Einzelner. Aber er glaubt — mit der Stärke eines Glaubens in einem fast religiösen Sinn —, daß hier die Stimme des Volkes einen Mund gefunden hat, der die unsterbliche Frage, was deutsch sei, zu beantworten berufen war. Die Frage selbst wird deshalb nicht verstummen. Denn nach einem Wort Fr. Schlegels liegt die Deutscheit nicht hinter uns, sondern vor uns.

Umschau

**Hölderlin / Novalis
Ihre Selbstanzeige***

Dem nachgoethischen Menschen ist es nicht mehr beschieden, sich in der Zeit in Ruhe und erfüllter Geseßlichkeit zu vollenden wie das Zentralgestirn Goethe. Ganz besonders scheinen Hölderlin und Novalis, die ihre Zeit nur wie im Flug berühren, sich nicht mehr voll auswirken zu können. Obwohl beide Geister antipodischen Welten angehören, haben sie ein ganz ähnliches Zeitgefühl: sie sind nur mit Anstrengung und Überwindung in der Gegenwart zu Hause und leben mehr in Vergangenheit und Zukunft als zur vollen Auswirkung aller Genieskräfte gut ist. Hölderlin empfand seine Dichtung zuweilen als Schwanengesang seines Volkes:

Denn wo ein Land ersterben soll, da wählt der Geist noch einen sich zulegt, durch den sein Schwanengesang, das letzte Leben tönt.

Und Novalis ahnte die „vollkommene Auflösung der modernen Welt“: die „himmlischen Genien“, denen er dient, bedeuten vielleicht nur „das Aufblitzen der verfliegenden Lebenskraft, die Sphärenmusik eines Sterbenden, die sichtbare Ahnung einer besseren Welt, die edleren Generationen bevorsteht“. Und doch sind

* Karl Justus Obenauer, Hölderlin/Novalis. br. M 6.50, geb. M 9.—. Eugen Diederichs Verlag.

beide so voller Verheißungen dieser besseren Zukunft, daß wir Gläubige gerade in ihnen die Keime dieser neuen Welt immer deutlicher entdecken.

Das Antipodische von Hölderlin und Novalis ist oft gefühlt, aber, wie ich glaube, noch nicht in ganzer Tiefe gesehen worden. Gewiß offenbaren sie schon auf den ersten Blick zwei Grundrichtungen, zwei Wege deutschen Strebens überhaupt, und ihr äußeres Geschick schon scheint anzudeuten, daß nur einer dieser Wege in Zukunft noch gangbar sein wird. Hölderlin der Südwestdeutsche, in dem sich, nach dem Wort Wilhelm Michels, die Antike selbst noch einmal zu Ende lebt, ist beherrscht von dem Drang nach Süden, nach der Himmelsrichtung, von wo in alten Zeiten dem deutschen Geist eine alte vergangene Kultur zuströmte. Immer wieder flieht er im Geist nach dem Mutterland südllicher Bildung und es ist nicht zufällig, daß auch sein Schicksal ihn nicht in Weimar oder Jena festzuhalten vermag, sondern nach der Himmelsrichtung entführt, die sein Verhängnis wurde, und daß er schließlich bei seinem letzten Zug nach dem Westen, nach den Ufern der Garonne, untergeht an der zu starken südlichen Sonne: seine endliche Heimkehr im Geist nach dem Mutterlande Germanien konnte dieses Untergehen nicht mehr aufhalten. Novalis aber, der nordisch Christliche, ist trotz tief eingeborener Katholizität und Milde innerlich ganz nach dem Norden gerichtet, nach dem mitternächtigen Land, in dem keine Sonne mehr brennt, dorthin, wo nach dem großen Märchen von Eros und Sabel die zukünftige Welt einmal erwartet werden darf. Schon aus diesem fundamentalen Grundunterschied in der Gerichtetheit der beiden Geister ergibt sich alles übrige.

Denn Hölderlin sucht im Westen und Süden vergebens die verlorene fromme Seelenhaftigkeit, die Verstand und Vernunft, die Könige des hohen Nordens, für immer zerstörten. Novalis aber sucht das Denken so zu verwandeln, daß im innersten, zum Bewußtsein erwachten Ich die naturfreie magische Seele aufersteht. Hölderlins Geist ringt „wie aus reißendem Wasser“, um nicht unterzugehen in den Wogen des Herzens. Das Denken macht ihn nur immer friedloser und selbst leidenschaftlicher, er fürchtet, seellos vor sterblichen Gedanken zu werden und verlangt nach dem Element des Dionysischen, in dem die übergroße Reizbarkeit der Seele sich vergift; Novalis aber, mit den gedankenvollen Augen, ganz Geist, sucht in der Kraft des magisch belebten Denkens selber die Geburt einer neuen Welt. Hölderlins reine Seele empfindet in der Ich-Philosophie des Jahrhunderterts die naheliegende Versuchung zur Selbstherrlichkeit, zur Übersteigerung egozentrischer Eigenwilligkeit, zu herrischer, unfrommer Vergewaltigung der Naturmächte, denen er demutvolle Liebe, glühenden Dank und versöhnendes Opfer der Seele darbrachte. Er empfand eine Möglichkeit aller Ichphilosophie sehr rein; aber er empfand sie durch das Medium seiner Traumantike. Diese feierte das Walten der Götter der Natur, aber sie konnte und wollte im Innern „die Ewigkeit und ihre Welten“ noch nicht so finden, wie dies im erwachteren magischen Ich erst möglich ist. So war hier, für Hölderlin, nur eine Sühne für das Ich möglich, das seine Grenze überschreitet: der Tod, der zugleich Opfer ist. Dieses Ich mußte der Natur geopfert werden.

Durch diese selbe Ichphilosophie ist aber die religiöse Welt des Novalis viel weniger gestört worden. Er wußte, daß das wahre unsterbliche Ich, indem es die magischen Liebeskräfte stärkt und steigert, die luziferische Selbstigkeit des empirischen Ichgefühls immer mehr aufhebt. Hier wird das Ich nicht der Natur ge-

opfert, sondern es selbst wird zur neuen Sonne der Nacht und ist berufen zur höchsten Weltherrschaft. Hieraus erklärt sich das Unschuldige des „magischen Idealismus“. Denn auch für Novalis ist die Ehrfurcht vor dem wahren Selbst, von der Goethe in den Wanderjahren schreibt, die höchste aller Ehrfurchten, aus der sich alle übrigen entwickeln. Für Novalis, den ganz nach innen gekehrten, ist deshalb „kein Interesse interessanter, als was man an sich selbst nimmt“. Bei Hölderlin, der sein Ich vor den vergötterten Mächten der Natur nicht aufrecht erhalten kann, wäre diese im Ausdruck so paradoxe Selbstliebe undenkbar, ohne daß man doch sagen kann, daß seine Liebe in der Selbstigkeit reiner oder höher gewesen sei.

In dem magischen Selbst, dem Ich des Ich, vermag sich Novalis im Bereich der elementarischen Mächte ruhig anschauend zu verhalten, während Hölderlin im selben Fall sein Ich ausgelöscht und zerstört fühlt. Während Goethe uns die Elemente als unsere schlimmsten Feinde betrachten heißt, die es mit allen Mitteln zu bewältigen gilt, während Novalis berauscht, aber in tiefster Geistesruhe sich in das erotische Geheimnis des Flüssigen versenkt, gibt Hölderlin wehrlos sich dem vergöttlichten Außermentlichen hin, mit der erschütterten Gebärde des freudigsten Vertrauens, ja des zum Tode bereiten Opfers. Die blaue Woge zieht, er fühlt es deutlich, sein Herz ins Leblose hinab: er verschwendet die Seele an die Lüfte, wo die „Kräfte der Söhn“ sie verzehren. In dieser grenzenlosen Hingabe an die elementaren Mächte geht er unter, und trotz aller Griechenvergötterung, dies weiß er genau, fehlt ihm die Ichkraft, womit sie, die fester im All Verwurzelten, „den übermütigen Geist vor des Elements Gewalt behüteten“, so daß ihn schließlich „das gewaltige Element“, das Feuer des Himmels, ergreift und Apollo ihn mit heiligem Wahnsinn schlägt.

Novalis aber rettet in den Fluten der Weltseele, in den Zaubern des „Urflüssigen“, seine durchchristete Natur. Aus der neuen Wunderwelt der Nacht, die ihm, dem Erleuchteten, auf dem Grabe Sophiens aufgegangen war, strahlt ihm das höhere Geisteslicht in die elementarische Welt, das allein fähig ist, die Natur heiligend und verwandelnd zu durchdringen. Daher sein höchster Begriff, der des „Messias der Natur“, sein Glaube an die Allfähigkeit alles Irdischen, „Brot und Wein des ewigen Lebens zu sein“, der Glaube an eine „göttliche Bedeutung des Abendmahls“, die die heidnische und die christliche Welt, den Pantheismus, dem alles Organ der Gottheit wird, und den Monotheismus, der nur den einen Mittler anerkennt, versöhnen wird.

So wird an diesem Punkt die gänzlich andere Position des Novalis am sichtbarsten: während Hölderlin im gesammelten Herzen die erkaltende Welt und die wilden Naturmächte vergeblich zu beseelen versucht, wandelt der Messias der Natur diese selbe Welt in den einen Leib, den der Gläubige in trunkenster Seligkeit genießt, ohne sich je zu zerstören. Alles steht in dem einen großen Wandlungsprozeß aller Kräfte, die aus der anarchischen Welt den einen mythischen Leib heraushebt. Auch Hölderlin versucht seine Synthese von christlicher und antiker Religion zunächst nur im Kultischen; aber er vermag dies doch nur, indem er das spezifisch Christliche, den Prozeß der Wandlung der Natur, opfert. Der Kult von Brot und Wein hat bei ihm nur den einen Sinn: die Erinnerung an die entschwundenen Götter und die Hoffnung ihrer einstigen Wiederkehr zu beleben. Denn für Hölderlin blieb Christus ein Heroe und Halb-gott, der letzte der antiken

Götter, ein „stillter Genius“, der das Ende des Göttertages verkündet und mit dessen Verschwinden erst die Herrschaft der götterlosen Nacht anbricht, in der wir alle leben. Er ist also nur von der Antike her gesehen, deren Abschluß er darstellt. Für Novalis aber ist Christus nicht mehr nur der letzte der alten Götter, er bezeichnet nicht das Ende, sondern den Anfang einer Zeit, und so ist ihm auch das Abendmahl mehr als nur Gedächtnismahl, es ist die Vergegenwärtigung der Christuskräfte in der Natur, die durch ihn verklärt, von ihrer Verderbnis geheilt und in Seinen heiligen Leib umgewandelt wird. Für ihn war der Übergang von Christus zur Natur viel weniger schwer als für Hölderlin der Schritt von den alten Naturgöttern zu Christus, denn Christus war der feste Mittelpunkt seines geistigen Lebens, und er brauchte nur den Kreis seiner Wirkungen zu erweitern und ihn zur verklärenden Mitte seiner „höheren Natur“ zu machen, die von den Folgen der Erlösungstat nicht ausgeschlossen werden kann. Das dritte Reich, die „Ausöhnung der christlichen Religion mit der heidnischen“, war hier viel weniger als bei Hölderlin eine Vereinigung des Unvereinbaren auf der gleichen Ebene, und eben weil Novalis nicht an der Unlösbarkeit dieser Aufgabe scheiterte, ist er derjenige der beiden Geister, der unbedingt in die Zukunft weist.

Karl Justus Obenauc

Wagner und Nietzsche

Auch bei sehr kritischer Einstellung darf man Sildebrandts* Buch über Wagners und Nietzsches Kampf gegen das 19. Jahrhundert zu den besten und tiefbringendsten Zeugnissen zählen, welche die Wagner-Nietzsche-Literatur innerhalb des letzten Jahrzehntes hervorgebracht hat. Es gibt nicht nur zwei auf Wesenserkenntnis gerichtete Monographien, sondern ein Stück Kultur- und Geistesgeschichte; ja an seinen Höhepunkten ein Stück kritischer und weit über das 19. Jahrhundert hinausschauender Kultur- und Geistesphilosophie.

Denn wie sehr auch Kurt Sildebrandt bei der schwierigen Gestaltung des riesigen Stoffes von dem Reichtum des Biographischen ausgeht, den er in umfassender sorgsamster Sachkenntnis glänzend beherrscht, — schon hier ist sein ebenso begeisterter wie nüchterner Blick stets auf die Auswahl des Wesentlichen gerichtet.

Und man muß sagen: diese Auswahl ist überaus glücklich. Feinste psychologische Einfühlungsgabe, lebendiges wissenschaftliches und künstlerisches Erfassen, echt philosophische, ja metaphysische Intuition und packende monographische wie geistesgeschichtliche Überschau reichen sich zu einer auch heute noch seltenen synthetischen Darstellungsweise die Hände. Vor allem ist Sildebrandt unablässig bemüht, die kritischen Schicksalspunkte in der äußeren und inneren Entwicklung der beiden Heroen zu ganz besonderer Klarheit herauszuarbeiten. Diese durchdringt und betrachtet er aber dann nicht nur rein biographisch-psychologisch und isoliert, sondern stets in ihrer tiefen gleichnishaften Verbindung mit den entscheidenden seelischen Grundströmungen und inneren Schicksalsverfettungen des 19. Jahrhunderts überhaupt. Er bedient sich ihrer gleichsam wie eines persönlichen Vergrößerungsglases, um einer ganzen Epoche ins Herz zu sehen. Mit gutem Recht, wie ich glaube. Denn in den seelischen Entfaltungs- und Schicksalskreisen überragender Schöpfernaturen entscheidet sich in sehr hohem Maße auch

* Kurt Sildebrandt, Wagner und Nietzsche im Kampf gegen das 19. Jahrhundert. Breslau, Ferdinand Hirt & Sohn.

das Schicksal ganzer Epochen. Sie sind die Organe, deren der Genius der Kultur sich bedient, um seine innersten Tendenzen und Ziele durchzusetzen und gleichnißhaft sichtbar zu machen. Eben darum sind diese schöpferischen Naturen nicht nur „Personen“, einmalige, begrenzte Individualitäten, sondern typische Repräsentanten, leibgewordene Symbole, an denen man etwas erfahren und innerwerden kann von einem verborgenen Sinn der Geschichte.

Dafür ein einziges Beispiel: Nietzsches Abschied von Richard Wagner, 1876, Bayreuth.

Was Nietzsche damals nach langsamer Vorbereitung in furchtbarer innerer Selbsterhellung durchlitt und durchlebte, das war nichts Geringeres, als die Geburt eines neuen Jahrhunderts, eines neuen Menschen und einer neuen Zeit; war das Ende einer großen Strömung innerhalb der deutschen Geistesgeschichte, die im 18. Jahrhundert mit der Epoche des Sturm und Dranges begann und die in Novalis, Fichte, Schelling und zum Teil Hegel* ihre erste, in Eichendorff, Schopenhauer und Wagner ihre letzte Vollendung erlebte. Nietzsche aber, der trotz aller romantischen Züge primär nicht romantische, sondern religiöse, verkörpernde Mensch, wurde vom Genius der Kultur zum ersten Herold und Opfer einer neuen Epoche deutscher Geist-Offenbarung bestimmt, in welcher, nach Überwindung des romantischen, pessimistischen und intellektualistischen Nihilismus, vielleicht das Tragische und das Religiöse als entscheidende Wesenszüge hervortreten werden. Dies nur als einziger Hinweis auf die wesentlichen Zusammenhänge Kultur- und geistesgeschichtlicher, ja teleologischer Art, die Sildebrandt in so hoher Klarheit verdeutlicht und um deretwillen sein Buch und die Weise seiner Betrachtung wahrhaft philosophisch genannt werden muß.

Jedenfalls wird man nun wohl verstehen, daß im Verlaufe des Werkes bei immer sich weitenden und vertiefenden Horizonten ganze Landschaften der deutschen Geistesgeschichte sich wie blitzhaft erhellen; ja daß allmählich das 19. Jahrhundert als Ganzes wie ein mächtiges metaphysisches Relief vor dem geistigen Auge des staunenden Lesers emporsteigt. Man fühlt sich gleichsam auf eine grandiose seelische Hochebene versetzt, von der aus man nahezu alles, was dieses Jahrhundert zu seinen höchsten „Errungenschaften“ und innigsten Beglückungen zählte, wie hinter sich, unter sich, außer sich sieht. Eine wahrhaft „unzeitgemäße Betrachtung“, die alles Nur-Zeitliche oder Nur-Persönliche und menschlich-allzumenschlich Bedingte einfach durch Darstellung richtet und zugleich das Wahrhaft-Zeitlose, besonders im Reiche der Kunst, um so unerbittlicher und unbedingter heraushebt; das, was über Jahrhunderten, Jahrtausenden sich grüßt und begreift als ewig-verwandt und ewig-zusammengehörig.

Damit aber ruhet Sildebrandts Buch, wenigstens an seinen Gipfelpunkten, an die höchste Aufgabe aller Philosophie, insbesondere aller Kulturphilosophie: an die Kraft und Pflicht zu höchster, geistig-schöpferischer Wegweisung. Ich sage „höchste“ — obwohl gerade Nietzsche, dem Sildebrandts Würdigung ja vornehmlich gilt, besonders in seinen spätesten Schriften, dem großen philosophischen Menschen eine noch höhere Aufgabe zuwies, indem er ihn, verräterisch und bezeichnend genug, erhob zum Kulturschöpfer: wohl einer der größten, wenn auch fruchtbarsten Irrtümer, die wir dem einsamen Wanderer von Sils-Maria verdanken. Fruchtbar: weil Nietzsche gerade durch diese als Reaktion wohl begreif-

* Der — andererseits — freilich auch das Ende der Romantik bedeutet.

liche Überspannung des Ideals uns wieder den Blick geschärft hat für die einsame Sonderstellung und Größe der wahrhaft philosophischen Aufgabe, hoch über dem Niveau selbst überragender wissenschaftlicher Leistung. Und doch ein Irrtum! Denn: ganz abgesehen davon, daß Kultur niemals nur Aufgabe und Werk eines Einzelnen ist, — nicht den philosophischen, nur den großen religiösen Genius und den zeitüberragenden Künstler kann und darf man wirklich erheben zum Range eines Kulturschöpfers; und soweit Nietzsche mehr war als Philosoph, nämlich — dank seines religiös-dionysischen Urerlebnisses — ebenfalls homo religiosus und Künstler, soweit war er selbst auch mehr als Wegweiser, „froher Botschafter“ (wie er selber sich nannte)*, d. h. war er selbst schon das Neue: Kulturverkörperung und Kulturschöpfung.

Aber die eigentlich philosophische Aufgabe bleibt dennoch auf das Gebiet innerhalb der eben bezeichneten Grenzen beschränkt.

Und wieder ist es ein besonderer Vorzug des Hildebrandtschen Buches, daß es sich bei voller Erkenntnis jener großen und echten Aufgabe aller Kulturphilosophie doch streng vor illegitimen Grenzüberschreitungen, zu denen gerade eine Darstellung Nietzsches so leicht verleiten kann, hütet.

Andererseits freilich ist eine wirklich überragende, geistige Wegweisung nicht möglich ohne entscheidende innere Stellungnahme und Wertung.

Und hier ist der Ort, wo ich zu Hildebrandts meisterlichen Darlegungen eine leise kritische Bemerkung nicht ganz zurückstellen kann.

Die Noemen, in deren Bann und Geist Hildebrandt urteilt und wertet, erscheinen mir zu stark bestimmt und gerichtet durch ein höchstes, allerdings überhistorisches Leitbild, wie es in unseren Tagen vor allem wieder erneuert wurde durch Nietzsche und Stefan George: durch die Kulturwelt von Hellas. Nun ist der unerschöpfliche Reichtum und die überzeitlich-ideelle Gewalt gerade dieses Kulturkreises natürlich absolut nicht zu leugnen, aber: ob man von ihm aus allein die doch weit umfassendere Polyphonie der spezifisch modernen Kulturwelt normativ wirklich bewältigen kann, das erscheint mir doch fraglich. Jedenfalls wäre eine Heranziehung und Verwertung auch anderer Höhepunkte der Menschheitskultur dringend zu wünschen. Man sieht, wie eng eine schöpferische Kulturphilosophie verknüpft ist, besser: nicht möglich ist ohne eine universal-historische Konstruktion und ohne systematische Wertphilosophie.

Wenn daher Kurt Hildebrandt die große Gestalt Nietzsches, wie er andeutet, noch einmal wesenhaft würdigen will, d. h. nicht in ihrer Kampfbeziehung zu dem Widergeist des Jahrhunderterts, sondern in sich und an sich selbst: das Symbol Nietzsche, die Idee Nietzsche — so muß gesagt werden, daß er diese nächste und höhere Aufgabe nur lösen kann, wenn er die doch zu stark in Bann und Geist der hellenischen Antike errungene kultur-philosophische Wertung durch eine umfassendere, universal-historisch und systematisch begründete Normation überwindet.

Martin Kaubisch

Deutsche Volktheit

Drei Wurzeln hat die hohe Weltese Aggdrafil, die eine liegt über Nebelheim, die zweite im Reifriesenland, die dritte aber im Himmel. Und unter dieser dritten Wurzel ist ein besonders heiliger Brunnen, der Urdbrunnen. Urb aber ist die Vergangenheit. Täglich

* WW. XV, 106 (Ecce homo) TA. XI, 366.

schöpfen die Nornen, die am Urdbrunnen haufen, Wasser daraus und gießen es über die Eiche, damit ihre Zweige nicht verdorren*. Und wunderbar ist dies Wasser aus dem Born der Urb: Immergrün steht die Eiche. So heißt es in der *Völuspá***:

„Eine Eiche weiß ich,
Sie heißt Aggdrasil,
Die hohe, umbüllt
Von hellem Nebel;
Von dort kommt der Tau,
Der in Täler fällt,
Immergrün steht sie
Am Urdbrunnen.“

Die Vergangenheit ist die Nährmutter der Gegenwart und der Zukunft, das ist die tiefe Weisheit des urgermanischen Mythos. Haben wir sie erfasst?

Vielleicht unbewußt doch. Bedrohliche Zeichen geschehen am Lebensbaum des deutschen Volkes, weil so manches Blatt und dürr so mancher Zweig. Zwar haben wir kunstreiche Gärtner genug, die unserem Lebensbaum aufhelfen wollen. Wunderbare Reiser aus fremdesten Zonen wollen sie aufpfropfen und versprechen unerhört neues und wunderbares Wachstum. So ist es in Politik und Wirtschaft, da die einen das Heil von Westen, die anderen vom Osten erwarten; so in unserer Literatur, da die Dichter alle Fernen und alle Weiten durchschweifen, sich in fremdestes einzufühlen verstehen, um dort Inhalt und Ziel ihres Dichtens zu finden, das aber gerade darum kein Verdichten des im Volk Lebendigen ist; und so auch im Religiösen, wo die suchende Seele auf die fernsten Götter und fremdesten Heilande vertröstet werden soll. Aber wer schärfer zusieht, erkennt: all das erreicht die Tiefen des eigentlichen Volkes nicht, das ist Politik der Politiker und Literatur der Literaten — der Instinkt des Volkes lehnt diese Dinge ab, auch wenn es selbst nicht weiß und nicht sagen kann, was es eigentlich will. Aber es fühlt, daß das kein Lebenswasser für seine welkenden Blätter ist. Denn dieses strömt nur da, wo die Wurzeln des eigenen Wesens liegen.

Unverkennbar ist im deutschen Volke ein Sehnen nach der Tiefe des eigenen Wesens, ein Suchen nach dem belebenden Born der Urb. Zumal in der Jugend findet man diese Abkehr vom überspigten, wurzellos und unwahr gewordenen geistigen Betrieb und die Hinwendung zu dem, was — wie das Wasser der Urb — aus der Vergangenheit als Ausdruck echten Seelentums unseres Volkes zu uns heraufklingt.

Sicherlich gibt es auch hier einen Irrweg, der zu einem Nationalismus führt, der nur Ablehnung des Fremden ist und Ausdehnung und Eroberung nur nach der Breite hin sucht. Hier gilt es zu führen und zu lenken, damit nicht in Schein und Oberfläche versande, was nur aus der Tiefe zu leben vermag. Der heutige Internationalismus, wie jener Nationalismus sind im Grunde Kinder desselben mechanistischen Zeitgeistes, dem die Realität und die schicksalbestimmende Wucht der Zeit, der historischen Tiefe, verloren gegangen ist. Volk — das ist eben nicht nur das räumliche Nebeneinander der Zeitgenossen, sondern es ist in viel entscheidenderem Maße das Nacheinander, das Auseinander der aufeinanderfolgenden Geschlechter. In der Tiefe liegen die für die Einheit der Volksgemeinschaft entscheidenden Wesenszüge, jener Einheit, die wir im Parteigetriebe, in der Klassenscheidung

* Vgl. „Die jüngere Edda“ (Thule 20, S. 65). ** Edda (Thule 2, S. 76).

und der Bekenntniszerflüftung der Zeitgenossen vergeblich suchen. Zurück zum Born der Urd, zum Lebenswasser der Vergangenheit: was in Jahrtausenden vollhaften Werdens als Ausdruck echten Seelentums sich gestaltete und darum vom Gedächtnis des Volkes bewahrt wurde, das ist auch Träger der Kraft, mit der wir die Zukunft zu bauen hoffen. Denn nicht um bloße Kenntnis, um wissenschaftliche Sammlung und Systematik ist es dem Volke zu tun, sondern daß sein Lebensbaum auch in der Zukunft „immergrün stehe am Urdbrunnen“ — und eine ganze Welt trage!

Eine ganze Welt — wie Argdrasil. Denn, wie Goethe sagt, strebt alles Volkommene über sich selbst hinaus. So wird auch ein Volk, gerade wenn es die in seinem Wesen und seiner Herkunft wurzelnden Anlagen am reinsten und vollkommensten entfaltet, eben dadurch Verkörperung reiner Humanität und entwächst den Schranken zeitlicher und rassenmäßiger Gebundenheit.

Wie aber das Wasser der Urd täglich die Weltesche benetzt, so daß es sie in allen Fasern durchtränkt, so müssen auch wir mit dem echten Erbe der Volkheit ganz und gar gesättigt sein. Nicht genügt es, daß wir — etwa auf der Schule — einiges von unserer Vorzeit gehört und einiges gelesen haben, was von dort noch herüberklingt. Nein, die Bilder der beispielhaften Menschen und der beispielhaften Taten müssen lebendig in uns sein, unsere Phantasie, unser Gefühl und damit auch unser Wollen ergriffen haben, damit sie zu lebensformenden Mächten unserer Zukunft werden.

Wo aber fließt das Wasser der Urd in solch breitem Strom, wo sind die treuen Hüter, die es rein halten vom Unrat des Mißverständnisses und des Mißwillens?

Eugen Diederichs bietet dem deutschen Volke beides in seiner neuen Sammlung: „Deutsche Volkheit“*.

Was will diese Sammlung? Der Gesamtname und die Auswahl der schon erschienenen und der geplanten Bände geben die Antwort.

Volkheit, dieses schöne, von Goethe geprägte Wort, weist darauf hin, daß es nicht um ein Äußeres geht, sondern vor allem um ein Inneres, einen seelischen Besitz, eine Gesamthaltung. So liegt im Namen zugleich das Ziel. Nicht Ausbreitung und nicht Wiedererweckung erstorbener Formen, sondern Vertiefung unseres Wesens und Entzündung unseres Geistes am hohen und schlichten Vorbild der Vergangenheit, damit wir im gleichen Geiste und aus gleicher Kraft schaffen und gestalten, was uns heute als Aufgabe des Schicksals zuwächst.

Da aber der Mensch lieber nicht leben mag, als ohne Sinn seines Daseins zu leben, so ist das erste, daß wir forschen, wie unser Volk sich in der Vergangenheit mit den ewigen Rätselfeln auseinandergesetzt hat. „Mythos, Glaube, Dichtung, Brauch“ — so heißt darum die erste Hauptabteilung der neuen Buch-Reihe. Sie soll uns zeigen, nicht wie unsere Ahnen Probleme zerdaht haben, sondern wie sie in der Kraft eines ungebrochenen, schauenden Geistes einen Bund mit dem Ganzen des Lebens zu schließen wußten, der sie selbst einschloß und ihnen als Teil dieses lebendigen Kosmos eine übersäumende Lebensfülle, unerhörten Tatenmut und zugleich eine Gelassenheit im Sterben gab, die wir voll sehnsüchtigen Neids bestaunen. Gleich die ersten Bände bringen davon wundervolle Beispiele, vor allem: „Nordische Heldensagen“ und „Dänische Heldensagen“ nach Sapo Grammatikus

* „Deutsche Volkheit“, eine illustrierte, billige Reihe in farbigen Pappbänden zum Einheitspreis von 2 M (Diederichs Verlag, Jena). Man verlange Prospekte.

und „Altgermanisches Frauenleben“. Und die naturhafte Verflechtung solchen Menschentums in dem Band: „Die Pflanzen im deutschen Volksleben“.

Die weiter geplanten Bände dieser Reihe müssen ein packendes Bild jener tiefen Lebenseinheit geben, aus der die Kraft solchen Menschentums erwachsen konnte — der Gang durch den Aufbauplan der Buchreihe allein schon ist ein Genuß und eine Erhebung; dies zugleich aber der Beweis, daß hier nicht Totengebeine bloßgescharrt werden, sondern daß es um Dinge geht, denen wir uns irgendwie sofort verwandt fühlen, die uns ansprechen, und die uns drum auch für unser eigenes Leben etwas zu sagen haben.

Dasselbe gilt auch von der zweiten Hauptabteilung: „Geschichte“. Denn das ist nicht antiquarischer Wust, wie ihn Niezsche in seiner berühmten „Unzeitgemäßen“ verurteilt hat, sondern es ist Geschichte, die durch das Erleben des Volkes hindurchgegangen ist und dort geformt wurde (z. B. „Das Volksbuch von Barbarossa und die Geschichten von Friedrich dem Andern“), oder es sind die Bilder beispielhafter Menschen der deutschen Geschichte, die die Fortsetzung der Reihe zu bringen verspricht.

Freilich ist es eine ungeheuer schwere Aufgabe, die die Herausgeber und Bearbeiter übernommen haben. Gilt es doch, in einer Überfülle von Stoff das Rechte und Lebendige herauszufinden, das, was wirklich als Lebenswasser auf die Blätter und Zweige unseres Volkes zu wirken vermag. Aber unter der bewährten Führung von Paul Jaunert, der schon mehr als einmal bewiesen hat, daß er die Wünschelrute besitzt, die ihn zu den Schätzen unseres Volkstums führt, haben sich eine Reihe von Männern zu diesem Werk verbunden, deren Namen alle Gewähr bietet: Richard Benz-Heidelberg, Prof. Sahné-Halle, Prof. Naumann-Frankfurt a. M., Prof. Genzmer-Marburg u. a.

Was uns aber wirklich ans Herz wachsen soll, das wollen wir auch in entsprechenden Gewande sehen. Gewiß gibt es eine Sorte von Bücherliebhaberei, die vielmehr Snobismus ist und vor lauter Kostbarkeit des Einbandes und des Papiers des Geistes vergiftet — und des Volkes, in dessen Hände solche Dinge natürlich nie gelangen können. Aber was gerade Eugen Diederichs als Bahnbrecher des schönen und geschmackvollen — nicht des bloß kostbaren — Buches in der übeln Zeit der neunziger Jahre begonnen hat (man betrachte einmal andere Verlagswerke aus jener Zeit!), das hat er mit dieser Sammlung wirklich gekrönt. Hier ist dem deutschen Volke das Buch geschenkt, das in Papier, Druck, Bebilderung und Einband den besten Geschmack befriedigt, weil es schon eine Einstimmung zum rechten Lesen gibt, wenn man es nur zur Hand nimmt. Dann aber sind diese Mittel nicht, wie so oft, an irgend einen wertlosen oder irgendwie figelnden Inhalt verschwendet, sondern an das Beste, darin sich deutscher Geist in zwei Jahrtausenden selbst ein Denkmal setzte. Und endlich haben diese Bände einen Preis, der sie dem ganzen Volke zugänglich macht, nicht nur einer snobistischen Oberschicht, die ganz gewiß nicht Träger unserer Zukunft ist. Indem sich Diederichs in dieser Weise an das ganze Volk wendet, an alles, was noch Vergangenheit in sich hat und darum auch Zukunft schaffen wird, stellt er zugleich die Frage, die unser Schicksal entscheidet: ob dieses Volk überhaupt zu sich selbst kommen will, ob es sich entschlossen zum eigenen Wesen und den Quellen der eigenen Kraft bekennt, ob es noch Wachstumswillen in die Zukunft hat und darum — wie der Baum — seine Wurzeln um so tiefer nach unten, in die Vergangenheit senkt. Darüber freilich fällt die Entscheidung zuletzt

in den tiefsten Wesensgründen eines Menschentums, in die keine Belehrung mehr hinabreicht. Nimm und lies, deutsches Volk, was dir hier im Namen deines Wesens, deiner Volkheit, dargebracht wird; durchtränke dich mit dem Geiste dieser Volkheit — und gestalte daraus dein Leben und dein Schaffen. Dann gilt auch vom Lebensbaum unseres Volkes:

„Immergrün steht er
Um Urbrunnen.“

Philipp Sördt

Die deutschen Volksbücher

Geradeso, wie sich heute der zivilisatorische Prozeß in materiell-technischem Erfolge manifestiert, zeigt sich auch im Geistigen ein Überschuß an maschineller Fabrikation. Der turbulente „Betrieb“ läßt keine wirkliche Wertung aufkommen und das Interesse herrscht. Der negativen Tendenz der Zeit gefällt sich jedoch die positive zu: es erweist sich, daß jene Geschäftigkeit einen starken Rivalen besitzt in der auch jetzt noch lebendigen mythischen Kraft, die in den frühen Gesängen und Sagen monumentalen Ausdruck fand. Vielleicht mußte der Mensch erst durch die Hölle zügellosen Treibens gehen, vielleicht ist's notwendig, daß der „Untergang des Abendlandes“ dem selbstischen Zweifler den tröstlichen Stern deutet, der aus dem Dunkel leuchtet.

Die Dichtung ist der deutliche Abklatsch der entgotteten Zeit. Besinnung ist not. Einzelne in die Tiefe lauschende Männer gehen in der Stille ans Werk: sie werden zwar von den Pápsten des Tages totgesagt, aber der Schöpfer Geist durchströmt ihr Inneres und wird dereinst die falschen Götter stürzen.

Es bedeutet kein Geringses, daß auch die Forschung sich endlich von der Gelehrsamkeit und philologischen Urtreibe weg und zur aus der Fülle des Lebens gespeisten Eigenkraft hinwendet. Der Klang der Welten wird wieder vernommen in der Wissenschaft: eine am neuen Weltbild orientierte Metaphysik ist im Anzuge. So hat auch die Literaturforschung einige Namen von Rang aufzuweisen, junge, zukunftsfrohe Kräfte, deren Rüstzeug allseitige Wissenschaftlichkeit ist, die aber ein Neues mitbringen, das sie deutlich genug von der Generation von gestern abhebt: das Vermögen, über dem Sach das Leben, hinter dem Vorgang das Wesen zu schauen.

Zu diesen mutigen Vorkämpfern einer aus der Volksseele quellenden Forschung gehört auch Richard Benz.* Er hat bereits im Jahre 1912 eine Schrift über die deutschen Volksbücher veröffentlicht, die soeben neu erschien: „Geschichte und Ästhetik des deutschen Volksbuchs“ (Verlag Eugen Diederichs, Jena). Seine Bemühung gilt im wesentlichen der Erkenntnis volkstümlicher Dichtung und der Rekonstruktion der Werke. Benz versucht mit Glück das Kolorit der Sprache, wie es sich in diesen einzigartig vorfindet, in unsere Zeit zu retten und führt nur eine milde Modernisierung durch. So entstehen Bücher, die keine bloßen Nachbildungen mit mangelhaften Mitteln sind, wie es die Schwabs, Simrocks u. a.

* Es sei hier auf die bereits öfter angezeigte prachtvolle Zeitschrift Benz': „Die Pforte“ hingewiesen. Das dritte Blatt bringt wertvolle Aufsätze über gotische Prosa und Probestücke. Die Zeitschrift erscheint im Verlag W. Gerstung, Offenbach am Main. Dort erscheint auch demnächst das Volksbuch von der Zerstörung Trojas, ebenfalls in der Erneuerung von Richard Benz, worauf hiermit schon hingewiesen sei.

waren, sondern echte Quellenwerke, aber nicht für den Gelehrten, sondern fürs Volk. Der Forscher tritt als Bürger unter Volkes Mitte und gibt ihm seine eigenen unvergänglichen Dichtungen wieder.

Die Benz'sche Schrift erweist, daß das Volksbuch der höfischen Poesie nicht nur gleichzuachten, sondern ihr überlegen ist. Es wird gezeigt, wie durch die humanistische Gelehrsamkeit der Renaissance die schlichte Einfalt und plastische Anschaulichkeit der in dieser Gattung gegebenen epischen Meisterschaft verloren ging. Benz macht sichtbar, wie der heidnische Mythos beim Eindringen des Christentums hinübergerettet wird in das mittelalterliche Weltgebäude und so durch wechselweise Vermischung die Kultur der Gotik schafft, deren Ganzheit und Zentralität durch die römische Kirche gewährleistet war. Die Anonymität jener Kunst — deren sichtbarster Ausdruck der Dom —, die Plagiatursind typisch für das damalige Schaffen. Abschreiben durfte jeder, denn man benachteiligte ja niemand, wenn man das Allgemeingültige zu erneutem Ausdruck brachte.

Das mußte anders werden, sobald der „Name“ galt und der höfische Poet Lorbeeren ernten wollte. Die Dichtung ward Reservat einer Kaste. Indessen nicht für immer. Denn, kaum war die unumschränkte Macht der Ritter gebrochen, als auch schon die zweite Blüte volkheitlicher Poesie einsetzte, die dann etwa mit dem Eulenspiegel und Doktor Faust abschließt. Rationalismus und gelehrter Dünkel untergruben im 17. und 18. Jahrhundert die Wurzeln der Phantasie und Poesie. Nur was der sich allem überlegen dünkende, menschliche Verstand zutage brachte, galt. Aber auch diese gewaltsame Unterbrechung konnte ein Fortleben der Volksbücher nicht ganz verhindern. Es brauchte nur des Aufbruchs der Romantik, um das vergessene Gut ans Licht zu bringen.

Wenn auch die Schlegel, Tieck, Brentano, Görres nicht stets bis zu den Quellen selber vordrangen und auch Goethe wohl nur die schlechten Jahrmarktsausgaben seiner Zeit kannte, so wußten sie doch das Interesse an den alten Werken neu zu beleben, so daß sich dann ein intensiveres Bemühen anschließen konnte.

Erst heute aber, durch Benz's Forschungen und quellenmäßige Erneuerung, öffnet sich der Einblick in die phantastisch-kosmische Welt mittelalterlicher Dichtung, wie sie in Legenden und Volksbüchern vorliegt. Nicht mehr nur fachlichem Interesse, nicht mehr der literarischen Diskussion übergibt Benz die Bücher: dem Volke reicht er die Gabe, damit die Denkmäler nationaler Vergangenheit in der Gegenwart leuchtend und kraftausströmend aufstehen. Wir werden wieder auf die Schönheit der gotischen Prosa, auf die Einheit von Inhalt und Form hingelenkt und lesen nun die Volksbücher nicht mehr mit antiquierter Empfindung, sondern wie lebende Dichtung.

Nachdem „Die weisen Meister“, „Faust“, „Tristan“, „Fortunat“ und „Till Eulenspiegel“ bereits in der Diederichs'schen bekannten Sammlung herausgekommen sind, liegt nun auch „Das Buch der Geschichte des großen Alexanders“ vor. Es zeugt für die Oberflächlichkeit literarischer Publikation, daß man erst nach 400 Jahren diesen kernigen, und heute noch frischwirkenden Roman dem Publikum zugänglich macht. Das Verdienst, das sich der Eugen Diederichs-Verlag schon lange um die Wiedererweckung deutschen Geisteserbes errungen hat, wird durch diese neue Tat um ein Gutes vermehrt.

Der antike Erzähler ist in der Verdeutschung des Johannes Hartlieb, dessen

* Das Buch der Geschichte des großen Alexanders. geb. M 8.—, Ganzleder M 30.—.

Profakunst das Werk schuf, nicht mehr zu erkennen. Man hat gar nicht den Eindruck, eine Historie aus dem griechischen Altertum zu erfahren, sondern genießt die Gegenwart eines vollkommenen Kunstwerks. Die Taten des Alexander sind irgendwie deutsch erlebt, man meint einen Recken des Nordens ausfahren zu sehen. Wikingerluft weht durch die Zeilen. Und doch hebt die Milde christlichen Glaubens in ein anderes Reich. Blühende Phantastik und eine wuchtige Sprache schufen ein Werk von besonderem Charakter.

Benj hat auch da die ältesten Handschriften und Drucke zugrunde gelegt. Wenn man diese Prosa etwa am stillen Abend vorliest, strömt ein wunderbares Leben aus dem Buche: es erfreut uns, wie es dem mittelalterlichen Menschen schon ebenso frohes Erlebnis ward. Der Geist des Werkes ist durchgehends Rechtlichkeit und Treue. Alle Bosheit wird beim rechten Namen genannt, nichts wird beschönigt. Aber es geht ein so biederer, offener, schlichter Ton durch das Ganze, daß man wünschen möchte, dies schöne, auch äußerlich anheimelnde Buch käme in viele bereite Hände.

Was braucht denn diese Zeit mehr, als Glauben und Vertrauen. So, wie es Alexander und seiner Sippe erging, als sie nach Gold und Macht dürsteten und danach schmählich untergingen, geht's immer. Denn nicht jede Tat ist geheiligt, und vieles, was geschieht, führt zum Verderben. Die Treue aber dauert.

Otto Michel

Die Problematik deutscher Musik und der Staat

Wo der Grieche sein

Gymnasium, der Römer seinen Zirkus, der Franzose seine Literatur besitzt, dort steht beim Deutschen der Harfner, schwer und grüblerisch gegen sein ewiges Instrument geneigt, es meisternd mit urelementarer Gewalt.

Der Grundcharakter der Deutschen wurzelt in der Musik. In diesem einen Sag ist die ganze Grobheit und zugleich die tiefe Tragik unseres Volkes ausgesprochen. Man hat uns so oft zum Vorwurf gemacht, daß wir ein unpolitisches Volk seien, man sprach uns die Fähigkeit ab, zu regieren, zu wirtschaften, zu handeln. Und in der Tat, man berührte damit eine unserer schmerzlichsten Wunden. Allein, wie wollte man dem Meer zum Vorwurf machen, daß es maßlos und unbändig ist? Weder mit den Elementen noch mit den Wesenszügen eines Volkes läßt sich markten. Das Vermächtnis, das über Luther, Beethoven, Bach an uns überkommen ist, läßt sich durch die Zivilisation der Weststaaten nicht austreichen. Es ist ein tiefer, verantwortungsloser Irrtum, zu glauben, das moderne Engländerum mit seinen nüchternen, betriebsamen Ladentischmaximen, mit seiner erschreckenden Problemlosigkeit sei den zeitlichen Forderungen unserer Nation angemessen. Wie leicht, wie allzuleicht sind wir Deutschen doch geneigt, in unserer kosmopolitischen Uferlosigkeit den eigenen Charakter aufzugeben. Wir kennen die Treue gegen alles, nur nicht gegen uns selbst. Keiner kann sich dem Kreise entäußern, in den er hineingeboren ist, es sei denn, daß er sich betrügt und so den Konflikt ins Unendliche verlängert. Oder er gehört zu jener Masse, die in Ermangelung des eigenen Gesichts Weltenkarneval spielt, die überall und nirgends ist.

Dies alles kommt für uns nicht in Betracht. Die metaphysische Last der Verantwortung, unter der ein Luther keuchte, da er die 95 Thesen an die Pforte der Schloßkirche zu Wittenberg schlug, jene Last, die zuweilen wie ein schwerer Wein

durch die Präludien und Fugen Bachs dahinauscht, die dunkel, ungeheuer im ersten Satz der „Neunten“ aufbegehrt, jene Last ruht noch heute wie ein gotisches Bogengewölbe auf unseren Schultern. Wir atmen schwer unter ihr, aber wir können uns nicht von ihr frei machen. Es gibt in der Geschichte der Deutschen wohl kaum einen Moment, wo sie etwas leicht und selbstverständlich genommen hätten. Immer befahl uns unser Gräbertum, unsere sinfonische Leidenschaft hinabzugraben in das Wesen der Dinge, hinter den Erscheinungen Symbole, Schicksalsprüche zu suchen. Und das alles mit protestantischer Schärfe, mit ruhelofer Sehnsucht nach Lösung, nach Erlösung. Wie haben sie darunter gelitten, jener Beethoven, jener Hebbel, jener Wagner. So wurden wir Deutschen die Anwälte des abendländischen Pessimismus, der abendländischen Musik. Dieser Weg läßt sich verfolgen bis in unsere unmittelbare Gegenwart. Blicken wir auf Spenglers Kulturphilosophie, jene grandiosen, gefährlichen Variationen auf das Thema Geschichte, so finden wir bei ihm durchaus die abendländische Wahlverwandtschaft zu Beethoven und Wagner, jenes Allumfassen-, Alldurchbringenwollen des Kosmischen Weltbildes, jenes leidenschaftliche, dumpfe Sämmern der Probleme, das alles sind Prädikate der deutschen Musik, wie sie einzig und ungeheuer dasteht vor der Welt. Der ganze Anlageplan zum „Untergang des Abendlandes“ ist gewissermaßen sinfonisch gestaffelt. Themen, Motive werden gegeneinander ausgespielt, entfernen sich voneinander, nähern sich, umschließen, wiederholen sich, variieren sich gegenseitig. Es ist fast erschreckend, wie sehr sich das moderne Denken in Deutschland musikalischen Gesetzen unterwirft, mit Vorliebe improvisiert, in Phantasien und Parallelen schwelgt und so den letzten Hauch Klarer, empirisch bedingter Urteile einbüßt. Doch ändert das nichts an der Tatsache, daß der Deutsche auf diesem Wege, den wir den abendländisch-pessimistischen heißen, oft seine größten Gedanken aussprach. Wir denken an Goethes „Prometheusfragment“, wir denken an Nietzsche's unsterbliche Jugendphantasie „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“, wir denken an Hölderlins „Hyperion“, an Hebbels „Tagebücher“, an Th. Däublers „Sparta“, und es erweist sich, welche Ewigkeitswerte die Musik in den Deutschen auslöste.

So finden wir eine dauernde Wechselwirkung zwischen Musik und Denken. Wir haben keinen Komponisten, der nur Komponist wäre, und wir haben keinen Denker, der nur Denker wäre. Der geistige Mittler zwischen den Elementen, die den Deutschen bestürmen, war von jeher der souveräne Künstler. Ziehen wir die Summe dieser Berührungspunkte, so begreifen wir die Tiefe, die Problematik und elementare Schönheit unserer Musik.

Wir Deutschen sind kein fröhliches Volk. Wir besitzen wenig Lustspiele. Wir sind die Heimat der geistigen Einsiedler. Aber wir haben die größten Musiker hervorgebracht. Das muß uns zu denken geben. In diesem Punkte unterscheiden wir uns von anderen Nationen, ja, man kann wohl sagen, ohne unbescheiden zu sein, daß der Deutsche in diesem Bezirk Ungeheures, Ewiges an die Menschheit geschenkt hat. Ich sage das nicht aus gesteigertem Nationalstolz, der in diesen schwerwiegenden Entscheidungen niemals mitsprechen sollte, da er das Urteil trübt, sondern, um im Anschluß hieran eine Frage aufzuwerfen, die wichtig erscheint. Sollten wir nicht jenen bedeutenden Charakterzug unserer Volkspsyche, eben die Musik, noch vielmehr betonen und aus uns herausstellen? Sollten wir nicht unser Staatsleben, unsere Schulen, die Erziehung der jungen Generation überhaupt,

durch den sittlichen, mitreißenden, erhebenden Schwung der Musik zu steigern und zu vervollkommen suchen? Würden wir Deutschen damit nicht uns selbst näherkommen und jener moralischen Maxime Immanuel Kants, wie sie Beethoven in sein Tagebuch notierte? War es bisher nicht immer so, daß der Aufstieg und die Größe eines Volkes davon abhingen, inwiefern es sich selbst lebte? Die Griechen, den Künsten und Wissenschaften tief verwandt, gingen in ihnen auf. Das war ihre Bestimmung. So wurden sie groß und berühmt durch alle Zeiten. Den Römern war es eine innere Notwendigkeit, in der Arena ihre Kräfte und Energien zu schulen, um so bereits jene stählernen Machtgestalten vorzubilden, die später als ein Augustus, als ein Cäsar ein solches Imperium beherrschen durften. Der Engländer als Kolonifator und Kaufmann tat unentwegt, was einzig ihm notwendig war, und kann für seinen Teil mit sich zufrieden sein. Was aber taten wir? Ruhend in elektrischer Schwüle zwischen Osten und Westen („im Herzen Europas“), war Deutschland von je der bewegteste Schauplatz kosmopolitischer Diskussionen. In diesem Land, wo, wie man zu sagen pflegt, jeder Straßenkehrer Probleme wälzt, kam man vor lauter Teilnahme an der Welt nicht zu sich selbst. Trotzdem Männer wie Bach, Beethoven und Goethe deutlich und schmerzlich genug die Bahn des Deutschen vorgelebt und vorgesprochen hatten, war es doch eben diesen Deutschen immer von größerem Interesse, zu erfahren, was „hinten in der Türkei“ geschähe, welchen Einfluß das moderne Japan auf das konservative China ausübe. Solche und ähnliche Reflexionen hält der Deutsche krampfhaft, wie ein Kind sein Spielzeug, fest, damit er ja nicht erwache, um furchtbar sehen zu müssen, wie sein Hölzerlin, sein Kleist vor Einsamkeit zugrunde gingen.

Als dann gar Ende des 19. Jahrhunderts ein Philosoph, der die Deutschen besser kannte als sie sich selbst, ihnen vorschlug, gemäß ihren Anlagen „den Staat auf die Musik zu gründen“, da waren sie des Spottes voll und konnten sich nicht lustig genug machen über diesen „verspäteten Romantiker“, diesen „Phantasten“, der so absurd sein konnte zu glauben, die Musik sei eine absolute Macht, die man sich dienstbar machen könnte. Und doch hatte vor Friedrich Hegel kein Geringerer als Goethe diesen Gedanken bereits ausgesprochen, und zwar in jener berühmten, pädagogischen Provinz der „Wanderjahre“. Es heißt da u. a. „. . . bei uns ist der Gesang die erste Stufe der Bildung, alles andere schließt sich daran und wird dadurch vermittelt, — ja selbst, was wir überliefern von Glaubens- und Sittenbekenntnis, wird auf dem Wege des Gesanges mitgeteilt, — indem wir die Kinder üben, Töne, welche sie hervorbringen, mit Zeichen auf die Tafel schreiben zu lernen, — so üben sie zugleich Hand, Ohr und Auge und gelangen schneller zum Recht- und Schönschreiben als man denkt, und da dies alles zuletzt nach reinen Maßen, nach bestimmten Zahlen ausgeübt und nachgebildet werden muß, so fassen sie den hohen Wert der Meß- und Rechenkunst viel geschwinder als auf jede andere Weise. Deshalb haben wir denn unter allem Denkbaren die Musik zum Element unserer Erziehung gewählt, denn von ihr laufen gleichgebahnte Wege nach allen Seiten.“ So Goethe. Und das nur in Hinsicht auf die Erziehung der Kinder. Wie viel größer, wie viel unabsehbarer müßte erst der schöpferische Einfluß der Musik sein auf ein Volk, das sich dieser verborgenen Kraft endlich bewußt wird und sie organisch ausreifen läßt, um sie anzuwenden in allen Bezirken seines Denkens oder Handelns. Jegliche Handarbeit müßte mit Gesang getan werden, so würde das Werk im Rhythmus aufgebaut. Theater und Konzertsäle, jene Stätten der bloßen

Unterhaltung, genügen bei weitem nicht, um die Musik als Machtfaktor zu notieren, wie sie es bei uns Deutschen sein sollte. Hausmusik darf nicht nur auf den Salon beschränkt bleiben, sondern muß in allen Schichten der Gesellschaft Heimatrecht erwerben. Jeder Tag des Deutschen sei mit Musik begonnen und beschlossen. Jeder Staatsbürger müßte nach Möglichkeit und Talent ein Instrument beherrschen. Die Tagungen der Parlamente und Parteien sollten undenkbar sein ohne Orchestervorspiel. Die Wahl der Musik hätte sich der jeweiligen, politischen Vibration anzupassen. Man denke: Beethovens „Troika“, die keinen geringeren als Napoleon zum Vorwurf hatte, man denke den Trauermarsch aus der „Götterdämmerung“, man denke die heldenhafte „Egmont-Ouverture“, diese Musik vor entscheidenden Auseinandersetzungen gespielt, müßte sie nicht jeden der Abgeordneten und Deputierten die ganze Wucht der Verantwortung tiefer, größer, weittragender empfinden lassen, würde nicht jeder einzelne in der Orgel Bachs, im Cello Beethovens die mahnende Stimme jenes Volksganzen hören, die ihn an diese Stelle berief, für die er sprechen soll, der er Rechenschaft schuldig ist. Wie Platon im Lande der Wissenschaften den Philosophen als Staatslenker proklamiert, wäre der Einfluß der Musik auf das deutsche Staatsleben durchaus möglich, zumal das moderne Denken schlechthin schon längst die musikalischen Elemente als Stil-, Empfindungs- und Gedankenformen in sich aufnahm (Rathenau, Watorp, Gundolf, Spengler). Unsere Parlamente, die heute Gemeinplätze schlechter Wige und schlechter Geschäfte sind, hätten alle Ursache, den metaphysischen Engel der Deutschen nicht wie ein Stiefkind vor die Türe zu stoßen, sondern sich in ihm zu erneuern, in ihm wesentlich zu werden.

Versenkt euch in den unsterblichen Geist deutscher Sprach- und Gedankenmusik. Warum muß ein Volk, das so tief graben konnte, in seinem Staatsleben an der Oberfläche markten? Begreift euch, lebt in der Musik und ihr begreift und erobert die Welt. Vergast ihr das Nachlied eures Niegische? die faustische „Missa Solemnis“ eures Beethoven? Steigt auf in den sternstillen Sonaten eures Rilke. Was ist euch seine Mystik, seine Zwiesprache mit dem Ewigen? Was sind euch die innigen Gesänge Werfels? Wißt ihr auch, welcher apollinische Glanz euren Mozart umblendet, welche schluchzende Seligkeit der unbändige Bruckner euch singt? Saltet euch fest an den Pfeilern und Postamenten eurer Kirchen, wenn die Posaunen Sändels improvisieren. Lauscht ihr aber dem „Palestrina“ Pfigners, so wißt: Das ist die ewige Sehnsucht des Deutschen nach der klassischen Freizügigkeit des Südens. Und es wird euch hier in der sonst bedeutungslosen Oper ein Stück deutscher Tragik offenbar: die Ketten des Gräbertums (Dehmel, Sebhel) und die metaphysische Einsamkeit vor der Welt (Schopenhauer).

Wir sehen, welche Meerestiefen sich uns erschließen, versenken wir uns in die Problematik deutscher Musik. Sie bleibt der Genius unseres Volkes, wie schwer und abgründig sie auch das Leben eröffnet. Werden wir uns dieser absoluten Macht bewußt. In ihrem Geiste: 20. Jahrhundert!

Gustav Leutert

Die Ballade vom Menschen Zu Hans Friedrich Bluncks Romantrilogie

„Licht wollen wir, Licht,
haltet die Sonne!“

Blund

Man hat etwas unbefangene eine Linie von Sebhel zu Blund ziehen wollen. Unbefangene Kritik ist aber keine positive. Positive Kritik zieht sich nicht auf dem

Wege des Vergleichs aus der Affäre, sondern versucht das Eigentümliche einer bestimmten Art zu erkennen. Fruchtbare Kritik endlich besteht nicht in der Verkündung von Werturteilen, sondern bereitet die Richtung vor, auf der sie gewonnen werden können.

Jener Vergleich war billig, weil er an der äußeren Tatsache der gemeinsamen Volkszugehörigkeit hängen blieb. Diese Stammverwandtschaft führt aber tatsächlich zur Erkenntnis wesentlicher Zusammenhänge, wenn sie auf die tieferen Ursachen bezogen wird, die „Art“ hervorbringen. Bluncks Art ist von der Sebbers, die menschliche wie die künstlerische. Sie ist norddeutsch, das heißt, sie lebt mehr aus dem Gedanken als aus der Anschauung. Nicht aus dem Intellekt etwa, der eine westliche Erfindung, man möchte sagen eine lateinische Formaleinstellung zur Welt ist. Auch nicht aus dem Instinkt, der eine Verachtung des Ostens für den intellektuellen Stolz des Westens ausdrückt. Sondern aus dem Gedanken, der klar gewordener, gewissermaßen kultivierter Instinkt ist und für den der Intellekt nur ein regulatives Mittel sein kann. Dieser norddeutsche Gedanke ist körperhaft, blutvoll und bildlich. So ist Sebbers Pantragismus körperhaft und bildlich gefaltete Fühlung der Welt und ihres Schicksals. Hegel, dem als formalistisch eingestellten Süddeutschen die lebhaftere Sinnlichkeit dieses norddeutschen Gedankens verschlossen blieb, besaß davon nur die abgezogene Idee. Er blieb in der gedachten Vorstellung haften, die eine gemachte Konstruktion sein mußte. Der Gedanke im Sinne der Rasse niedersächsischen Volkstums ist nicht Idee oder Konstruktion von Einzelheiten zu einer Synthese, sondern umflammernde Durchbringung aller Gegebenheiten. Bewegung oder im Sinne von Drama und Roman Handlung entsteht nur beiläufig dadurch, daß die Gesamtheit des Objektiven sich nur im zeitlichen Ablauf enthüllen kann. Das Bedeutsamere aber bleibt die Bewegung als Ganzes, nicht ihre in Zeitabschnitten akzentuierte Abwicklung. Diese fast metaphysische Bewegung des Gedankens in der Zeit darzustellen, ist die besondere Art norddeutscher Dichtung. Von dieser Art sind Sebber und Blund. Im übrigen sind sie nicht vergleichbar.

Es war gesagt, daß der Gedanke seinem Wesen nach bildhaft ist, im Gegensatz zur Idee die nur vorstellbar ist. Bluncks Gedanke ist der Mensch schlecht hin. Dieser Gedanke „der Mensch“ ist in Hein Soyer, in Berend Jock und in Stelling Kottkinnsohn Bild geworden. Dieser Gedanke ist nicht zu trennen von seiner menschlichen Erscheinung, die immer körperlich tastbar dasteht und nicht nur optisch sichtbar. Alle Helden Bluncks wollen leben, und sie leben durchaus körperhaft und plastisch im Raume dieser Dichtung. Die Vernichtungssehnsucht des Schiffers ist nur Wille zu einem Leben, das seine Art vollenden kann. Dies ist der erste und letzte Gedanke von Bluncks Dichtung, zu leben. Wobei freilich leben mehr heißt als atmen, wachen und schlafen. Leben heißt für Blund Artvollendung und Zurückdenken dieses ursprünglichen menschlichen Gedankens: Leben des Menschen. Hein Soyers* Idee wäre so etwas wie Tragik des Staatsmannes, Kampf des Führers gegen die Trägheit der Masse, Einsamkeit des schöpferischen Feldherrn, der vernichten muß, um zu wirken. Sein Gedanke ist nur Hein Soyer, der Mensch Hein Soyer und seine Art. Die Größe dieses Gedankens und seine Rechtfertigung liegt freilich nicht in der subjektiven Littelkeit des

* Hein Soyer, Ein Roman von Herren, Hansen und Sagestolzen. geb. III 7.—. Georg Müller, München.

Mannes *Hein Hoyer*, sondern in dem Gedanken des Menschen, von dem er nur ein Bild und Gleichnis ist. So ist auch das Schicksal dieses *Hein Hoyer* gleichgültig, so weit es einmal — soweit es Fabel oder Geschichte — ist. So ist jeder *Roman Blunds* als Roman oder Erzählung — als Unterhaltung zuletzt — nebensächlich. Das will besagen, daß diese Dichtung nicht als ästhetischer Reiz, als literarische oder gar als historisches Zeitgemälde Leistung, Wert und Wertung beansprucht, sondern als Äußerung eines Menschen über den Gedanken Mensch, der immer sein wird zu leben, um höchste Art des Menschlichen zu vollenden. Den Menschen hat der Dichter in einer Möglichkeit gesehen, die *Hein Hoyer* heißt. Er hat gefühlt, daß dieser Mensch *Hein Hoyer* leben will, seine Art vollenden will, damit einmal wieder der Mensch verwirklicht werde. So zeigt *Blund* den Gedanken Mensch im Kampfe mit der maskenhaften Idee vom Staatsmann und Feldherrn. *Hein Hoyer* — und dies ist eben sein Gedanke — könnte jedem beliebigen Berufe ausgeliefert sein, immer müßte er sich gegen die Idee seines Berufes verteidigen, weil er Mensch sein will. Als Idee vom Staatsmann wäre *Hein Hoyer* ein blaßes Schemen. Als sich bejahender und vollendender Mensch ist er auch künstlerisch Gestalt im Raume. Schon *Hoyers* erstes Zeichen ist bildhafter Gedanke: der unheimliche Ritter mit dem heißen Blut unterm kalten Harnisch, auf oder Seite, neben sich im Sattel die Jungfrau, um beide Nebel und Ferne. Die Körperhaftigkeit dieses Bildes ist künstlerisch so konkret wie der ausgedrückte Gedanke, der das ganze Motiv der Dichtung im Kern umschließt: *Hoyer* der Feldherr und *Hoyer* der Mensch. Wird er die Waffen wählen und „seine Idee verwirklichen“? Oder wird er die Liebe wählen und den Gedanken Mensch in sich vollenden? — *Berend Fock's* Geisterschiff im Dunst und Blust des Nordmeers, als er ins Leben hineinfährt — auch hier keine neblige Idee, sondern ein bluthafter Gedanke — ist durchaus ein räumlich und tastbar gefühltes Bild. Nicht die phantastisch aufgepumpte Idee eines neuen Uhasvar, der die Meere durchpflügt und mit Gott in Feindschaft liegt. Sondern der Gedanke des Menschen, der voll Blut und aus festem Fleisch gefügt, mit Lüsten zum Leben und Trieben zur Vollendung ist, der das Phantom außer ihm, das er Gott wähnt, bekämpfen muß, um die Art Mensch zu verwirklichen, die in ihm spukt. Die Mär „vom gottabtrännigem Schiffer“* ist nur die bildliche Wahrheit von einem dem Menschsein zugekehrten Leben ewiger Artvollendung. Endlich der *Kotkinnsohn*. Vollendung der Art sucht und findet auch hier der Mensch Stellung, nicht die Idee des Gottsuchers und Verkünders. Hier wird deutlich klar, was *Blund* unter Leben versteht. Nicht die Dauer der persönlichen Existenz, sondern die Tatsache jener Artvollendung, für die der Einzelne nur dann mehr als ein Zufall bedeutet, wenn er sie vollbringt. So kann der sterbende Stellung die Männer, die ahnend um ihn stehen und nur die Sinnlosigkeit des Einmaligen begreifen, „Glieb einer ewigen Bette dänken und unausrottbar mit seinem Volke“.

Das Blut der Menschen und Wesen rauscht triebhaft in den Märchengestalten. Auch im Märchen, in dem sonst wohl Abstraktion gerne auf gläsernen Stelzen geht, leben die Menschen *Blunds* dem Gedanken ihrer Seele. Auch sie stehen körperhaft in Raumgebilden, die das Leben selber sind. Nur leben sie ein niederes Leben, wo *Fock* und *Hoyer* und der Stellung in einer höheren Bewusstseinslage

* *Berend Fock*, Die Mär vom gottabtrännigen Schiffer. geb. M 9. — *Georg Müller*, München.

vom Menschentum Bildner eines reineren Daseinsgedankens sind. Jenes niedere Leben bleibt Episode, weil der Gedanke, der es erfüllt, nicht zur Vollendung ausreicht, die Blunds Helden suchen. Im Blute dieser Märchenmenschen liegt keine Notwendigkeit. Die macht den höheren Menschen zu Fod und Hoyer und zum Rottkinnsohn. Hier ist Tragik des Seinmüssens, dort Burleske des Seinwollens.

Darin liegt der Inhalt des Gedankens Mensch, den Blund verwirklichen und vollenden will, daß diese Berufung zum Menschen ein erkanntes Müssen ist. Mensch zu sein, das ist ein Schicksal, und eine Aufgabe. Diese will Blunds Dichtung gestalten. Das Schicksal der Beseeltheit und die Aufgabe der Vollendung. Beides macht den Gedanken Mensch aus.

Wenn Blunds Romantrilogie eine Tendenz hat, so ist es diese, alles zum Menschen hinzuführen. Jede Einzelheit der Erzählung spannt einen steilen Bogen zum Menschen, der seinen Anfang im Gedanken und sein Ende in der Vollendung hat. Dieser Bogen trägt die Dichtung. Was den Bogen selber trägt, ist die Chronik, die Historie. Wer nur diese Füllung des Bogens sieht, kann nicht erkennen, daß seine Steilkurve hinauf zum Menschen führt. Er sieht und kann nur Umwelt sehen. Er bleibt in der Ebene stehen wie die niederen Menschen der Märchen, ohne den Gedankenraum erfühlen und erfüllen zu können, der sich über der Ebene erhebt. Diese ist Chronik, ist Geschichte. Der Raum aber, den die Dichtung umspannt, ist der Gedanke vom Menschen. Nicht vom historischen oder niedersächsischen Menschen, sondern vom Menschen schlechthin, der kein Typus ist, sondern ein Gedanke, der in einem höheren, weltweltigen Leben vollendet werden soll. Nicht Charaktere will diese Dichtung zeichnen, sondern eine Aufgabe zeigen. Die Aufgabe ist der Mensch, der zu allen Zeiten den Beruf zu seinem Selbst hat. Blunds Trilogie ist keine Heimatdichtung, sondern ein Epos des Gerechten, der zum Menschentum einget. Wenn immer dies geschieht, hat sich die Welt erfüllt, hat die Welt sich gerechtfertigt. Dies ist der Mensch, den der Dichter so lange von den Himmeln seines Gedankens herab zur Erde dichten wird, bis der Gedanke Gestalt angenommen hat und uns durch seine Verwirklichung von aller Dichtung befreit. Denn Dichtung ist die zu Ende gedachte Logik des Daseins. Erst wenn dieses mit dem Menschen vollendet ist, gibt es keine Helden und keine Dichtung mehr um sie. Dann ist Dichtung Wirklichkeit geworden. Dann kann der Mönch über dem sterbenden Rottkinnsohn mit Recht sagen: „Der Spul ist zu Ende.“

Für diesen Menschen, den er rechtfertigen muß, lebt Berend Fod, der tot sein möchte. Das ist der mytische Gedanke Blunds, daß der Mensch sein muß. Menschwerdung ist der Inhalt seiner Dichtung. Alle seine Helden wollen ewiges Leben, nicht persönliches, sondern für den Gedanken Mensch. Sie suchen Gott und finden den Menschen in sich, nach dem sie wandern wie Fod, um den sie kämpfen wie Hoyer, für den sie denken wie Stelling Rottkinnsohn*. Sie führen „den ewigen Kampf der Menschen“ um den Menschen und beinahe gegen Gott.

Diese Mystik Blunds, die ihr schönstes Symbol in der Liebe des Menschen findet, deren Name „im Tiefsten der Menschen und am Ende der Welt steht“, ist wie seine ganze Kunst nicht berauschend, sondern bestärkend in dem Glauben, der auf Berend Fods „Wegen des Unendlichen wandernd“ nur das eine Ziel kennt: Zum Menschen. Dieses Ziel — ob utopisch, ob erreichbar ist im Sinne des Dichters eine

* Stelling Rottkinnsohn, Die Geschichte eines Verkünders und seines Volkes. geb. M. 9.—. Georg Müller, München.

Frage des sittlichen Willens — wird in dem Gedicht „Weltinnigkeit“ deutlich gezeichnet:

„Wann wird Gott und Mensch in eins erfüllt?
Antwort kommt: Wenn so viel Lieb gewebt,
Daß sie wie ein Kleid die Welt umhüllt,
„Wird ein Atem trinken,
Mensch in Gott versinken.“

Den Weg zur allgemeinen Menschvollendung aber weist der Schlußvers dieses Gedichtes:

„Wirf den Faden mir, den du gelebt.“

Das ist die Ballade vom Menschen, der sich dreimal erlebt, in *Soð*, in *Hoyer*, im *Rotkinnsohn*, weil „stärker als sein Geist die Liebe war, die er trug“. Ihn will der Dichter verwirklichen, diesen Menschen der Erde. Denn alle Dichtung ist leidenschaftlicher Wille zur Verwirklichung des Gedankens Mensch, ist im höchsten Sinne Aktion angespanntester Willensmächte, die weise geworden sind. Dieser Mensch ist nicht wie der antike Maß aller Dinge, sondern Grund aller Dinge. Er ist nicht harmonisch, sondern in geheimnisvoller Weise alogisch. Aus der Tiefe stößt er in gewaltiger Senkrechte gegen die Oberfläche, die wir Leben heißen. Seine Schönheit ist schmerzliches Drängen, nicht genießendes Sein. Es ist der nordische Mensch, der wie *Blunds* dichterische Art selber wesentlich balladenhaft und weniger episch ist. Dieser Mensch-Held sucht und findet sich selbst, seine innere Menschenatur. Das ist der wesenhafte Inhalt, das Glaubensbekenntnis dieser Trilogie vom Menschen, den *Blund* aus eigenem Erleben hat vorstellen wollen, auf daß er in jedem Einzelwesen geschaffen werden soll. Dies und nichts anderes ist die Wahrheit dieser Dichtung dreifacher Menschwerdung, die einen hinreißend balladenhaften Ton anschlägt, dessen tragischer Grundakkord von der Sehnsucht des Dichters und Menschen nach Schönheit des Menschentums erfüllt ist. Dieses zu verkünden, dankt dem Dichter im letzten Grunde nicht nur eine künstlerische Schöpfung, sondern ein schöpferisches, sittliches Gebot. Seinrich Ehl

Proberer

Der Rätselraum der Weltgeschichte ist auch heute wieder jene unendliche Weite von Steppen, Wästen und Gebirgen, die das Innere Asiens erfüllen. Was geht dort heute vor? Niemand weiß es gewiß. Und einer der stärksten, wenn auch umstrittensten Bucherfolge der letzten Jahre gehörte einem Buch (*Ossendowski*: „Tiere, Menschen und Götter“) das Aufklärung, Selbstgesehenes und Selbsterlebtes aus jenem Rätselraum zu bringen versprach. Wir wissen nichts; aber ein unerklärlicher Zauber bannet unseren Blick.

Aber so war es dort immer. Abseits der Weltgeschichte, scheinbar unberührt von ihr, lagen jene Weiten durch Jahrhunderte und Jahrhunderte. Bis dann plötzlich ungeheuer und weltvernichtend dort eine Völkerwelle sich erhob, die Weiten durchtobte, in die Kulturländer rundum einbrach und wie Sturmflut und Erdbeben alles niedertrat und verschlang. Maßlos — das ist das kennzeichnende Wort jener Länder, ihrer Menschen und ihrer Taten. Maßlos in der Größe der kriegerischen Erfolge, maßlos in der Weite der Reichsgründungen der Eroberer, die nach Erdteilen griffen, maßlos in der Wut der Vernichtung, aber auch maßlos in der Unfähigkeit, selbst etwas Neues und Dauerndes an Stelle des Zerstorben zu bauen. Der Drang in die Weite und der Verneinung alles Geschaffenen, die sonst als Gegenpole der pflanzenhaften Bodenständigkeit und des konservativen Bewahren-

wollens ihre wohlthätige Rolle im Ganzen des Menschenlebens spielen, sie scheinen hier selbständig geworden zu sein. So brauste (nach Frobenius) eine Völkerwelle aus Hochasien durch die Täler und Halbinseln Sinterindiens hinunter, über die Inselbrücke weiter bis auf die fernsten Korallriffe der Südsee. Und diesen Menschen blieb der unbändige Drang in die Weite, daß sie die kühnsten Seefahrer wurden, die wir kennen. So kamen die Sunnen an die Grenzen des Admischen Reiches und peitschten die Wellen der Völkerwanderung zu vernichtender Wucht empor. Und so kam nach Jahrhunderten der Ruhe und Stille immer wieder Welle auf Welle: über China, über Indien, über Vorderasien und Balkan, über Rußland.

Warum?

Immer wird das Rätsel dieser Frage den Betrachter der Menschengeschichte locken. Wirtschaftliche Gründe? Dürre? Volksvermehrung? Das alles mag mitspielen. Aber sind das wirklich Erklärungen? Verschieben sie das Rätsel nicht einfach an einen anderen Punkt, der im Grunde genau so dunkel ist?

Die letzte Wurzel alles Geschehens und alles Nichtgeschehens liegt für uns immer im Menschenherzen selbst.

Hier sucht deshalb auch der Roman der durch den größten Führer ausgezeichneten innerasiatischen Völkerwelle den Kern des großen Rätsels. Es ist: „Temudschin, der Herr der Erde“ von Otto Smelin.

In diesem maßloseten aller maßlosen Eroberer, dem wahren Dschingis Khan, sieht Smelin einen jener ganz Einsamen, die der Qual und dem Ungenügen der Seele nur entgehen können, indem sie der Welt und den Dingen ganz und gar entsagen — oder indem sie sie ganz bezwingen. Temudschins Los ist das zweite. Und mit diesem Stachel in der Brust läßt der Dichter ihn die unendlichen Steppen durchweilen, die Wunderreiche an Amu und Syr und im Iran zerstreuen, bis er in China dem absoluten Gegenpol seines Wesens gegenübersteht: dem Weisen des Tao, dem Prediger des Wu-wei, des Nichthandelns. In der Auseinandersetzung dieser beiden Prinzipien gipfelt der Gedankengehalt des Werkes. Abgesehen von der historischen Möglichkeit oder Richtigkeit: die hier gestellten Fragen sind zeitlos und gelten ewig, weil die Grundkräfte im Menschen ewig sind, die uns bis zu dieser schroffsten Gegenüberstellung auseinanderreißen. Jergendwie klingt es drum auch hier in uns mit: „Das bist du.“

Philipp Sördt

Shiva, der tanzende Gott

Eugen Diederichs Sammlung „Religiöse Stimmen der Völker“ ist jüngst um zwei beachtenswerte Bände vermehrt worden: um den indischen Doppelband von Schomercus: 1. Die Hymnen des Mäniffa-Vasaga, 2. Sivaitische Heiligenlegenden, Übersetzungen alter tamulischer Religions- und Dichtungsurkunden des dravidischen Südens, aus dem ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung*. Wieder einmal erfährt man, Indien ist das Land des unerschöpflichen geistigen Reichthums. Mag man schon in der Kultur Indiens ein wenig Bescheid wissen, plötzlich tut sich hier eine solche Fülle neuer farbiger Mythen und zugleich theologischer Abstraktionen auf, daß man überrascht und verlegen zugleich ist. Verlegen, weil wieder auch einmal das Fremdartige, Unassimilierbare fremder Kulturen stark in Erscheinung tritt:

* Otto Smelin, „Temudschin, der Herr der Erde“ (Eugen Diederichs Verlag in Jena). br. M 6.50, geb. M 9.—. ** Die Hymnen des Mäniffa-Vasaga. br. M 5.50, Leinen M 7.—. Sivaitische Heiligenlegenden. br. M 8.—, Leinen M 10.—

schon sprachlich; denn mögen sich manche Verse und Purānas (Legenden) wie edelste Lyrik lesen, erfüllt von der Stimmung der Landschaft und dem heiligen Wiser ihrer religiös, so muß man sich durch andre wie durch ein Dornengesträup hindurcharbeiten, durch eine wuchernde Fede theologischer Begriffe, Anspielungen auf uns unvertraute Mythen, lateinisch-müchterne botanische Namen — für die es keine Entsprechung im Deutschen gibt — ,schließlich durch die zungenbrecherischen Orts- und Personennamen, die wahre Seeschlangenvorte durch das Buch hindurchwinden lassen.

„Ich würde nur an einen Gott glauben, der zu tanzen verstünde“, eins jener unvergeßlichen Zarathustraworte Nietzsche's. Ja, ist's nicht Shiva, der Tänzer in der goldenen Halle von Chidambaram? Eine Lebensbejahung ohne gleichen steckt als Ursinn hinter dem Shivaismus. Der tanzende Gott, der vielfüßige und vielhändige, wie ihn die Plastiken zeigen, und die Verehrung seines heiligen, lebenszeugenden Phallus sind die großen Symbole dieses Glaubens in einem Lande, das lebensspendend ohne Maß und Wahl zu sein scheint. Darüber breitet sich aber jene Schicht von Minderwertigkeitsvorstellungen, ohne die religiöses Leben nicht zu bestehen scheint: die Selbsterniedrigung, die sich auch an der Grausamkeit des Gottes weidet, die selbst im Namen des Gottes Grausamkeit verübt, die intolerant den Glauben der Nachbarn verwirft und verfolgt. Interessant klingen hier die Angriffe gegen Jainismus und Buddhismus, die „falschen und fremden“ Religionen, hinein, obwohl man spüren möchte, wie auch in die alte Aktivität des shivaistischen Lebensglaubens buddhistische Resignation sich hineinverwebt. Sind die Hymnen von ekstatischem Schwung getragen, wiederholen sie unermüdlich gleicherweise Lob und Preis des heilig-göttlichen Lotusfußes, des heiligen Tanzes, der Gnade, und der Offenbarung Shivas auf dem Stiere, so breiten die Legenden ein wahres Märchen von 1001 Nacht an Phantasie und Bilderschau aus. Mag darunter auch manches für uns unerträglich sein, so thront doch dahinter wie erhabene Stille und dämmerblaue Größe des Himalaja die Welt der Veden und Upanishaden: Die geistig tiefste religiöse Welt neben dem Tao-Te-King. Von da aus verstehen wir sehr ein Bekenntnis Gandhi's, das er in „Young India“ im August ausspricht: „In aller Demut gestehe ich, daß der Hinduismus, so wie ich ihn kenne, meine Seele voll befriedigt und mein ganzes Wesen erfüllt. Ich finde in der Bhagavad Gita und in den Upanishaden einen Trost, den ich selbst in der Bergpredigt vergebens suche. Wohl halte ich das hierin vertretene Ideal hoch, wohl haben die kostbaren Lehren der Bergpredigt auf mich einen tiefen Eindruck gemacht, aber trotzdem gestehe ich: wenn mich Zweifel quälen, wenn mir Enttäuschungen ins Gesicht starren, wenn ich keinen Lichtschimmer mehr am Horizonte gewahre, wende ich mich zur Bhagavad Gita und lese Verse des Trostes. Und mitten in überwältigendem Leiden finde ich sogleich ein stilles Lächeln . . .“

In diesem Sinne ist eine Vertiefung in diese beiden Bände geraten. Und versteht man es allmählich, sich über die anfangs umrissenen Schwierigkeiten hinwegzusetzen, so wird einem trotz aller abgründigen Wesensverschiebenheit doch eins wieder neu aufleuchten: der Eigenwert aller großen Religionen und die Einheit aller religiösen Mystik von Ost bis West. Ghandi sagt an der gleichen Stelle: Alle Religionen sind hier und da unvollkommen, aber alle sind Symbole der einen großen Religion, die nicht mehr Shiva, Mohammed oder Christus, sondern das Göttliche verehrt.

Alfred Brentreich

Tragödien der Umwelt

Immer wieder in der Geschichte des menschlichen Geistes treffen wir die Erscheinung an, daß hitzige Streite und Auseinandersetzungen über irgendein scheinbar lebenswichtiges Problem plötzlich abgebrochen wurden, geradezu wie auf Verabredung im Sande verließen.

Eine der Fragen, die eigenartigerweise nicht gelöst, sondern einfach verlassen wurden, ist die nach der Entstehung oder dem Stammbaum des Menschen. — Wenn wir die Reihe überragender Namen hören: Lamarck, Darwin, Haeckel, Blaatsch, so wissen die Jüngeren kaum, daß sie sich um die Aufhellung der menschlichen Abstammung mühten, worin sich aber ihre Meinungen unterscheiden, das ist ihnen durchaus nicht mehr geläufig. Wohl wird in manchem Studierzimmer noch eifrig gegrübelt und vielleicht Seite um Seite über diesen Gegenstand beschrieben, der Nachhall in der Öffentlichkeit aber ist entmutigend, nicht erwähnenswert.

Und doch gibt es seit 1924 ein Buch*, das die Teilnahme an diesem Menschheitsproblem neuerdings ansuchen könnte, noch mehr, das in seiner religiös-metaphysischen Einstellung, uns, den aller seelenlosen Mechanistik Abholden, erst recht Geschmack an diesen doch gewiß nabeliegenden Dingen vermitteln könnte.

Eine der Folgerungen, zu denen der Verfasser gelangt, ist die Überzeugung, daß leichter der schon seit dem Barock etwa als Einzelzweig lebende Stamm des Menschen nach und nach die Tiergattungen aus sich entlassen habe, als daß umgekehrt (etwa nach Haeckels Meinung) eine Aufwärtsentwicklung vom Fisch zum vernunftbegabten Menschen stattgefunden habe. Ich betone, daß damit keine erschöpfende Inhaltsangabe gegeben ist; das Buch trägt einen fast unbegrenzten Reichtum neuer, glänzender Ideen in sich.

Die angezogene Folgerung interessiert uns aber besonders, weil in unserem germanischen Sagenut manche bisher phantastische, ja unglaubliche Schilderung in ein bedeutungsvolles Licht rückt, wenn man sie einmal als möglich hinnimmt. — In der Edda ist es Loki, der nach Gylfaginning 42 als Stute sich mit dem Hengst Swabildfari vermischt, also Tiergestalt annehmen konnte. Außerdem ist er ja auch der berühmte Erzeuger des Wolfes und der Midgardschlange. Ist man aber gerade bei Loki geneigt, derlei Angaben für Umschreibungen seiner Eigenschaften als Allerweltskünstler zu halten, so müßte doch nachdenklich stimmen, daß auch Gesson Tiere aus „sich entließ“. (Gylfagg. I.) Selbst wenn diese Gesson nicht der Asin und „Jungfrau“ gleichzusetzen ist, bleibt die Vorstellung, daß ein menschlich gebildetes Weib einem Riesen Söhne in Ochsenform gebären könne, überaus eigenartig. Eines ist nicht zu leugnen, wenn man schon naturhistorische Überlieferungen in diesen Motiven sucht, Daqués Auffassung läßt sich ohne weiteres damit unterbauen, nicht aber die Lehre des neunzehnten Jahrhunderts, denn nie spricht die Edda von einem Menschen, der von einem echten Tiere erzeugt worden sei. — Sollte die Sage, daß die Menschen aus Bäumen hervorgegangen seien, noch tiefer in die Urzeit hinabführen? Doch läßt sich heute, ohne in den Geruch eines unheilbaren Phantasten zu geraten, gar nichts hierzu ausagen. Kehren wir also zu den tatsächlich vorliegenden Berichten zurück. Da erscheint es überaus auffallend, daß stets Riesen oder Zwerge mit im Spiele sind, wenn von menschen-sprossenen Tieren die Sprache ist.

Gesson muß das Weib eines Riesen werden, Loki nahet sich dem Riesenhengst

* Edgar Daqué, *Umwelt, Sage und Menschheit*, München 1924.

Swadilfari, er umfängt die „Alte im Eisenwalde“, eine Riesin, Freidmar der Zauberfundi, dessen Nachkommen Otr und Salfnir auch die Möglichkeit zeigen, vom menschlichen in den tierischen Zustand auszufallen, ist zwar im Skaldskaparmal ein Bauer genannt, allein wenn man von seinem Geschlecht auf ihn schließen darf, das in Kegin zwerghaften (Keginsmol, Einleitung), in Salfnir (Salfnir — der Riesige) riesenhaften Charakter aufweist, ergibt sich als mindeste Annahme, daß er oder sein Weib nicht dem Menschengeschlecht beigezählt werden dürfen, das dem unsrigen entspricht. Endlich ist auch Andwari, der als Hecht im Andwarafors wohnen kann, ein Zwerg. . . . Noch viel mehr ließe sich aus den Dichtungen des Volkes heranziehen, die zwar nicht in die Edda aufgenommen sind, aber auf ein vielleicht ebenso hohes Alter zurückblicken können. Es sei mir nur gestattet, mit Upland (Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder) auf den riesenhaften „Tiermann“ hinzuweisen, dessen mythische Gestalt bis in den Sagenkreis um Dietrich von Bern hineinragt. — Nur von dem Jarl Franmar (Selgakvidha Forvarðssonar) ist nicht überliefert, daß er von Riesen oder Zwergen abstamme, ausdrücklich jedoch, daß er zauberfundi war. Diese Eigenschaft genügt immerhin, um ihn als außerhalb der gewöhnlichen Menschen stehend zu sehen.

Alle Hinweise legen deutlich klar, daß es sich bei den Geschöpfen, die Tiere aus sich entlassen konnten, um einen Menschentypus handeln muß, der mit dem heutigen keinesfalls gleichgestellt werden darf. Die nie mangelnde Gabe des Zaubervermögens, die doch heute so gut wie ausgestorben ist, neben der selten fehlenden Kennzeichnung des zwerghaften oder riesigen Umkreises, dürfen wir geradezu hierfür als Beweis erachten. — Weiterhin, hat ein Wandel vom tierverbundenen zum vollendeteren Menschen stattgefunden, so vollzog er sich gewiß nicht sprunghaft und unmittelbar, sondern allmählich; überdies müssen Völker nebeneinander gewohnt haben, von denen das eine noch, das andere nicht mehr im „dämonischen Wesen“ gipfelte. Und geradezu grausig und furchtbar müssen die noch Tierhaften den reineren Menschen erschienen sein. Sie mußten sich erbittert bekämpfen.

Auch dies läßt sich aus der Edda nunmehr einwandfrei belegen, und zwar aus dem Harbarðslied: Immer wieder zieht Thor nach Osten zum Wohngebiet der Riesen und die Begründung seines Tuns kann uns nicht mehr befremden, wenn er zu Harbarð spricht:

„Thursenweiber (Riesinnen!) schlug ich tot im Osten,
die böswillig auf die Berge stiegen;
groß wäre die Anzahl der Riesen, wenn alle lebten,
nicht Menschen gäb es in Midgard mehr (!)“.

Und noch unverhüllter:

„Weiber von Berserfern erwürgt ich auf Hlesey
die ärgsten Frevel hatten sie ausgeführt und alles Volk betrogen“ (durch Zauberei?).

Von besonderem Gewicht ist Gering's Anmerkung hierzu, wonach Berserker solche Menschen genannt wurden, denen man die Fähigkeit zutraute, sich in Bären zu verwandeln. Und als Harbarð mit dem Vorwurf nicht zurückhält, es sei wenig rühmlich, Weiber zu töten, ruft Thor ihm unumwunden zu:

„Wölfinnen waren sie eher als Weiber zu nennen,
sie stürzten mein Schiff um, das ich durch Stützen gesichert“. —

Aus dem letzten Satz glaubt nun Gering herauslesen zu können, daß die Berserkerweiber als Springsluten aufgefaßt werden müßten; wir fragen uns aber vergebens, wie Thor sie dann töten konnte. Denn gerade nach der landläufigen, auch von Gering geteilten Meinung, die in Thor den Gewittersturm sieht, würde der Gott die Springsluten doch eher fördern müssen.

Nein, scheint Dacques Idee auch sehr kühn, die Berichte der Edda, die sich naturhistorisch in einer viel überzeugenderen Weise deuten lassen, geben ihr unseres Erachtens sicherlich neue Nahrung.

Zum Schluß sei noch eines der zahlreichen deutschen Märchen angegeben, die sich auf der Verwandlung von Menschen und deren Sprößlingen in Tiere aufbauen. Es ist: „Das junggeglühte Männlein“. Der Herrgott und St. Petrus, bei einem Schmiede herbergend, verjüngen in dessen Werkstatt aus Erbarmen ein altes gebrechliches Männlein. Baum haben die Gäste am nächsten Morgen das Haus verlassen, da versucht der Schmied, der dem Herrn bei seinem Werk genau auf die Finger gesehen hatte, seiner Schwieger ebenfalls die Jugend wiederzugeben, da das offenbar „in seine Kunst schlage“.

Nun stieß er sie wohl in die Glut, daß sie ein „grausames Mordgeschrei anstimmte“, zog die Balge und zertrte sie schließlich in den Löschtrug, wie er es tags vorher beobachtet hatte. Doch schrie die Alte so überlaut, daß die Schmiedin und ihre Schnur herzuliefen und die Geschundene „zusammengeschnürt, das Angesicht gerunzelt, gefaltet und umgeschaffen“ erblickten. „Darob sich die zwei, die beide mit Bindern gingen, so entsetzten, daß sie noch dieselbe Nacht zwei Junge gebaren, die waren nicht wie Menschen geschaffen, sondern wie Affen, liefen zum Wald hinein; und von ihnen stammt das Geschlecht der Affen her.“

Im Zusammenhang mit dem Vorauszugesagten doch gewiß eine eindrucksvolle Schilderung, nicht wahr? Suchen wir die vorhin gefundenen Elemente auch in ihr, so stoßen wir sowohl auf die Zauberei als auch auf die Außermenschlichkeit der handelnden Personen. Alle sind sie verwandt, der Schmied, seine Schwiegermutter, Frau und Schwiegertochter. Nun, über den Schmied an sich weiß Umland in seiner Geschichte der Poesie im Mittelalter zu berichten: „Viel Abenteuerliches wird erzählt von den Schicksalen und Wettkämpfen der Schmiede.“ Umland spricht zwar im besonderen von den Waffenschmieden, allein das Handwerk galt doch überhaupt als ein besonderes. Denn wie Umland sagt, war von allen Handarbeiten in alten Zeiten, die feinste die Kunstschmiederei. „Der Wunder-(Zauber-)Glaube, der auf dem Werk haftete, mußte den Meister mit berühren“. Die Schmiede sind angesehen und gefürchtet (!), „sie gelten meist für Elfen oder Elfensohne“!

In unserem Märchen verursacht das Entsetzen über das mißglückte Untertanigen, dem Gottes Segen mangelte, die Abspaltung des Tierischen aus dem Menschen. Der Riese hat seine Zaubermacht überschätzt, die Folge ist das unverhüllte Auftreten des Dämonischen, das bei gelungenem Werk verdeckt geblieben wäre. Führen wir die Motivierung der Erzählung soweit zurück, wie sie uns als ursprünglich gegeben erscheint, so verläßt mit der physischen Gestaltannahme der dämonischen Kräfte die Zauberkunst ihren Meister.

Wir erfahren deutlich in dem Volksmärchen ein Ausklingen uralter Erlebnisse, gegenüber der erbittert-kämpferischen Einstellung der sicher wesentlich älteren

Edda. — Aber als Gewißheit schwingt in uns fort, daß in all diesen dunklen Mären sich eine Tragödie verbichtete, die mächtig und wild einst den strebenden Menscheng Geist bestürmte, um ihn in seinem Höhenflug entscheidend zu treffen.

Georg Groß

Opus metaphysicum*

Ich muß auf die Schrift eines jungen Mannes aufmerksam machen, der eine ungewöhnliche Bedeutung innewohnt. Um anschaulich darzustellen, bediene ich mich biographischer Mittel und erzähle, daß ich eines Tages im Berliner Westen an einer Straßenecke den jungen Oskar Schirmer kennenlernte, der dort einen Wagen hatte und mit antiquarischen Büchern handelte. Ich kam mit ihm ins Gespräch — er kannte mich wohl — und man wurde geistreich, wie man das in Berlin zu sein pflegt. Er sprach viel, und es wurde mir zur Last. Ich war mir während des Gespräches nicht darüber klar, ob der junge Buchhändler seinen Geist zeigen wollte, oder ob er ein ernster Mensch war. Der Geist ragt ja heute gar zu gern aus der Jugend als Pferdefuß hervor — unsere schöpferischen Erzieher haben dafür gesorgt —. Als ich mich unter einem Vorwande verabschiedet hatte, kam mich aber ein sehr deutliches Gefühl an, dessen Gegenstand ich später in seinem Manuskripte fand. Dort hatte er geschrieben:

„Wer da redet, dient dieser Welt. Wer aber das Schweigen kennt, bereitet sich auf eine andere. — Und ich weiß, man kann niemals nur eines tun.“

Als ich dieses Manuskript nur aufschlug, wußte ich, mit wem ich es zu tun hatte. Das beneidenswerte Los, offenbar völlig ohne jede Entwicklung fertig dazustehen, betonte sich auf jeder Seite. Kein Periodenbau, keine Konjunktive, das Gegenteil von Cicero: was für ein Glücklicher! „Geradezu stoßen die Adler“ würde Nietzsche sagen. Daß der junge Oskar Schirmer die Philosophie auf das Tiefste versteht, das wird uns Mähseligen ohne weiteres klar, wenn wir diese „Säze“ lesen. Man wird nicht weit fehlgehen, wenn man sie taoistischer nennt. Das kleine Buch von 100 Seiten, das nun vor mir liegt, enthält auf Seite 50/51 (wohl einem heimlichen Gesetze der Architektonik folgend) diese tiefen Dinge:

Wo in unserm Dasein eine Brestche klast, wollen wir Gott getrost hineinwerfen; nur müssen wir darauf achten, daß er stets groß genug ist, sie auszufüllen.

Beth-Chain, Haus des Lebens, niemand kann dich betreten, ohne sich aufzugeben. — Aber das dürfen wir noch nicht.

Den Weisesten wird der Herr mit dem ehrenvollsten Namen rufen: „Innocenz!“

Glück bei Frauen — dazu gehört eine Kinderhand aus Eisen.

Es gibt einen Abgrund, in den das Verworfenne fällt, nichts kann ihn füllen — und so wird weiter verworfen.

Wer so etwas sagen kann, den muß man immer hören.

Sans Blüher

* Oskar Schirmer: Säze. Opus metaphysicum I (Verlag Artur Köbde, Bettwig).

Schriftleiter: Dr. h. c. Eugen Diederichs, Jena, Carl-Zeiß-Platz 5. Bei unverlangter Zusendung von Manuskripten ist Porto für Rücksendung beizufügen. — Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena Druck von Kadell & Gille in Leipzig

die Tat

Monatschrift für die Zukunft
deutscher Kultur

17. Jahrgang

Heft 10

Januar 1926

Hans Brandenburg Euphorion oder Der Geist der klassischen Dichtung



I

Eine der nichtswürdigsten Phrasen unserer phrasenreichen Zeit ist diejenige von der „Wiedergeburt des gotischen Menschen“. Dabei soll mit dem gotischen Menschen der einzig und allein deutsche Mensch gemeint sein. Die Gotik jedoch liegt vor der Entstehung des Nationalen, sie ist der Ausdruck des geeinten Europas, der kirchlichen, staatlichen und kulturellen Völkergemeinschaft des Mittelalters. Frankreich rühmt sich, daß in ihm die Gotik geboren wurde, aber der deutsche Schulmeister, dieser wiedergeborene gotische Mensch, weist darauf hin, daß das damalige Frankreich noch ganz vom Germanentum durchtränkt gewesen sei — und sofort beginnen die unerfreulichen und unabsehbaren Streitigkeiten, Hypothesen und Konstruktionen der Rassen-theoretiker, die ja auch, je nach Lust und Zweck, die italienische Renaissance bald als welschen Widergeist verpönnen, bald als Gewächs aus germanischem Blute in Anspruch nehmen. Nur eines wird über den gelehrten oder leidenschaftlichen Darlegungen vergessen, nämlich daß uns von keiner Epoche eigener oder fremder Kultur so viel für immer trennt wie von der Gotik. Denn sie ist in einem so ausschließlichen Sinne wie kein anderer ein rein religiöser Stil, ein ganz überweltlicher, jenseitiger, einer, der den inbrünstigsten Glauben mehr noch an Hölle und Teufel als an Himmel und Gott voraussetzt. Und dieser Inbrunst ist eine spirituelle Aufgelöstheit, eine geradezu turnerische Dogmatik und Scholastik beigefellt, von der wir in ebensolchem Maße entfernt sind.

Wir haben gleichwohl nichts dagegen, wenn man uns die Größe und Herrlichkeit gotischer Werke immer besser erschließt. Aber das wird wahrlich

um so mehr geschehen, je weniger wir darüber zu neugotischen Menschen werden. Auch sind wir für jeden fördernden Nachweis dankbar, der den deutschen Anteil an der Gotik klarer legt und alles das enthüllt, wodurch sich die auf unserem Boden gewachsenen mittelalterlichen Werke von denen auf Frankreichs Boden unterscheiden, genau so, wie wir den Aufschluß für wertvoll halten, daß der Süden an der Gotik wenig Anteil hat. Eine solche Besinnung auf unsere Leistungen, auf unseren älteren Kulturschatz, auf frühe Quellen unseres Wesens ist uns notwendig und willkommen, auch wenn sie noch weiter zurückgreift und in noch tiefere und noch mehr vergessene und verschüttete Ursprünge, bis in die Mythenwelt der Edda, zu dringen sucht. Nur soll man uns verschonen mit daraus gefolgerten Definitionen dessen, was „deutsch“ sei, mit jenen dürren, flappernden Antithesen zwischen romanischer und germanischer Kunst wie: Typik und Individualistik, Form und Ausdruck, rational und irrational —, Antithesen, die sich in jeder Kunst vorfinden und aufheben. Das Deutsche ist undefinierbar, und man kann nur negativ von ihm aussagen: Es ist undeutsch, zu viel von sich selber zu reden, es ist undeutsch, immerzu davon zu reden, was deutsch ist und was nicht. Und nur so viel möchte man positiv hinzufügen: Deutsch ist vielmehr eine Sachlichkeit und Singabe, die mehr als sich ihren eigenen Gegensatz liebt und sucht und durch ihn zu sich selbst gelangt.

Selbsterkenntnis gibt es nicht, und sie wäre auch zu nichts Gutem nahe. Dennoch gibt es Selbstbesinnung, und das ist Erkenntnis des eigenen Schicksals und Bekenntnis zu ihm. Das Schicksal der Deutschen wurde sehr früh entschieden. Es war ihnen nicht vergönnt, ihre Kultur in den ihr angestammten Formen der eigenen Religion, Götterlehre, Mythik, Sitte ungestört und einlinig zu entwickeln. Sie nahmen die fremde Lehre des Christentums auf, und noch dazu in römischer Gestalt. Der Süden war ihr Schicksal, und zwar ein eingeborenes, das sich in dem uralten germanischen Völkerwanderungsdrange offenbart. Diese nord-südliche Spannung, die, über den Gegenpolen von Staat und Kirche, das Gewölbe der mittelalterlichen Kultur schwang, dessen Symbol der Titel des römischen Kaisers deutscher Nation bildet, ist das deutsche Wesen. Aber die Gotik, die trotz ihrer Christlichkeit den Süden auszuschließen sucht, ist noch die Kranke, nämlich ganz vergeistigte und verinnerlichte, übersteigert-verstiegene Selbstbehauptung des Nordens, und niemand versteht sie, der nicht ihr Krankes sieht.

Es gibt außer dem Schicksal, das gleich mit unserem Dasein da ist, eine besondere Schicksalsstunde, wo es uns gleichsam sichtbar und in eindeutiger Gestalt entgegentritt, nun erst vollkommen offenbar und unausweichlich. Diese Stunde schlägt früher oder später, ja, sie schlägt manchmal erst dem Greis oder gar dem Sterbenden. Dem nordischen Germanen war sein Mythos zerstört und verschüttet worden, die bruchstückhaften und korrumpierten Überlieferungen der Edda lassen noch ahnen, daß alles Spätere

unserer Kultur sich an Gewalt und Pracht mit dieser Fröhe nicht messen kann. Das Nibelungenlied hat nur einen Teil davon übernommen, die Umbiegung der Götterwelt, die längst zum Dämonenspuß geworden war, ins Christlich-Kitterliche ist keineswegs bis zur Höhe eines „Nationalepos“ gelungen. Allein uns führt kein Weg zurück. Die Eddawelt wird unserem Volke vielleicht wieder wichtiger und vertrauter werden, vielleicht um so mehr, je älter es wird, wie ja die Kindheitserinnerungen klarer und lieber werden, je mehr sich ein Leben dem Ende nähert. So lange wir fruchtbar sind und schaffen, wird sie uns nur ein Beitrag sein. Und dasselbe gilt vom Mittelalter. Alle einseitige, bewusste, gewollte, gepredigte Anknüpfung zurück über das Mittelalter oder auch an das Mittelalter, zurück über die Renaissance, alles starre Zurückblicken auf die Herkunft ohne den Mut zu unserer Gewordenheit ist bloße Romantik und Flucht. Denn eben die Renaissance bereitete unsere Schicksalsstunde vor, diese Selbstbehauptung des Südens brach die gotische Selbstbehauptung des Nordens. Und die Schicksalsstunde ist keine Erinnerung und Anknüpfung, sie bleibt bestimmend bis ans Ende, ewige Gegenwart, dämonisch und unentrinnbar.

Der Süden, auf dessen römischem Weltreichboden sich das Christentum organisch zur imperialen Kirche entwickelt hatte und der mit den Kämpfen und Krämpfen unbekannt geblieben war, aus denen die nordisch-christliche Gotik hervorging, sah ja in seiner Renaissance, dem Namen entsprechend, in der Tat nur eine Auferstehung seiner eigenen Vergangenheit. Aber für den Norden und durch den Norden wurde auch diese Bewegung zur Katastrophe, zu einer europäischen Zeiten- und Geisteswende, die mit jenem Namen nichts mehr zu tun hat und die mit Reformation und Humanismus, mit der Emanzipation der Forschung und der Einzelpersönlichkeit, mit ihren zivilisierenden Einflüssen, mit Wissenschaft und Technik durch die ganzen neueren Jahrhunderte in unsere Tage und darüber hinaus in die Zukunft reicht. Als Kunstbewegung jedoch blieb die Renaissance, welche, die Einheit des Mittelalters zerstörend, das Nationale gebar, indem sie es an einer Stelle zum ersten Male manifestierte, rein italienisch. Was sich deutsche Renaissance nennt, ist wirklich zum Teil nur Nachahmung und Verwelschung. Indessen sie erschloß endlich und endgültig den Süden für den Norden. Was Christentum, Völkerwanderung, Mittelalter vorbereitet hatten, wurde Wirklichkeit. Die deutsche Schicksalsstunde schlug mit der Geburt des Barock.

2

Hier ist nun wirklich die Entstehungsgeschichte im einzelnen gleichgültig, weit gleichgültiger als bei der Gotik. Das italienische Barock ist offenkundig nur die wenn auch oft noch so reizvolle, ja grandiose Degeneration der italienischen Renaissance. Aber während auch die Verkündiger der deutschen Gotik nicht leugnen können, daß das französische Mittelalter große gotische

Werke hervorgebracht hat, andersartige, gewiß, aber vielleicht ebenso große wie wir, vielleicht sogar größere, unterscheidet sich das deutsche Barock von dem welschen nicht nur durch seine Art, sondern übertrifft auch das glanzvollere französische an Wert und innerer Bedeutung. Was hier mit entarteten Renaissanceformen geschaffen wurde, ist seinem Wesen nach so wenig Entartung und Überfremdung wie der Schöpferanhauch, der den Erdenkloß zum Leben weckte.

Wenn das Barock aus der Gegenreformation entsprang, so verrät das nur, daß diese die Stärke ihrer Reaktion nur der Stärke jener deutschen Aktion verdankt. Und wer im Barock einen Jesuitenstil, eine rein kirchliche und dann auch höfische Kunst erblickt, verwechselt die Repräsentation mit dem, was durch sie repräsentiert wird, die Einbruchsstelle einer schöpferischen Kulturkraft mit dieser Kraft selber. Freilich haben wir das Barock viele Generationen lang verkennen müssen. „Barock“ ist überhaupt, genau wie auch „Klassizismus“, ein Spott- und Schimpfname, aber beide wurden oder werden noch Ehrentiteln. Wir konnten es namentlich in einer Zeit der Lüge, des Kitsches und des Schundes, in einer Zeit, welche die hygienische Selbstkasteiung der „Zweckmäßigkeit“ und „Materialechtheit und -gerechtigkeit“ nötig hatte, einfach nicht glauben, daß solche Großartigkeit der Gebärde, solch majestätischer Prunk und rauschvoll festlicher Überschwang einmal echt gewesen waren, echt noch im Stoff aus Tand und Glitter. Man tat das alles als „theatralisch“ ab, ohne zu ahnen, welche ausschlußreiche Bedeutung auch diesem Wort innewohnt.

3

Nun soll gewiß nicht behauptet werden, daß es nicht auch Barockwerke von zweifelhafter Theatralik, von leerer Außerlichkeit, von hohem Pomp und bloßer Dekoration gibt. Auch wollen wir das Barock keineswegs über die Gotik stellen — schon deshalb nicht, weil beide in vieler Beziehung das Gleiche sind. Allein sie sind nicht einfach das Gleiche als Abwandlungen eines einzigen, durchgängigen „faustischen“ Stils, der in der Gotik seinen Frühling oder Frühsommer, im Barock seinen Spätsommer oder Herbst erlebt. Die Schicksalsstunde — die in diesem Falle überhaupt eine bloß deutsche oder doch nordisch-germanische war — schafft nicht nur Wesensentfaltung und neue Altersstufen, sondern Wesenszuwachs, ja Wesensänderung. Dennoch hat man mit Recht bemerkt, daß im Barock die geknechtete Gotik gegen die aufgedrungenen Renaissance-Formen rebelliert. Aber damit sind doch die Renaissance-Formen noch zu wichtig genommen, das Barock ist kein bloßer Rebellenstil, es bereitet sich schon vor der Übernahme jener Formen vor, nämlich in der Spätgotik. Und gerade diese Spätgotik ist es, die man als „deutsche Sondergotik“ angesprochen hat. Aber auch in ihr lebte schon der Süden, ja, ihre Plastik ist oft weit antiker als die meiste des eigentlichen Barock. Dennoch entdeckt ein neuester Untersucher

der spezifisch deutschen Gotik in dieser plötzlich das „ewige Barock der deutschen Seele“.

Das ewige Barock der deutschen Seele! Hier bestätigt ein Kunsthistoriker und sachlicher Forscher unseren lebendigen Glauben. Und er deutet dieses ewige deutsche Barock als das große Bestreben, das Lastende leicht zu machen, die Schwere zum Fliegen zu bringen. Das geschieht durch die Aufnahme des Südens in das deutsche Wesen, die eigentlich nur eine Entdeckung einer zweiten Seele in unserer Seele ist. Dabei kommt es dennoch unserem Barock und unserem Klassizismus eigentlich nicht auf den Süden an, nicht auf „antike“ oder „romanische Einflüsse“, nicht auf Verwirrung, Verkümmern und Überfremdung der eigenen Art, wie uns die Teutschrümler glauben machen wollen, sondern vielmehr gerade auf den Norden, darauf, daß der Norden den Strahl Sonne findet, ohne den die goldenen Früchte in den Gärten der Hesperiden nicht reifen können. Das Barock ist der endgültige, späte Durchbruch dieser ewig gesuchten Südensonne durch den Nebel des Nordens. Mit ihm tritt der Norden endgültig die Erbschaft des Mittelmeeres und seiner Kultur an, oder vielmehr ist das Barock der Schicksalsruf, der einzig den Deutschen zu diesem legitimen Erben ernennt, während der Westen mehr und mehr die bloßen Zivilisationserbengenschaften des römischen Imperiums übernimmt und fortbildet. Das ist der Grund, weshalb wir mit all unseren doch so gewaltigen zivilisatorischen Kräften und Talenten nie auf die Dauer siegreich wurden, weshalb uns ebenso gewaltige Katastrophen immer wieder zurückwarfen, wenn wir es unternahmen, mit den Westvölkern um die vergängliche technisch-politische Erdenherrschaft zu ringen.

Uns machte das Barock dafür zu den Herren und Meistern der europäischen Baukunst, der europäischen Musik und der europäischen Philosophie. Und es ist eine starke Zumutung, wenn wir namentlich in der deutschen Musik nur die Gotik sehen sollen, und nicht in erster Linie das Barock, den Süden, das gänzlich Unromantische, den formstrengen Klassizismus in all der tänzerischen Bewegtheit der Tonwelt von Bach und Händel, Gluck und Mozart. Diese Bewegtheit ist ja eben das ewige Barock der deutschen Seele, sie beruht auf Spannung zwischen äußersten Gegensätzen, auf der nord-südlichen Polarität, auf den Katastrophen, vor denen diese nordische Seele in ihrem Völkerwanderungsdrange nie zurückschreckte, in denen sie den gläubigen Mut zu ihrem eigenen geliebten Gegensatz, Widerpart und Widerpol fand und die doch zuletzt nichts als eine opferbereite, freie und tragische Seiterkeit in ihr zurückließen. Das Barock bringt nicht nur seine christliche Gotik zur Rebellion und Befreiung, es überwindet sie auch, es trägt seine ganze breite und pomphafte Weltlichkeit, sein ganzes festliches Seidentum in den Himmel, und dieses pralle Kräftepiel, so perspektivisch, illusionär und überirdisch es sich löst und aufhebt, staut seine Gestalten, bauscht seine Gewänder, beschwingt seine Gebärden und läßt seinen Raum

in unwirklicher Schweben aufzusuchen. Das Barock ist frei und modern, es hat Skepsis und Nerven, Verruchtheit neben und in der Gläubigkeit. Wir brauchen uns vor ihm nicht, wie vor der Gotik, etwas vorzumachen. Das alles heißt: nur das Barock ist unser, denn es ist noch längst nicht zu Ende.

Die italienische Renaissance kannte den Süden nicht als Gegensatz, sondern nur als ihr angeborenes Element, sie kannte nicht einmal das Griechentum als ihren Gegensatz, sondern sie wußte nur von einer antiken Kultur, die sie als ihre eigene Vergangenheit ansah und die ja auch das Griechische längst in sich aufgenommen hatte. Nur die deutsche Seele hatte sich Italien und hatte sich Griechenland zu erobern, nur ihr Weg führte durch die römische Kirche zum griechischen Tempel. Und bedeutet das Barock die Eroberung des Südens, so gehört der spätere deutsche Klassizismus durchaus mit zu ihm, als seine Fortsetzung, als seine beginnende Vollendung. Wenn wir uns zu unserer Schicksalsstunde bekennen, so müssen wir auch wissen und bejahen, daß wir sie erst spät erleben durften — zu spät, um sie noch in der ganzen Breite unseres Lebens, in Volk, Einrichtung und Sitte voll verwirklichen zu können, nicht zu spät, um sie nicht noch als Kunst aus uns herauszustellen. Sie brachte uns in eine paradoxe, tragische Lage, sie machte aus nicht mehr Berufenen nun erst und dennoch Auserwählte: das unsinnlichste Volk ward zum Volk der sinnestrotzenden Baukunst, das beinahe unmusikalischste Volk zum Volk der Musik, das unlogischste, irrationalste Volk zum Volk der Denker. Denn das Barock hat infolge seiner Späte etwas Substanzloses, Entmaterialisiertes, Unwirkliches, Scheinhaftes. Und wenn es uns nun auch noch, mit dem Anbruch der Zivilisation, zum Volk der Dichter berief, so tat sich ein neuer Gegensatz auf, die längst vollzogene Trennung zwischen Volk und Dichter.

4

Wie war diese Kluft zu überbrücken? — Das Barock brachte seine eigene Baukunst und Plastik hervor, die kontrapunktische Musik, eine neue Art des Denkens. Aber in ihm ruht auch, deutlich erkennbar, die Möglichkeit des Dramas. Das eben wird ja mit dem Worte „theatralisch“ angegeben und zugegeben. Doch da es ein Tadelwort sein soll, ist es der bezeichnende Urteilspruch eines nur durch Musik gebildeten, durch Musik einseitig überernährten, durch Musik — verdorbenen Volkes. Die Alleinherrschaft dieser einen, dieser innerlichsten, unkörperlichsten Kunst, durch die Folgen des Dreißigjährigen Krieges uns aufgedrungen, ließ keine andere emporkommen. Wenigstens blieben die bildenden Künste und die öffentlichen Formen der Dichtung auf das Leben der einzig noch vorhandenen Geldmächte: Kirche und Dynastie, beschränkt. Und dies Leben war so volksfremd, so genießerisch-festlich, daß ihm ein Drama genügte, welches mit all seinen großartigen Zügen doch in dem Gesellschaftsspiel einer mythologischen Gelehrsamkeit stecken blieb. Ferner erstickte die Ausstattung das Dra-

ma als Dichtung. Die Verführung, die neuen Mittel einer illusionären Baukunst und einer perspektivischen Malerei auch auf die Bühne anzuwenden, war zu groß, als daß man ihr nicht erlegen wäre. Wo die Bedingungen im echten Sinne günstiger waren, wo noch Volk bestand mit seinem primitiven Spieltrieb, der die Szenendekoration verschmähte, da gelangte das Barockdrama frühzeitig zur höchsten Entfaltung: nämlich in England und durch Shakespeare, dem ja auch die in seinem Lande noch nicht abgerissene Tradition der mittelalterlichen Bühne zugute kam. Das höfische Drama konnte nur in Frankreich seinen — gleichfalls barocken — Gipfel finden, weil dort der Hof das Volk repräsentierte, und kein verelendetes Volk, wie es das deutsche seit den dreißig Kriegsjahren war.

Bei uns mußte sich erst in anderthalb Jahrhunderten ein neues Bürgertum bilden als die Schicht, die fähig war, das Drama einigermaßen zu tragen. Und dieses Bürgertum mußte erst das Barock klassizistisch fortsetzen mit dem Vorstoß in die griechische Antike. Hier fand es seinen Gegensatz und seine Verwandtschaft, ein fremdes Brudervolk, das unter beglückteren Umständen sein Wesen und seine Geschichte zur Vollendung geführt, seine Leiblichkeit entwickelt und die Tragödie hervorgebracht hatte, deren Vorbild und Anstoß erst ein deutsches Drama, ein deutsches Theater wirklich machte. Leiblichkeit lebte ja schon in der barocken Plastik, und zwar Leiblichkeit in der einzigen Form, die für uns nach der mittelalterlichen Geistigkeit, diese aufhebend, im doppelten Wortsinne, noch in Frage kam: in der Spannungsform der Bewegtheit, des Tanzes. Das Theatralische der Barockfiguren ist tänzerisch. Und so schlummert also in ihnen, außer der Musik und jenseits der Musik, noch die späte Möglichkeit eines besonderen deutschen Dramas, die Verheißung, daß das untänzerischste Volk auch noch ein Volk des Tanzes, das unschauspielerischste Volk auch noch ein Volk des Theaters werden soll.

Das alles ist nicht bloß „faustisch“. Das Entscheidende, was Goethes Faustdichtung dem alten rohen Volks- und Puppenspiel entnahm, ist nicht Fausts Bündnis mit dem Teufel, denn dieser Pakt kommt in unzähligen Sagen und Mären vor, sondern Fausts Bündnis mit Helena. Dies Bündnis ist freilich in der Vorlage nur ein ungebildeter derber Spaß, ein skurriler Einfall, aber das ist ja oft genug die Kohform, in der zunächst die höchste und letzte Weisheit eines Volkes und seine Schicksalsbestimmung erscheinen. Nicht das Nibelungenlied, sondern der „Faust“, dieses barockste Werk unserer und vielleicht aller Kunst und Poesie, gilt mit Recht als das deutsche Nationalgedicht. Und das Mittel- und Hauptstück seines zweiten Teiles, der am Ende seinen perspektivischen, christlich-romantischen Simmel wölbt, ist das gewaltige faustisch-helenische Spiel. Kein Klassizismus im Sinne bloßer Bildung, und gar einer fremden, überfremdenden Bildung, hat es geschaffen — dazu hätte es nicht des unwegsamen Wegs zu den Mätern bedurft, „ins Unbetretene, nicht zu Betretende, ans Uner-

betene, nicht zu Erbittende", des Schlüssels zur Unterwelt, wo je und je das Schicksal verkündigt und woher es je und je heraufgerissen ward :

„Sier faß ich Fuß! Sier sind es Wirklichkeiten,
von hier aus darf der Geist mit Geistern streiten,
das Doppelreich, das große, sich bereiten.“

Und hier enthüllt sich denn auch jene deutsche Schöpfung dieses Doppelreiches :

„Ein tief Theater scheint sich aufzustellen,
geheimnisvoll ein Schein uns zu erbellen.“

Sauft und Helena erzeugen den barocken Genius dieses Theaters, den tragisch-tänzerischen Genius des deutschen Dramas, den Genius aus dem Unbetretenen, nicht zu Betretenden, den Genius, der uns untergehend voranleuchtet.

Sein Name ist Euphorion.

5

Phorkyas enthüllt sich am Schlusse als Mephistopheles, „um, insofern es nötig wäre, im Epilog das Stück zu kommentieren“. Welche Schalkhaftigkeit des alten geheimnisreichen, geheimnisträumerischen Dichters, der uns diesen Epilog, wie so manchen anderen, mit Absicht schuldig blieb. „Insofern es nötig wäre“ : freilich wäre es nötig, dringend nötig. Und wenn wir uns als einzigen Kommentator auch nicht Mephistopheles wünschen, so wäre er uns doch entschieden lieber als unsere braven Faustkommentatoren.

Diese wissen in erster Linie zu berichten, daß Goethe mit Euphorion Lord Byron gemeint habe. Man verschmähe alle diese Erklärungen, die am Privatgeschichtlichen, Biographischen haften, die ein Gestaltetes auf das Modell zurückführen, was Goethe in den Tod haßte. Ihm war sein und seiner Zeitgenossen Leben längst zum Gleichnis geworden, und selbst wenn er ein Denkmal setzen wollte, wurde es unter seiner Hand ein Mythos, „liebliche Lüge, glaubhafter als Wahrheit“. Er sah Byron, wie er ihn dichterisch verklärte, nicht als den empirischen Byron, der sein bankerottes Leben ritterlich an den sogenannten Freiheitskampf der lumpigen Neugriechen verschenkte, sondern er sah ihn nur noch als Euphorion und war mit ihm und allem in der ewigen Antike opfersüchtig auflodernden nordischen Germanentum „mitten in Pelops' Land, erde- wie seeverwandt“. Vom Homunkulus hieß es : „Ihm fehlt es nicht an geistigen Eigenschaften, doch gar zu sehr am greiflich Tüchtighaften“. Aber kehrt nicht Homunkulus in Euphorion zurück, wiedergeboren in den Schauern der klassischen Walpurgisnacht, aus der alles Leben zeugenden Tiefe des Ozeans, aus der Meereshochzeit der Galatée, aus dem Schoße des Mittelmeers?

Denn welche Geburten erleben wir ! Aus den ägäischen Felsbuchten steigt der Geist der attischen Tragödie auf : „Bewundert viel und viel gescholten,

Helena . . ." Aber diese Selenatragödie, ein Bruchstück wahrlich des Sophokles mehr noch als des zum Vorbild genommenen Euripides würdig, bleibt Epopöe, da sie unter einbrechenden nordischen Nebeln umgebogen wird in die gotische Welt von Fausts Mittelalter. Oder ist gerade dies ihre Katastrophe, tragische Katastrophe von einer Art, die nicht ihresgleichen hat, da sie, obwohl sie Rettung für Helena bringt, das tragische Kunstwerk selber zerbricht? Und doch ist das nur die Umkehrung des geschichtlichen Weges, der in Wahrheit vom Norden zum Süden führte. Diese Umkehrung jedoch hebt die Zeit auf, sie enthüllt einen historischen Vorgang als ewiges Faktum, sie erhebt ihn zum Mythos. Und hieraus erfolgt die eigentliche Geburt des Euphorion. Selenas Tragödie wird zu Euphorions Tragödie — was attisch begann, endigt, über das Mittelalter hinweg, als barockes Tanzspiel . . .

„Nackt, ein Genius ohne Flügel, faunenartig ohne Tierheit,
springt er auf den festen Boden; doch der Boden gegenwärtig
schnellt ihn zu der luftigen Höhe, und im zweiten, dritten Sprunge
rührt er an das Firmament.“

Das ist der klassisch-deutsche Genius aus gotischem und griechischem Blut, aus romantischen und realistischen Kräften. Und wir wissen diesen Versen nichts hinzuzufügen als diejenigen, die ihnen folgen:

„Ängstlich ruft die Mutter: Springe wiederholt und nach Belieben,
aber hüte dich, zu fliegen, freier Flug ist dir versagt.
Und so mahnt der treue Vater: In der Erde liegt die Schnellkraft,
die dich aufwärts treibt; berühre mit der Zehe nur den Boden,
wie der Lebenssohn Untaus bist du alsobald gestärkt.“

Was ward aus der faustisch-helenischen, deutschen Klassik geboren? Welche noch Knabenhafte Verheißung, daß die Musik Leib werden soll, daß etwas wächst, was zugleich hörbar und sichtbar ist und was, über Schwindelstufen, Zeit und Raum vereint?

„Und so regt er sich gebärdend, sich als Knabe schon verkündend
künftigen Meister alles Schönen, dem die ewigen Melodien
durch die Glieder sich bewegen; und so werdet ihr ihn hören,
und so werdet ihr ihn sehn zu einzigster Bewunderung.“

6

Der deutsche Klassizismus als Zeitepoche ist uns gänzlich entschwunden, den meisten selbst das Verständnis für ihn, für seine Bildung, für alle antike und antikisierende Mythologie. Ein solches Entschwinden geht rasend schnell, und kein humanistisches Gymnasium kann es aufhalten. Vor weniger als hundert Jahren konnte noch jeder Scholar lateinisch und griechisch sprechen, und heute kann es kaum noch ein Philologe und Magister, auch dann nicht, wenn er im achtzigsten Semester steht und vielleicht selber dick-

leibige Grammatiken bearbeitet hat. Und wenn der heutige Zeitungsleser in seinem Blättchen irgendein Stimmungsbild aus dem alltäglichen Leben „seiner Größten“ liest, etwa über ein Distichon auf eine Gottheit, das in einem Weimarer Park in einen Steinsockel gemeißelt wurde, so berührt ihn das genau so wie ein Bericht über die Funde im Grabe des Tutenchamun.

Was liegt daran! Das Große schwindet nur, indem es als Bleibendes wiederkehrt, es wird nur aufgehoben im doppelten Sinne von aufgelöst und aufbewahrt. Das letzte Ziel des Klassizismus war seine Selbstaufhebung, war Hölderlins Aufforderung, der alten Götter Namen kühn zu vergessen. Das Recht dieses Kühnen Vergessens, das eben ist es, was Euphorion uns bringt, und sein Auftreten wird selbst von dem „fürchterlichen Wesen“ Phorkyas-Mephistopheles genau im Sinne von Hölderlins Wort eingeleitet:

„Macht euch schnell von Fabeln frei!
Eurer Götter alt Gemenge,
laßt es hin, es ist vorbei.

Niemand will euch mehr verstehen,
fordern wir doch höhern Zoll:
denn es muß von Herzen gehen,
was auf Herzen wirken soll.“

Und der Chor antwortet:

„Laß der Sonne Glanz verschwinden:
Wenn es in der Seele tagt,
wir im eignen Herzen finden,
was die ganze Welt ver sagt.“

Wenn die Tempel stürzen durften, so sollen die Gymnasten stürzen. Sie sind ja das Gegenteil von gymnastisch. Und aus ihrem Sturze steige neu der Gymnastiker und das Gymnasion empor.

Euphorion ist in untrennbarer Einheit stegender Heros, Untergebender und Tänzer. Immer höher steigend, immer weiter schauend, grüßt er den Tod als Gebot, das vor ihm verschwindende, in Flammen verlohende Ziel läßt „starre Gräfte“ und „leichte Lüfte“ eines werden, und über dem Nichtiglingen seines herrlichen Strebens, über seinem Klarussturz wandelt sich der Trauergesang des Chores zu dem unsterblichen Jubel, das seinesgleichen der Boden immer wieder zeugt. Er ist es, der den Chor überhaupt erst wieder lebendig erschaffen hat. Denn es heißt, daß er „durch den Chor sich schlingt und ihn zum Tanze fortzieht“. Und was ihm, dem tanzenden Eros, die Musik bedeutet, zeigt seine triumphierende Frage: „Ist nun die Melodie. Ist die Bewegung recht?“ Selena stimmt zu:

„Ja, das ist wohlgetan;
führe die Schönen an
künstlichem Reihn.“

Aber der gotisch-nordische Faust, der absolute Musiker, seufzt:

„Wäre das doch vorbei!
Mich kann die Gaukelei
gar nicht erfreun.“

Die griechische Panthalis dagegen, die ihrer Königin in den Sades folgt — „Nicht nur Verdienst, auch Treue wahrt uns die Person“ —, ist am Ende froh, auch den musikalischen Zauber los zu sein, „des Geklippers vielverworrner Töne Rausch, das Ohr verwirrend, schlimmer noch den innern Sinn“. Wir indessen haben erlebt, daß Wort und Dichtung auch Ton und Tanz beherrschte und tragisch überflügelte:

„Selige Poete,
himmelan steige sie!“

Von Selena behält Faust nur Kleid und Schleier in den Armen, aber sie sind es, die ihn in die Höhe heben. Von Euphorion sind Kleid, Mantel und Lyra auf der Erde zurückgeblieben. Wir harren seiner Wiederkunft. Bis dahin mag mit seinen Erzwien geschehen — und ein neuer Klassizismus sorgt heute eifriger denn je dafür, daß es geschieht! —, was Mephisto mit ihnen vornimmt:

„Und kann ich die Talente nicht verleihen,
verborg ich wenigstens das Kleid.“

Wir anderen mögen unterdessen ruhig mit dem Chor zu den Elementen zurückkehren. „Ewig lebendige Natur“ macht auch auf uns, wir auf sie „vollgültigen Anspruch“. Der bacchische Schluß des Euphorionspielles, das Satyrspiel nach der Tragödie, ist neben Hölderlin das Griechischste, was in deutscher Sprache gedichtet wurde, und so gehört es auch zum Deutschen. Hier betet der Winzer zu allen Göttern, „förderfamst zum Sonnengott“, hier läßt der Keltrer der Zymbeln Erzgetöne gellen: „denn es hat sich Dionysos aus Mysterien enthüllt“. Hier stehen sich zum ersten Male in der deutschen Geistesgeschichte Apollon und Dionysos gegenüber, und das Doppelreich, diesmal eben als apollinisch-dionysisch erkannt, nimmt uns wieder auf, das Reich, aus dem Faust mit Selena emporstieg, das Mutter- und Mütterreich des Euphorion, der Schoß der Tragödiengeburt und wiedergeburt.

Und wenn Euphorions Stimme aus der Tiefe schallt:

„Laß mich im düstern Reich,
Mutter, mich nicht allein!“

so wird es an uns liegen, ob wir ihm mit dem Chore die Antwort geben dürfen:

„Nicht allein! — wo du auch wellest,
denn wir glauben dich zu kennen.“

Goethes eigene Dramatik war und blieb im Grunde theaterfremd. Seine gelegentliche und einseitige theatralische Begabung, ist, soweit der Dichter in Frage kommt, gleichwohl auf etwas sehr Wichtiges gerichtet: auf das Spielhafte, Festliche, auf die Bühnenform des „Maskenzuges“. Es ist sinnlos, den zweiten Teil des „Faust“ aufführen zu wollen — wenn darin überhaupt etwas zur Darstellung drängt, so kann es nur das Spiel von Faust und Selena sein, worin der langjährige Bühnenleiter und Regisseur mit dem, was ihm als Dichter nicht eigen war, einen Bund geschlossen hat, sein Genie das eine Mal mit den erkannten und erprobten Forderungen des Theaters vermählend. Die Szene, wo Mephistopheles Faust zu den Müttern schickt, ist das Vorspiel, dann beginnt erst mit dem dritten Akt das eigentliche Drama, das sich zur Erscheinung des Euphorion erhebt, mit dessen Tod und Apotheose endigt und das der Epilog der bacchischen Chöre beschließt.

Der „Faust“ als Ganzes leitet sein Barock durchaus in die weiterwirkende Epoche der Renaissance über, ja, er ist, so betrachtet, das höchste dichterische Werk der Renaissance mit all ihren zweifelhaften Elementen. Diese bestehen darin, daß alle vorhandenen Kunstformen nebeneinander verwendet werden, und zwar nicht zu ihrem reinen Selbstzweck, sondern als bloße Ausdrucksmittel, sodann in der humanistischen Ausdeutung des Altertums zu modernen Bildungswerten und ihrer Verschmelzung mit Naturwissenschaft, drittens in der Allegorisierung der Kirche, deren Formen hier nicht mehr Sache der Gläubigkeit sind, und in alledem in dem Individualismus, der das Böse zum Guten zu wenden meint, wenn er in Arbeit, Erfindung und Technik „immer strebend sich bemüht“. Faust, der alles erforschen und ergründen will, der sich durch den sinnlichen Genuß des Lebens dann zu befreien sucht und der schließlich als Beherrscher der Naturkräfte endigt, ist selbst nur der Typus des apollinischen Renaissance-menschen. Auch die Umbiegung der groß ausladenden Linie der Selenatragödie in die Krausheit des romantischen Mittelalters ist ein Versagen vor der Aufgabe ihrer Durchführung und muß lediglich dazu dienen, mehr noch als Selena das Faustkompendium zu retten. Und die Euphoriontragödie, diese, vom Dichter zunächst so genannte bloße „klassisch-romantische Phantasmagorie“, bleibt mehr Spiel als Tragödie, da sie die eigentlich tragischen Momente melodramatisch verkürzt und da das Satyrspiel nicht Szene, sondern rein lyrische Wortkunst wird.

Aber Goethe hat es nicht verschmäht, viele Jahre lang Theaterdirektor — der Leiter eines zum ersten Male ernsthaft versuchten deutschen Theaters — zu sein, wenn der Versuch auch noch so problematisch blieb. Und er hat in der auch bühnenmäßigen Gipfelleistung seiner eigenen Dramatik, dem Euphorionspiel, immerhin das bleibende Sinnbild des deutschen Theaters aufgestellt. Er hat diesem Theater am meisten gedient, indem er der Re-

gisseur des Freundes und Dichters war, der mit der „Brau von Messina“ die erste deutsche euphoristische Tragödie schuf. Darüber konnte er sich seinen eigentlichen, außertheatralischen Dichtungen wieder zuwenden und ruhig sagen: „Unterdessen sorgt Schiller für das Trauerspiel.“

Sans Seyd/ Die Doppelseele in der abendländischen Dichtung

Seit Oswald Spenglers Buch erschienen ist, hat der Begriff „Abendland“ eine Bedeutung erhalten, die weit hinausgeht über die Rolle, die er früher als rein geographischer Gegensatz zum Morgenland spielte. Daß in Europa etwa seit dem Jahre 1000 n. Chr. eine im höheren Sinne einheitliche Kultur sich herausgebildet hat — diese Erkenntnis hat man freilich schon lange vor Spengler gehabt. Goethe, dem das Schicksal das fast einzigartige Geschenk machte, daß er die Fähigkeiten zur Analyse und zur Synthese mit gleicher Kraft und Schärfe handhaben konnte, Goethe hat im „Westöstlichen Divan“ die kulturellen Gebiete des Orients und des Okzidents einander vollbewußt gegenübergestellt und mit einander versflochten, wenn auch hauptsächlich vom Standpunkt der Lebensweisheit aus; den vollen, runden Komplex einer abendländischen Kultur als eines harmonischen, reich gegliederten Ganzen hat zum ersten Mal Spengler klar herausgestellt. Die Gegner, die er damit auf den Plan rief, haben ihre Angriffslinie geteilt: die einen bekämpfen den tragischen Begriff „Untergang,“ die andern den Sammelbegriff „Abendland,“ je nachdem ob sie Optimisten oder — im höheren Sinne — Partikularisten sind.

Wenn man als guter Deutscher sich des Kulturschatzes unserer Heimat bewußt ist, kann man sich nur schwer des Gedankens erwehren, daß wir Deutschen doch durch recht beträchtliche geistige Räume vom Geistesleben der Skandinavier und der Engländer getrennt sind, und daß tiefe, fast unüberbrückbare Abgründe zwischen unserer Weltanschauung und der der Franzosen, Spanier und Italiener klaffen. Wenn wir auf dem Großglockner stehen, in den Himmel hinauf verjüngt durch die gewaltige Pyramide seines Massivs, und wenn wir dann zum Großvenediger hinüberblicken, so werden wir seinen schimmernden Gipfel, der aus reiner Ferne zu uns herüberwinkt, niemals als zu uns zugehörig empfinden. Immer steigt das Gefühl des Getrenntseins aus den tiefen Tälern zwischen ihm und uns herauf; der ferne Gipfel ist immer Gegenstand unserer Betrachtung, Opponent unseres Standpunktes. Sobald wir aber in einem Flugzeug hoch über diesen beiden Bergriesen schweben, werden wir sie ohne weiteres als zwei gleich stolze Beherrscher einer gemeinsamen Gebirgskette, der hohen Tauern, erkennen, und wenn wir in ganz große Höhen aufzusiegen vermöch-

ten, würden wir das gesamte Alpengebiet zu einem einzigen, großartigen Massiv unter unseren entzückten Blicken sich zusammenfügen sehen. — Es ist immer weitaus bequemer gewesen, von der bescheidenen Pashöhe einer Spezialwissenschaft aus den lebenden Organismus einer großen Landschaft in einzelne Teilchen zu zerlegen und zu etikettieren, als die Gesamtheit des Bildes aus der Höhe einer zusammenfassenden Überlegenheit in die unbegrenzte Seele aufzunehmen. Aber Nichts wirkt mehr erhebend als die Erkenntnis großer Zusammenhänge.

„Abendland“ bedeutet solch einen Zusammenhang von vielerlei Werten. Wer z. B. das Wirken und Kämpfen der Doppelseele in der abendländischen Dichtung klar erkannt hat, wer den Weg verfolgt hat, den sie durch fast alle großen Dichtwerke des nachchristlichen Europa geschritten ist, für den wandelt sich der Begriff „abendländische Kultur“ in die Vorstellung einer lebensvollen, gedankenschweren Einheit, und sei es auch nur im Gegensatz zur Welt der Antike. Unter „Doppelseele“ verstehe ich die Polarität zweier sich bekämpfender Weltanschauungen, die, wenn sie in der Brust eines Helden vereinigt wären, sich gegenseitig aufheben und vernichten müßten, ohne auf dem Schauplatz einer begreifbaren Handlung erscheinen zu können. Deshalb haben die Dichter diese Doppelseele geteilt und auf zwei Helden verteilt, deren einer nicht ohne den andern zur vollen Geltung kommen kann. Don Quixote und Sancho Pansa, Faust und Mephistopheles sind wohl die bedeutendsten Verkörperungen der abendländischen Doppelseele.

Die Antike kannte diesen Zwiespalt nicht. Sie kannte nur die Addition gleichgerichteter Kräfte: der griechische Mythos schuf die Dioskuren und ließ die Summe ihrer Taten erglänzen; doch vom Widerstreit entgegengesetzter Weltanschauungen finden wir so gut wie Nichts in den Dichtungen der Alten. Wohl lassen Aristophanes und Plautus zuweilen die Domestikenweise und vox populi glosstrierender Weise zu Wort kommen, aber doch nur in untergeordneter Rolle, gleichsam unausgewogen. Doch weder Herakles noch Odysseus haben einen ebenbürtigen Gegenspieler; sie haben — sagen wir einmal: das Pech, sich den Grimm einer mächtigen Gottheit zuzuziehen; dafür haben sie wieder das Glück, von einer andern, ebenfalls mächtigen Gottheit geschützt zu werden und mit ihrer Hilfe schließlich den Endsieg zu erringen. Die seligen Bewohner des Olymp stehen eben „jenseits von Gut und Böse“; in ihnen sind Naturgewalten, aber keine sittlichen Prinzipien verkörpert. Ihr Schützling braucht kein ehrenwerter Mann, ihr Opfer kein Unhold zu sein, und niemals hat man das Gefühl, daß die antiken Helden mit ihren Göttern gleichwie mit einem inneren Dämon, mit einer feindlichen Schicksalsmacht um die Palme der höheren Idee ringen. Das Übergewicht ist immer bei den Göttern, denen sich die Menschen, dankbar oder angstvoll, unterwerfen. Auch die Ilias durchforschen wir vergebens nach dem Wirken der Doppelseele: in der großen Wagsschale

des Kampfes um Troja werden nur die heldischen Kräfte der Kriegsgegner abgewogen. Hier stoßen keine Weltanschauungen aufeinander, sondern nur von Hause gleichgerichtete Idealismen, und diejenigen Typen, die als Opponenten der herrschenden Anschauung in Frage kämen — etwa Thersites der Stänker, oder Paris der Opportunist, bleiben ideell recht im Sintergrund. Wenn man sich einmal klar macht, was ein abendländischer Dichter aus der Gestalt des Paris hätte schaffen können, so möchte man ein leises Bedauern spüren. Aber das ist ein müßiges Bedauern, ebenso müßig wie der Versuch, das antike Weltgefühl mit dem des Abendlandes in Einklang zu bringen oder das eine im andern fortzusetzen. Denn der griechische Mythos ist, wie man gesagt hat, heiter; er kennt nur Licht und Gewitter, Freude und Verhängnis, die beide von den Göttern kommen; aber keine zwei Seelen wohnen, ach, in seiner Brust.

Die Edda und ihre großartige deutsche Abwandlung, das Nibelungenlied, weisen ganz andere Stimmungen und Töne auf als die homerischen Epen. Der Wechsel der Jahreszeiten, von dem die alten Dichter an den Ufern des Mittelmeeres niemals tragisch ergriffen worden sind, weil er sich dort nur sehr zahm äußert, wurde zum schicksalhaften Sintergrund unserer nordischen Epik. Baldur und Loki, Thor und Odin sind wundervolle Verherrlichungen der kämpfenden Naturgewalten, die hier nicht über den Menschen thronen, sondern in ihr Inneres verlegt werden. Damit vollzieht sich die Umwandlung der elementaren Kräfte in menschliche, heldische Anschauungen: jetzt ringen die Geister des Lichts mit denen der Finsternis. Der Mensch, als ein Teil der Natur, wird zum Träger der Natur; er übernimmt die Rolle, die im antiken Epos den Göttern vorbehalten war, und damit wird der Zwiespalt zwischen Walhall und Hel, Himmel und Hölle, Heldensinn und Sinterlist, aus dem Bereich der übermächtigen Fügung in die überströmende Menschenbrust verpflanzt und in den Gestalten symbolischer Gegner wieder vor das Mitleid und die Bewunderung der Miterlebenden herausgestellt.

Diese Doppelseele, der Ausfechter des ewigen Zwiespaltes, ist in der Edda nur ahnbar, im Nibelungenlied bereits erkennbar. Siegfried belädt sich mit Schuld, und die rächt sich an ihm, sie tritt aus ihm heraus, wird zur Gestalt Sagens und tötet ihn. Aber hiermit ist der Ring der Tragödie noch nicht geschlossen; denn Siegfried ist eigentlich ohne Schuld schuldig, da ein mystisches Verhängnis die letzten Gründe seines Schicksals verhüllt. Sein Tod hinterläßt in uns mehr Schmerz als Genugtuung, und erst bei Sagens, Gunthers und Kriemhildens Tode kommt unser Verlangen nach Sühne zu seinem Recht. Siegfried der Blonde, Strahlende — Sagen der Schwarze, Finstere: schon äußerlich sind sie unbedingte Gegensätze, feindliche Prinzipien, sind die zwei entgegengesetzten Kammern eines gewaltigen, überpersönlichen Herzens. Daß dabei Sagen keine satanischen, boshaften Züge aufweist, sondern als kraftvoller, stolzer Recke erscheint, der sich neben Sieg-

fried behauptet und am Schluß der Dichtung zu übermenschlicher Größe und Tragik aufsteigt — dies beweist uns nur, daß der Dichter sich nicht berufen fühlte, ein Pharisäer-Urteil zu fällen. Vielmehr drängte es ihn, den großen Gegenspieler seines größeren Helden mit den machtvollsten Tugenden auszustatten, die ihm zu Gebote standen.

Dante kam aus der Ideenwelt von Vergils Aeneis her, als er seine *Commedia* schrieb. Bei ihm finden wir zum erstenmal das erlebende, in die Handlung eingreifende Menschenpaar, welches die Dichtung und ihre drei Räume der Abgeschiedenen durchschreitet. Formal ist also in diesem gewaltigen Epos die eigentlichsste Voraussetzung für die Auswirkung der Doppelseele gegeben, aber inhaltlich kommt sie noch nicht zur bewußten, tragenden Geltung, die sie in den späteren Meisterdichtungen der abendländischen Völker inne hat. Selbstverständlich ist Dante weder ein Wiederbeleber, noch ein Fortsetzer der Antike; doch dadurch, daß er sich seinen Meister Vergil zum Führer durchs Inferno erkor, stellte er sich von vornherein unter den Schutz des alten Römers; Autorität und Gefolgschaft treten an die Stelle der mit einander ringenden Weltanschauungen. Später wird Beatrice die Führerin Dantes; der verehrende Schüler wird zum Anbeter der Geliebten. Es ist ohne Weiteres klar, daß in einer Dichtung, deren Hauptpersonen von Bild zu Bild, von Vision zu Vision in erhabenem Crescendo dahinschreiten, die Polarität aus dem Bereich der beiden Wanderer entrückt ist. Der Dichter steht in leidenschaftlicher Hingabe unter den Eindrücken des Erblickten; sein Auge wird zum Spiegel fürchtbarer Leiden, feierlicher Freuden, seine Seele wird zum Dom fremder Geschichte. Wohl sehen wir die große Gegensätzlichkeit, diese treibende Kraft, auch bei Dante am Werke; aber nur ihr einer Pol ruht dauernd in der Gestalt des Dichters, während der andere durch die Regionen der Jenseitigen gleitet, im Inferno auf Schuld und Sühne haftend, im Paradieso von den Höhen der Vollendung erlösungsvoll niederstrahlend.

Dagegen hat Cervantes die Doppelseele mit so bewußter Absichtlichkeit und so einzigartiger Meisterschaft vor uns aufleben lassen, daß sie seit seinem unsterblichen Roman aus der europäischen Epik einfach nicht mehr fortzudenken ist und in immer neuen Gestaltenpaaren auftaucht und auftauchen wird. Den Typen seines Don Quixote und Sancho Pansa hat die spätere Zeit manches edle Paar nachgebildet, aber kein ebenbürtiges Paar von so unbedingter Eigenart und ausgesprochener Gegensätzlichkeit an die Seite zu stellen vermocht — außer Goethe in seinem Faust und Mephisto. Cervantes hat eigentlich das große Spiel der Kräfte, das er schuf, in der grandiosen Rundung seines Romans völlig ausgebeutet und erschöpft; er hat kaum noch andere epische Möglichkeiten als die der Variationen für Spätere übrig gelassen. Ergreifend ist es zu sehen, wie dieser Dichter mit seinen Helden verwachsen ist, wie er sich mit ihnen wandelt und zu Höhen der Betrachtung erhebt, von denen er am Anfang des Buches

nichts ahnte. Eine Satire wollte er schreiben und den Weg der Parodie gehen: der gemeine Menschenverstand und die simple Bauernweisheit sollten triumphieren über die überspannten Ideologien eines hirnverbrannten Schwärmers. Aber aus dem Ideologen wird ein Idealist, die Komik wandelt sich in tiefe Tragik, der Spott wird zum Mitleid, das Mitleid zur Bewunderung. Und das Alles vollzieht sich nicht etwa auf Kosten Sancho Pansas; es wäre billig gewesen, diesen derben Burschen schließlich ad absurdum zu führen, der so oft dies zu tun bei seinem Herrn versucht hat — aber nein: dieser pausbäckige Materialismus wird geläutert und veredelt, er verfällt dem sublimen Bann der übermenschlichen Narrheit, und der treue Diener steht am Schluß erschüttert und fassungslos vor der Selbsterkenntnis des sterbenden Ritters, die er selber einst mit plumpem Sinn zu wecken suchte und die er jetzt in seiner emporgerückten Einfalt nicht zu begreifen vermag. Wahrlieh, eine Steigerung der Idee, eine Klärung des überpersönlichen Herzens, das in diesen beiden Gestalten gemeinsam pocht — kurz: eine Synthese von solcher Genialität, daß uns nur ehrfürchtiges Verstummen, tieft ergriffenes Nachsinnen übrig bleibt! — „Für mich allein ward Don Quixote geboren und ich für ihn: er verstand zu handeln und ich zu schreiben; wir gehören beide einander an“, — mit diesen Schlussworten tritt Cervantes persönlich an die Bahre seines Helden und an die Stelle Sancho Pansas, mit stolzer Bescheidenheit sich in den Schatten seines eigenen, unvergänglichen Geschöpfes stellend.

Frankreich hatte bereits ein halbes Jahrhundert früher seinen großen Schelmenroman: Rabelais starb, als Cervantes sechs Jahre alt war. Aus dem Gesichtswinkel unseres Themas gesehen, ist das lustige Buch von Gargantua und Pantagruel ein Vorläufer des scharfsinnigen Ritters; es ist naiver, unbekümmerter, kulturell jünger. Rabelais lacht herzlich, wo Cervantes nur noch still lächelt; die sorglose Vollsaftigkeit der Schilderung erhebt sich nirgends zu der Höhe tragischer Weisheit — sie will es auch gar nicht. Doch auch hier finden wir das Spiel der Doppelseele, zwar nicht vertieft bis in die letzten Gründe der Gegensätzlichkeit, aber doch klar und erbaulich genug: in den Gestalten Pantagruels und Panurgs. Der König und der Schalk, der Würdenträger und der Possenreißer, der Kriegsheld und der Hasenfuß — hier sind sie vereinigt zu einem klassischen „par nobile fratrum“, dem man aus jedem seiner witzigen oder ernstesten Dialoge anmerkt, daß es die zwei Wesensseiten eines überlegenen Idealmenschen (heiterer Prägung) darstellt. Diesen aber konnte selbst ein Rabelais nur durch das Bild des Janus-Kopfes zeichnen, und wenn dessen beide Gesichter lachen, so beweist das nichts gegen unsere These, sondern alles für die Unverbrachtheit jenes lebenvollen Jahrhunderts.

Im „Sinkenden Teufel“ von Lesage trägt die Zeit bereits andere Züge. Gift und Bitterkeit spritzen aus den Belehrungen, die Asmodi dem Studenten erteilt. In diesem scharfsinnigen Werk halten sich die beiden

Charaktere, deren nächtliche Blicke durch jede Hauswand dringen, keineswegs die Wage; ja man kann wohl behaupten, daß hier das Naive vom Sentimentalischen kurz und bündig abgewürgt wird. Die Autorität ist unbestreitbar auf Seiten des Sinkenden, und in diesem Sinne ist der Roman — auch gestaltlich — ein boshaftes Zerrbild des großen Danteschen Vorbildes. Dabei weist dies Sevilla mehr infernalische als paradiesische Züge auf; von den Läuterungen des Purgatorio merkt man nichts, und der Leser ist schließlich froh, wenn der erlösende Morgen herauf dämmt.

Englands bedeutendste Dichter haben kein typisches „Paar“ in unserm Sinne geschaffen. Wäre Shakespeare ein Epiker gewesen, so hätte er es sicher getan; als Dramatiker jedoch richtete er sein Wesen nicht auf symbolische Herausstellung, sondern auf tragische Verinnerlichung des jeweiligen Konfliktes. Es sei nur an die Problemstellung im „Hamlet“ und „Koriolan“ erinnert. Aber auch der nach Shakespeare größte Dichter seines Landes, Byron der Epiker, läßt seinen Don Juan allein, ohne Gefährten, über die bewohnte Erde schweifen, die in ihrer Totalität in Gegensatz zu diesem Selden gebracht wird und somit an die Stelle des persönlichen Gegenspielers tritt. Sicherlich ist die Verlassenheit dieses Don Juan, dem inmitten seiner Liebschaften weder ein wahrer Freund noch ein ebenbürtiger Feind sich findet, der Niederschlag von Byrons eigener, maßloser Subjektivität und seinem Alles zerpfückenden Zynismus, der schließlich nur noch einen nackten, von Selbstironisierung gerupften Hockel von seinem eigenen Ich übrig läßt. Und wie Don Juan, so hat auch sein satirisches Vorbild, Gulliver, die Welt der Mangelhaftigkeiten und die der Vollkommenheiten unbegleitet von einem Bruderherzen oder Widerpart durchreißt: es fehlt ihnen beiden ebenso wie ihren Schöpfern die überlegene Güte einer wärmenden, umfassenden Herzlichkeit. Wo sich diese aber findet, wie in Defoes „Robinson Crusoe“ und in Sternes „Tristram Shandy“, diesem englischen Don Quijote, da funkelt uns auch sofort wieder das Spiel der Doppelseele entgegen. Robinson und Freitag sind die zwei unzertrennlichen Seiten eines einsam-tapferen Herzens, und im Tristram Shandy sehen wir das rührende Paar: Onkel Toby und Korporal Trim, in die tragikomischen Probleme des Lebens verstrickt: der eine überbietet den andern an drolligem Scharfsinn, und die Summe dieser beiden köstlichen Gestalten steht wiederum in ausgeprägtem Gegensatz zu Tristrams Vater, wodurch eine Verflechtung und gegenseitige Ergänzung der Charaktere zu einem verblüffenden Gesamtbilde entsteht, wie es in solcher Schärfe und Plastik seit Sterne keinen Dichter wieder gelungen sein dürfte.

Die Goetheschen Gestalten des Faust und Mephistopheles — ihre sublimale Polarität hier auseinanderzusetzen wäre Wortverschwendung; denn tief unverwischbar ist sie dem deutschen Bewußtsein eingegraben, ist uns zum Maßstab aller dichterischen Möglichkeiten geworden und wirkt erkannt oder unterbewußt in unserm kulturellen Schaffen ständig weiter.

Das Wort von den „zwei Seelen in einer Brust“ stammt von Faust; die ganze Dichtung ist dem Kampfe dieser zwei Seelen gewidmet. Wenn vorhin gesagt worden ist, daß Shakespeare zu sehr Dramatiker gewesen sei, um die Doppelseele in symbolisch getrennten Gestalten herauszustellen, so sei hier angefügt, daß Goethe zu sehr Epiker war, um in seiner größten Tragödie auf diese epische Teilung zu verzichten. Wie sinnfällig ihm, dem großen Anschauer und Sichtbarmacher, diese Teilung gelungen ist, dafür erbraute mir einmal ein Freund den Beweis; er kam ganz aufgewühlt aus einer „Faust“-Aufführung zu mir und sagte: Heute ist mir klar geworden, daß Faust und Mephisto zusammengenommen einen Menschen ausmachen, und zwar den Menschen Goethe! — Heute erst? fragte ich. Er erwiderte: Beim Lesen des Werks wurde ich zu sehr in den Kampf der Ideen hineingezogen und kämpfte selber mit; beim Anschauen der Handlung aber ging mir plötzlich die große Synthese auf! —

Cervantes und Goethe sind sicherlich die beiden größten Gestalten der abendländischen Doppelseele. Unparteilich und überlegen geben sie jedem ihrer Helden sein volles Teil und streichen den einen nicht auf Kosten des andern heraus. Schon die Tatsache, daß aus einem Dichtergemüte zwei so gleichwertige Gegenspieler und Antipoden der Weltbetrachtung entspringen können, zeigt uns, daß der Dichter sich und nur sich selbst mit seinen zwei Gesichtern der Welt geschenkt hat, erfüllt von allem Glück und allem Leid, das der Widerstreit unserer Triebe und unserer Erkenntnisse im Grunde des Herzens aufwühlt. Es ist der Widerstreit von Wille und Vorstellung, um mit Schopenhauer zu sprechen, der in das Wirken dieser seelischen Polarität mit bannender Zielbewußtheit eingedrungen ist.

Während zu Goethes großem Vorbild bisher kein würdiges Nachbild entstanden ist — der zeitliche Abstand ist noch zu gering —, hat Cervantes im 19. Jahrhundert zwei bedeutsame Parallelen erhalten: Mit vielem Recht kann man Immermanns „Münchhausen“ den deutschen Don Quijote nennen, und mit höchstem Recht verdient de Costers „Uilen Spiegel“ das Beiwort des flämischen Don Quijote, wenn jenes epochale Werk überhaupt noch dadurch erhöht zu werden braucht, daß man es mit einem andern Werk vergleicht. Keiner der beiden Romane bedeutet eine Nachahmung des genialen Spaniers; beide sind durchaus national und bodenständig, in sich selbst gerundet. Beide aber sind dem Don Quijote ebenbürtig und ihm auch im geschichtlichen Sinne adäquat, insofern als sie kulturelle Rekapitulationen bedeuten, geschrieben in einem vorgeschrittenen Stadium der völkischen Entwicklung und mit einem stillen, sinnenden Lächeln auf die größere Vergangenheit zurückblickend — mag Thyl Uilenspiegel sich auch noch so wild und jugendlich gebärden: er bleibt doch das gewollt erzeugte Kind eines alternden Volksbewußtseins! Man hat de Costers Werk die flämische Bibel genannt, und sicherlich findet der Flame — wenn er es liest und damit seinen großen Dichter wenigstens heute ehrt! —

alle Schönheiten und Werte, die eine Heimatdichtung zum Nationalepos erheben. In den Gestalten Ullenspiegels und Lamm Goedzaks wird die flämische Doppelseele — in Übermut und Behäbigkeit, Tatendrang und Genußsucht, Leichtsinns und Schwerfälligkeit, Entschlußkraft und sentimentaler Grübelelei — immer weiterleben, solange Flandern lebt. — Von Immermanns „Münchhausen“ kann man das Gleiche wohl kaum behaupten; dazu ist er zu sehr in den engeren Bereich der nachklassischen deutschen Zeit verflochten. Doch die große Linie tritt auch in ihm klar zutage und führt durch alle „Arabesken“ der Handlung, die gerade in diesen Verschnörkelungen ihre nahe Verwandtschaft mit dem Don Quijote zeigt, auf das höhere Ziel überzeitlicher Fragen hin. Der Freiherr und sein Bedienter, Karl Buttervogel, sind die Träger der Ereignisse; mit ihren höchst wunderbaren Glossen halten sie das bunte Erlebnis der Handlung umschlossen und führen auf ihre Weise den Kampf gegen die Zeitgenossen durch — jener aus der Vogelperspektive einer absolut schwindelfreien, großzügigen Lügenhaftigkeit höherer Ordnung, dieser aus der Stoschperspektive überwältigender Gründlichkeit: ein höchst amüsantes geistiges Zwillingspaar, eine typische Verkörperung polarer Weltbetrachtung.

So wandelt die Doppelseele ihren Weg durch die abendländische Dichtung. Noch manches ältere oder neuere Buch hätte gewürdigt werden können: Spittellers „Prometheus und Epimetheus“ oder Friedrich Schops „Pitt und Top“, dies kleine, aber funkelnde Geistesgeschmeide — doch kam es vor allem darauf an, einige der führenden Dichtungen herauszustellen, die ihre Zeit geschildert und eine neue Zeit gemacht haben. Wann kommt der nächste große Epiker, berufen und auserwählt, die Problemwelt des heutigen Abendlandes mit den erschöpfenden Blicken polarer Betrachtungsweise zu umspannen?

Paul Wegwitz Jakob Böhme und wir

I

Ein Wandel der Forschungsweise macht sich auf einer Reihe von Gebieten in letzter Zeit immer deutlicher bemerkbar, und es ist kaum eine Sphäre menschlicher Erkenntnisbetätigung von dieser Wendung unbeeinflusst geblieben. Die Wendung selbst ist in Kürze zu bezeichnen als die vom Element zur Gestalt. Gestalt, so kann man heute ohne Übertreibung behaupten, ist grundlegender Weltbegriff geworden und ist von einer derartigen Weite und Fruchtbarkeit und verspricht einen ähnlich entscheidenden Einfluß zu gewinnen, wie einst Platos Idee, Aristoteles' Kategorie. Ihr Verhältnis zu beiden bedürfte eingehender Erörterung

und vorsichtigster Abgrenzung. Nur einiges Unerläßliche soll an dieser Stelle erwähnt werden.

In welchem Sinne gebrauchen wir das Wort Gestalt? Im äußerlichsten, vagsten Sprachgebrauche besagt es nichts als eine gewisse räumliche Ordnung einzelner Teile zu einem Ganzen, das sich sichtbar von seiner Umgebung abhebt. In solcher Weise hat beispielsweise auch ein Sandhaufen Gestalt.

In einem genaueren Sinne hat der Gestalt ein besonderes Bildungsgesetz zugrunde zu liegen, oder wir müssen in der Lage sein, es in ihr irgendwie zu finden, wiederzufinden. Räumliche Formen, an die unser Anschauen gleichsam gebunden ist, werden von uns nach außen auf die Welt der Erscheinungen projiziert oder diese werden ihnen untergeordnet. Das Gesetz ihrer Bildung stammt offenbar nicht aus der Erscheinung selbst, sondern aus dem, der die Erscheinungen „hat“. Mit dieser apriorischen Form kommt eine selbständige Ordnung in die Unzahl der eindringenden „Gestalten“ im Sinne des ersten Sprachgebrauchs. Die Frage, woher diese Ordnung stamme und was sie bedeute, ist, wie man weiß, die Grundfrage der Kantischen Kritik. In viel engerem Verstand ist eine solche Gestalt, ein Kreis beispielsweise, eine Gestalt, da in ihr ein einsichtiges und formulierbares, ein erkennbares Gesetz zum Ausdruck kommt.

Noch viel eigentlicher aber sind alle die Erscheinungen gestaltig, gestaltig, deren Zuordnung eine tätige Korrelation darstellt, nicht nur eine Korrelation der Lage (wie bei den Winkeln eines Dreieckes oder zwischen sinus und cosinus), sondern eine Korrelation der Funktion lebendigen Zusammenhangs der Teile eines Gebildes untereinander und mit der Umwelt. Wir finden diesen höchsten Begriff der Gestalt, der biotischen Gestalt, bei allem, dem in irgendeinem Sinne „Leben“ zugesprochen werden kann. Und das ist mehr, als man gemeinhin darunter zu fassen geneigt und gewöhnt ist.

Kein Wunder indessen ist es, daß gerade auf organologischem Gebiet dem Begriff der Gestalt zuerst sein Recht erkämpft worden ist. Ohne auf Priorität wertzu legen, denn Gedanken haben ihre eigene Stunde, die eines Tages erfüllt ist, erscheint es so, als habe das bei allen angefochtenen Schwächen an Anregungen reiche Kant-Buch Chamberlains eine fruchtbare Erkenntnis beizeiten vorweggenommen. In der im Plato-Kapitel skizzierten Lebenslehre wird mit allem Nachdruck die Ansicht verfochten, dem Phänomen des Lebens sei nur mit dem Begriff der Gestalt beizukommen. Das heißt in heute bereits nicht mehr notwendiger Frontstellung gegen einen endgültig abgewirtschafteten naturwissenschaftlichen Materialismus: es ist nicht erfassbar unter den Kategorien Stoff und Kraft.

Am wirksamsten ist die Autonomie der Lebensgestalt gegenüber allen physiko-chemischen Mächten und Deutungsversuchen verteidigt und zum wohl entscheidenden Siege geführt worden von Driesch und Uexküll,

denen man in Einzelheiten noch Vitalisten vom Schlage Joh. Reinkes anreihen könnte. Daß an diesen Erkenntnissen bei weitem nicht nur das naturwissenschaftliche Interesse beteiligt sein kann, daß hier eine noch zu schildernde Bewegung aus den tiefsten Gründen der Seele in einem einzelnen Gebiet nur erstmalig sichtbar wird und durchbricht, das bezeugt uns die Tatsache, daß Hans Driesch bereits zu einer ungeheueren Vertiefung des Begriffs der Lebensgestalt sich gezwungen sieht, daß er genötigt ist, trotz einer von Schritt zu Schritt vorsichtig mit rein naturwissenschaftlichen Mitteln, mit Mitteln der Empirie vorwärts tastenden Methode dieses Gebiet doch endlich zu verlassen und bei der Entelechie zu enden. Womit er ein Wort aufnimmt, das uns von Aristoteles sowohl wie aus Goethes letzten Gesprächen her bekannt ist, und das er ganz behutsam, aber im vollen Bewußtsein seines Tuns mit einem Inhalt anfüllt, der nicht anders als mit „metaphysisch“ zu kennzeichnen ist. Das Wort Gestalt bekommt hier einen ungeheueren Hintergrund und bezeichnet kurz gesagt: die Soseinsweise und ist ein Ausdruck für das unlösbare Rätsel und Mysterium magnum der Erscheinung eines Ewigen in geprägter Sonderexistenz, eines Beharrenden im Wandel aller Gestaltbarkeit und einer vorgängigen Ganzheit, die so wenig aus Teilphänomen irgendwann und irgendwie erklärt werden kann wie das Ganze der Welt, die urvorgängige Ganzheit selbst.

Nicht ein „Newton des Grasshalms“ und der tierischen Lebewelt fehlt uns heute, wie man gesagt hat, sondern sein Antipode.

Das alles sind weder Drieschs Worte, noch kann behauptet werden, daß es seine Ansicht im einzelnen wiedergäbe. Bedeutend ist für uns sein Weg von der Naturwissenschaft zur Metaphysik (von der „Philosophie des Organischen“ zur „Ordnungslehre“) über die bemerkenswerte Station der biotischen Gestalt.

Siermit ist in einigen Stücken dem Folgenden schon zwangsläufig vorgegriffen, obgleich es vorderhand nur darum geht, zu zeigen, inwiefern die wissenschaftliche Forschungsweise im Begriff der Gestalt ein methodisches Werkzeug von unabsehbarer Anwendungsmöglichkeit erworben hat.

Alles, was sich unter dem Sammelnamen einer Morphologie heute an Einzelbestrebungen und bereits erstaunlichen Einzelleistungen zusammenfassen läßt, gehört zunächst hierher. So wenn Spengler in seinem unendlich viel genannten und unendlich verschieden beleumundeten Werk vom „Untergang des Abendlandes“ auf jede Weise betont und erhärtet, daß alle Erscheinungen der Kultur in ihrem Sosein erfaßt werden müssen, in dem sie unableitbar, sogar ohne organischen Zusammenhang untereinander, aus einem dunklen Grunde des Daseins hervorbrechen, ihre Jahre bestehen, wachsen, reifen, welken und zurücktauchen, so daß einzig sinnvoll ist, zu erfassen, wie sie sind, nicht zu erklären, warum und wozu, daß einzige Erkenntnis die ihrer morphe ist, nicht anders als aller gestaltigen Erscheinung des Lebens. So wenn Leo Frobenius in seinem schmalen,

für sein riesenhaft ausgebreitetes Forschungsergebnis grundlegenden Büchlein „*Paideuma, Grundriß einer Kultur- und Seelenlehre*“ eine Darstellung gibt „über die organische Natur der Kultur und diese als Phänomen.“

Was als das Gemeinsame aller dieser Arbeiten ins Auge springt, ist dies, daß man in der Erfassung der Gestalt, in der möglichst reinen Herausstellung ihrer — weshalb ein künstlerisches Element vornehmste Vorbedingung zu dergleichen Forschung ist — in der immer klareren Sichtbarmachung urtümlich geformten Wesens Aufgabe und Ziel des Forschens findet und sich hierin beruhigt. Alles Erklären, Zurückführen, kausale Beziehen tritt tief zurück als ein Unwesentliches vor dem einen, was da ist, so daß selbst Geschichte, die Lehre vom Geschehen, d. i. vom Werden menschheitlicher, kultureller Form, als eine Erkenntnis des Seins, des Wesens dieser Formen erfaßt wird.

In gleicher Weise wie den Kulturerscheinungen des Kollektivums Mensch geht eine Richtung der Wissenschaft auf die Erkenntnis des Einzelmenschlichen auf dem Wege der Gestaltschau nach. Hier ist am deutlichsten die starke, betonte, fast brüske Wendung von der noch kurz vorher in Blüte stehenden Methode zu verspüren: wiederum die Wendung von der zersäfernden und kummulierenden Art zur Zusammenschau seelischer Ganzheitsgebilde, die Abkehr von den materialistischen Versuchen, mit Messung und Wägung, mit allen „erfakten“ Schikanen einer bis ins feinste präzisierten und wundervoll ausgestütelten mathematisch physikalischen Arbeitsweise dem Seelischen sich anzunähern, die nur den einen Erfolg hatte, daß die diffizilsten Einzelergebnisse — neben Bestätigung geradezu banaler Erkenntnis — Hand in Hand gehen mit einer trostlosen Armseligkeit, ja Nichtigkeit in der Erfassung wesentlicher Dinge, so daß ein riesenhafter Aufwand schmähhlich vertan erscheint. Im Gegensatz und wohl zum Teil als Reaktion hierauf bemüht sich neuere Psychologie um das Ergreifen komplexer Gebilde als Komplexe. (Spranger, *Lebensformen*, L. G. Jung, *Psychologische Typen*.) Typenlehre und Strukturpsychologie sind die Bemühungen, das Ganze als Ganzes zu verstehen; wobei allerdings, wie der Begriff der psychologischen Struktur beweist, ja Widerstände aller Art auftauchen, so daß man beinahe sagen könnte: „Verstehe ich das lebendige seelische Leben, so verstehe ich, ach, das lebendige seelische Leben nicht mehr.“ (Wodurch gleichzeitig auf die Schwierigkeit und eine gewisse Gefahr aller morphologischen Forschung hingedeutet sein dürfte!) Denn der Begriff der Struktur steht gewissermaßen mitten inne zwischen einer atomisierenden Zergliederung seelischen Geschehens und einer Fassung desselben in seinem eigentlich lebendigen Flusse, seinem Plan. Gerade hier wird sichtbar, wie sich methodische Erforschung dem Sein (hier dem Leben in seiner seelischen Form) auch auf diesem (und jedem ähnlichen) Wege immer nur annähern kann. Und wieder taucht, von anderer Seite, das Rätselgesicht des Daseins selber empor.

Und so bleibt auch die Forschung nach dem Wesen individueller geistiger Existenz, trotz der glänzenden Anwendung der Gestalterfassung gerade hier, in etwas im Unzulänglichen stehen. Aber die Grenzen einsehen, bedeutet nicht, Übermenschliches verlangen, fraglos groß Erreichtes am Unmöglichen messen. Werke wie die Gundolfs über Goethe und Stefan George oder Ernst Bertrams über Nietzsche haben uns „Landschaften der Seele“ erschlossen, die vordem nicht nur terra incognita, sondern tabu erschienen.

Daß selbst die Erforschung „lebloser“ Gebilde durch solche lebendige Erfassung möglich, ja notwendig erscheint, beweisen Arbeiten, wie die Kurt v. Boehmanns (Vom Kulturreich des Meeres), der die Grundsätze kulturphysiognomischer Forschung auf das Bereich des Meeres anwendet, so daß schließlich das Wesen „Meer“ so unglaublich anschaulich, formhaft vor uns steht, nicht anders als irgendein anderes „Wesen“ der Natur, lebendig, wandlungsfähig, ewig und mit Organen begabt wie ein Tier.

Um noch eins zu erwähnen: so faßt auch Ewald Banse die geographischen Gebiete der Erde in einem durchaus organischen Verstande auf, als Lebewesen eigener Gesetzmäßigkeit, eigenster Gestalt.

In diesem raschen Abriss besonders einprägsamer Erscheinungen, die jeder aus dem Kreise seiner ihm naheliegenden Wissensgebiete noch wird vermehren und bestätigen können, hat sich wohl schon einigermaßen die überaus große Fruchtbarkeit des Gestaltbegriffs erwiesen.

Es soll am Ende nicht vergessen werden, auf zwei Denker hinzuweisen, die, jeder in seiner Weise, von der Bedeutsamkeit des oben Dargestellten Zeugnis abgelegt haben. Rudolf Pannwitz fordert bereits in seiner „Formenkunde der Kirche“ mit der ihm eigenen Schroffheit und Unerbittlichkeit die Förderung einer „schauenden Denkkraft“, die Verdrängung der „Abstraktionen durch die Konkretionen, der logica durch die plastica“ aus ihrer herrschenden in eine dienende Stellung. Er betont, daß eine „forschende, gestaltende, schöpferische Freude an den Urformen, Urbahnen unseres Daseins“ frei und freier zu werden hätte und gibt selbst als fruchtbare Ansätze zu einer solchen im weitesten Ausmaß Formenkunde genannten Forschung und Darstellungsweise einige Beispiele aus dem Gebiete der Kirche, gefaßt als Seelen- und Raumform. (Was beispielsweise in dieser Zeitschrift [November 1924] einem Buche von Paul Sechter, „Tragödie der Architektur“ nachgerühmt worden ist: die wesenhafte Erkenntnis der Raumformen und ihre Zuordnung zu bestimmten Seelenformen, das liegt alles schon in diesen schlichten und scheinbar von niemandem beachteten Aufsätzen keimhaft enthalten.) Das Buch schließt mit einer Forderung zu einer Betreuung ernster und umfassender Formenkunde auf allen Gebieten heutiger Wissenschaft und der fast überschwinglichen Hoffnung auf die Möglichkeit eines „ganzen plastischen Weltalters“ als deren Folge.

Das Ausführlichste aber und das philosophisch aufs reifste Durchdachte zu einer Gestaltlehre, zu einer kosmischen Metamorphosiologie und Typologie findet man in Leopold Zieglers geradezu unerschöpflich reichem „Gestaltwandel der Götter“, im Kapitel vom Mythos atheos der Wissenschaften, Abschnitt: Die Welt als Organismus. Dort wird der meines Wissens erste Versuch gemacht, all das im Vorerwähnten Bekennzeichneter zu einer großen Weltsticht zusammenzuzwingen, die die andere Hemisphäre überhaupt möglicher Weltdeutung bilden könnte.

Daß irgendwie alle derartigen Versuche letzten Endes sich zurückbeziehen lassen auf Goethes Naturwissenschaft, die mehr war als eine Wissenschaft von einzelnen Naturgebieten, die ein ganz tiefes Wissen im Hintergrund hatte von dem, was Jakob Böhme die natura nannte, die also im tiefsten Sinne eine Religion war: das alles wird dem Eingeweihten als eine Selbstverständlichkeit erscheinen. —

2

Die letzten Motive von Goethes Naturbetrachtung sowohl wie der geschilderten heute allgemeinen Wendung zur Gestalt sind durchaus nicht nur wissenschaftlicher oder methodischer Art. Es handelt sich nicht allein um eine besondere Erkenntnisweise, sondern um eine durchaus bestimmte Weltstichtweise, nicht um Wissenschaft letzten Endes, sondern um Philosophie, nicht um die Physis des Daseins, sondern um dessen Metaphysisches. Das Wort Gestalt hat in diesem Sinne einen unendlich vertieften Inhalt bis ins Religiöse.

Das schimmerte schon bei den Werken reinen Wissenschaftscharakters erkennbar genug durch. Gen, Dominante, Entelechie ebenso wie Paideuma haben bei aller Verschiedenheit das Gemeinsame, daß sie etwas Hintergestaltliches bezeichnen, etwas, das in der rein sinnfällig genommenen Gestalt noch nicht mitgemeint ist, von welcher Meinung oder Intention aber die Gestalt erst ihr letztes Gewicht, ihren besonderen Rang und Wert erhält.

So heißt es bezeichnenderweise bei Frobenius (Vom Kulturreich des Festlandes): „. . . Das Paideuma, die Kultur ist an sich metaphysisch. Von Zeit zu Zeit äußert es aber in irgend einer Gestalt sein Wesen. . . Uns ist nicht der Vorgang als solcher wesentlich. Der Vorgang ist Ausdruck, ist Gestaltung eines an sich dem menschlichen Vorstellungsvermögen Unerfaßlichen. Wir suchen durch das Geschehnis hindurchzublicken auf sonst Unsichtbares.“

Wenn man sich darauf besonnen hat, daß die Gestalt etwas Letztes, Unableitbares sei, das aus keinem irgendwie herangezogenen oder herausgezogenen (das ist in diesem Sinne immer auch abstrakten) Dinge erklärt werden könne, so bedeutet das zunächst einmal eine ganz große Geste des Verzichts. Ein geradezu hybrides Erklärenwollen, ein Zurückführenwollen

auf Einfachstes, Durchsichtigstes, „Gesetzmäßiges“ hat endlich ermattet abgelassen von einem Unterfangen, das nur deshalb nicht sogleich als unfruchtbar erkannt werden konnte, weil es sich irgendwie im Unendlich-Kleinen und Unendlichdenkschwierigen verlor. Erst eine ganz gründliche Besinnung oder ursprüngliche Intuition konnte zu dem Ergebnis führen, daß dieser ins Unendliche geradeaus, rückwärts zumeist, an der Kette der Kausalität entlang, gerichtete Erkenntniswille eben — ins Unendliche ging und zuletzt, minder hart und sichtbar, verhüllt durch die mannigfachen Mühen und Erfolge des langen Weges, doch wieder an das Urrätsel stieß, von dem man ausgegangen war: das Dasein selbst.

Die Frage nach dem Warum einer Erscheinung führt uns immer nur auf andere Erscheinungen als deren *causa efficiens*, nie auf eine *causa finalis*, die in doppeltem Sinne eine *contradictio in adjecto* ist. Denn keine Forschung wird sagen können, warum etwas sich so beeinflussen lasse, wie es im Verlauf kausalen Geschehens geschieht und wozu. Das ist einfach das Rätsel des Daseins.

Entelechie, *Psiludeuma* usw. erklären nichts und verursachen nichts; es sind Formulierungen dessen, daß man an der Grenze des Erklärbaren angekommen ist, wo das Unerfaßliche in seiner Washeit, seiner Wesenheit, sichtbar wird und einen Namen nach Analogie mit einem Bekannten und Erfasslichen erhält.

Sich bei diesem Dasein aufhalten, alle Wandlungen wohl verfolgen — zum Begriff Gestalt gehört unbedingt der des Gestaltwandels polig, korrelativ hinzu, — aber nicht an einem Warum interessiert sein, sondern am Wann, Wo und unter welchen Umständen: das bedeutet den großen Unterschied zu einer kausalen Betrachtung, wenn es auch erscheint, als ob beides doch das Gleiche sei. Es bedeutet nämlich, die Erscheinung klären wollen, ins Enge bringen, gewissermaßen ihrem rätselhaften Wesen recht genau ins Gesicht blicken, sie abgrenzen, sie als einmalig recht stark in all ihren Zügen erfassen, das Phänomen als Urphänomen erblicken, immer wieder sagen: so und so ist es. Es Ist.

Wo wir eine „Gestalt“ erblicken, da haben wir kein biologisches, physiologisches, psychologisches, teleologisches, historiologisches Phänomen vor uns, sondern das ontologische. Alles andere ist Abirren vom Zentrum in irgendeiner Richtung. (Und in gewissem Sinne irrt Wissenschaft, auch die vorher als Gestaltwissenschaft gekennzeichnete, immer ab, weshalb ihren Begriffen nach der Charakter des Sintergestaltigen zukommt. Mit dem Eingeständnis dieser Sintergestaltigkeit wird aber der Abweg wieder zurückgenommen, wieder anerkannt und so zum ergebnisreichen Umweg gemacht.) Was beispielsweise als vorhergängige Ganzheit bezeichnet wurde, Entelechie usw., das ist eigentlich urtümliche Ganzheit, nur in Hinsicht aufs Erkennen oder vom Erkennen aus ist sie vorhergängig; *cogitare sequitur esse*, nicht *esse sequitur cogitare*. Nicht: ich denke Es, sondern, wie

Lichtenberg sagt: Es denkt in mir. Keine Gestalt im eigentlichsten Sinne ist nur Sphäre der Kunst, ihr vorbehalten oder auferlegt: weshalb alle Gestaltwissenschaft einen eminent künstlerischen Charakter hat, ohne doch Kunst zu sein. Man vergleiche Gundolfs Goethe-Buch mit einer beliebigen Dichtung Goethes.

Das Sein ist gestaltig. Es ist nur in Gestalten. Das Gestalthafte bedeutet das Ruhende wie das Bewegte des Seins. Hier ist jede Frage, warum das so sei, sinnlos. Jede Kosmologie ist ergebnislos, sofern sie nach dem Werden des Seins fragt und nicht einfach das Sein des Werdens erblickt, also eigentlich nicht Kosmologie ist, sondern Kosmophanie. Schellings Frage, warum etwas sei und nicht lieber nichts, ist so wenig zu beantworten, wie die andere, warum das Sein in der und der Soseinsweise erscheine und nicht in anderer, oder warum überhaupt in bestimmt geprägtem Sosein. Dies alles ist einfach so. Dies ist ein letztes allgemeinstes Apriori — unendliche Stufen unter Kants transzendentallogischem gelegen — nicht sowohl des Erkennens als des Seins. Ob ich das Sein als Ganzes nehme (unter dem leider abgegriffenen, doch tief schönen Worte Kosmos) oder eine seiner Gestalten: es ist immer dasselbe. Sein und Gestalt sind — mit einem Ausdruck Spätes — konzentrische Phänomene. Da jede Gestalt aber ein Sondersein — eben ein Sosein — innerhalb des Ganzen repräsentiert, so ist in diesem Sinne jede Gestalt exzentrisch, daher relativ beweglich, „losgelassen“ oder „ausgestoßen“, wie man will, und dennoch dem Sein im Tiefsten verbunden. (Spätes Folgerungen hieraus über das Religiöse!)

Was bedeutet dies alles metaphysisch, religiös? Das Ewige ist nicht irgendwie und irgendwo hinter den Gestalten, weder als Grund noch als Zweck, sondern in ihnen. Gestalten sind soweit ewig, als sie „Gestalt“ sind. Ihre Ewigkeit ist nicht irgend eine Fortsetzung der Zeitlichkeit, weder vor noch nach ihrer Erscheinung, auch nicht eine Andersheit, sondern ihre Ganzheit. Zeit und Ewigkeit rücken hier so dicht aneinander und ineinander, daß sie als ein und dasselbe erscheinen. Die ewige Idee Platons wohnt in der Gestalt, die nicht nur teil hat an ihr, sondern die sie verleiht, erst eigentlich verwirklicht. Was wäre eine Idee ohne ihre „Erscheinung“? Wober sollte sich ein „überhimmlischer Ort“ wohl wölben? Ob hiermit etwas mit Platons Idee geschehen ist, das einer Umbildung gleichkommt oder nur einer Rückführung auf einen schon von Plato selbst gemeinten Sinn, wagen wir nicht zu entscheiden. Das „Symposion“ läßt uns fast das letztere vermuten, und der schwankende Begriff von eidos bis idea scheint uns zu solcher Umbildung mindestens ein Recht zu geben (wie der ja gleich auf Plato folgende Versuch des Aristoteles, die Idee ihrer Transzendenz zu entkleiden). Und ist diese Ein-Bildung der Idee in eine Gestalt nur eine Einbildung, so ist sie eine so starken Grades, daß sie für uns Wirklichkeitscharakter annimmt. Man muß alles das so dünn und abstrakt Gesagte mit

dem Werk Stefan Georges beispielweise erfüllen, um es voll zu erfahren, um ihm Farbe und „Gestalt“ selber zu geben. In Stefan Georges Dichtung ist die Religiosität der Gestalt Wort, das ist abermals „Gestalt“ geworden.

Aller Expressionismus unserer Zeit ist von hier aus gesehen Rückfall: hinter die Gestalt. Ein unglaubliches Beispiel des Selbstmißverständnisses, des Anachronismus einer Zeit, die wirklich einer anderen Religiosität entgegenreift. —

3

Nicht irgendeine ephemere Zentnarbegeisterung, sondern ein überraschendes inneres Zusammenstimmen von Welten läßt uns die oben gemachten Betrachtungen in die Nähe eines Mannes rücken, dem man den merkwürdigen und tief zu bedenkenden Namen eines philosophus teutonicus gegeben hat: in die Nähe Jacob Böhmes.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, diese Übereinstimmung (und etwaige Abweichungen) im einzelnen nachzuweisen. Es soll nur auf einige wesentliche Punkte hingedeutet werden.

Mir ging es mit dem unansehnlichen Görlitzer Schuster so: Als ich vor vielen Jahren (durch eine kleine Arbeit Deussens) von ihm nicht viel mehr erfuhr, als daß er, wie sein erster Biograph geheimnisvoll und legendarisch berichtet, „im 25. Jahre seines Alters zum andernmal vom göttlichen Licht ergriffen und mit seinem gestürzten Seelengeiste durch einen jährlichen Anblick eines zinnernen Gefäßes (als des lieblich jovialen Scheins) zu dem innersten Grunde und Centro der geheimen Natur eingeführt worden sei“, da glaubte ich gleichsam magisch berührt alles zu verstehen, was Jacob Böhme damals erlebt hatte und glaubte zu wissen, was an ihm und seinem Denken sei.

Seute aber erst sehe ich klar ein, was dieser Reflex des Sonnenlichtes auf einer zinnernen Kanne bedeute, auf den der Denker blickt, von dem er nicht los kann, und der ihn, ohne daß er meditiere oder recht eigentlich nur denke, immer tiefer und tiefer versinken läßt, bis es grundlos unter ihm wird; jetzt sehe ich ein, was dieser Schein besagt: er ist das Symbol dessen, daß in der Gestalt sich das Dasein selber, centrum naturae, offenbare. Es gibt in jedem Menschenleben derartige ewig stellvertretende, ewig schicksalhafte, unausdenkbar sinnbildliche Momente, die Zeit und Ewigkeit erschütternd verflechten, die im wahren Sinne sind, was man Kairos genannt hat: Simeon, das Kind auf den Armen haltend, alle Hoffnung des Alternden auf das ewig neue Leben dankbar und fromm bekundend; Jesus im Garten vor den schlafenden Jüngern: abgründigste Einsamkeit und Fremde der Menschenseele ermessend; Buddha, auf seiner Ausfahrt, dreifach vom Leid erschüttert. So hat sein Leben lang Jakob Böhme, der Mensch, vor dem Geheimnis naturae grübelnd gefesselt und wurde vom Schein ihrer geringsten Gestalten bis in deren innerstes Zentrum leicht, still und

befreiend hinabgetaucht. In mühsamem Ringen erst hat er sich dieser Erkenntnis einer frühen visio durch bohrendes Grübeln, durch nicht zu verbietendes und zurückzudämmendes Denken genähert. Wie tief sind seine Erkenntnisse, wo wir ihn in diesen letzten Tiefen Fuß fassen, Fuß verlieren sehen, etwa bei der Frage nach dem Grunde der Existenz, die Schelling, sichtbar und anerkanntermaßen durchaus auf Böhmes Spuren wandelnd, in der oben erwähnten Weise formuliert hat. Endet auch all dieses Ringen mit einer ähnlichen Antwort wie der beispiellose Kampf des Buches Hiob um die andere Frage nach dem Bösen — auch eine der Grundbeschwerden Jakob Böhmes —: mit einer Unantwort, da die Frage eine Unfrage gewesen ist, eine, die jedes menschliche Fragerrecht und jede Kompetenz menschlicher Erkenntnis gnadenlos übersteigt, so ist diese Antwort Antwort genug. Der Grund der Welt (im logischen Sinne) ist der Ungrund (im metaphysischen Sinne). Die Welt ist letzten Endes grundlos. Die Frage nach einer überall gesuchten und zu suchenden causa wird abgeschnitten mit dem durch allerhand dunkle und rätselvolle Gedankengänge nicht zu verbergenden Eingeständnis: Die Welt ist causa sui, sie ist völlig freie Tat, auch von jeder Begründung, nicht nur Verursachung freie Tat Gottes. Es hat Gott so gefallen — aber wer oder was ist Gott? — d. h. es ist. So hat es auch uns Menschen so zu gefallen, und wir haben uns fraglos zu bescheiden. Die Welt hängt — ob auch scheinbar im Willen eines Gottes gegründet und beurständet — anfang- und endlos in einem Dasein immerwährenden Werdens, böhmisch gesprochen in einer ewigen Figuration des einigen daseienden Ur- und Ungrundes. Es ist schwer, aus der Fülle unendlich tiefer Gedanken und Worte einiges zum Erweis des oben Gesagten herauszuwählen:

Die Welt ist ohne Ursache, sie ist: „In der Ewigkeit, als im Ungrunde außer der Natur, ist nichts als eine Stille ohne Wesen; es hat auch nichts, das etwas gebe, es ist eine ewige Ruhe und keine Gleiche, ein Ungrund ohne Anfang und Ende: es ist auch kein Ziel noch Stätte, auch kein Suchen oder Finden oder etwas, das eine Möglichkeit wäre: derselbe Ungrund ist gleich einem Auge; denn er ist sein eigener Spiegel. . .“

Die Welt ist Gestalt des Ewigen: „Die ganze äußere sichtbare Welt mit all ihrem Wesen ist eine Bezeichnung oder Figur der inneren geistlichen Welt.“

Gestalt ist Verleibung der Idee: „Und ist kein Ding in der Natur, das geschaffen oder geboren worden ist, es offenbaret denn seine innere Gestalt auch äußerlich; denn das Innerliche arbeitet stets zur Offenbarung, als wir solches an der Kraft und Gestaltnis dieser Welt erkennen, wie sich das ewige Wesen mit der Ausgebärung in der Begierde hat in einem Gleichnis offenbaret. . . Darum ist in der Signatur der größte Verstand. . . Jedes Ding offenbaret seine Mutter, die die Essenz und den Willen zur Gestaltnis also gibt.“ — „Die Gottheit scheint durch die Natur.“ — „Ein

jeder Geist ohne Leib ist rohe und kennet sich nicht: nun begehret ein jeder Geist Leib.“ — „Idea“ ist „die geistliche Inmodelung.“ —

Die Welt ist grundloses Spiel (Heraclit!) des ewigen Wesens mit sich selbst: „Doch Gott hat nicht die Kreation erboren, daß er dadurch vollkommen würde“ (— als ob Existenz zur Vollkommenheit gehöre —), „sondern zu seiner Selbstoffenbarung als zur großen Freude und Herrlichkeit. . . Die Kreation . . . ist dasselbe Spiel aus sich selber, als ein Modell oder Werkzeug des ewigen Geistes, mit welchem er spielt. . .“

„. . . denn es ist sein eigen Liebespiel, das sich selber liebt. . .“ —

„Gleichwie Gott mit der äußeren Welt für sich spielt: also auch sollte der göttliche innere Mensch mit dem Äußern in den geoffenbarten Wundern dieser Welt spielen. . .“

Weil und insoweit wir selber Gestalt sind, vermögen wir Gottes Figuren zu erkennen: „Wovon kommt dein Sehen? Daß du in der Sonne Licht siehst und sonst nichts? . . . Du kannst nicht sagen, du sähest allein aus der Sonne; es muß auch etwas sein, das der Sonne Licht fähig und mit der Sonne eine Infiltration hat, als denn der Stern in deinem Auge ist. . .“

Widerstand ist die Triebkraft, daß etwas sei, daher auch das „Böse“ gerechtfertigt: Leben ist Gegensatz und alles, was lebt, ist zwieträchtig: „ein ewiges Kontrarium zwischen Finsternis und Licht. Keines ergreift das andere und keines ist das andere und ist doch ein einiges Wesen, aber mit der Qual unterschieden, auch mit dem Willen, und ist doch kein abtrennlich Wesen.“ —

„Der Leser soll wissen, daß in Ja und Nein alle Dinge bestehen, es sei göttlich, teuflisch, irdisch oder was genannt mag werden. Das eine, als das Ja, ist eitel Kraft und Leben und ist die Wahrheit Gottes oder Gott selber. Dieser wäre in sich selber unerkennlich und wäre darinnen keine Freude oder Erheblichkeit noch Empfindlichkeit ohne das Nein. Das Nein ist ein Gegenwurf des Ja oder der Wahrheit, auf daß die Wahrheit offenbar und etwas sei, darinnen ein Kontrarium sei, darinnen die ewige Liebe wirkend, empfindlich wollend und das zu lieben sei.“ —

„. . . und doch nicht zu dem Ende, daß es sich feinde, sondern daß eines das andere im Streit bewege und sich offenbare, auf daß das Mysterium magnum in Schiedlichkeit eingehe . . . auf daß das Nichts in und mit Etwas zu wirken und zu spielen habe. . .“ —

„. . . Die große Weite ohne Ende begehrt der Enge und einer Einsfaßlichkeit, darinnen sie sich mag offenbaren. Denn in der Weite und Stille wäre keine Offenbarung; so muß ein Anziehen und ein Einschließen sein, daraus die Offenbarung erscheine. Auch so muß ein Widerwille sein, denn ein heller und stiller Wille ist wie ein Nichts und gebiert nichts. Soll aber ein Wille gebären, so muß er in etwas sein, darinnen er forme und in dem er Dinge gebäre; denn Nichts ist Nichts, sondern eine ewige Stille

ohne Regung, da weder Finsternis noch Licht ist, auch weder Leben noch Tod."

"So ist auch der Tod eine Ursache, daß das Leben beweglich sei."

Man wird schon in diesen wenigen Worten die Tiefe Jacob Böhmes erkennen und auch dies vor allem, daß sich, ihm wie uns, das „mysterium magnum“ offenbare in der „Signatura rerum,“ in der ewigen Gestalt; „welches (allerdings) allein die verstehen, die an dem Orte sind zu Gäste gewesen.“ . . . —

4

Es bedarf noch zum Schlusse einiger Worte des Dankes gegen ein Buch, das uns die nicht leicht zugängliche Welt Jacob Böhmes in einer wundervollen Weise erschlossen hat. Wenn auch Paul Sanfamer (Jakob Böhme, Verlag v. Friedr. Cohen in Bonn. 1924) den Zusammenhang mit heutigem Weltbild, wie hier geschehen ist, nicht aufgewiesen hat, so hat er doch durch seine eindringliche und aufs höchste einfühlsame Betrachtung solche Erkenntnis ermöglicht und geradeswegs aufgedrängt.

Sein Buch gehört der durch die Namen Gundolf-Bertram zu kennzeichnenden Gattung an und führt mit Berechtigung den weltanschaulich programmäßig auszulegenden Untertitel: „Gestalt und Gestaltung,“ der zunächst hier nur als methodische Richtschnur zugrunde gelegt ist, indem der Verfasser in einer besonderen geistigen Gestalt, in der seelischen „Figuration“ eines Menschen sein Werk zu verstehen, sichtbar zu machen sich bestrebt. Sonderbarer und beglückender Weise deckt sich dieser methodische Weg mit dem tiefsten und letzten Inhalt, zu dem er führen soll.

Das erste Buch umschreibt, umtastet, umspielt und erfasst die Gestalt Jakob Böhmes, seine geistige Wesenheit. In dem ersten Kapitel Ursprung wird das Erbe gezeigt, daß Jakob Böhme angetreten hat: Mystik, als das Zeugnis der ungeheueren geistigen Leidenschaft, mit der sich die deutsche Gottinbrunst aus der Not einer recht eigentlichen Gottlosigkeit (Beispiel das Nibelungenlied) das artfremde Christentum angeeignet hat; Reformation, als die Verbürgerlichung größten Stils einer Vergottungslehre, die verlangt, daß der Mensch schlechthin genial sei, daß er Gott gleichen solle, eine Verbürgerlichung und Einschränkung ins Enge einer im Grunde nur noch moralischen Religion, eine Verengung ungeheurerer religiöser und metaphysischer Gedanken ins Ethos nicht sowohl als in eine strenge und gesunde, doch auch starre und arme Moral, des Weltgeists und Welthintergrunds mit allen schwingenden Weiten in den Menschenverstand, des Gottesreichs mit seinen Daseinsformen und Figuren eines Ewigen ins Bürgerliche, Unheroische; Barock, als die letzte gemeineuropäische Einheit in einer beginnenden Auflösung des straffen Formzwanges und des Sinnes für eine leibhafte Gebundenheit des Seins — ohne Tiefendimension — in zerfließende Unrast, ruhelose Formüberschwenglichkeit, in „flimmernde Vitalität“ und ewige Gefahr des Gro-

testen, in eine schwüle Befessenheit von den Mächten des Lebens, in eine Angst vor dem Strudel des Chaos und dem unentrinnbaren Schicksal des Todes; Deutschtum, Einbruch eines östlichen, fast slavisch gefärbten Seelenzuges (später Samann, heute Dostojewski): von all diesem Jakob Böhme berührt, wie von einer Atmosphäre, die einen Menschen unwissentlich umgibt, nicht wie von einer Nahrung, die ihn wesentlich bestimmt und aufbaut.

Im zweiten Kapitel Sendung (Berufung, Erleuchtung, Weihe) wird das Erwachen böhmischen Geistes zu sich selber geschildert, sein Ringen ganz für sich (als ein Memorial oder Gedächtnis schreibt er seine ersten Schriften), sein manischer Drang, sich Klarheit zu verschaffen, daß er schrieb, sodas ihm „öfters die Hände gezittert,“ sein Getriebenwerden gegen den eigenen Willen, das Umgehen seines Gottes in ihm zu hemmen (sein jahrelanges Stillschweigen: Kampf mit dem Pfarrer Richter), die wachsende Klarheit einer Mission.

Im dritten Kapitel Ausdruck (Bildung, Form, äußeres Leben) wird dem erstaunlichen Phänomen nachgegangen und nachgedacht, wie dieser Mensch mehr denn alle bekannten Denker fast alles aus den dunklen Schächten seines Innern emporgegraben hat, daß er „als ein mühsamer Knecht des Herrn den ganzen Baum dieser Welt blöße;“ es wird gezeigt, wie wenig ihm die Kenntnis seiner Zeit geholfen habe, da er sie erst erfuhr, nachdem er bereits im größten mit sich und dem Dasein im reinen war. Als das Element der Bildung auf ihn eindrang, hatte er bereits seine „Urerlebnisse“ rein und in solcher Stärke, daß es uns heute noch ein Rätsel und Wunder ist, wie es einen Menschen mit so unendlichem Drang an die letzten Dinge und Geheimnisse des Seins heranpreßt und mit ihnen zu ringen zwingt. Es war Natur in ihm, „natura“ in seinem eigenen tiefsinnigen Begriff. Wir sind versucht, noch etwas weiter zu gehen als Sanlamer, wenn wir bedenken, mit welcher gesteigerten Sprachkraft er es verstand, die Tiefe im Wort emporzuheben. Man muß sonstige barocke Sprache (Hoffmannswaldau usw.) dagegenhalten, um dieser schöpferischen Fähigkeit inne zu werden. Jammer schade, daß er nicht alle seine Gesichte und Erleuchtungen in solcher Sprache niederschrieb als der ungelehrte Schuster voll tiefster, alle Gelehrsamkeit weit übersteigender Erkenntnis, daß er sich in das wüste und wirre Gestrüpp damaligen Wissens, in Alchymie und Astrologie verstricken ließ, die wohl ebenfalls maßlose Ahnungen bereits zu bewältigen trachteten, aber in einer allegorisierenden Halb- und Pseudowissenschaftlichkeit, die zwischen Mythos und Karikatur der Wissenschaft erbärmlich hin- und widerschwankt und schlingert in einer vermeintlichen physikalischen Naturerkenntnis. Wärest du doch bei deinen Leisten geblieben, abgründiger Meister, und hinter deiner Glaskugel, darin sich dir eine wunderbar-geheimnisvolle Welt bis an ihren Grund und Ungrund spiegelte!

Im zweiten Buche wird dann gezeigt, was aus dieser Gestalt für eine Gestaltung emportrieb, seine Erkenntnis„methode“ und sein Bild von Welt, Gott und Mensch. (Erkennen, Wesen, Leben.)

Man könnte vielleicht einwenden, und genauere Kenner Böhmes wüßten es wohl zu beweisen, daß Hankamer in seiner Auslegung der Gedanken des „deutschen Philosophen“ unsere Weltanschauung hineingelegt habe, die Weltanschauung einer „Gestaltmetaphysik“, wie sie hier im zweiten Abschnitt aufgewiesen wurde. Dieser Einwand würde nur dies bestätigen: Einmal, daß Jakob Böhme für uns heute tatsächlich mehr bedeutet als eine originale Figur in der erlauchten Reihe deutscher Denker von Rang — was kümmern sonst uns als von den Problemen des Daseins selbst bedrängte Menschen dessen Meinungen, die wir nicht irgend ein äußeres oder inneres Interesse an der Philosophiegeschichte haben und unsere eigene Unfähigkeit zum Gesamt der Welt in ein würdiges Verhältnis zu kommen nicht mit irgend einer antiquierten Fahne aus dem Arsenal der Geschichte drapieren mögen (letzter Ursprung der Hinwendung vieler Zeitgenossen zu allerhand wie die Mode launisch wechselnden erotischen Pflanzen vom Buddhismus bis zu den Primitiven). Es würde genauer gesagt bestätigen, daß Paul Hankamer mit seinem Buch über Böhme mehr geleistet hat als eine Jubiläumsfestschrift, daß er entdeckt oder aufgezeigt hat, daß Jakob Böhme im tiefsten Sinne lebendig ist oder zu bleiben verdient, daß wir heute ungefähr an einer Stelle der großen Spirale angelangt sein dürften, die senkrecht über seiner Stelle liegt, und also mit Freude erfahren: es gibt Bruderschaft im Geist, dem von Zeit und Raum unabhängigen; es gibt Urworte, die wohl verklingen können vor allerhand Geräuschen, aber für die immer gilt: Wer Ohren hat zu hören, der hört, und wer an dem Ort zu Gast gewesen ist, der versteht. —

Wer durch die Beschäftigung mit dem Hankamerschen Buche oder sonst Interesse auch an dem einfachen und ereignislosen Lebensgange Jakob Böhmes gewonnen hat, dem bietet sich in Will. Erich Peuckerts „Leben Jakob Böhmes“ (Verlag Eugen Diederichs 1925) eine gründliche und erschöpfende Biographie an. Der barocke — auch religiös barocke, von schillastischen Hoffnungen und Ängsten drangvoll bewegte Zeithintergrund wird hier lebendig, so wie er in Peuckerts „Apokalypse“ dichterisch zu gestalten versucht wurde. Auf diesem Hintergrund wird, an Abraham von Franckenbergs Lebensbeschreibung kritisch anschließend, das äußere Geschehnis von Böhmes Dasein gezeichnet. Dahinein ist die Entstehungsgeschichte und die in großen Zügen angedeutete Wandlung des Böhmeschen Weltbildes verflochten. Seltsam und nicht unangreifbar ist die Stellung des Verfassers zu Paracelsus und seiner Naturforschung. „Als ob die Worte, die unsere Naturerklärer gebrauchen, wahrer und inhaltsreicher seien als Paracelsi Worte!“ Nein, das sind sie gewiß nicht. Aber wer heutige Wissenschaft, die uns durchaus nicht eng und borniert ein

Spiel von Molekülen, Atomen, Ionen, Elementarquanten aus dem *Mysterium magnum* zu machen braucht, auch zumeist gar nicht mehr zu machen beabsichtigt, wer heutige Wissenschaft als Mythos sehen gelernt hat (Ziegler), der zieht diesen vor und greift nicht um 300 Jahre zurück. In allem, was Kultur betrifft, ist jeder Rückgang in noch so ferne Zeiten möglich und kann auch fruchtbar sein. Laotse ist so ewig wie jedenfalls *Ku-hung-ming* nicht ist. Aber Wissenschaft, als vom Stande der Zivilisation aufs höchste abhängig, kann ebensowenig rückwärts orientiert werden, wie beispielsweise Technik, Gütererzeugung, Güteraustausch, Verkehr, soziale Ordnung usw. Da kann es höchstens gelten, auf letzter Stufe wiederzugewinnen, was etwa auf dem ganzen Stufengange an Werten verloren ging. Mit diesem Vorbehalt darf man auf die angekündigte Auswahl Peuckerts aus Jakob Böhme gespannt sein, die in diesem Jahre im gleichen Verlage erscheinen soll und von der gesagt wird, daß sie versuche, „den Görlitzer Meister für unsere Zeit zu erneuern . . . einen ganz unbekanntem Böhme zu entdecken, den Dichter der Schrift „*De signatura rerum*“. Diese Schrift ist am merkbarsten von alchymistischen Lehren beeinflusst. Im ganzen genommen ist dem Sammler alter schlesischer Sagen, dem Kenner und Liebhaber alter Chroniken, seine Beschreibung aus einem mühevollen und umfassenden Studium unendlicher Quellen selber etwa so geraten wie eine alte Chronik: Farbe neben Farbe, Episode neben Episode setzend, breit und wüchsig, mehr Stoff einer Lebensdichtung und Lebensgestaltung als diese selbst. —

Zum Schluß sei noch hingewiesen auf die Auswahl aus Böhmes Schriften, die im Inselverlag in der Sammlung „*Der Dom*“ Bücher der deutschen Mystik, herausgegeben von Hans Keyser, erschienen ist. Sie enthält neben einer kurzen und treffenden Vorbemerkung des Herausgebers und einem Register die erste Biographie Böhmes von Abraham von Franckenberg, den „*Inbegriff der Grundweisheit oder kurzen Auszug aus den Schriften des deutschen Philosophen in einem verständlichen Zusammenhang*“ von Friedrich Christoph Ottinger und eine Auswahl aus so ziemlich allen der zahlreichen Schriften Böhmes, die ein Bild seines Denkens vermittelt, soweit es eine immer subjektivem Ermessen entspringende Auslese eben zu geben vermag. Sie in ihrem sachlichen Wert, darin, wie weit dieses subjektive Ermessen dem Gesamthalt objektiv gerecht wird, zu beurteilen, liegt dem genauen Kenner aller Böhmeschen Schriften ob. Jedenfalls finden wir in einem äußerlich vornehmen Bande eine unerhörte Fülle Jakob Böhmescher Weisheit, die es verständlich macht, daß *Angelus Silesius* den verehrten Lehrer *naiv* und *innig* so kennzeichnet:

„Im Wasser lebt der Fisch, die Pflanze in der Erden,
der Vogel in der Luft, die Sonn' am Firmament,
der Salamander muß im Feuer erhalten werden,
und Gottes Herz ist Jakob Böhmes Element.“

Nachwort: Außer dem erwähnten grundlegenden Jakob-Böhme-Buch hat Paul Sanlamer noch eine Auswahl aus Böhmes Schriften, das „Böhme-Lesebuch“ (Verlag des Bühnenvolksbundes Berlin 1925) erscheinen lassen. Ließ schon die Biographie durch eine reiche Menge von Zitaten Böhme selbst sprechen, so ist hier wirklich ein Lesebuch zum Einlesen in die fremdartige Welt Böhmes zusammengestellt. Kürzere und längere Abschnitte geben inhaltlich geordnet ein Bild der Persönlichkeit und des Werkes. — Gleichzeitig sei hingewiesen auf eine kleine, aber gute Auswahl aus der „Deutschen Mystik“, die Lothar Schreyer vorzüglich eindringlich eingeleitet hat und die ebenfalls etwa fünfzig Seiten aus J. Böhmes Schriften enthält und für die Erkenntnis Böhmes bedeutsam ist durch die Möglichkeit, Böhmes Mystik wenigstens einigermaßen im Zusammenhang mit deutschem mystischen Denken überhaupt zu sehen. Ein mystisches Wörterbuch, dessen Formulierungen vornehmlich Böhme entnommen sind, beschließt den Band. Er ist erschienen im Verlag der deutschen Buch-Gemeinschaft.

Susanne Sampe Mittelalterliche Mystikerinnen

Es soll in diesen Ausführungen ein Streiflicht geworfen werden auf einen ganz eigenartigen und heute äußerst unaktuellen Frauentypus des Mittelalters. Ob das Prädikat „unaktuell“ allerdings zu Recht besteht, oder nur der Ausdruck gedankenloser Ablehnung ist, das kann erst am Schluß entschieden werden.

Was nennen wir heute in unserem herrlichen Journalistendeutsch „unaktuell?“ Doch wohl alles, was nicht „modern“, nicht von Interesse für unsere heutige Geisteseinstellung irgendwann in fernen Zeiten sich einmal abgespielt hat. Ereignisse, von denen keine Wirkung mehr bis zu uns reicht. Letztere Erklärung dürfte wohl die zutreffendste sein, wenn auch noch immer oberflächlich genug. Das Wort „aktuell“ bedeutet offenbar „eine Handlung bewirkend“ und es gibt sicher im Weltengeschehen Impulse, deren Wirkungskraft durch die Jahrhunderte abgeschwächt oder scheinbar aufgehoben worden ist. Nur ist dieses Aufgehoben-Werden oft ein sehr zeitweises und zeitbedingtes. Ein Stein, der einmal an irgendeiner Stelle in den historischen Ablauf der Dinge geworfen wurde, zieht seine Kreise bis in die fernsten Tage. Es kommt nur auf unsere Aufnahmefähigkeit — auf die Disposition unserer Zeit an, jene Wellen zu spüren. Unsere Rezeptivität wandelt sich zwar, wie sich unsere Interessenssphäre verschiebt; aber es ist uns ein regulierendes Eingreifen, ein selbständiges Richten und Einstellen unseres Willens möglich. Nur kommt es darauf an, daß wir mit kritischem Sinn für das Werthafte auf die Suche nach tat-

bewirkenden, also aktuellen Erscheinungen unserer Werdegeschichte gehen. Zu bedenken ist dabei noch, daß auch ausgelöste Verneinungskräfte produktiv wirken können. Ob wir modernen Frauen zu jenem Typus ja oder nein sagen, oder ob wir uns gänzlich indifferent dazu verhalten werden, das ist nun die Frage.

Der Sintergrund, auf den sich das uns überlieferte Geschehen projiziert, ist das sogenannte „finstere Mittelalter“, jene Zeit der äußeren Fesselung, der politischen Unfreiheit, der Entrechtung des Einzelnen — von irgendwelcher Rechtsstellung der Frau schon gar nicht zu reden. Die Intensität des geistigen Lebens ist umso geringer, als das öffentliche Leben von nichts weniger als von geistigen Faktoren beherrscht wird. Umso größer ist auf der anderen Seite die Intensität der Entwicklung spiritueller Werte, je begrenzter das Gebiet ist, das ihnen im Auf- und Abfluten politischer Ereignisse übrigbleibt. Dieses Gebiet ist die Religion. Wie von ihr Ströme innerer Lebendigkeit ausgingen und alles Forschen, ja alles, was man damals Wissenschaft nannte, letzten Endes von ihr beeinflusst wurde, das ist genugsam bekannt. Wenn wir das Mittelalter als eine Zeitenwende aufzufassen uns berechtigt fühlen, so dürfen wir nie die Leitlinie vergessen, die alles beherrscht: die große religiöse Grundeinstellung.

Zu diesem politischen Sintergrund einerseits und der religiösen Verinnerlichung andererseits kommt ein Drittes. In dieser Mitte zwischen den Zeiten laufen alte und neue Formen ineinander und Konflikte werden gesetztigt, die uns verwandt anmuten mit Kämpfen unserer Zeit. Aus Dumpfheit und nationaler Indifferenz löst sich zum ersten Male im deutschen Volke ein Bewußtsein seiner selbst los, es erwacht das, was wir die deutsche Volksseele nennen. In den Liedern eines Walter klingt sie mit unerhörter Inbrunst — im Aufblühen deutschen Bürgertums tritt sie uns greifbar vor Augen — und auf religiösem Gebiet erzeugt sie zum ersten Male eine Strömung spezifisch deutscher Art innerhalb einer universal internationalen Herrschaft der Kirche über die Geister. Die deutschen Reden eines Meister Eckhart lassen uns die großartigste Blüte dieses Erwachens deutscher Eigenart erkennen.

In unserm Zusammenhang interessiert uns besonders noch ein anderes Phänomen, das in der religiösen Selbstbestimmung des Mittelalters einen schwer zu bestimmenden, aber nicht zu umgehenden Faktor bildet: ich meine die Frauenmystik. Eine Frauenbewegung, die mit der modernen nur den Charakter einer Bewegung, nicht aber die Richtung gemein hat. Denn sie ist im Gegensatz zu dieser ausgesprochen zentripetal gerichtet; und das mit so radikaler Einseitigkeit wie wohl heute keine einzige unserer vielen „Richtungen“. Darum ist sie unserer Art auch so schwer verständlich, wenn wir uns auch bei erster Betrachtung nicht dem Eindruck einer ungeheuren Kraftentfaltung verschließen können. Es ist uns überdies gut, wenn wir in unserer so aufgeklärten Zeit noch etwas zum Staunen finden. Wo der

Mensch noch staunen kann, da lernt er auch in den scheinbar fernsten und absurdesten Geschehnissen den Sinn und Wert eines wundervollen großen Zusammenhanges alles Lebens sehen und verehren. Das Flachkopfgeschlecht, das das Staunen nicht kennt, wie der Peter im Märchen das Gruseln, sei hier ausgeschlossen — und auch die Aburteiler und Klugen Alleswisser mögen zunächst schweigen und warten.

Die Art und Weise, in der zu den verschiedenen Zeiten der Weltgeist nach seiner Verwirklichung trachtet, trägt stets andere Färbung. Im Mittelalter ist es das religiöse Leben, in dem alle Geistigkeit ihren Ausdruck findet, und wo wir die Höhepunkte aller Entwicklung zu suchen haben. Wenn uns hier die Stellung der Frau besonders interessiert, so haben wir zu untersuchen, in welcher Weise sie in der Gesamtheit des spirituellen, d. h. religiösen Lebens ihrer Zeit dieser ein eigenartiges Gepräge gibt.

Bei eingehender Betrachtung der Kulturgeschichte des Mittelalters, insbesondere der religiösen Seite desselben, fällt uns eine Tatsache auf: Ehe um die Wende des 13. Jahrhunderts Meister Eckhart die spekulative Mystik, wie sie ihm aus der Volksseele entgegenwächst, in ein gewaltiges System faßt, finden wir während des 12. und 13. Jahrhunderts einen Strom mystischen Lebens in fast allen Teilen Deutschlands. Die Träger dieser mystischen Bewegung sind in der Hauptsache Frauen. Zu einer Zeit, wo geistiges Leben von den hohen Schulen der Scholastik hineinzudringen beginnt in weitere Volkskreise, wo auch gerade in schroffem Gegensatz zur Scholastik ein Streben nach freier Erkenntnis sich in ungelehrten Kreisen geltend macht (daß mit Erkenntnis hier stets religiöse gemeint ist, sei nochmals betont), sehen wir, wie selbstverständlich und ohne Reibung die Frau in jene Aufwärts- und Freiheitsbewegung hineingezogen wird. Wir brauchen nur in Pregers Geschichte der deutschen Mystik, Bd. I, die ersten Abschnitte zu überfliegen, wo uns die wichtigsten Persönlichkeiten der vorbereitenden Mystik genannt werden, um auf den ersten Blick die Überzahl an weiblichen Vertretern zu erkennen.

Einer Hildegard von Bingen und Elisabeth von Schönau, deren lateinisches Schrifttum und praktisch reformatorische Tätigkeit unser höchstes Interesse erregen, steht die große Zahl niederdeutscher und holländischer Nonnen gegenüber, deren visionäre Erlebnisse ganz primitiv anmuten wie alte Legenden. Diese Fülle der Erscheinungen aber wird überragt von den Gestalten Mechtilds von Magdeburg, der Gertrud und Mechtild von Sackeborn und jener Nonne Gertrud, die gegenüber der ekstatischen Grundeinstellung ihrer Zeit sich freimachen will von äußerlichen Mitteln der Frömmigkeit und „im Worte Gottes die würdigsten Reliquien“ sieht. Die interessanteste Persönlichkeit unter all diesen religiös begeisterten Frauen ist ohne Frage Mechtild von Magdeburg, weil sie diesen Frauentyp des Mittelalters am reinsten darstellt.

Der Drang nach Erkenntnis des göttlichen Lichtes ist schon in frühester

Jugend so groß in ihr, daß sie ihr Elternhaus verläßt, um in Magdeburg in freiwilliger Einsamkeit und Armut zu leben und sich auf das Kommen Gottes in der Seele vorzubereiten. Dieses Behen in die Lindsde und gänzliche „Entwerden“ aller Kreaturen ist der erste Schritt mystischer Erkenntnis und es bedarf dazu einer durchaus tätigen Einstellung des Menschen, eines Aufwandes aller Seelenkräfte, der weit entfernt ist von bequemer schwärmerischer Versenkung in selige Verzückungen. Bei den großen Führerinnen der Mystik ist die *vita contemplativa* nur ein Weg zu einer erhöhten *vita activa*. Mechtilds Leben in tätiger Liebe bietet hierfür einen schlagenden Beweis. Ihr Leitspruch lautet: von der Minne zur Erkenntnis, von der Erkenntnis in die Gebrauchung, von der Gebrauchung über alle menschlichen Sinne. Diesen Weg ist sie gegangen und wir können ihn — mit Ausnahme des letzten Schrittes „über alle menschlichen Sinne“ als den überzeitlichen Weg alles höheren Strebens bezeichnen. Statt des mittelalterlichen Wortes Minne brauchen wir nur das unendliche Streben — den Eros — zu setzen, ohne den keine wahre Erkenntnis möglich ist, und wir wissen auch gerade als moderne Menschen, daß Liebe und Erkenntnis ohne praktische Auswirkung im täglichen Leben leerer Schall und totes Kapital sind. Das, was unserer Mentalität allerdings gänzlich fern und ungewohnt ist, das ist die aus der mystischen Übung erwachsende Schau des göttlichen Wesens, die sowohl bei Mechtild wie bei den anderen Frauen ihrer Sphäre den Hauptinhalt ihres Lebens bildet. Natürlich wäre es das Einfachste, diese uns so unverständliche Erscheinung mit einem überlegenen Achselzucken abzutun und in ihr die pathologischen Auswüchse hysterisch überreizter Frauennaturen zu belächeln. Meistens geschieht das auch und ist ein Zeichen des mangelnden historischen Sinnes unserer Zeit. Aber selbst wenn wir diese visionären Erscheinungen bei Mechtild und ihren Zeitgenossinnen ganz ausschalten, so bleibt noch eine Fülle wertvollen Vermächtnisses übrig, das uns genug zu denken gibt.

Mechtild tritt nach dreißigjährigem Beguinenleben in das Cisterzienserkloster Helfta ein, dessen geistiges (d. h. religiöses) Leben auf hoher Stufe stand unter der oben erwähnten Äbtissin Gertrud von Sackeborn. Hier wirkt sie bis zu ihrem Tode und der Einfluß ihrer Erkenntnis und ihrer reformatorischen Bestrebungen fand weit über die engen Klostergrenzen, ja weit über die Grenzen Deutschlands hinaus lebendigen Nachhall. Ihr Buch „Das fließende Licht der Gottheit“ ist von so großartiger Schöne, daß es einen Glanzpunkt mittelalterlicher Literatur bildet. Denn Mechtild, die die deutsche Sprache in lebendiger und reichster Weise handhabt, ist dadurch bedeutend für deren poetische Entwicklung geworden. Sie ist in höchstem Maße dichterisch begabt und ihre ganz originellen Wortbildungen sind in die Terminologie der deutschen Mystik als Allgemeingut übergegangen. Der Sprachschatz Meister Eckharts fußt zu einem großen Teil auf Mechtild. Daß sie allgemein geachtet, ja verehrt wurde, das zeigt die Bitte des

Domdekans von Magdeburg an sie um geistliche Unterweisung. Diese läßt dann auch an Freimut und Schärfe nichts zu wünschen übrig und mag dem von ihr hart angegriffenen Klerus recht ungelegen gekommen sein. „Wer den Weg zur Hölle nicht weiß und begehrt ihn zu wissen, der sehe Leben und Sitten der schändlichen und entarteten Pfaffen an.“ Aber trotzdem sie dafür von den Angegriffenen angefeindet wird, vermögen sie nichts gegen die hohe Achtung, in der sie beim reinen Klerus und bei den Laien steht. Ihr Buch wird als Anweisung zum mystischen Heilsweg — als Erbauungsbuch verbreitet und von Heinrich von Nördlingen ins Oberdeutsche übertragen. Um das Jahr 1300 existieren in Basel zwei Übersetzungen ins Lateinische. Ihre Visionen vom letzten Gericht und von der Hölle zeigen einen so merkwürdigen Anklang an Dantes Inferno, daß man mit Recht annimmt, er habe „das fließende Licht“ gekannt und in jener Matelda, die er am Ausgang aus dem Segefeuer auf einer blumigen Wiese trifft, und die ihn dann zu Beatrice führt, Mechtilds reine Lichtgestalt erblickt.

Liebendes Streben, Erkenntnis und Handeln führen den Menschen zur Einheit mit dem Göttlichen. Ob nun diese Vereinigung, wie im Mittelalter, in subjektiver Schau besteht, oder ob wir reingeistig (objektiv) Gewissheit des Einen, des höchsten Wesens erlangen, sie bleibt auch heute noch Ziel jedes Menschen, der sich aus dem Materialismus unserer Zeit hindberetten will in ein Reich objektiver Werte. Von der Frau des Mittelalters ging ein starker Impuls religiöser Inbrunst aus, er ergriff das ganze Leben und auf ihm gründete sich die hohe Achtung, ja Verehrung, die diesen Frauen zuteil wurde. Sollte nicht die Tatsache, daß einmal Frauen unangefochten Führer im religiösen Volksleben waren, genügen, um die moderne Frau, die sich freie Betätigung auf allen Gebieten erstrebt, hinzuweisen auf diese ihr so eigene Sphäre und ihr ihre einstige Größe darin zum Bewußtsein bringen? Vielleicht dienen diese Zeilen dazu, uns jenen unmodernen Frauentyp frei von allen Zeitbedingtheiten sehen zu lehren und uns hinzuweisen auf die große Lücke in unserem Sein — auf das Fehlen religiöser Inbrunst.

Bruno Raueder Zur Metaphysik des Berufes

Geht man den geistigen Strömungen der Gegenwart auf den Grund, spürt man der einheitlichen Energiequelle nach, die sie bewegt, so stößt man auf eine tiefe und volle Sehnsucht nach einer neuen Vergeistigung des Seins. Man findet sie ebenso sehr in den Gebieten der Kunst wie in den Bezirken des Wirtschaftslebens und findet sie schließlich trotz aller noch vorhandenen Widerstände auch in dem Umkreis der Poli-

tif. Das Seelische ist mehr und mehr in den Vordergrund getreten. Nach den dürrn entseelten Jahrzehnten der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bricht es mit der Jahrhundertwende mit verdoppelter Kraft hervor.

Dieser Wandel kündigt sich mit besonderer Deutlichkeit in der modernen Pädagogik an. Goethe sagt in Wilhelm Meister: „Wenn man's genau betrachtet, wird jede auch nur die geringste Fähigkeit uns angeboren und es gibt keine unbestimmte Fähigkeit. Nur unsere zweideutige zerstreute Erziehung macht die Menschen ungewiß. — Sie erregt Wünsche, statt Triebe zu beleben und anstatt den wirklichen Anlagen aufzuhelfen, richtet sie das Streben nach Gegenständen, die so oft mit der Natur, die sich nach ihnen bemüht, nicht übereinstimmen. . . . Sünden (die jungen Menschen) entweder durch sich selbst oder durch Anleitung den rechten Weg, das ist der, der ihrer Natur gemäß ist, so werden sie ihn nie verlassen.“

Alle Erziehungsreformen der letzten Jahre sind auf diese grundsätzliche Erkenntnis Goethes abgestimmt gewesen, den „wirklichen Anlagen“ der Jugendlichen soll zum Durchbruch verholfen werden. Die gesamte neuere Pädagogik hat die Anleitung der Kinder zu dem „ihrer Natur gemäßen Weg“ zum Gegenstand.

Unsere Vergangenheit wollte das Kind, den jungen Menschen nicht „bilden“ im echten Sinne des Wortes, sie wollte nur Kenntnisse, nur Mittel der Intelligenz und des beruflichen Fortkommens vermitteln. Unsere Gegenwart dagegen will aus den Schulen Bildungsanstalten machen. Sie will, um den Vorkämpfer der Arbeitsschule, Kerschensteiner sprechen zu lassen, den Schüler herausheben aus der „Bildung des Intellekts“, aus der mechanischen „Aufspeicherung von Kenntnissen aller Art“, ihn bei seinen angeborenen Interessen packen. Denn in diesen Interessen lebt der ganze Mensch, sein Intellekt, sein Gefühl, sein Wille. Diese Interessen quellen unmittelbar aus seiner physischen Verfassung, aus seiner seelischen Gesamtveranlagung hervor. Indem wir uns an sie wenden, ergreifen wir Besitz von der Totalität seiner Seele, wenden uns nicht an das, was der Mensch hat, sondern an das, was der Mensch ist.“

Indem die Schule solchermaßen den Begabungen der Einzelnen, „den angeborenen Interessen“ der Schüler Rechnung trägt, legt sie auch die Keime zur Erkenntnis ihrer beruflichen Veranlagungen bloß. Der Jugendliche wird an den Rohstoff, wird an die Werkzeuge, wird an die Maschinen herangeführt, mit denen er später arbeiten soll. Die Gesetze der Materialgestaltung werden ihm klar gemacht, die Technologie der verschiedenen Berufe, ihre Arbeitsprozesse. Aus der unmittelbaren Arbeit am Material lernt er die Materialgestaltung kennen, lernt er kennen, welche Materialgestaltung gerade ihm besonders gelegen ist, lernt er die Widerstände würdigen, die diese Gestaltung ihm entgegensetzt und gewinnt ein Urteil, welche berufliche Arbeit ihm und gerade ihm besonders liegt. Es ist die Aufgabe der Arbeitsschule, den Schüler zur Erkenntnis dieser An-

lagen zu verhelfen. Sie soll ihm zeigen, für welchen besonderen Beruf er sich qualifiziert. Sie soll ihm die selbständige Entscheidung über seine späteren Lebenswege erleichtern. Sie soll ihn in dem Entschluß bestärken, seine Berufswahl nicht nach der jeweiligen Rentabilität eines Berufs, sondern nach seiner inneren Eignung für ihn vorzunehmen. Sie soll ihm den sittlichen Inhalt der Arbeit verständlich machen und für die Wahl des Berufes nach solchem Inhalt bestimmend sein.

Welches sind auch heute noch die entscheidenden Motive für die Wahl eines Berufes? „Die Motive der Berufswahl“, schreibt der Pädagoge der Münchener Universität, Prof. Aloys Fischer, „lassen sich auf folgende fünf Gruppen zurückführen: „Die größte Zahl entfällt auf eine Berufswahl, bei der die im Umlauf befindliche soziale Schätzung des Berufes das ausschlaggebende Motiv bildete. Die Möglichkeit, zu höheren Stellungen zu gelangen, im öffentlichen Dienst Karriere zu machen, dadurch in die bevorrechteten Kreise und Stände einzudringen, sind verschiedene Fassungen dieses Motivs. Überraschend war mir, daß als nächstgrößte Gruppe diejenige folgt, bei der die politische Macht des Berufes als ausschlaggebender Beweggrund erscheint. Immer wieder wurde betont, daß man einen Beruf wähle, entweder weil man durch ihn von den herrschenden Regierungen, Parteien und sonstigen politischen Machthabern unabhängig werde, oder weil man durch ihn umgekehrt selbst an eine politisch führende Stelle zu gelangen hoffe. . . . In dritter Linie erscheint als Motiv der Berufswahl die wirtschaftliche Ergiebigkeit des Berufes, die Erwerbssausicht. . . . Erst an vorletzter Stelle erscheint diejenige Motivgruppe, die der Psychologe als erste und ausschlaggebende zu erwarten geneigt ist; ein Beruf wird gewählt, weil der Wählende seiner psycho-physischen Eignung für ihn sicher zu sein glaubt. Als letzte Möglichkeit, die freilich zahlenmäßig nur von einer kleinen Gruppe vertreten ist, kommt endlich der Fall in Frage, in welchem die Trennung vom Beruf und Leben schon vollständig vollzogen ist.“

Von diesen Motiven sind zweifellos die Ehre und die Macht, die ein Beruf verleiht, die entscheidendsten Faktoren für die Berufswahl. Diese Faktoren sind es, denen die Irrtümer und Sehlfgriffe in der Berufswahl im wesentlichen zu danken sind und füglich gilt es in erster Linie, die Jugendlichen wie die Eltern von der Wichtigkeit dieser Motive zu überzeugen.

Es ist bekannt, welche einschneidende Rolle die Berufslehre zumal bei den sogenannten freien Berufen spielt. Den Angehörigen dieser Berufe, den Ärzten, den Rechtsanwälten, den Schriftstellern, den Künstlern war es schon im alten Rom untersagt, ein festes Gehalt, einen ausbedungenen Lohn anzunehmen. Ihre Arbeit durfte nur durch ein „Ehrengeschenk“ vergütet werden, durch ein „Sonorar“. An dieser Tradition haben die europäischen Völker bis heute festgehalten. Auch heute noch erhalten die Angehörigen der freien Berufe ein Sonorar, ein Ehrengeschenk, auch heute

noch bestimmt die „Ehre“, in solchen freien Berufen tätig zu sein, zahlreiche Anwärter, ihre Dienste meist weit unter dem Lohne eines gewerblichen Arbeiters oder Angestellten anzubieten. Noch bis zum Kriege konnten die öffentlichen Körperschaften mit diesem „Ehreninhalt“ bestimmter Berufe Geschäfte machen. Der Staat, die Gemeinden, bezahlten die Offiziere, die Beamten stets — wenn der Ausspruch verstattet ist — unter Tarif. Einen Teil des Gehaltes gewährten sie in Natura, d. h. in Ehrenbezeugungen, in Titeln, Orden, Ehrenzeichen, Uniformen, Rangstufen usw.

Ebenso spielt der Gegensatz zwischen der angeblich geistigen Arbeit und der Handarbeit bei der Berufswahl noch heute eine unheilvolle Rolle. Je „geistiger“ eine Arbeit ist, um so ehrenvoller erscheint sie den breiten Massen, wobei jene unter geistiger Arbeit nicht etwa die eigentlich schöpferische Tätigkeit des Arbeitenden, sondern die Beschäftigung mit Tinte und Feder oder mit Pinsel und Blei oder mit der ärztlichen Sonde verstehen. Daß die Tätigkeit eines mittelmäßigen Schriftstellers, eines vielschreibenden Durchschnittsjournalisten, eines unselbständigen Bankbeamten oder Handelsangestellten, eines Ritschmalers, daß die Arbeit eines gehetzten Kassenlöwen oder eines Allerwelts-Rechtsanwaltes, der jeden Fall, ob er ihm „liegt“ oder nicht, mit gleicher Emphase vertritt, mit wirklicher geistiger Arbeit gar nichts zu tun hat, ist den meisten unbekannt. Denn nicht der Inhalt eines Berufes ist für das Urteil der Menge entscheidend, sondern seine äußeren Formen. Der Beruf des Handwerkers, der in Semdärmeln und ohne Kragen seine Arbeit versieht, gilt nicht als ebenso „ehrenvoll“ wie der Beruf des kaufmännischen Angestellten, der seine Arbeit im Stehkragen, Manschetten und mit einem seidenen Taschentuch in der oberen Rocktasche versieht.

Das kann, das wird nicht anders werden, ehe nicht das sittliche Verhältnis der Menschen zu ihrem Beruf sich geändert hat. Diese Änderung aber wird nur dann kommen, wenn die Erkenntnis von dem sittlichen Inhalte der Berufe auf dem Wege einer besetzten Berufspädagogik vermittelt wird. Wer die Gesetze der Gestaltung der Materie eingehend kennen und beherrschen lernt, wer immer von neuem den Widerstand des Stoffes zu bewältigen und aus der Materie die organische Form zu gestalten genötigt ist, wird auch mit Bezug auf das übrige Leben den Blick für organische Gestaltung entwickeln. Er wird auch die seelischen Werte würdigen, die der geistigen Arbeit im Gegensatz zur mechanischen Betätigung innewohnen. „Sich auf ein Handwerk zu beschränken“, sagt Goethe in Wilhelm Meisters Wanderjahren, „ist das Beste“. Und an einer anderen Stelle sagt er: „Allem Leben, allem Tun, aller Kunst muß das Handwerk vorausgehen, welches nur in der Beschränkung erworben wird. Eines recht wissen und ausüben gibt höhere Bildung als Halbheit im Hundertfältigen.“

Merkt man, was Goethe unter geistiger Arbeit verstand? Arbeit „im glücklichsten Verhältnis zu den Fähigkeiten und Kräften“ schwebt ihm als Ziel aller beruflichen Tätigkeit vor, Arbeit, die Bekenntnis ist und Beschränkung auf einen engen Umkreis der Gestaltung zugleich. „Die Bekenner“, sagt er ein andermal, „sollten mit der Hand wirken, und die Hand, soll sie das, so muß ein eigenes Leben sie beseelen, sie muß eine Natur für sich sein, ihre eigenen Gedanken, ihren eigenen Willen haben, und das kann sie nicht auf vielerlei Weise.“

Ist es nötig zu sagen, wie fern ab von dieser Arbeit der „Bekenner“ die sogenannte „Geistesarbeit“ unserer Tage steht?

Wir sagten: Entscheidend für die Wahl eines Berufes sei insbesondere auch dessen gesellschaftliche Macht. Das trifft vor allem für die akademischen Berufe zu, denen zahlreiche Jugendliche sich heute noch zuwenden, nicht weil sie sich zu ihnen berufen fühlen, sondern weil sie glauben, mit ihrer Hilfe auf schnellem Wege zur Macht zu kommen. Man kann diese Einstellung treffend bezeichnen als den Glauben an den Imperialismus des Berufes. Ihm liegt zugrunde die alte Anbetung der Macht, die da glaubt, das Leben ausschließlich mit den Mitteln der Gewalt meistern zu können. Ihr liegt zugrunde der Hang zur Vergewaltigung des Nächsten, der unserem kapitalistischen Zeitalter weit mehr als anderen Epochen eigen ist. In ihm ist bei den Meisten die Neigung, ein Werk um seiner selbst willen zu tun, verloren gegangen. Das vorkapitalistische Zeitalter kannte diese machtpolitische Einstellung zum Berufe noch nicht. Der Schlosser, der an einem alten kunstvollen Schloß wochenlang feilte, der Schreiner, der an einer Intarsienarbeit monatelang schnitzte, der Silberschmied oder Bossierer, der an den Türen der alten Dome Jahre hindurch formte, er tat es nicht um des Verdienstes allein. Es gibt ein Gleichnis des Tschuang-Tse, genannt „Der Glockenspielfländer“. Darin wird die Wurzel aller wirklich geistigen Arbeit wundervoll deutlich gemacht.

„Xhing, der Meister der Holzarbeiter, schnitzte einen Glockenspielfländer. Als er vollendet war, erschien das Werk allen, die es sahen, als sei es von Geistern geschaffen. Der Fürst von Lu fragte den Meister: „Welches ist dieses Geheimnis in deiner Kunst?“

„Dein Untertan ist nur ein Handwerker“, antwortete Xhing, „was für ein Geheimnis könnte er besitzen? Und doch ist da etwas. Als ich daran ging, den Glockenspielfländer zu machen, hütete ich mich vor jeder Minderung meiner Lebenskraft. Ich sammelte mich, um meinen Geist zur unbedingten Ruhe zu bringen. Nach drei Tagen hatte ich allen Lohn, den ich erwerben könnte, vergessen. Nach fünf Tagen hatte ich allen Ruhm, den ich erwerben könnte, vergessen. Nach sieben Tagen hatte ich meine Glieder und meine Gestalt vergessen. Auch der Gedanke an deinen Hof, für den ich arbeiten sollte, war geschwunden. Da sammelte sich meine Kunst, von

keinem Ausßen mehr gestört. Nun ging ich in den Hochwald. Ich sah die Formen der Bäume an. Als ich einen erblickte, der die rechte Form hatte, erschien mir der Blockenspielfänder und ich ging ans Werk. Hätte ich diesen Baum nicht gefunden, ich hätte die Arbeit lassen müssen. Meine himmelsgeborene Art und die himmelsgeborene Art des Baumes sammelten sich darauf. Was hier Geistern bemessen wurde, ist darin allein gegründet."

Jeder wirkliche Beruf ist ein Berufensein im Sinne der „Berufung“. Jede wertvolle Arbeit geschieht im Dienste am Werke und nicht um der Macht willen, den der Erfolg verleiht. Christus sagte einmal: „Was hülfte es den Menschen, so er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele“. In dem indischen „Gesang des Erhabenen“, im Bhagavadgita steht:

„Bemühe Dich nur um die Tat, doch niemals um Erfolg der Tat!
Laf den Erfolg ganz gleich Dir sein, — im Geiste such die Zuflucht auf.“

Am tiefsten und schönsten aber spricht Laotse der Machtpolitik des Berufes das Verdikt, wenn er sagt: „Die aber Reichtum für ihr Leben halten, sind nicht imstande, anderen ihr Einkommen zu gönnen. Die Berühmtheit für ihr Leben halten, sind nicht imstande, andern ihren Namen zu gönnen. Die der Macht zugetan sind, sind nicht imstande, andern Einfluf zu gewähren. Haben sie diese Güter in der Hand, so zittern sie, und wenn sie sie hergeben müssen, so kommen sie in Trauer, und das Eine findet keinen Raum, wo es sich spiegeln könnte. Wenn man ihre ewige Kastlosigkeit betrachtet, so muß man sagen, daß das die Leute sind, die der Himmel zur Sklaverei verdammt hat.“

Vor tausenden von Jahren gesprochen, behält dieses Wort des chinesischen Weisen je und je seine Gültigkeit. Denn auch das Stigma unserer Zeit ist die Zerstörung der Geister und der Seelen, derer wir nicht geachtet haben, bis wir stumpf und lieblos vor dem Chaos standen, unfähig dem Leben noch sinnvolle Gestalt zu geben. Nichts in diesen vergangenen Jahrzehnten war Besitz, alles Erwerb; nichts Zusammenhang, alles Ver- einzelung; nichts gesichertes heiteres Sein, alles ewige Bewegung, — „Kastlosigkeit“.

Doch ist die Sehnsucht nach Umkehr allerorts offenbar. Ob sie sich zunächst nur in der religiösen Erneuerung zeigen oder gleichzeitig in der Auf- füllung der Realitäten mit transzendtem Gehalt vollenden wird, wissen wir noch nicht. In jedem Falle aber wird die Befehlung des Berufes am Anbeginn dieser Wendung stehen. Denn in ihr vollzieht sich bereits im Frühling des Lebens die Entscheidung zwischen dem Geistigen und dem Ungeistigen, zwischen dem Sittlichen und dem Unsittlichen, zwischen dem Göttlichen und dem Ungöttlichen, zwischen dem Lebendigen und dem Toten.

Ernst Müller*

Künstler und Maschine

Ein Dialog

Professor: Ich habe soeben mit Ihrem Meister über den Kleiderschrank gesprochen, den Sie zuletzt gemacht haben; auf meiner Zeichnung hatte ich angegeben und das besonders kenntlich gemacht, daß die Türfüllungen in Nut gearbeitet werden sollten, nicht in Salz gelegt, um zu vermeiden, daß die Kehlstöße allein die Füllungen halten müssen. Sie haben sich nicht nach der Zeichnung gerichtet, obwohl Sie wissen, daß ich großen und entscheidenden Wert darauf lege, die Sachen so ausgeführt zu wissen, wie ich es jedesmal angebe. Bei den Stücken, die Sie jetzt in Arbeit haben, mache ich Sie also ausdrücklich noch einmal darauf aufmerksam, und bitte sehr dringend, sich strikte an die Zeichnung zu halten!

Geselle: Jawohl, Herr Professor, — sehr gerne, aber dann sprechen Sie erst bitte mit dem Meister. Ich habe die Dinger in Afford übernehmen müssen, da muß ich mir die Arbeit genau einteilen, sonst komme ich einfach nicht mit dem niedrigsten Lohn heraus. Hier die verdeckten Zinken halten zu lange auf. Ich lasse die Seiten auf der Maschine durchzinken und furniere nachher darüber. Durch den 7 mm Blindfournier und den starken Eichenfournier markieren sich die Zinken niemals!

Professor: So — ich weiß aber, daß Sie sich da irren, die Schwalbenschwänze trocken ein — das Hirnholz bleibt stehen und im nächsten Jahr sieht man unter der Politur die Zinkerei; das will ich nicht haben und außerdem ist die handgestemmte Verzinkung besser als die Maschinenarbeit und ich lege Wert auf solide handwerkliche Arbeit. Wenn es nach mir ginge, würde ich überhaupt alles mit der Sand machen lassen, es kommt doch etwas ganz anderes dabei heraus! Sehen Sie doch mal alte Möbel an — wie ist das anständig gearbeitet! Maschinenarbeit kommt dagegen gar nicht an. Ihr Meister hat ja deshalb eine kleine handwerkliche Abteilung in seinem Betrieb, um die gute alte Tradition zu wahren.

Geselle: Herr Professor — entschuldigen Sie bitte — aber da muß ich widersprechen — sagen Sie nichts gegen die Maschinen! Ja, wo wären wir denn, wenn wir die Dinger nicht hätten? Die ganze grobe Arbeit wird doch von der Maschine gemacht. Ich hätte verdammt keine Lust, tagelang zu schroppen und von Dikten zu hobeln, nur um die Tradition zu erhalten. Dies mechanisch-betriebene, kraftsparende Werkzeug ist was ganz Großartiges — nur ist es in den unrechten Händen! Sehen Sie — ich selbst komme ja gar nicht an die Maschinen! Das machen die Maschinenarbeiter und warum? Weil der Unternehmer ganz im allgemeinen die Maschinen

* Der Verfasser redet aus der Werkstatt heraus, er ist ein praktischer Tischlermeister. (Leit.)

nicht als Werkzeug für die Gesellen des Kunsthandwerks anschafft, sondern um mit ihnen möglichst viel und billig produzieren zu können — irgend welche Massenartikel. Die Maschine ist für den Unternehmer lediglich Kalkulationsobjekt und erst in zweiter Linie Handwerkszeug. Ja, wenn nicht der kapitalistische Unternehmer, sondern der Kunsthandwerker Meister wäre, so lägen die Dinge vielleicht anders, aber der begabte Kunsthandwerker ist heute angestellter Werkmeister oder Zeichner oder — Lehrer — Künstler — Professor. Und wir Gesellen des Kunsthandwerks stehen entweder an einer Maschine und müssen des Profits wegen nur die grobe Maschinenarbeit verrichten, oder wir sind gerade noch so zum Zusammenlegen und Fertigmachen da.

Professor: Ja, aber mein Gott, Sie sind doch Handwerker!

Geselle: Nee — Herr Professor — so wie ich mir das denke — bin ich's nicht, ich bin Holzarbeiter, Industriearbeiter, aber niemals Handwerker. Sie verlangen aber von mir die Arbeit eines Handwerkers zur Zeit als es noch keine Maschinen gab. Wenn man dies Kunsthandwerk ausüben will, muß man natürlich mit der Hand hobeln, sägen und stemmen können, aber zu einem modernen Kunsthandwerker gehört die Maschine. Mit dem modernen Werkzeug darf ich aber gar nicht arbeiten, das besorgen die Maschinenarbeiter — alles im Afford. Und mit der Affordarbeit ist's immer noch nicht genug. Die Fabrikleitung will jetzt wieder neue Arbeitseinteilungen versuchen zur besseren Ausnützung des Anlagekapitals. Das ist sehr folgerichtig gedacht, wir werden dann eben Spezialfabrik für Ladeneinrichtungen oder für Schlafzimmer — nur dürfte der Meister erst recht nicht mehr solche Aufträge annehmen wie von Ihnen.

Handwerk und Industrie sind ganz verschiedene Dinge. Die Industrie stellt Massenartikel her und der Ehrgeiz des Unternehmers kann nur darin bestehen, einen qualitativ hervorragenden Artikel zu möglichst niedrigem Preise herzustellen. Der Handwerker dagegen muß darnach trachten, den persönlichen Wunsch eines Einzelnen — wie Sie z. B. — an einzelnen ganz verschiedenartigen Stücken zu befriedigen, bei denen er alles, was er kann, zur Geltung zu bringen sucht. Und das könnte er ganz richtig nur, wenn er selbst die Entwürfe und Zeichnungen machte, also, wenn Sie selbst, Herr Professor, eine Werkstatt hätten. Dies wollte ich vorhin sagen und danke Ihnen, daß Sie mir Gelegenheit gegeben haben, mich vor einem Manne zu äußern, dessen Wirken und Schaffen ich hoch verehere, und bei dem ich ein absolutes Verstehen finden kann. Ich kenne keinen größeren Betrieb, in dem wir Gesellen an den Maschinen als an unserem eigenen Werkzeug arbeiten. Und dann kenne ich auch keinen Künstler — wenigstens in unserem Handwerk nicht — dessen Arbeiten handwerklich sind und doch der Maschine Rechnung tragen, weil keiner von ihnen je mit einer Maschine gearbeitet hat. Jeder Zeichnung, die mir der Werkführer auf die Bank legt, sehe ich es sofort an, ob der Künstler, der sie gemacht hat, mit

der Maschine, dem wesentlichsten Bestandteil unseres modernen Arbeitslebens, vertraut ist, oder nicht. Die meisten Herren helfen sich einfach dadurch, daß sie Konstruktionen nicht angeben, sondern die ganze technische Angelegenheit der Fabrik überlassen. Die Fabrikleitung kennt aber naturgemäß nur einen Gesichtspunkt: Wie können wir das betreffende Möbel so zusammenbauen, daß es in möglichst kurzer Zeit, also möglichst vorteilhaft fertiggestellt werden kann? Für den Handwerker gilt dieser Gesichtspunkt auch, aber er ist nicht der allein leitende. Für den Industriellen ist Mister Ford das Ideal mit seinen Serienherstellungen. Wenn das nun für bestimmte Industriezweige auch wohl wirklich ein ideales Ziel bedeutet, so ist diese Gesinnung auf das Kunsthandwerk nicht anwendbar. Ist sie aber maßgebend, so bedeutet sie den Ruin des Handwerks. Die Kapitalisten haben uns durch ihre Maschinen zu Maschinenflaven gemacht und den Kapitalisten gilt unser Kampf!

Professor: Na — ja, worauf läuft denn Ihre ganze Rede heraus? auf eine Polemik gegen den kapitalistischen Unternehmer. Dabei bin ich sicher, daß Sie vom sogenannten Kapitalismus keine rechte Vorstellung haben. Ein Meister, wie der Ihre z. B., ist doch im Leben kein Kapitalist. Der Kapitalist, dem Ihr Kampf gelten sollte, fängt doch erst an, wo der industrielle Unternehmer aufhört. Der mit Politik verquickte Spekulationsmammonismus ist der Schädling unserer Wirtschaft, aber niemals der durch Arbeit und Tatkraft erworbene Besitz. Daß Eure Führer diesen Unterschied nicht machen können, hat sich an Euch schon bitter gerächt, das ganze Volk hat unter diesem Irrtum leiden müssen — denken Sie nur an die Inflation zurück! Aber ich habe keine Veranlassung und auch gar keine Neigung, mich mit Ihnen über politische Dinge auseinanderzusetzen. Was Sie da von dem Unterschied und der Gegensätzlichkeit von Industrie und Handwerk sagten, interessiert mich viel mehr. Ich setze mich nun schon fast ein Menschenalter fürs Handwerk ein und muß es erleben, daß wohl überall neue Luxusindustrien entstehen, aber niemals Handwerk. Allerdings kann ich mir nicht denken, daß sich da irgend etwas zum Besseren wendet, wenn ich mich morgen an die Sobelmaschine stelle.

Gefelle: Nein — so hatte ich das auch nicht gemeint, da müßte ich bitten, mich länger sprechen zu lassen, um das verständlich ausdrücken zu können, was ich meine. Sehen Sie sich mal unsere beiden Lehrlinge an! Was lernen die? Für die Arbeit, die sie nicht leisten und auch noch gar nicht leisten können, muß ihnen der Meister nach dem neuesten Tarif sogar noch was zahlen! Damit nun wenigstens für beide Teile etwas dabei herauskommt, dressiert er den einen auf weiße Möbel, hauptsächlich Küchenschränke, den anderen auf Eichenbúfets. Wenn sie nach zwei Jahren schon Gefellen sind, können sie solche Kästen in Afford übernehmen in jeder beliebigen Spezialfabrik und können ihr Geld verdienen. Für das eigentliche Kunsthandwerk sind sie verloren.

Wer von ihnen im Leben weiter will und den Kopf danach hat, geht in die Partei, denn die Zeichnerlaufbahn ist ein zu unsicherer und entsagungsvoller Weg. Zum richtigen Handwerksgehilfen oder gar zum Meister kann heut niemand mehr ausgebildet werden. Wenigstens kenne ich keinen Fabrikleiter, der einen Lehrling in allen Zweigen des Handwerks ausbilden könnte. Die Meister, die künstlerisch etwas leisten, sind Lehrer an staatlichen Schulen und haben gar keine Werkstatt. Die anderen, die technisch-mechanisch etwas los haben, sind Werkmeister in großen Betrieben. Die kaufmännisch Begabten sind Industrieunternehmer. Meister, die auf allen drei Gebieten etwas leisten könnten, haben keine Existenzbasis mehr, weil — das Publikum versagt. Dem Bourgeois ist es ganz gleichgültig, unter welchen Verhältnissen die Dinge hergestellt werden, die er zum Leben braucht; er hat eben absolut kein Verantwortungsgefühl dem Hersteller gegenüber. Und wie gegen den Kapitalisten, müssen wir gegen den Bourgeois kämpfen.

Professor: Schade — zum Schluß kommen Sie immer auf politische Schlagworte — Klassenkampf — Parteifanatismus. In puncto Lehrlingserziehung muß ich Ihnen wohl recht geben. Auf diesem Gebiet tue ich seit vielen Jahren, was ich irgend kann. Ich habe jetzt in unserer Kunstgewerbeschule außer einer Töpferei und einer Silberschmiede auch eine Schreinerei eingerichtet und verfähre da ganz nach den Grundsätzen und im Sinne der alten Meister. Die Schüler lernen auf diese Weise das Material kennen und kommen dadurch auf dem einzig richtigen Wege zu den Grundlagen alles künstlerischen Schaffens, nämlich zu der Erkenntnis, daß im Material die Formen schlummern. Um das an einem Beispiel klar zu machen: ein Thürgriff aus Holz, einer aus Porzellan und einer aus Messing müssen dem Material entsprechend verschiedene Formen haben. Dies Gefühl für die Gestaltungsfähigkeit und für die Grenzen der Gestaltungsmöglichkeit eines bestimmten Materials hat der öde Fabrikmechanismus in uns ertötet, eben, weil die Fabrik jeden nur denkbaren Gegenstand in jedem möglichen und unmöglichen Material herstellt. Aus diesem Grunde hauptsächlich dulde ich keine Maschine und suche Schüler für diese Schulwerkstätten mit Vorliebe unter der Landbevölkerung aus kleinen bäuerlichen Betrieben, die noch keine Maschinen kennen.

Geselle: Ja sehen Sie, Herr Professor, das ist aber das lebensfeindliche dieser Schulerziehung. Unser Lehrling geht abends auf Ihre Schule zum Zeichenunterricht. Die Schule will das „Künstlerische“ in ihm wecken und ausbilden. Da hört er nun viel von „Stil“ und Formen, von den Kunstwerken der alten Meister oder von den Schöpfungen moderner Künstler. Die Maschine wird ignoriert. Zuerst imponiert ihm das gewaltig, bis er den Widerspruch zwischen Schule und Arbeitsstätte merkt. Hat er ein bißchen eigene Phantasie, so fühlt er sich bald als Kunstjünger und irgendwelche ästhetischen Dinge nehmen von seinem Denken Besitz. Je mehr er sich dort

wohlfühlt, desto unlustiger wird er bei der Arbeit hier im Betrieb — und umgekehrt, denn das Gegentheil ist öfter der Fall. Entweder ist er also mit Mühe zur Schule zu bringen, weil er seine ganze Kraft auf die Arbeit verwendet, um möglichst schnell Geld zu verdienen, oder er bekommt das große Grausen vor den groben Tatsachen des Betriebes, in dem er steht.

Professor: Das ist entschieden übertrieben! Auf unserer Schule kann jeder lernen, was er braucht. Wir haben einfache Fortbildungskurse, die jeder mitmachen kann und soll, der nicht zu denkfaul ist. Für die feiner organisierten Menschen, für die Begabten und nach künstlerischer Gestaltung ringenden steht der Weg ja offen und wir haben schon manchen tüchtigen Künstler ausgebildet.

Geselle: Das ist es ja gerade, was ich an dieser Schulerziehung auszu-
setzen habe. Das Ziel ist der Künstler — nicht der Kunsthandwerker, der
selbständige Meister mit eigener Werkstatt. Die Zusammenlegung von Kunst-
akademie und Kunstgewerbeschule spricht doch Bände. Eine solche Ver-
wischung der Begriffe von Industrie — Kunsthandwerk und Kunst hat es
früher nicht gegeben. Darin sind die Alten vorbildlich. In der Heranbil-
dung des kunsthandwerklichen Nachwuchses war uns das alte Handwerk
ja voraus. Da gab es Meister — ich weiß das noch von meinem Vater her
— die Besonderes in der Holzschneiderei leisteten, andere in der Intarsie,
wieder andere in Sigmöbeln, Mahagonisekretären, in Polstermöbeln oder
metallbeschlagenen Sachen. Aber in jeder Werkstatt lag Grobes und Sei-
nes nebeneinander, wie das beim Handwerk sein muß. Jetzt ist das Grobe
und Feine getrennt in Betrieb und Schule, in körperliche und rein geistige
Arbeit. Tun und Denken ist auseinander gerissen. Sie lächeln überlegen,
weil ich auf Goethes Wilhelm Meister hindeute; die Verachtung, die sich in
einem solchen Lächeln ausspricht, die fühle ich. Wenn Sie nun morgen in
Ihrer Schule von Maschinen und grober Arbeit erzählen, so lächeln die
Lehrlinge und unter Ihren Kollegen sind Sie als Sozialist verschrien.
Ich darf nicht über Bildungs- und ästhetische Fragen nachdenken und dar-
über sprechen, Sie nicht über Maschinen und Arbeiter. Sehen Sie — nun
sage ich — weil ich nun mal radikal denke: Weg mit den Schulen und weg
mit dem kapitalistischen Unternehmertum! — fürs Kunsthandwerk taugt
beides nicht. Lediglich für Fabrikarbeiter mag's gut sein, davon will ich
nicht reden. Irgendwie hängen solche Fragen immer mit der Politik zu-
sammen und, daß die Politik für uns im Vordergrunde steht, ist kein Wun-
der, wir haben nur Maschinen und Politik. Ich selbst habe noch in einer
sehr guten Lehre gesteckt — aber habe ich jemals Aussicht ein selbständiger
Meister zu werden? Dazu fehlen mir allein schon die Wanderjahre, denn
was man heute als Wandergeselle von Betrieb zu Betrieb auf der Walze
kennen lernt, das sind Fabrikationsmethoden und Versammlungsredner,
aber kein Kunsthandwerk. Könnten Sie sich, Herr Professor, mit anderen
Herren nicht entschließen, kleine Werkstätten, ausgestattet mit den besten

modernsten Maschinen, einzurichten, die Sie selbst als Meister leiten, neben Ihren Gesellen und Lehrlingen? Sie verwenden so viel Zeit und Arbeit auf rein ästhetische Fragen, Sie schreiben für Zeitschriften, schreiben Bücher, befassen sich mit Kunstkritik und Wirtschaftsfragen und verfertigen die schönsten Inneneinrichtungs- und Mobelzeichnungen, — aber was haben wir Gesellen mit Ihren künstlerischen Entwürfen zu tun? — gar nichts. Die meisten meiner Kollegen sehen die nach Ihren Entwürfen hergestellten Möbel niemals fertig; daß sie für bestimmte Menschen und bestimmte Räume erdacht sind, ist für uns Arbeiter ganz unwesentlich. Was sollen all die schönen Worte von der Unterstützung und Förderung des Handwerks, wenn die eigentlichen Kunsthandwerker stheten oder Fabrikhangsel sind? Nein, Sie selbst mustten wieder Gesellen und Lehrlinge halten, Denken und Tun vereinigen in einer „Einung“ oder „Innung“, Sie alle mustten selbst eine kleine Werkstatt haben, dann könnten wir wieder wandern und lernen und hätten Aussicht, später einmal auf eigenen Füßen zu stehen!

Professor: Ihr Gedanke ist so unrecht nicht, aber ich glaube, er ist undurchführbar, denn er scheitert vor allem an einer ganz einfachen vitalen Frage. Ein Mensch, der künstlerisch etwas leisten will, erträgt nur ein gewisses Maß von Existenzsorgen und darf nicht unter den Zwang geraten, Handels- und Spekulationsgeschäfte treiben zu müssen. Seit der Einführung der absoluten Gewerbefreiheit ist aber für den ehemals selbständigen Handwerker der Zwang entstanden, Handel zu treiben, also mit den eigenen Erzeugnissen auf einem Gebiet konkurrieren zu müssen, das nur mittelbar mit der Kunsthandwerklichen Arbeit zu tun hat. Durch das Gehalt, das ich vom Staat beziehe, ist mir bis zu einem gewissen, vielleicht etwas zu hohem Grade, die Sorge um die nackte Existenz abgenommen. Dadurch gewinne ich aber die erforderliche Zeit und Mue, mich künstlerischen Dingen unbeeinflusst widmen zu können. Ich sehe aber gar keinen Ausweg, wodurch man dieses Gehalt sollte ersetzen können, womit man ein quivalent dafür schaffen könnte, außer man richtet in den staatlichen Schulen kleine Werkstätten ein, die ja aber nach Ihrer Meinung zu sehr abseits vom Leben stehen.

Geselle: Da wutte ich schon einen Ausweg, sobald man den Mut hat, die Dinge beim Namen zu nennen. Früher suchte der Käufer den Meister auf, bei dem er sich seinen Hausrat machen lassen wollte; jetzt ist das umgekehrt. Durch die Presse, durch Reklame, Reisende, Anzeigen usw. usw. ist die Hälfte der europäischen Menschheit ununterbrochen auf Reisen, um die verschiedenen Erzeugnisse dem Käufer zu bringen. Infolgedessen hat der Käufer, wie ich schon sagte, jedes Verantwortungsgefühl für den Hersteller der Waren, für den Gesellen und Arbeiter verloren. Gründen Sie nicht zuerst eine Vereinigung von Kunstlerwerkstatten, sondern erst mal einen Verband von Käufern, von Freunden des Handwerks, der Aufträge

in einer bestimmten Höhe für die einzelnen Handwerker garantiert und damit haben Sie etwas Ihrem Monatsgehalt Ähnliches. Von der persönlichen Tüchtigkeit und dem Können des einzelnen Meisters hinge es dann ab, ob diese garantierte Mindestbeschäftigung im Laufe der Zeit an Umfang zunimmt, wodurch gleichzeitig in Ihrem Meisterverband der Zwang entstehen würde nur Menschen aufzunehmen, die handwerklich auf einem vereinbarten und prüfbaren Niveau stehen.

Professor: Mag sein, daß dies ein Weg ist. Wir Deutsche sind gründlich, so muß ich mir Ihre Vorschläge erst gründlich überlegen. Vorläufig klingt mir Vieles zu utopistisch, als daß ich gleich Ja und Amen sagen könnte. In dem einem Punkte muß ich Ihnen scheint es recht geben: Der Künstler sollte das moderne Handwerkszeug beherrschen lernen, also erst einmal: Künstler „ran an die Maschine“!

Umschau

Illusionen

Das Menschevolf lebt in Illusionen

Erste Illusion: Elf Milliarden Steuern aus einer progressiv verarmenden Volkswirtschaft, die früher, da sie reich war, nur die Hälfte brachte, gibt es nicht. Wenn es sie aber dennoch gibt, so ist das Illusion. Das geht vielleicht zwei Jahre oder auch drei. Die Wirtschaft zahlt vom Umsatz. Die Teuerung steigt. Der Umsatz sinkt. Die Steuereingänge fallen auf $\frac{2}{3}$ oder tiefer. Was wird dann aus Staat und Staatsbeamten?

Zweite Illusion: 14 $\frac{0}{10}$ Zins. Einen solchen Zins gibt es nicht. Wenn es ihn aber dennoch gibt, so ist es kein wirklicher Zins, sondern eine Zahlung aus der Kapitalsumme. Das dauert auch nur 2—3 Jahre oder auch ein klein wenig länger. Dann kommt ein anderes Bild. Jeder Gläubiger wird inne, daß ihm der Zins vom Kapital gezahlt ist, und daß sein Kapital uneinbringbar, festgefroren, illiquide geworden ist, kurz gesagt, verschwunden ist. Da in einer wohlgeordneten Volkswirtschaft jeder Gläubiger auch mehr oder weniger Schuldner ist, so gibt es eine Ringsum-Pleite, welche in ihrer Wirkung gleichzusetzen ist einer Geldentwertung auf die Hälfte.

Dritte Illusion: das sind die Auslandskredite. Nämlich, daß sie uns bekömmlich wären, ist die Illusion. Wir haben jetzt eine Währung, welche mit Hilfe geborgter Devisen stabil ist. Wie lange wird das gehen? Solange, als die Amerikaner uns freundlichst immer neue Werte borgen. Leider ist die wirtschaftspolitische Verrücktheit bei dem amerikanischen Volk nicht geringer als diesseits des Wassers. Sie borgen, um zu exportieren; aber sie wollen niemals zurückempfangen, da sie nicht importieren wollen. Es gibt Leute drüben, welche dies zu einem Dauer-system machen wollen. Deutschland nimmt jährlich den unabsehbaren Überschuß der amerikanischen Landwirtschaft und Industrie auf, durchschnittlich 2,7 Milliarden mehr, als es bezahlen kann. Zinsen braucht es nach außen nicht zu zahlen — wunderbare Aussicht —, sondern diese werden in Deutschland akkumuliert, bis eine gigantische Summe fremder Kapitalien entsteht, die in Deutschland arbeiten. Eine herrliche Illusion für Bankmenschen. Für deutsche Industrielle, z. B. Textilindustrielle, und

für deutsche Landwirte bedeutet es, solange diese Transfusion dauert, den Marasmus. Die Kreditorgie, in der wir uns befinden, bedeutet kurz gesagt Deviseninflation für die Einfuhr und für den deutschen Konsum (z. B. an fremden Nahrungsmitteln); dagegen Erdrosselung für die gesamte deutsche Produktion und für die Ausfuhr. Denn man läßt uns nicht an die Märkte draußen heran. Man kann sich eigentlich nicht vorstellen, daß deutsche Staatsmänner und hohe Währungsdictatoren diesem gefährlichen Zustand untätig zusehen. Aber das Unvernünftige wird oft zum Ereignis in der Menschenwelt. Die Sache wäre vernünftig, wenn Deutschland ein unendlich fruchtbares Agrarland wäre, wie Argentinien oder Sibirien oder die Vereinigten Staaten vor 50 Jahren waren. Da es aber ein übervolkertes Industrieland ist, welches selber produzieren muß, so ist hier ein Zustand, der nicht lange anhalten kann. Was aber wird, wenn die Deviseninflation des deutschen Konsums wieder aufhört? Dann wird die Reichsbank Mühe haben, ihren Devisenvorrat festzuhalten. Über Nacht werden die Devisen in Deutschland einen anderen Wert bekommen.

Vierte Illusion: Der fromme Glaube, daß Deutschland auf einem aufsteigenden Ufz sich befinden müsse. Deutschland ist in dem jetzigen Zustand ein übervolkertes Land. Wir gehen einer neuen Phase des Verarmungsprozesses entgegen, welche bei sehr vielen jungen Leuten den Charakter der Stellenlosigkeit annehmen wird. Es braucht das nicht tödlich zu werden, wenn die nötige sittliche Kraft da ist. Es lebt sich auch in Zeiten des Armerwerdens ganz gut. Es sind das sogar Zeiten der seelischen Genesung für ein Volk und brauchen keineswegs Zeiten des geistigen Rückganges zu sein. Im Gegenteil, die Gehirne fangen an zu glühen und zu brennen.

Georg Schiele

Die deutsche Irredenta

„Wie können Sie von einem national, von einem völkisch denkenden Manne verlangen, daß er Millionen Volksgenossen preisgibt?“

Offenbar überhaupt nicht. Auch habe ich es nie getan!

„So denke ich im Grunde auch von einem so ganz deutsch und germanisch eingestellten Mann, wie Sie es sind. Aber wie können Sie dann die Politik von Locarno anerkennen?“

Sie sagten es schon, indem Sie „national“ in „völkisch“ verbesserten. Bei „national“ mag man noch allenfalls an solche vom lebendigen Volkstum aus gesehene gleichgültigen Dinge wie Staatsangehörigkeit denken, bei „Volk“, „Volkstum“ und „völkisch“, falls diese Worte bewußt angewandt werden, kann man es nicht mehr. Das deutsche Volkstum bleibt daselbe, ob es irgendwo an der Wolga, in Siebenbürgen oder in Uruguay, in der Schweiz, in Flanland oder in den Niederlanden, im Elsaß, in Polen oder in Berlin zu Hause ist. Oder um vorsichtiger zu sprechen: es kann daselbe bleiben. Sehr häufig ist es unter fremder Staatsangehörigkeit viel kräftiger entwickelt als gerade unter deutscher. Die glücklichste Selbstdarstellung deutschen Wesens hat außerhalb der deutschen Staatsgrenzen ihre Stätte gefunden: die Schweiz. Hier hat all die glänzende Veranlagung, die die Germanen für festen Staatenbau in sich tragen, all das Selbständigkeits- und Verantwortungsgesühl, all die vernünftige und selbstsichere Achtung fremden Wesens, die uns eigentlich eignet, und in all unseren Großen groß war, sich seit Jahrhunderten entfalten und festigen können. Nachdem die Niederlande, die nordischen

Staaten und nicht zuletzt England mit den ihm verbündeten Staatswesen, sogenannten Kolonien, sowie Nordamerika, das bedeutendste Beispiel einer beinahe zwanglosen, fast freiwilligen Zusammenschmelzung freier Einzelglieder zu einem allerimponierendsten Ganzen.

„Das heißt: alle, nur gerade die beiden eigentlichen deutschen Staaten, Österreich und Deutschland nicht?“

Ganz recht, so meine ich es. Staatlich betrachtet — behalten Sie diese Einschränkung im Auge: unter staatlichem Gesichtswinkel gesehen ist das neuzeitliche Deutschland die unglücklichste Selbstdarstellung des Deutschtums, die es gibt. Es ist wohl durch zu starke Blutmischung, besonders mit slavischem Blut, das schon unsere Vorfahren als typisch Slavisch empfanden, geschehen, daß im „eigentlichen“ Deutschland die beiden staatlich glücklichsten Eigenschaften der Germanen, Wille zur Selbständigkeit und zur Verantwortung, sich zerlegt haben. Aus dem Selbständigkeitsdrang ist Lust an einem fast sabotischen Gewaltregieren geworden („es wiew regiert, daß es kracht“) und aus dem Verantwortlichkeitsgefühl eine fast rührende Begeisterung fürs Gehorchendürfen und schließlich fürs Unverantwortlichbleibendürfen. Dabei denn zuguterlegt gerade das, was von wirklich gut deutschem ungetrennten Selbständigkeits- und Verantwortungsdrang übrigbleibt, in die sehr ernsthafte Gefahr gerät, sein Volkstum tatsächlich zu verlieren und international im antinationalen Sinn zu werden.

„Und also meinen Sie: um richtig völkische Politik zu treiben, sollen wir in der von Ihnen geschilderten Anrechtslosigkeit der Locarnoregierung begeistert gehorchend freudig auf Millionen Deutscher freiwillig verzichten?“

Eben nicht! Sie tun etwas Kindlich so, als hätten wir die Wahl, sie zu nehmen oder auf sie zu verzichten. Natürlich ist und bleibt der Verlust von Millionen Deutschen auch nur aus staatlichem Zusammenhang unter allen Umständen ein Unglück. Aber sie dürfen nicht vergessen, daß unsere wahrhaft miserabile Vorkriegspolitik uns eine Niederlage gebracht hat, wie sie in neuerer Zeit einzig dasteht. Die Schwierigkeit einer Wiedererhebung daraus ist naturgemäß eine sehr große. Wir müssen da wohl oder übel zwischen mehr oder weniger erträglichen Bürden wählen. Als sich 1808 unsere deutsche Staatsmacht, und auch die preussische, für endgültig verloren hielt, gab er sich durchaus keiner Verzweiflung hin und noch weniger einer phantastischen Kachepolitik, sondern er stellte ein geniales Programm auf für eine Volkserneuerung von innen her. Und er entwarf ein so glühendes Bild von dem, was deutsches Volkstum sei, daß dieses Bild über seine nächsten sehr friedlichen Zwecke hinaus mehr als das meiste andere zu der Begeisterung von 1813 beitrug; von staatlichen Grenzen wußte dieses Bild überhaupt nichts, so unwesentlich waren sie ihm.

„Also ein reines Phantasiebild ohne Leib?“

O nein, aber Fichte suchte den Leib wo anders. Da nämlich, wo jeder reine Geist seine Leibgestalt findet.

„Und das wäre?“

Im Wort. Deutlicher: in der Sprache. Gewiß, auch die französisch schreibenden *Flamen Maeterlinck* und *de Coster* wird ein besonnener Schilderer deutschen Volkstums nicht vergessen dürfen, aber wie unendlich ferner stehen sie uns als die deutsch schreibenden Schweizer *Gottfried Keller*, *Conrad Ferdinand Meyer* und *Spitteler*, oder selbst die doch einen deutschen Dialekt schreibenden *Holländer*.

„Ja, glauben Sie denn, daß die von uns aufgegebenen Elsäßer, Posener, Westpreußen, Schlesier, Schleswiger, Tiroler ihre Sprache noch lange behalten werden?“ Ich könnte antworten: warum nicht? so gut als die Elsäßer vor siebzig. Wer hat denn jemals daran gedacht, daß Herder und Goethe in Frankreich waren, als sie in Straßburg zusammentrafen, oder, daß Herder in Rußland seine Laufbahn begann, als er in Riga war! Immerhin, hier haben die Zeiten einiges geändert. Und hiermit kommen Sie zur eigentlichen Frage von Locarno. Dazu, wohin eine wahrhaft völkische Politik Locarno gegenüber zu zielen hat. Einerseits hat sie es, glaube ich, auf die so oft verachteten moralischen Eroberungen des Deutschtums, die doch allein die sind, welche ein weit versprengtes Volkstum wirksam zusammenhalten. Politisch also alles das, was das Zusammenleben der Klassen und Menschen im Vaterland so ordnet, daß auch der auf der sozialen Leiter zu unterst Stehende noch stolz auf es sein kann. Die beste Innenpolitik wird die völkisch beste Außenpolitik sein für unsere nächste Zukunft. Wenn unsere „Völkischen“ das „National-Soziale“ in ihrem Namen überhaupt ernst nehmen, muß dies ihnen selbst der wichtigste Teil ihres Wirkens werden. Andererseits aber als nähere Antwort auf den Volksverlust kommt jetzt alles auf die Verteidigung der kulturellen Selbständigkeit unserer versprengten Volksglieder an. Auf die deutsche Staatszugehörigkeit der Elsäßer können wir, dünkt mich, um so eher verzichten, als ihr eigener Wille zu unserem Staat nichts weniger als sicher ist. Dazu hat unsere geradezu wahnsinnige Vorkriegspolitik gegen die fremdblütig durchsetzten Grenzmarken mit „Festbesatz“-Regierung in Kulturfragen gesorgt. (Eine Politik, deren höchstes Ziel zu sein schien, unsere gefährliche Lage zwischen unzuverlässigen Nachbarn zu einer verzweifeltsten zwischen rabiat gewordenen Grenzbevölkerungen zu verschlimmern!) Wo aber die Kulturzugehörigkeit angegriffen wird, da darf von keinem Nachgeben die Rede sein. Solange die jetzige Minderheitenpolitik in Frankreich, mehr noch in Polen, Böhmen, Rumänien und ganz besonders in demjenigen der „Siegerländer“, das sich — es darf das nicht ganz vergessen werden — am bübischsten gegen uns benommen hat und jetzt am unverschämtesten gegen unsere Sprachangehörigen vorgeht, Italien (es ist überall nicht von den Völkern, sondern von ihren traurigen Staatstüchern die Rede!) — solange diese Minderheitenpolitik gegen Deutsche in Kurs bleibt, muß eine von Mal zu Mal entschloffenere deutsche Irredenta in diesen Ländern antworten. Stets mit der Alternative: äußerste staatliche Loyalität gegen den Fremdstaat als solchen, aber entschloffenste und vor keinem Mittel zurückschreckende Verteidigung der kulturellen Deutschtum.

„Und meinen Sie, daß eine solche, „vor keinem Mittel zurückschreckende Verteidigung“ etwas sehr viel anderes bedeuten würde als ein Nichtverzichten auf das uns abgenommene Land?“

Etwas unendlich viel anderes! Einen Kampf, dessen Berechtigung die Feinde selbst anerkennen müssen und prinzipiell anerkannt haben, den das staatskluge England meines Wissens in keinem der vielen Länder, die es erobert hat, so dumm gewesen ist, gegen sich zu entfesseln, einen Kampf schließlich, der in jedem Lande innerpolitisch ausgefochten wird, also Deutschland selbst staatlich gar nicht engagiert. Auch ist schon ein Mittel gefunden, ihn so zu führen, daß er ganz andere Linien zeigt als der staatliche Machtkampf: Gleichzeitig mit Locarno hat in Genf ein Minderheitenkongreß getagt, der alle unterdrückten oder Unterdrückung fürchtenden Volksminderheiten zu gemeinsamer Abwehr verband. Von Italienern ver-

gewaltigte Slovenen, von Tschechen vergewaltigte Deutsche, von Polen vergewaltigte Litauer und so fort. Hier steht auf einmal eine Front, in der wir nicht mehr isoliert sind, sondern mit einer großen Anzahl unserer bisherigen Feinde eine gemeinsame Sache verteidigen. Sinekopp

Tatsachen

Wenn man den Unterschied zwischen der Einstellung des modernen Menschen und der des Menschen früherer Zeiten auf eine kurze Formel bringen will, so kann man sagen: ehemals glaubte die Welt an Dogmen, heute glaubt sie an Tatsachen. Und wie es immer in der Geschichte geht, daß man geneigt ist, das zuletzt Erreichte für das Höchsterreichbare überhaupt zu halten, so ist es auch hier: man meint allen Ernstes, mit der Neubewertung der Tatsachen einen großen Schritt nach vorwärts getan zu haben und der letzten Erkenntnis schon ganz nahe gekommen zu sein.

Über das ist einfach nicht wahr. Der Glaube an Tatsachen ist im Grunde nur ein Glaube wie jeder andere. Und ein Glaube ist immer subjektiv. Nicht einmal das stimmt, daß der Tatsachenglaube eindeutiger und fester begründet sei als der Dogmenglaube. Er ist bloß verführerischer, macht bloß selbstgewisser und fördert so lediglich eine mindere Art von Unduldsamkeit.

Der Beweis dafür ist leicht erbracht. Ein Blick auf die Erfahrung liefert ihn ohne weiteres. Wenn die Tatsachengläubigkeit eindeutiger und fester begründet wäre als die Dogmengläubigkeit, so müßte im Lauf der Zeit, auf die ihre Wirkung sich bisher erstreckt hat, auch die Verschiedenheit der Meinungen weniger auffällig geworden sein. Ein solcher Rückgang der Meinungsverschiedenheiten ist nun aber keineswegs eingetreten. Im Gegenteil könnte man behaupten, es sei schlimmer damit geworden. Schlimmer insofern nämlich, als das selbstbewußte Pochen auf facts, facts, facts und der Glaube an ihre überzeugende Kraft den Gedanken, daß der Gegner es auf seine Weise doch schließlich auch ehrlich meinen könne, überhaupt nicht mehr aufkommen läßt. Nein, der Gegner, der selbst durch die solidesten Tatsachen nicht umgestimmt werden kann, wird notwendig nun bösen Willens verdächtig. Und die Folgen sehen wir: die Gereiztheit wächst, der Parteihader auf allen Gebieten nimmt immer häßlichere Formen an, ja führt wohl gar zu tätlichen Angriffen. Denn natürlich: ein Gegner, von dem man gewiß sein zu dürfen glaubt, er sei nur bösen Willens, muß als Schädling, als beseitigenswert, als „abbaureif“ und selbst als todeswürdig erscheinen.

Und diese steigende gegenseitige Verhegung, wie gesagt, kommt vor allem, philosophisch betrachtet, auf das Konto der Tatsachengläubigkeit. Es ist nachgerade Zeit geworden, sie ein wenig unter die Lupe zu nehmen: sie hat Schaden genug gestiftet, um das zur Pflicht zu machen.

Und es bedarf nur einer ganz kurzen Besinnung, wenn man herausfinden will, wo der Fehler nun eigentlich steckt. Der Fehler steckt offenbar eben in der Annahme der Eindeutigkeit der Tatsachen. Diese Annahme ist grundverkehrt und von naiver Laienhaftigkeit. Es gibt in Wirklichkeit gar nichts Unsichereres und Zweifelhafteres als Tatsachen. Selbst dann, wohlgemerkt, wenn sie einwandfrei feststehen. Denn Tatsachen an sich bedeuten für uns noch gar nichts. Bedeutsam für uns werden sie erst durch unser Verhältnis zu ihnen. Und das kann ganz verschieden sein.

Ein Beispiel: die Deutschen haben 1918 den Kampf aufgegeben. Das ist die feststehende Tatsache. „Gott sei Dank!“ sagen die einen, „daß man endlich zur Ver-

nunft gekommen ist!" „Eine Schmach, die nicht wieder abgewaschen werden kann!" rufen die andern. Und im nächsten Augenblick haben sich beide Parteien bei den Köpfen.

Aber wer hat recht? Das wird durch den Sieg der einen oder der andern Partei doch zweifellos noch lange nicht entschieden. Vielmehr entsünde dadurch nur eben wieder eine neue „Tatsache“, die dann abermals Anlaß zu Meinungsverschiedenheiten geben würde. Eine Schraube ohne Ende also! Ein Zirkel, dem man durch bloße Tatsachengläubigkeit sicher nicht enttrinnt.

Nein, auf die Tatsachen kommt es letzten Endes gar nicht an. Sie sind nur immer die verhältnismäßig gleichgültigen Anlässe, durch welche die latente Verschiedenheit der Meinungen manifest wird. Diese selbst liegt viel tiefer begründet. Und wahrhaftig: solange man an Dogmen, d. h. philosophische Lehrsätze, subjektive Überzeugungen glaubte, war man der Erfassung dieser grundsätzlichen Meinungsverschiedenheiten näher als jetzt, wo jede Weltanschauung ihren Stolz darin setzt, nur die „Logik der Tatsachen“ gelten zu lassen.

Diese Meinung, man lasse nur die Logik der Tatsachen gelten, ist nämlich an und für sich schon ein Irrtum, und mehr als das: ist ein derartig plumper Selbstbetrug, daß der Mensch sich schon zu unserm aufgeklärten und wissenschaftsvollen Zeitalter emporentwickeln mußte, um ihm verfallen zu können. Weniger erleuchtete Geistesperioden haben ihm gegenüber mehr Kritik aufgebracht.

Die Wahrheit ist, daß jeder Mensch, ob er es nun weiß oder nicht, von bestimmten Grundvoraussetzungen ausgeht, die als unbeweisbare und unwiderlegbare Axiome mit ihm geboren werden und die sein ganzes Wesen durchdringen.

Ihrem Inhalt nach sind diese Grundvoraussetzungen zunächst freilich noch vollkommen unbestimmt, aber jede Berührung mit der Außenwelt läßt sie wacher werden, gibt ihnen Nahrung, fördert ihre Selbstentwicklung. Und das Resultat ist dann die sogenannte Überzeugung, — eine Überzeugung, die mit Gründen nicht das mindeste zu tun hat.

Es ist demzufolge auch ziemlich aussichtslos, ihr mit Gründen entgegentreten zu wollen. Die Überzeugung des Menschen, gerade wenn sie tief und echt ist, wächst aus einer unterhalb des Rationalen befindlichen Ebene seines seelischen Stufenbaues hervor. Und wenn es nicht gelingt, in diese Ebene hinabzuwirken, dann nügen auch die besten Gegenbeweise nichts. Denn man kann eine Gaswolke nicht mit Kanonen, einen Flieger nicht mit Reiterattaken bekämpfen. Die Waffen müssen dem zu bezwingenden Feind vielmehr irgendwie gleichartig sein, sie müssen auf einer Ebene mit seinen Verteidigungsmitteln liegen, wenn sie erfolgreich sein sollen.

Rationale Mittel können eine Überzeugung deshalb nur immer insoweit erschüttern, als sie in sich selbst widersprechend ist, d. h. also einer gewissen immanenten Logik ermangelt. Und nicht einmal da ist der Erfolg in jedem Falle sicher.

Nehmen wir etwa den Kampf unserer Alldeutschen gegen die sogenannte Kriegsschulblüge! Da gerade die Alldeutschen den Krieg erwiesener- und eingeständenermaßen längst schon gewollt, ersehnt und, um ihn herbeizuführen, immer wieder versucht hatten, die maßgebenden Stellen von ihrer friedlichen Haltung abzubringen, so ist dieser Kampf bei ihnen eigentlich vollkommen sinnlos. Sinnvoll und logisch wäre es für sie, stolz darauf zu sein, daß es gelang, den Krieg endlich unvermeidbar zu machen. Aber es steht hier eben so, daß beides, das Bemühen, sich

rein zu waschen, und vorher die öffentlich und unablässig betriebene Kriegshege nur gewissermaßen die oberirdischen Äste eines und desselben unterirdischen Stammes sind, eines Stammes, den wir etwa mit dem Willen zur Macht über die anderen Völker bezeichnen können. Vor 1918, in einer militaristischen Epoche, hat sich dieser Wille militaristisch geäußert, jetzt, in einer Zeit moralisierender Tendenzen, äußert er sich moralisch: als heuchlerisches Pochen auf die eigene Unschuld, die sich natürlich immer irgendwie „erweisen“ läßt. Und dazwischen liegt eben jener kleine logische Sprung, — ein Sprung übrigens, der niemanden ernstlich beunruhigt oder unsicher macht. Kann es einen besseren Beweis für die irrationale Natur der Überzeugung geben?

Mittel, die tiefer wirken als rationale Argumente, sind die willensmäßigen Äußerungen der menschlichen Seele, also die Leidenschaften, die Triebe, die aus dem Innersten strömenden und stark aktiv gearteten Gefühle. Mit ihrer Hilfe kann es in Ausnahmefällen sogar gelingen, eine Überzeugung scheinbar umzuwerfen. Und das ergibt dann die sogenannten Belehrungen. Genau belehren, sind diese freilich nichts als Umschaltungen der gleichbleibenden Grundvoraussetzung auf eine andere, ihr besser entsprechende Tendenz.

Immerhin erkennen wir an dieser Stelle: je subjektiver, immaterieller, inhaltloser und irrealer die Mittel sind, mit denen man arbeitet, um andere zu beeinflussen, desto größer ist offenbar die Wirkung auf den Wesenskern dieser andern. Und so darf es uns denn auch keineswegs wundern, daß die allerrealsten und allerobjektivsten, die allerstofflichsten und aller sinnfälligsten Argumente, nämlich eben die Tatsachen, hier am ehesten versagen.

Bedeutung und festen Sinn erhalten diese, wie gesagt, überhaupt erst ex post, d. h. hinterher, durch die subjektive Einstellung des Betrachters. Die Sphäre, innerhalb deren sie überzeugend wirken können, ist also höchstens die der sinnlichen Wirklichkeit selbst, aus der sie stammen. Über die Art jedoch, wie die sinnliche Wirklichkeit aufzufassen und zu bewerten ist, sagen sie so gut wie nichts aus. Mit andern Worten: ich kann wohl durch die Erfahrung darüber belehrt werden, daß beispielsweise die Durchschnittsdauer des menschlichen Lebens 50 Jahre nicht überschreitet, und ich kann auch die in der Wirklichkeit liegenden natürlichen Ursachen dieser Tatsache eindeutig aufgezeigt erhalten, indessen sobald es nun gilt, weltanschauungsmäßige Schlüsse daraus zu ziehen, so wird sich unweigerlich dabei herausstellen, daß hier die allergrößten Verschiedenheiten möglich sind. Selbst in Zusammenhang mit einer beliebigen Anzahl weiterer Erfahrungsergebnisse gebracht, wird die angeführte Tatsache noch mit gleicher Leichtigkeit optimistisch und pessimistisch, materialistisch, religiös und ethisch ausgelegt werden können. Denn — noch einmal sei es gesagt: Tatsachen sind nichts Primäres, sondern etwas Sekundäres. Nicht sie bestimmen den Grundton der Denkweise eines Menschen, sondern dieser Grundton bestimmt umgekehrt sie. Sie unterliegen ganz einfach also den Gesetzen der Denkperspektive — so wie der Eindruck eines Körpers auf die Netzhaut den Gesetzen der optischen Perspektive unterliegt.

Und die Folgerung daraus? — Jeder hat im Grunde recht — von seinem Standpunkt aus nämlich. Aber es gibt freilich eine Rangleiter der Standpunkte, eine Wertskala ihrer Grundvoraussetzungen. Und insofern darf man eben doch von einer höheren oder niederen Auffassung, einem größeren oder geringeren Recht der subjektiven Meinung reden. Nur hat man sich stets dabei gegenwärtig zu halten:

die sogenannten Tatsachen sind für die Feststellung dieser Wertstufen ganz ohne Belang. Der Glaube an ihre weltanschauungsbildende Kraft ist Übergläub.

Kuno Siebler

Die Jahrtausend-Ausstellung der Rheinlande in Köln

Historische Ge-

denkfte sind immer mehr aus der Gegenwart als aus der Vergangenheit zu verstehen . . . Wie haben 1913 die Jahrhundertfeier der Befreiungskriege begangen. Die waren doch sicher im Volk noch so lebendig wie wenige andere. Und doch: wie lahm und gemacht wirkte damals fast alles. Wie erschreckend fremd war der Geist von 1913 dem vor hundert Jahren geworden, wie wenig vermochte sich die satte und phrasengetränkte Gesinnung der Vorkriegszeit in das herb entschlossene, opferfrohe Leben der Vorzeit zurückzufinden. Und nur ein Jahrhundert lag dazwischen. Trotzdem blieb das Ganze Theater, pompfaste Aufmachung; nach ein paar Wochen war es wieder versickert.

Und nun erleben wir 1925 die impulsivste Teilnahme aller deutsch Redenden von Memel bis Wien an einem Gedentag, von dessen Datum und Tatsachen das Volk eigentlich garnichts mehr wußte . . . Was geschah denn überhaupt in diesem Jahre 925? . . . Die Enkel Karls des Großen hatten 843 das fränkische Reich unter sich aufgeteilt. Solche Erbteilungen waren schon unter den Merowingern üblich gewesen. Man wollte durch den Vertrag von Verdun das Imperium auch keineswegs auflösen, sondern nur die Nugnießung der Gebiete abteilen. Die Grenzen zog man ziemlich roh und willkürlich, auf nationale Gesichtspunkte nahm man gar keine Rücksicht. Man schnitt aus der Mitte für Lothar einen schmalen Streifen heraus, der im Westen die Schelde als Grenze hatte und weiter südlich ungefähr die Maas entlang lief. Im Osten war die Grenze am Rhein, doch sprang das Mittelreich am Niederrhein auf das rechte Ufer über (die genauen Grenzen sind noch umstritten), während die Gegend um Speier und Worms auf dem linken Ufer beim Ostreich blieb. Westreich und Ostreich wurden die Keimzellen für die späteren französischen und deutschen Reiche. Der unglückliche Mittelstreifen aber war so unorganisch herausgeschnitten, daß er niemals zu wirklichem Leben kam; man konnte nicht einmal zu einem geographischen Namen kommen und nannte ihn deshalb Lotharingien (Lothringen). Durch seine Existenz hat er sicher dazu beigetragen, die Sonderentwicklung der beiden anderen Reiche zu beschleunigen; zwischen dem Einfluß der beiden wurde er ständig hin- und hergezerrt, dazu noch von Magyaren- und Normanneneinfällen furchtbar verwüstet.

Wir brauchen die Geschichte dieser ständigen Vereinigungen, Trennungen, Verträge und Vertragsbrüche nicht zu verfolgen. Genug, daß das Ostreich langsam die karolingische Tradition abzustreifen begann. Es war keine imponierende Macht. Unter den letzten schwachen Karolingern erhoben sich die vom großen Karl bezwungenen Stammesherzöge wieder; auch die Grenzen waren ständig bedroht. 911 wählte man Konrad I. zum König, der nicht mehr im Mannesstamm von den Karolingern abstammte. Sein Nachfolger wurde Heinrich I., ein Sachse, nur von Sachsen und Franken gewählt. Er ließ sich zwar in den fränkischen Geschlechtsverband aufnehmen und hielt als „franke“ die Ansprüche auf Lothringen aufrecht; doch zunächst galt es für ihn, das zerfallende Reich überhaupt zu sichern. Vor den Einfällen der Magyaren konnte er sich nur durch einen Tributvertrag schützen; um

die Opposition des Baiernherzogs beizulegen, mußte er wichtige Königsrechte opfern. Hier zuerst beginnen die Sonderstrebungen Baierns, die bis heute die deutsche Geschichte so ungünstig beeinflusst haben; also kann auch Baiern eine Art Jahrtausendfeier begehen und hat sie in seinen Sondergerichten und Konkordaten auch tatsächlich begangen.

921 trafen sich die Herrscher des West- und Ostreichs am Rhein bei Bonn. Karl von Franken erkannte den Sachsen Heinrich als Herrscher des Ostreichs an, verzichtete also damit auf die alten karolingischen Ansprüche. So war die Trennung auch äußerlich vollzogen. Heinrich aber konnte ihm den Besitz Lotharingens (seit ungefähr zehn Jahren gehörte es wieder einmal zum Westreich) nicht streitig machen. Ausdrücklich wurde hier der Rhein als Niemandstrom zwischen den Staaten erklärt, also schon der Versuch der Internationalisierung gemacht, den der Versailler Vertrag wiederholt. — Gleich danach wurde Karl in schwierige innere Streitigkeiten verwickelt; 925 riefen die Großen Lothringens Heinrich zu Hilfe; dieser eroberte das Mittelreich und schlug es endgültig zum Ostreich.

Man sieht: verflungene und halb vergessene Dinge, die nicht mehr lebendig zu machen sind. Sie sind deshalb nicht weniger wichtig; denn die Grenzlinie von 925, die fast der von 843 entspricht, also mit Einschluß Brabants, des Hennegaus und der Bistümer Metz, Toul und Verdun (das Elsaß kam vielleicht schon 911 zu Schwaben), ist die Grenze des alten Reiches geblieben. Schon unter den Sachsenkaisern gewann die karolingische Tradition der Rheinlande wieder großen Einfluß; unter den Saliern und Staufern, in der hohen Zeit des Mittelalters, lag hier der Schwerpunkt des ganzen Reiches; unter starker Beteiligung des Westens wurde die östliche und südliche Kolonisation durchgeführt. Erst später, als die Kolonialländer zu größerer Bedeutung kamen, begann die Westgrenze brüchig zu werden; sie zerbrach erst im Westfälischen Frieden; bis zur Zeit Napoleons aber blieb der Rhein deutscher Binnenstrom.

Immerhin war das Jahr 925 nur Anlaß zu dieser Feier. Sie wurde nicht lebendig durch den Rückblick auf diese ferne Zeit, sondern durch die Erinnerung an 1923. Dank der gut disziplinierten Verlogenheit und Einseitigkeit unserer Presse wissen ja die meisten Deutschen auch heute noch nicht, was damals dem Rheinland und damit dem Reiche drohte, ja fast schon entschieden war. Der Rheinländer weiß es, auch wenn er von den geheimen Ereignissen nichts ahnte. Vielleicht niemals in seiner Wirren und nicht immer schönen Geschichte ist er sich seiner Verbindung mit dem deutschen Boden so klar geworden wie damals, als er sich nach dem Ende der Regierung Cunos plötzlich in furchtbarster wirtschaftlicher Not verlassen und als Spielball dunkler Mächte fühlte. Wir wollen nicht mehr daran rühren. Jedenfalls: hätte im November 1923 der französische Oberkommissar Tirard bei der Idee des Zweckverbandes zugegriffen und nicht auf noch bequemere Bedingungen gelauert, — das Rheinland würde heute kein Jahrtausend-Gedächtnis feiern.

Draußen mag man glauben, daß die Jahrtausendfeier so etwas wie nationale Nackenversteifung für den Westen bedeuten solle. Doch das ist seit den letzten schweren Ereignissen ganz von selbst und ohne große Worte geschehen. Man soll nicht zu viel tönenden Redeschwall darumlegen. Wer im Rheinland lebt, der weiß, wie seitdem die Wurzeln sich kräftig und fest in die alte Erde senken; wie über alle Abneigung gegen Berlin und manche (zum Teil berechnete) Verdrägerung hinaus das Gefühl der Schicksalsverbundenheit und des selbständigen Stolzes hier gewachsen

ist. — Man hat ein gutes Recht, jetzt zu feiern. Und der Rheinländer feiert gern, feiert nach der jüngsten Zeit so gründlich und ausgiebig, daß der Fremde über all die Festspiele, Ausstellungen und Umzüge ein wenig lächelt. Man feiert im Grunde — sich selbst.

Denn von Geschichte fühlt sich der Rheinländer im allgemeinen wenig beschwert: ganz natürlich nach dieser langen Zersplitterung. Ist doch die Bezeichnung „Rheinländer“ ein Kunstwort und nicht viel über hundert Jahre alt; ist er doch eine künstliche Einheit, überaus mannigfaltig nach Blutabstammung und nach kultureller und wirtschaftlicher Gliederung. Bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts war die Westgrenze unendlich zersplittert in kleine Territorien. Die unbewegliche Masse der drei großen Bistümer, besonders Trier, das sich wie ein Kiesel quer durchs Land legte, ließ es zu größeren Zusammenlegungen nicht kommen. Und was war hier unter den Habsburgern noch von der Reichsmacht zu spüren? Damals, unter ständiger Gefährdung durch das Ausland und ohne feste Rückendeckung, wurden die kleinen rheinischen Territorien so kleinlich und egoistisch, wie sie die preussische Verwaltung hat kennenlernen müssen. — Die Jahrhunderte der Kraftlosigkeit hatten die Erinnerung an die Zeit der großen Blüte ziemlich ganz verschüttet. Geschichtliche Erinnerungen waren für den Rheinländer lange nicht viel mehr als sentimentaler Lokalpatriotismus.

Dieses Fehlen einer festklammernden Tradition hat es allerdings dem Rheinländer sehr erleichtert, die neue Lage nach dem Weltkrieg unbefangen anzusehen und ohne verbissene Verbitterung zuzufassen. Er ist merkwürdig selbstsicher geworden im letzten Jahrzehnt. Er weiß, was er geleistet hat und was er zu leisten hat, er fühlt sich wieder als wichtiges und bedeutendes Glied des Reiches. So wie er sich 1848 fühlte, als gerade seine Politiker versuchten, ein einheitliches Deutschland in neuen Formen zu schaffen. Die altpreuussischen Formen, der hochtrabende feierliche Stil haben seiner beweglichen und spöttischen Eigenart nie recht gelegen. Heute fühlt er sich freier, spürt er vor allem wieder Kräfte in sich aufsteigen, die unter dem früheren Reich nicht recht zur Geltung kamen, die ihm von alters her im Blute liegen. Während des ganzen Mittelalters standen die Rheinlande am stärksten dem Einfluß des Westens offen. Kein Gedanke, daß sie sich ihm verschlossen hätten. Mit großartiger Unbefangenheit nahmen sie ihn auf und verarbeiteten ihn zu einem neuen Ganzen, das heute als ein gleichwertiger deutscher Stil in der Geschichte steht. Diese größere Unbefangenheit und Beweglichkeit trägt heute neue Früchte. Dem Rheinländer liegt es nicht, im Unglück zur Niobe zu erstarren und in dumpfen Brunsttönen mit der Vergangenheit zu buhlen. Hier am Rhein hat sich der deutsche Geist zuerst gründlich die Augen ausgerieben und das wieder gelernt, was er früher hier schon gekonnt und was uns heute am meisten not tut: europäisch zu sehen und zu denken. Wer dieses neue Rheinland kennenlernen will, braucht nur eine der Schriften Alfons Paquets zu lesen. Skeptisch gegen alle Ansprüche verstaubter Traditionen, fest in der Gegenwart stehend und doch voll einer großzügigen drängenden Zuversicht: — so lebt und arbeitet das heutige Rheinland. Es hat jetzt zuerst in der Geschichte ein gemeinsames Schicksal zu bestehen; vielleicht, sogar wahrscheinlich, daß es dadurch zu größerer innerer Einheit verschmolzen wird. Fühlt es doch, daß ein Teil der Entscheidung und Gestaltung des neuen Reiches wieder in seine Hände gelegt ist; es ist entschlossen, diese Gestaltung aus seinem Geiste zu leisten. Wie ein Symbol dessen sind die großen Stadtbebauungspläne Adlms, über die kürzlich Berendsohn hier berichtet hat.

Es ist kein Zufall, daß zugleich mit dieser neuen Geltung die Besinnung auf die alte Größe der Rheinlande in einer ganz neuen Stärke erwacht ist. Den Rhein entlang stehen viele der schönsten romanischen Dome. In Speier waren die Ruhestätten der großen Kaiser; Aachen und Frankfurt die Ordnungsstädte; Straßburg und das begonnene Riesentempel von Köln die Höhepunkte deutscher Gotik. Auf die Jahrhunderte des Niedergangs nach der Reformation mußte das alles mehr drückend als erhebend wirken. Der wirtschaftliche Aufschwung des 19. Jahrhunderts war zu wesensfremd, als daß er sich mit der alten Blütezeit hätte verbinden können. Heute, da die Not den Boden tief aufgepflügt hat, da die Wesensbesinnung auf die erdstarren Kräfte allgemein ist, beginnen die Steine wieder zu reden. Sind sie mehr als angestaunte Geschichte, sind sie ein Fluten und Grüssen von Leben zu Leben, von Kraft zu Kraft. Mag der religiöse Grundzug der alten Kultur dem überwiegend katholischen Rheinland es erleichtern, den Weg durch das Geröll unfruchtbarer Jahrhunderte zur alten Größe zurückzufinden: — dieser triebhafte Vorgang geht weit über alles Konfessionelle hinaus. Hier findet der Rheinländer eigentliche Heimat wieder.

Und hier liegt die große Bedeutung der Kölner Jahrtausend-Ausstellung. Für ihre Leistung ist kein Wort zu hoch. Aus Museen, Kirchen und Privatsammlungen das ganze Reiches war das Beste zusammengetragen, was rheinischer Geist je geschaffen hat. Wohl noch kein deutscher Stamm hat eine so große und lückenlose Schau über seine wertvollsten Kräfte vor Augen gehabt. Zwar ging es vielen Abteilungen so, wie es allen geschichtlichen Schaustellungen ergeht: wer nicht die Zusammenhänge mitbrachte, sah auch im Seltensten und Wertvollsten nur zerstreute Stücke. Umso unmittelbarer und wuchtiger wirkten die Säle der Kunst. Man hatte ja viele dieser großen Werke bei Gelegenheit schon einzeln aufgesucht . . . in dieser Gleichzeitigkeit (die nur dieses einzige Mal ermöglicht war) wirkten sie wie eine neue Offenbarung. Da waren die besten alten Goldschmiedearbeiten beisammen, von prunkenden Monstranzen bis zu den entzückenden Intarsien kleiner Tragaltäre; da waren liturgische Gewänder, Kunststickereien und Gobelins; da waren die besten Reliquienschränke, allen voran der Dreikönigenschränk des Doms mit seinen markigen goldgetriebenen Prophetengestalten. Die Ausstellung rheinischer Tafelmalerei ordnete sich um das große Dombild Stephan Lochners, das, aus dem Halbdunkel seiner Chorkapelle genommen, hier zu vollster Wirkung kam. Leihgaben aus anderen Museen ergänzten die Schätze der vorbildlichen Kölner Sammlung, die dadurch allerdings in der Ausstellung selbst zu kurz kam. Ein ganz besonderes Geschenk war die Ausstellung von vier gemalten Fenstern aus dem Obergaden des Doms; die mythische Farbenglut dieser Gestalten verschwindet fast in dem riesigen Bau; hier waren sie einem allerding fast schon zu nahe gerückt . . . Am überwältigendsten in der Wirkung war wohl die Sammlung rheinischer Plastik, für deren Verständnis sich langsam auch der Sinn weiterer Kreise öffnet. Sie verbreitete eine Ehrfurcht, wie ich sie niemals sonst in einer Ausstellung erlebt habe. Diese vergnüglich-freundlichen mittel- und niederrheinischen Madonnen neben dem äußersten Ausdruck erschütterten Leidens wie in dem Andernacher Gabelkruzifixus und in der Kleinen Pieta des Bonner Museums; diese heitere Lebendigkeit eines holzgeschnittenen bunten St. Georg neben dem gramverfunkenen herrlichen Johannes aus dem niederrheinischen Kalkar: — das war nicht mehr Kunstgeschichte, das war lebendigstes Leben, reines Bild der rheinischen Seele, mehr: der deutschen

Seele. Man fühlte sich in diesen Räumen neu verwurzelt; man wird an diese drei kurzen Monate, welche die Ausstellung nur dauern konnte, zurückdenken mit wirklichem Heimweh.

Sie wird für die Zukunft des Westens von gar nicht zu ermessendem Wert sein.

Rudolf Jardon

Friz Klatt / Das Gegenspiel

Schon lange wagt der Besprecher eines Buches es nicht mehr, eine geistige Arbeit zu loben oder zu tadeln. Der Kritiker beschränkt sich auf Inhaltsangaben eines Werkes; er gibt gewissermaßen nur das Reisebillet für ein Buch aus: von Station A nach Station B über X. Nicht mehr. Der Aussteller der Buch-Reise-Legitimation vermeidet jedes Werturteil. Noch die Klassiker unserer Sprache von Lessing an verbanden ihre meisterhaften Analysen und Darstellungen neuer Dichtwerke mit hingebenden Lobsprüchen oder leidenschaftlicher Verdammung. Wenn aber jetzt entschiedene Werturteile über eine Publikation gefällt werden, so erweisen sie sich bald als verhüllte oder offene Klassenurteile. Die Mehrzahl der Kritiker meidet eine persönliche Stellungnahme, entweder aus der von Nietzsche sogenannten Eumachobjektivität heraus oder aber gehemmt und gebunden durch die journalistische Praxis und ihre Verpflichtungen. Vor allem aber, weil wahre Objektivität ungemein schwer ist, denn sie ist letztlich eine moralische, und keine bloße Denkangelegenheit. Im Gegenspiel zu diesem bequemen Brauch sei in folgendem eine Einordnung und Rangordnung versucht.

Die dritte im Verlag von Diederichs erschienene Publikation von Friz Klatt, benannt *Das Gegenspiel**, darf man als die reifste bisher erschienene Gedankensammlung dieses Autors ansprechen. Enthielt die „Schöpferische Pause“** eine Entdeckung von ernster für das gesamte Menschenleben bedeutender Tragweite, eine geistreiche Philosophie der Lebensalter und ein Gleichnis vom Leben und vom Tode schlecht hin, so erschloß die Aufgabsammlung „Ja, Nein, Trotzdem“*** einen großen Reichtum feiner Beobachtungen, die eine bedeutende Jugendkenntnis fundierten. Der Liebhaber der Klattschen Sprache und Lebensdeutung findet zu guter Letzt in den drei Abhandlungen des „Gegenspiels“ eine abgeklärte Menschen- und Weltbetrachtung, die in das seltsame Umwandlungs- und Übergangsstadium, in dem sich Deutschland befindet, tief hinabhoert.

Vorwärtsgebachte Geschichtsschreibung könnte man diese drei Abhandlungen nennen. Denn alles, was Klatt mit großer Instinktsicherheit vorant und vordenkt, wird für die Mehrzahl der Beobachter und Erzähler noch kaum feimhaft wahrnehmbar sein. Die erste Abhandlung beleuchtet den uralten Lebensrhythmus des Generationswechsels von Vätern und Söhnen, wie er sich in unseren Tagen abspielt. Eine unerwartete Wandlung ist hierbei eingetreten. Die „Spannung der Halbgenerationen“ ist, wie Klatt zeigt, heute stärker als die der Vollgenerationen. Väter und Söhne, sonst Art- und Weltanschauungsgegensätze, sind unter dem Druck und Elend der gemeinsam erlebten Verarmung, durch die Zusammenbruchpsychose und durch die gemeinsame Abwehr Einstellung gegen den inneren Feind näher aneinandergerückt. Die Waffen im Generationskampf sind niedergelegt. Die verbindenden Urinstinkte des Menschen haben in ihnen gesiegt über

* Friz Klatt. *Das Gegenspiel*. Aus der Sammlung „Zeitwende“. (Eugen Diederichs Verlag, 1925) ** 1922. *** 1924 sämtlich im Verlag Eugen Diederichs Jena.

Weltanschauungs- und Glaubensgegensätze. Die Spannung, die sonst zwischen Eltern und Kindern bestand, besteht dagegen heute zwischen älteren und jüngsten „Brüdern“. Klatt hat hier eine fundamentale Feststellung gemacht, die er phänomenologisch glänzend beschreibt, aber nicht in ihren Ursachen erklärt. Denn jene ungewöhnliche Aufhebung der Altersgegensätze enthält doch in Wahrheit nur den Sieg der triebhaften Klassen- und Selbsterhaltungsinstitute.

Aber mit wem ein unerhört feines und sicheres Gefühl für Menschenannäherung und -entfernung und für die Schichtung der Lebensintervalle (für das kurze Menschenleben sind 15, 10, 5 Jahre ein Rhythmus, der Leben und Tod in sich trägt), bringt Klatt die inneren Folgen dieser seltsamen Generationsverschiebung zur Geltung. — Die Spannung der Halbgenerationen trifft zunächst vor allem diejenigen Pädagogen, die sich als Exponenten und Erfüller eines neuen, jugend- und lebensvollen Erzieherstandes fühlen. Sie nämlich begannen als Freiheitskämpfer, als Verklärer eines andersartigen Lebensgefühls und moralischen Sinnes. Das Freiheitsstreben ist aber bei dem Nachwuchs von unten, bei denen, deren Kindheit in die Kriegsjahre fiel und die jetzt die „Jugend“, das große Kräfteerreservoir der Nation repräsentieren, nicht mehr in dem Maße wie früher das unterscheidende Merkmal des Jugendalters.

Einmal (und das übersieht Klatt), weil die Kampfziele der vorübergehenden Halbgeneration (d. h. derer, die jetzt 30—45 Jahre zählen) in manchem Sinne Selbstverständlichkeiten geworden sind. Ein stadtfernes, naturnahes Leben in Sonne und Freiheit, eine andere Struktur der wissenschaftlichen Erziehung und eine natürlich-herzliche Kameradschaftlichkeit zwischen Jungen und Mädchen, alles dies wird der Jugend jetzt bereits als fertige Lebensformen vorgelegt. — Den älteren war das schwerere Los gegeben. Die jüngeren werden nie so viel erleben. — Aber von dieser natürlichen Verschiebung der Lebensziele abgesehen — es ist ein anderer Geschlecht, das jetzt heranwächst. Die Jungen haben einen viel schwächeren oder gar keinen Oppositionsgeist und Freiheitsdrang mehr. Der Diktaturgedanke ist das geheime Wunschbild der Jugend geworden, wagt Klatt geradezu zu behaupten. Unterordnung, Disziplin und Gehorsam, in den Augen der älteren Brüder Ausflüchte der Sklaven, sind bei den Jüngsten wieder Tugenden geworden. Auch der geistige Tatendrang der Jugend hat eine andere Richtung genommen. Der reinen Wissenschaft und dem reinen Forschungstriebe zu leben, dazu hat die Nachkriegsjugend wenig Neigung, auch wenn die materiellen Möglichkeiten vorhanden wären. War die Überwindung des geistigen Fachgelehrten- und Brotstudententums und die Gewinnung eines universalen Weltbildes der Stolz der besten Köpfe aus der Vorkriegsgeneration — für den geistigen Nachwuchs ist es kein Zielbild mehr. Aber Kenntnisse für einen bestimmten rationalen Zweck technischer oder volkswirtschaftlicher Art zu erwerben, ist ihnen geistiges Bedürfnis, nicht aber mehr Philosophie und Weltanschauung.

Das alles sind erschütternde Einsichten für die Halbgeneration der Jugendführer. Sonst pflegen Vollgenerationen mit Schrecken wahrzunehmen, daß die Jugend ihre eigenen heißer kämpften Ziele und Ideale übersieht. Aber im Welterschrecken des großen europäischen Krieges wurden 15 Jahre zu 50 Jahren, 30 Jahre zu 100 Jahren. So besteht heute schon zwischen den Halbgenerationen eine Kluft, wie sonst zwischen den durch ein Menschenalter getrennten. Die 30—40jährigen sind in dieser Katastrophenzeit über Nacht zu Ähnen geworden.

Was Blatt gleichsam unbeteiligt in glänzender Phänomenologie beschreibt, ist aber in Wahrheit für die so Betroffenen eine Bürde und ein Schrecknis. Auch seine anderen, aus tiefschauender Menschenkenntnis gewonnenen Merkmale des Spanungskoeffizienten der Halbgenerationen führen mit Sicherheit zur Resignation, und zwar vor allem eben den Erzieher, der wie jeder schaffende Mensch den Nachkommen das vermitteln möchte, was er in seiner Jugend entbehren und erkämpfen mußte. — Nach ein paar Jahren schon wird man wenn Blatt Recht hat, die Generation der Jugendbewegung so scheu betrachten, wie eine Gruppe von eremitischen Träumern. Die Zeit des unbestechlichen Denkens, des objektiven Gerechtigkeitsstrebens, des skrupulösen Erwägens einer Tat (vielleicht auch des skrupulösen Gewissens und der ethischen Bedenlichkeiten?) ist ebenso dahin. Die Eigenschaften, die noch die besten Tugenden der Vorkriegsjugend waren, werden von ihrem Nachwuchs mißtrauisch betrachtet. Aber auch zu den Revolutionären unter ihnen, den Sezessionisten, Siedlern, Sonderbündlern führt kein Weg von von denen, die jetzt jung sind. Im Gegenteil, Sehnsucht nach politischer Wirksamkeit ist der unbewußteste, aber stärkste Antrieb der jetzigen Jugend. — Blatt hält aber andererseits die von ihm so genannte Zeuge- und Tragekraft für die großen positiven Qualitäten des neuen Geschlechtes. Diese Eigenschaften seien es, die es in die ewige Glückschance der Menschheit einzusetzen hat, um die große Masse absterbender Substanz zu bewältigen und die Fundamente für Gesamt-europa vorzubereiten. So werden sie dennoch ein heimliches Gegenspiel zur Politik betreiben.

Blatts Vordeutungen und Beobachtungen sind die eines Menschen, der die Fähigkeit hat, unter der Erde die verborgenen Erzgänge zu sehen. Er beschreibt hinter sinnige Phänomene, hellhörig und mit feiner und unbestechlicher Witterung.

Aber alle diese in edler und schöner Sprache dargestellten Wandlungen erweisen sich freilich in die Sprache des Alltags übersetzt als recht betrübliche Feststellungen. Blatt läßt zwar erkennen, daß ein ganz bestimmter, zukunftsvoller Erzieherstamm schwer heimgesucht wird, aber die erschreckenden kultur- und geistgeschichtlichen Konsequenzen dieser seltsamen Anpassung von Jugend und Alter übergeht er. Denn aus seiner Prophetie vom geistigen Generationswandel gewinnt man als praktisches Ergebnis, daß wir mit einer ungeheuren geistigen Vereinfachung der kommenden Generation zu rechnen haben, kurz und rational gesagt, mit einem fürchterlichen Rückschritt. Die verantwortungsvolle Denkschwere und Tatbedenklichkeit der „alten“ Halbgeneration wird man bei ihr nicht finden. Ebenso wenig ihre Weiten und seelischen Kompliziertheiten. Was wird dafür eingetauscht?

Eine ungefähre Antwort gibt Blatt darauf, wenn er die geistige Situation des Übergangswirbels, in dem wir sind, beschreibt. Wiederum stellt er eine glänzende Diagnose über die Bedingungen, die Artbeschaffenheit und die Zukunftsmöglichkeiten des geistigen Arbeitens in der Nachkriegs-Gesellschaft. Er gibt eine Soziologie des Geistes. Schon die Voraussetzungen für geistiges Schöpfertum an sich sind, so fährt Blatt in seiner Phänomenologie fort, ganz andere geworden, wie bei dem Vorkriegsgeschlecht. Eine gewisse „geistige Wohlgenährtheit“ zeichnete die Denkergeneration vor der Wende aus. Sie hatte ein ganzes Arsenal geistiger Geräte und Hilfsmittel in den Bibliotheken, Galerien und Archiven nicht nur sauber beieinander, sondern auch sinnvoll vorgearbeitet zur Verfügung. Aber der ehemalige Stand der Gebildeten ist im Absterben. Einmal sind die materiellen Gegen-

stügen von ehemals dahin und jeder Schaffende ist auf sich selbst gestellt, ist selber ein neuer Anfang. Tradition ist noch da, aber sie wird anders verbraucht und eingesetzt. Dafür verknüpft heute ein viel engeres Band die geistig Schaffenden und Nehmenden, und eben darum auch den Denker mit seinen Stoff. Denn eine neue Wirklichkeit ist zu erobern, eine neue Menschlichkeit will durchbrechen. Nicht die humane des 19. und 20. Jahrhunderts, sondern ein Lebensglaube der im Zusammenbruch einer Welt erkaufte wurde. Zur Gestaltung des neuen Weltbildes aber bedarf es ganz neuer Denkmethode als die alten gewesen sind.

Eine neue Wissenschaftslehre keimt bei Klatt auf. Zu den Denkmitteln, die erworben werden müssen, gehört vor allem die Sprache, diese Handschrift des Geistes. Die deutsche sei seit 100 Jahren liegengeblieben und harret der Prägung. Vor allem ist eine andere Sachlichkeit heranzubilden, in dem Sinne, daß Sachlichkeit nicht mehr Abstraktion bedeuten darf, sondern eine gewisse und geheime Rechtllichkeit der geistigen Haltung. Jede Arbeit wird ihre Würde haben. — „Ob einer malte oder mähte, schon aus dem Ringen der Geräte entwickelte sich Frömmigkeit.“ — Glänzend sind die Teile, wo Klatt von der „wehrhaften Art“ des europäischen Denkens spricht und von der großen Aufgabe, das Gegeneinanderdenken aufzuheben durch das Zusammendenken. Was er zumal über die Natur des Denkaktes an sich aussagt, gehört zu den Höhepunkten nicht nur dieser einen Abhandlung (die wohl in der Vortaufer den Namen erhielt „Art und Aufgaben des neuen Mittelstandes“), sondern der gesamten Klattschen Gedankenaussagen, so weit sie jetzt vorliegen. Seine ungemein sicheren Vorfühlungen über den Substanzwandel der geistigen Generationen beziehen sich auch auf das veränderte metaphysische Empfinden. Dieses Geschlecht mit dem veränderten Raumgefühl und dem ihm selber noch unklaren, andersartigen Weltempfinden ist ein zugleich gottloses und doch frommes Geschlecht. Furchtbar einsam geworden, nähert es ein Abhängigkeitsbewußtsein, das klarer und schärfer über das Unerreichbare ist, als das der Religiösen vergangener Epochen.

Der neue Stand nun, der die Menschen mit der gewandelten Denknatur tragen soll, ist, so meint Klatt, überall schon vorhanden. Er nennt ihn den neuen Mittelstand, weil er zwischen zwei Generationen steht. (Besser wäre Zwischenstand.) Schon habe er überall seine verschwiegene Vertreter, im Lehrer- und Kirchentum, wie im Kaufmannsstand und Beamtentum. Durch die alten Masken bricht ein neues Gesicht. Die neue „Gebärde“ tue sich kund, zunächst in einer geläuterten Geselligkeit spürbar.

Der substantielle Grundunterschied des neuen Geschlechtes gegenüber dem der Vorkriegszeit liegt aber im Aufhören des Gefühls für die dualistischen „Zwiefügungen“: Körper und Seele, Gott und Mensch (wohl auch gut und böse?). Sie sind fortan nicht mehr die zwei Welten, an deren Versöhnung sich ganze Kulturzeitalter quälten. Der kommende Mensch steht über ganz anderen Abgründen. Er befindet sich vielleicht in einer Art Urzeit, wo er ein Verhältnis zur Welt, zum Menschen, zum Wort erst schaffen muß. Nur hat er die frische Sicherheit des Anfangenden nicht mehr, sondern die nüchterne Bescheidung des Erwachsenen.

Zu den alten Zwiefügungen rechnet Klatt auch die Antinomie „Persönlichkeit und Gemeinschaft“. Ihr gegenüber entdeckt Klatt ein Lagerungsgesetz, das den Einzelnen naturgesetzmäßig an eine bestimmte Stelle der Gemeinschaft anheftet. Das Lagerungsverhältnis des Einzelnen zur Gesellschaft ist aber heute gestört. Die

Menschen, die gleichsam schon am anderen Ufer sind, sind in ihrer Sozialität ent wurzelt und gerade die Feinsfühligen leiden unter dem Zwiespalt ihrer individuellen Entfaltung mit dem auch biologisch notwendigen Gemeinschaftsverlangen bis zur resignierten Verzweiflung oder unwahren Dose. Wo aber den gemäßen Lebensraum in der heutigen Gesellschaft finden? Diese Frage ist zu einer Angstvorstellung geworden, die, solange sie noch ins Unbewusste herabgedrängt wird, lebenslängliche individuelle Krümmungen hervorrufen kann (vielleicht auch psychische Massen-erkrankungen). Der Leser, der die tiefgrabenden und psychologisch scharfsinnigen Darstellungen Klatts verfolgt hat, erstaunt hier etwas über den optimistischen Rationalismus, der völlig unvermutet an dieser Stelle in das sonst eigentümlich fatalistische Weltbild hineinbricht. Klatt macht seltsame Konzessionen reformistischer Art. (Pflegeverhältnis der Staatsschule zu dem Gemeinschaftsgedanken und dergl. mehr.) Im ganzen enthält aber gerade die Abhandlung von der „Würde der Gemeinschaft“ großartige, stolze und zukunftsfrohe Gedanken. Die Antithese Mensch und Gemeinschaft besteht nach Klatt im tiefsten überhaupt nicht. Denn Geist ist nicht Individualismus, Aristokratismus, ist nicht Absonderung. Der Geist wird zu dem größten Glückserlebnis des Menschen erst auf dem Sintergrund eines geistigen Standes. (Das letztere werden ihm viele bestreiten)

Da jetzt mehr denn je die Tradition erschüttert ist, besteht die Gefahr, daß die Menschen nicht mehr wissen, für wen sie geistig arbeiten. Die Kette der Geschlechter nach vor- und rückwärts ist unterbrochen. Weh dir, daß du ein Enkel bist. Erlischt aber das Zusammenhangsgefühl nach vor- und rückwärts, jene Verknüpfung der Generationen und damit die Aufhebung von Leben und Tod, so bedeutet das die Ankunft beim Nihilismus. Und schon sind dessen Vertreter nicht selten. — In Wahrheit ringt Klatt in seinen von großer Erfahrungheit genährten Forderungen von Gemeinschaft und geistiger Arbeit mit den Umrisen einer neuen Kultur. „Wenn einer denkt, bildet oder politisch schafft, ist er gehoben von denen, die um ihn sind. Und dies Gehobensein von den anderen, das sich bis zur völligen Erhabenheit über sie steigern kann, läßt seine Tat gelingen, in dem Grade, den die Tragelust der Gemeinschaft erzeugt und aushält. Sich erhaben fühlen, heißt also dann nur, sich getragen fühlen von denen, die es angeht und ist ein Gefühl, daß den Wirkenden und Bewirkten gleicherweise bewegt. Stolz sein heißt da dann nur, seiner rechten Stellung bewußt sein.“

Klatt spricht an einer Stelle seiner Abhandlungen sehr schön von der nicht schnell meßbaren, sich langsam auswirkenden Macht der geistigen Arbeit. Aber aus ihrer im Augenblick verborgen bleibenden Macht würde oft ein Vermächtnis für viele. Eben das kann der außenstehende Wertler von dieser vorliegenden Arbeit Klatts sagen.

Ein Vermächtnis. Unmittelbar schnell und für viele können die gleichzeitig subtilen und strengen Beobachtungen wohl kaum wirksam werden. Ja, manche seiner nicht nur rational richtigen, sondern in einem metaphysischen Sinne wahren Deutungen und Vorahnungen sind der Mißdeutung zugänglich. Der Verfasser, der mit so großer Menschenkenntnis und schärfster psychologischer Ausdeutung die geistige Situation des Nachkriegs-Europa aufdeckt, hat es manchmal unterlassen, realistisch und sinnenhaft auszudeuten, wen oder welche Vorgänge, welcher Schicht er im Auge hat. Man vermißt öfters wirklichkeitshafte Schilderungen und was dem denkenden Betrachter als ebel-konservativ erscheint, kann in anderen Köpfen sich weit anders ausnehmen. Es kann eine böhnische Befriedigung bei Me-

menten hervorrufen, die der Verfasser in seine Menschenbetrachtung garnicht einbezogen hat. Triumphierend können diese auf das Eingeständnis aus den eignen Reihen hinweisen, daß die ehemals gepflegten Ziele Freiheit, Eigengefeglichkeit und eigene Verantwortung von der Jugend selber aufgegeben worden sind. „Sie will ja die Rute“, werden sie frohlockend sagen und die aus eigenen Stücken eingefegte Restauration freudig begrüßen. Andere Feststellungen Klatts, namentlich im ersten Teile, stimmen inhaltlich seltsam mit den, wenngleich roher und nüchterner geäußerten Prophezeiungen Spenglers über das Zeitalter des Cäsarismus überein.

Klatt mag auch in Einzelheiten irren. Ist es wirklich nur eine Kulissenwelt, verlebt, hinfällig und verblaßt, die den neuen Mittelstand umgibt? In Wahrheit sind es doch wohl zwar etwas angeschwärzte, aber recht solide Backsteingebäude, die noch manches Menschenalter halten werden. Häuser aus Lehm und Holz gar die längst baufällig sind, halten so unendlich lange. Und geistige Gebäude, deren Untergang man längst spürt, bleiben Jahrhunderte hindurch gebeugt aber lebensfähig stehen. Klatt unterschätzt ein wenig die Bedeutung des Stufengesetzes im Menschenleben. Sind Sünde, Buße, Strafe, Reue wirklich nur Restformen? Ein unbestimmtes „Widerstehe nicht dem Übel“ ist bei Klatts Lebenseinstellung und Weltbild unverkennbar zu spüren. Es ist auch die Ursache seiner Gleichgültigkeit gegenüber einer neuen Sittlichkeit. Das wiederum ist das Merkmal einer gewissen Dekadenz. Nicht Dekadenz als Entartung, sondern die abwartende und ein wenig müde Haltung eines Weisen, in dem mehrere Zeitalter geendet haben. Wozu viel wollen? — Der Wert der menschenklugen Abhandlungen selber, die von unbestechlichem Wahrheitsstreben zeugen, wird dadurch nicht herabgesetzt. Wen die Zellhörigkeit in geistigen Dingen nicht allein schon für Klatt einnimmt, den wird die edle und abgeklärte Sprache — in Wahrheit eine vollendete Prosa — befriedigen und beglücken. Sie ist stellenweise von neugestaltender Prägung und verbürgt schon allein die gute Klasse der vorliegenden geistigen Arbeit.

Elisabeth Busse-Wilson

Die Sprachnot als zentrales Problem der Gemeinschaft

Die individualistische Zerrissenheit des heutigen Lebens hat sich allmählich durchgreifend als Notstand fühlbar gemacht und eine Menge von Versuchen zu neuer Gemeinschaftsbildung geboren. Die Bindemittel, zu denen man griff, waren mannigfaltiger Art; es lassen sich aber zwei große Gruppen dieser Bindungen unterscheiden: man „einigte sich“ auf Grund irgendeines Gedankens, Programms, einer Theorie oder Richtung, für die man sich geschlossen einsetzte, oder man einigte sich um einen lebendigen Menschen, der als Führer und ins Mythische gehobene Gestalt das lebendige Richtmaß für das Verhalten seiner Gefolgschaft wurde. Beide Formen der Bindung erwiesen sich als unfähig, das Ganze zu binden, Ansatz einer Volksgemeinschaft, oder wie man es nennen will, zu werden. Wohl bildeten sich außerordentlich feste und geschlossene Gruppen, aber alle diese Gruppen blieben Vereinzelungen, zwar in sich selber einig, aber untereinander sich abschließend oder sich zerfetzend, und so die Zerküftung des Ganzen nur steigern.

Eine merkwürdige Gleichheit besteht in dem Verhalten dieser Kreise und Gruppen unter sich und nach außen. Unter sich herrscht die Einheit einer Sprache, eines

Tonfalls, die entweder aus der zugrunde liegenden Theorie ausgemünzt, oder dem Führer nachgesprochen wird. Nach außen besteht entweder gänzlich unfruchtbare Diskussion auf Grund der verschiedenen und ewig aneinander vorbeitrendenden Sprachen, man zerredet sich gegenseitig; oder es wird auf jede Diskussion verzichtet und man verlaublich nur in Programmen, Proklamationen, Manifesten, die Glauben und Gehorsam, nicht Widerrede verlangen. Diese Sachlage offenbart schlaglichthaft die ganze Not des Nicht-zueinander-Kommen-Könnens und Offenbart den geheimen Grund dieser Not. Nicht der gute Wille fehlt, nicht die Gabe, die jeder dem anderen bringen könnte, aber eins fehlt: die gemeinsame Sprache. Das heißt die Sprache, die das verbindende Medium der getrennten Pole wäre, die nicht als starres Vokabular jedes einzelnen Poles ewig jeden trennt, der sich nicht diesem Vokabular unterwirft, sondern die jedesmal aus der lebendigen Situation, und nicht aus dem unveränderlichen „Standpunkt“, der Redenden lebendig neu geboren wird. Denn nur das Wunder, das heute wird, bindet.

Es ist also erlaubt, die heutige Gemeinschaftsnot gleichzusetzen mit der Sprachnot. Ist dieses einmal begriffen, so versagt sich jede Möglichkeit, der heutigen Gemeinschaftsnot abhelfen zu wollen. Es bleibt nichts übrig, als demütig zu warten, bis das Wunder der Sprache irgendwo in unserem Leben aufbricht. Und inzwischen zu sorgen, daß nicht unser voreiliger Wille eine Notsprache der eigenen Gedanken und Wünsche spricht, die den Augenblick des Wunders übertönt und vorbeißt.

Was außer diesem noch im großen zu tun bleibt, ist eine geschichtliche Rückbesinnung auf die Vorgänge, aus denen die heutige Sprachnot resultiert. Denn Geschichte heißt ja für jeden, der sie versteht, Vorgeschichte der Situation, in der wir heute leben. Jede Geschichtsbetrachtung, die nicht irgendwie aus den Spannungen der heutigen Situation geboren wird, ist überflüssig. Andererseits können wir hoffen, daß nur und gerade die geschichtliche Rückbesinnung uns die Weisungen gibt, die uns vor falschem Verständnis und falscher Lösung unserer heutigen Not bewahren.

Das entscheidende Ereignis Europas ist bis heute noch das Auftreten der christlichen Kirche. Sie erst hat durch ihre Konfrontierung die vielen Völker und Reiche zu jener geistigen Einheit werden lassen, die uns zuerst unter dem Namen Abendland, dann bei dem immer näheren Anrücken Rußlands als Europa geläufig ist. Jene Einheit, die über alle Einzelschicksale hinweg den großen Atem eines geistigen Weltchicksals in sich lebendig fühlte und die darum Europa bisher als Träger der Weltgeschichte legitimierte. Eine Einheit, die dadurch erwuchs, daß jedes abgeschlossene Glied dieses Kreises plötzlich die allumfassende Einheit der „katholischen“ (über die ganze Erde hingehenden) Kirche sich gegenüber sah und seine Existenz als Teil solcher Einheit rechtfertigen mußte. Jede absolute Grenze und jedes absolute Anders hörte damit auf.

Es dauerte ein volles Jahrtausend, bis die Kirche sich zu dieser entscheidenden Konfrontierung entschloß. Bis dahin lebte sie der Ausbreitung und Sicherung ihrer eigenen Existenz, in einer mehr oder weniger großen Desinteressiertheit gegenüber dem, was „draußen“ in der Welt vor sich ging. Sie hatte genug daran zu tun, „katholisch“ zu werden, an Stelle der unverbundenen Vielheit eine allverbindende Einheit zu setzen. So überwand das Gefühl der einen Hierarchie die Vielheit der nationalen Grenzen, das eine Dogma die Vielheit der Philosophie,

die eine Liturgie die Vielheit der im Pantheon vereinigten Götter. Kaum nun ist diese innerkirchliche Festigung vollendet und bis an die Grenzen der damals verfügbaren Welt vorgebracht, als die entscheidende Wendung einsetzt. Die Kirche wird politisch; sie gesteht, daß ihre eigentliche Aufgabe keine innerkirchliche, sondern eine weltliche ist. Der politische Einsatz der Kirche wird teuer erkauft mit dem Verlust der östlichen Kirche, die auf dem im 1. Jahrtausend erreichten Stadium stehenbleibt, aber er wird geleistet.

Die festgefügte Einheit der Kirche tritt in Konkurrenz mit der europäischen Staatenwelt. Die Situation dieser Konkurrenz bringt es mit sich, daß damit jede absolute Ordnung zerbricht. Es ist nicht mehr selbstverständlich, daß das Gesichtsfeld jedes Einzelnen nicht über Stamm und allerhöchstens Volk hinausreicht. Das uralte ererbte Gesetz dieses Stammes ist nicht mehr letzte und unumstößliche Instanz. Alles, was da ist, hat sich nun auf einmal zu verantworten gegenüber den Forderungen, die die viel umfassendere Kirche an es heranträgt. Und in dieser Doppelung der Forderungen empfindet jeder Einzelne eine bisher unbekannte Last: die Last der eigenen Entscheidung. Der Einzelne ist gegenüber der uralten Ordnung mündig geworden.

Denn in der Mündigkeit, wie es die deutsche Sprache so schön sagt, dem Reden können aus eigener Kraft und Verantwortung, konstituiert sich die Freiheit der Entscheidung, die jetzt dem Einzelnen geschenkt ist. Bisher konnte der Einzelne nur stumm in der Selbstverständlichkeit von Gesetz und Sitte leben. Wenn er sprach, so sprach er das nach, was die Repräsentanten von Gesetz und Sitte: Könige, Priester, Richter ihm vorsprachen. Sie allein waren mündig, der Einzelne war nur gehorsam. Wie nun erst aus dem Wechsel von Hören und Sprechen die gemeinsame Rede wird, die zu menschlicher Einheit bindet, so war es das erste Bestreben der Kirche, den Mündigen Gehorsam, den Gehorsamen Mündigkeit zu lehren. König und Priester müssen sich vor dem römischen Tribunal beugen — der päpstliche Primat, die Vereinigung des Anspruchs höchster geistlicher und weltlicher Herrschaft bildet sich in diesem Zusammenhang aus; der Einzelne wird zum Reden über seine eigensten und intimsten Angelegenheiten gezwungen —, es ist die Zeit, in der die Privatbeichte in der heutigen Form üblich wird.

Mehr noch als das: auch den Völkern wird über den Kopf ihrer Machthaber hinweg ein eigenes Wort in den Mund gelegt. Das 2. Jahrtausend ist das Jahrtausend der großen Revolutionen; und die erste große Revolution ist der Vernichtungskampf, den der Papst als Führer der italienischen Nation gegen die Stauer führt. Deutschland, England, Frankreich, und zuletzt Rußland sprechen späterhin „ihr Wort“. Und das Wort, das jede dieser Nationen spricht, ist nicht eine lokale, sondern eine europäische Angelegenheit. Es ist immer ein Wort, das für Europa gesprochen wird. Und aus der gemeinsamen Gültigkeit dieser Worte bildet sich eine neue Gemeinschaftssprache Europas, die um so stärker der Ritt der europäischen Einheit wird, je mehr die Kirche, die Erzieherin zu dieser Mündigkeit, zurücktritt und damit das äußere Band dieser Einheit verloren geht.

Freilich, im Verlauf dieser Entwicklung traten Hemmnisse ein, die eine völlige Ausreifung verhinderten, und schließlich den heutigen Zustand der Sprachnot bedingten. Sie sind Folgen der Reformation in ihrer doppelten Gestalt: der rein geistigen aufs Wort gegründeten Kirche, und des rein weltlichen Staatsabsolutismus. Zwar ist die Reformation — als deutsche Revolution und als Lösung des

Individuums von der Bevormundung der Kirche — eine folgerechte Weiterentwicklung der oben geschilderten Grundtendenz. Aber sie wollte mehr sein als das zu seiner Stunde gesprochene Wort, sie wollte zurückgreifen auf ein ewiges, über Welt und Mensch erhabenes Wort. So überließ sie die Welt ihrem Schicksal — der Willkür des absoluten und seiner Verantwortung vor der Kirche entledigten Fürsten; die Seele aber, in die Luftleere einer über die Welt erhobenen Kirche versetzt, konnte nur immer „das Wort“ des Evangeliums wiederholen, unfähig zu lebendiger Weiterbildung der Sprache aus der Wurzelkraft dieser Erde.

Ohne Sprache aber können die Menschen nicht leben. So sehr war auch die Tradition der letzten Jahrhunderte schon ins Blut gegangen, daß der absolute Fürst sich rechtfertigen, daß er einen Spracherfag zwischen sich und seine Untertanen setzen mußte. Diese neue Aufgabe übernahm die Wissenschaft. Von der Jurisprudenz aus, die, auf „das Wort“ des *corpus juris* zurückgreifend, die Autorität des Fürsten rechtlich stützte, entwickelte sich diese bevorzugte Stellung der Wissenschaft, besonders seit die Philosophie als Erbin der Theologie die religiöse Begründung der Dinge, wie sie waren oder sein sollten, übernahm. Die Theorie schuf so, von absoluten Begründungen und Deduktionen her, ein Begriffsweg, das in allmählicher und stetiger Vergrößerung und Ausmünzung nach unten nachgesprochen wurde und in dieser Allgemeinheit des Nachsprechens die Einheit einer gemeinsamen Sprache vortauschte. Alle glaubten zu sprechen und zu verstehen; in Wirklichkeit sprachen nur die Wissenschaftler, und diese selten über Dinge, über die zu sprechen nottat. Denn die Wissenschaft sprach aus dem Absoluten, „voraussetzungslos“. Das voraussetzungslose Sprechen freilich konnte alles besprechen, und so ergibt sich langsam die heutige Situation der Sprachnot, die paradox ein Reden und Nichts-als-Reden ist. „Sagbar ward alles, Drusch auf leeres Stroh.“

Eins freilich bleibt ungesagt, die Not. Gerade dieses ist so entsetzlich, daß alles gesagt werden kann, außer dem einen, das nottut. Der Marxismus ist das erschütternde Beispiel. Denn hier meldet sich zum erstenmal wieder eine stumme und auf die Dauer untragbare Not, aber woran sie eigentlich leidet und wie man ihrem Leiden beikommen könnte, das vermag sie nicht zu sagen. Im Gegenteil, die Not wird zu einem System des Unabwendbar ausgebaut, und das einzige Rezept des Marxismus ist, keinen dieser Unabwendbarkeit entrinnen zu lassen, alle unter gleichen Bedingungen dem unsagbaren und darum nicht zu beschwörenden Leiden zu unterwerfen. So sehr also einerseits der Marxismus allem idealistischen System das Ende bereitet, so sehr ist er andererseits noch in dem Fluch alles Systems befangen: der leidenden Masse eine Sprache aufzuzwingen, die nicht die Sprache ihrer Not, sondern die Sprache räsonnierender Gelehrter ist. Gerade wenn man sich vom Pathos des Marxismus hat ergreifen lassen, muß man über Gründe und Gegengründe seines Systems hinweg zu dem Kommen, was einzig der Not zu Leide rückt: einer nüchternen Betrachtung der heutigen Gesellschaftslage, wie sie wirklich ist, und nicht wie das System sie glauben macht*.

Die im Anfang erwähnten zwei Versuche zur Bildung von Gemeinschaft, der von der Theorie und der vom Führer aus, erweisen sich so als die Abwege des

* Das einzige mir bekannte Buch, das in dieser Weise die Wirklichkeit „zur Sprache bringt“ und auf diesem Boden die Richtung einer Neuordnung weist, ist die „Wertstättausfiedlung“ von Eugen Rosenstock (bei Springer 1922).

Wagnisses, das in früheren Jahrhunderten die Kirche unternahm, nämlich den Einzelnen gehorsam und mündig, und damit zu einem Pol echter Gemeinschaft zu machen. Dabei ist die Theorie der uns nähere und gefährlichere Abweg; ist er doch jener, in den die tatsächliche Lösung der Stummheit dem Führer gegenüber zunächst umschlug. Wenn aber beide Abwege als gefährlich erscheinen, so ist damit nicht die Qualität des Führers oder der Beruf der Wissenschaft in dem Prozeß der Sprachbildung überhaupt ausgeschaltet. Der führerfeindliche Demokratismus wie der wissenschaftsfeindliche Irrationalismus erweisen sich als weitere Gefahren. Gerade weil die Wissenschaft in der vergangenen Epoche die Aufgabe der Sprachbildung fast allein leistete — einer theoretischen Erfsprache freilich —, und gerade weil das Wort des Führers natürlicherweise am meisten gilt, deshalb trifft sie beide auch die Hauptverantwortung. Verboten ist ihnen nur, die Stummheit zu mißbrauchen; statt aller ihre völlig private Sprache der Begriffe und Gebote zu reden. Ihr Beruf aber ist, zu sagen, was die noch Stummen sagen möchten und damit ihnen das Band der Zunge zu lösen. Der Führer, indem er ständig in das Vertrauen hineinhorcht, das ihm entgegenschlägt, die Wissenschaft, indem sie sich von der Not des Tages und den Mächten der Geschichte ergreifen läßt. So sind sie freilich, aber als erst gehorsam gewesene, die berufenen Erflinger der Spracherneuerung, die Eckpfeiler der neuen Gemeinschaft.

Ulbert Mergeler

Der Kampf mit dem Dämon

Wenn ein Schriftsteller deutscher Sprache, der sich bislang fast nur über Geister des Auslandes, vorzüglich Belgiens und Frankreichs, ausgesprochen und dem die Kenntnis so bedeutender Dichter wie Verhaeren, Lemmonier, Romain Rolland, der edlen Dichterin Desbordes-Valmore, dem Entscheidendes zur Erkenntnis Verlaines und Balzacs zu danken ist, — wenn Stefan Zweig zum erstenmal in seiner glänzenden essayistischen Laufbahn zur deutschen Dichtung das Wort nimmt, so ist das nicht nur ein literarisch interessanter Moment. Denn was kann es sein, das einen Betrachter, den französischer Lebensgeist, belgische Lebenslust, russische Lebenswucht, englische Lebensweite begeistert haben, plötzlich einem Volke zuwendet, dessen Leben sich von dem aller anderen Nationen durch ein Wesentliches unterscheidet? Was aber wäre dieses Wesentliche? Es ist die Transzendenz des Lebens. Die deutsche Transzendentalphilosophie bestünde nicht, wenn nicht der deutsche Geist, den sämtlichen übrigen unmittelbar lebendigen Völkern kaum ganz faßbar, ein selbst transzendierender, ein ins Metaphysische hinauszueilender wäre.

Stünde es also dann so, daß die Deutschen weniger „leben“ als andere Völker? In einer gewissen Hinsicht schon. Der Kampf zwischen dem „Ideal“ und dem „Leben“ ist nicht nur Schillers: er ist die Antithese und die Antinomie aller deutschen geistigen Männer. Wenige nur haben ihn bestanden, die wenigsten ihn zur Versöhnung gebracht, fast alle aber sind an ihm gescheitert. Die Geschichte der deutschen Literatur ist eine der schmerzlichsten des Menschenherzens. Wo nur fänden wir eine solche Melancholie wie in der deutschen Lyrik? Welche Schicksale haben unsere Dichter durchduldet! Hölderlin, Lenau, C. F. Meyer, Nietzsche sind in Wahnsinn, Herder, Brentano, Grillparzer, Platen in Schwermut, Kleist und Raimund durch eigene Hand gefallen, Schiller, Novalis, Büchner, Immermann früh gestorben. Und wo zeigte sich bei den anderen allzuviel Freude? Ihrer keiner

ist ein Sieger über den Dämon gewesen, es wäre denn Goethe, aber auch er um den Preis eines ungeheuren, heute noch kaum ermessenen Verzichts. Verzichts — worauf wohl? Auf — allerdings — auf das Leben selber.

Welch ein Feind aber sollte es sein, der die Dichter Deutschlands heimgesucht hat? Stefan Zweig in seinem höchst zu beachtenden, blendend, hinreißend geschrieben zweiten „Drei-Meister“-Buch: „Der Kampf mit dem Dämon“ (Leipzig, Inselverlag) weist ihn an den tragischen Gestalten dreier erlauchter Geister — Hölderlin, Kleist und Nietzsche — nach. Drei faszinierende psychologische Biographien werden uns enthüllt, von denen die Kleists die beste, weil erfüllteste, überzeugendste, die Nietzsches die bedeutendste, schriftstellerisch die vortrefflichste, menschlich die ergreifendste ist; die Hölderlins steht etwas zurück, hält jedoch gleichfalls ein sehr hohes Maß ein und ist ebenso durch Wahrheit einleuchtend und erziehend. Besonders geklärt ist die tiefe Erfassung des Verhaltens Schillers gegen Hölderlin, die ein Endgültiges feststellt: gleich wie die Inkarnation eines Selben Schillers selbst muß dem älteren Dichter der jüngere erschienen sein: ein eigentümliches Doppelgängertum, das Schillers Liebe zu Hölderlin durchkreuzen mußte. Ein die Menschen und das Leben aus dem Grunde kennender, unvoreingenommener, klug und tief blickender, liebender Geist hat mit einem Einfühlungsvermögen, das von einer starken Phantasie genährt wird, Hölderlins, Kleists, Nietzsches Leben nachbegriffen, nachgebildet, nachgedeutet.

Drei tragische Leben, jedes in tragischen Tod untergegangen. Welchem Dämon fielen sie anheim? Ein Dämon, den man nennen kann, ist gebannt und vermag nicht mehr zu schaden. Der Verfasser spricht ihn nicht aus, umschreibt nur seinen Namen: denn eine vage Natur ist nicht zu fassen, kaum zu treffen. Das Element des Vagen aber, die Unruhe, scheint ihm das Wesen der Dämonie zu sein, die zu Wahnsinn oder Selbstmord zwingt. In der tiefen, bösen Unrast, die keine Bindung kennt oder jede Art Bindung scheut, die nirgends und niemals Anker werfen, nirgends und niemals bleiben kann oder mag, erkennt er den vergifteten Quell der Passion, die Rains Geschlecht erleidet und an der die unseligen Herzen, die er uns offenbart, zugrunde gehen. Und er schildert, wie es Hölderlin an keiner Stätte geduldet, wie es Kleist fiebernd von Ort zu Ort gesagt, wie es Nietzsche von einer Fremde zur nächsten, höheren, eifrigeren getrieben. Immer waren sie ja außerhalb ihrer selbst, „außer sich“, auf der Flucht vor und doch auf der Jagd nach sich selber. Daher Hölderlins Hymnik, Kleists Rassen, Nietzsches Haß gegen sein tiefstes Ich, das christlich und deutsch war. Der Dämon: das ist der aus dem Innern weglockende, der das Innere entzweiende, auflösende Geist, der das Außen glänzend und glänzender verheißt, Raum mit Raum, Zeit nach Zeit zu vertauschen rät, nicht ehren läßt das schlicht Bindende, das uns im Selbstverständlichen erhalten soll. Durch nichts am Ende gebunden, taumelt Hölderlin, ein scheinbar freies Herz, von Sphäre zu Sphäre ins Göttliche hinaus, unahnend, daß er in das Chaos stürze; Kleist, immerhin an das Vaterland geknüpft, vergießt sein Blut, das letzte irdische Band, das ihn hält, um sein Geschick wie ein Gott, nicht länger als ein unzureichender Mensch, zu genießen; Nietzsche, halb Kapanus, halb Schlange des Paradieses, luziferisch und hilflos, wie von dem Berg, von dem aus er den Himmel leugnen lehrte — Antichrist, der dem Satan nachgibt —, zu den gefallenen Engeln in den Abgrund geschmettert.

In einem ihrer religiösen Bücher der letzten Jahre spricht Riccardo Suoh es

aus, daß das Satanische der Menschen, die in Wahnsinn fielen, aus der Sünde des Eigenwillens stammt. Hölberlin, C. J. Meyer, Nietzsche mußten irre werden, weil sie zuviel begehrten, zuwenig entsagten. „Wer das Leben aufgibt, wird es erhalten; wer es festhalten will, wird es verlieren.“ Niemand hat heißer, wilder nach dem Leben getrachtet als Nietzsche, aber er suchte es in der Lust und nicht in dem, was die wahre „schenkende Tugend“ wäre. Stefan Zweig berührt das religiöse Problem nicht. Jene „Unrast“ jedoch, die er meint, ist die Ungebundenheit an sich, die Areligiosität. Es ist die Krankheit der Zeit — Neurasthenie, was wäre sie anderes als unverfestigtes, im Leeren schwankendes, sich sehndendes, Unerfüllung duldendes Ich? Für dieses Leiden, dessen Gefahr immer noch unterschätzt wird — Auflösung der Welt ist's, was es droht —, sind die drei Dichter tragische Vorläufer gewesen. Aber von Religion bloß zu reden, ist nicht erlaubt und nicht fruchtbar: wer sie nicht besitzt, der hat das Leben nicht, der kämpft mit Dämonen.

Ist es jedoch not, in diesem Kampf zu erliegen? Stehen wir nicht alle in diesem Kampf? Hat ihn nicht selbst der Größte auf sich genommen? Nur „eine Zeitlang“ wick der Satan von Jesus, heißt es im Evangelium Lucae. „Eine Zeitlang“, nicht für das ganze Leben. Es gehört mit zu dem Bedeutamen des Buches Stefan Zweigs, daß ein solcher Sieger über den Dämon den drei Besiegten entgegengesetzt wurde. Aber man sieht ihn nicht, man fühlt ihn nur. Goethes heroischer Geist wird auf jeder Seite gegenwärtig empfunden, ohne daß er häufig angerufen würde: gelassen hält er jenen dreien die Wage, ja, schon überbietet er sie an Gehalt, an Gewicht, an Kraft des Wesens, und während die Blige, die Fieber, die Flammen in die Elemente der Welten zerrieben, dauert die Macht des stetigen Geistes unsterblich fort. Denn der sich selbst gleicherweise zu binden wie zu lösen versteht, ist der Herr über das Leben.

Felix Braun

Der Frauenwille in der sozial-hygienischen und Kulturgefetzgebung

Ein fast drückender Ernst, ein Bewußtsein von Verhängnis lag über der Tagung, welche der Bund deutscher Frauenvereine, die Zusammenfassung aller deutschen berufständischen, kulturellen, politischen, charitativen Frauenvereine und als solche die umfassendste deutsche Organisation überhaupt, in diesen Tagen in Dresden veranstaltete. Ihr Thema lautete: „Der Frauenwille in der sozial-hygienischen und Kulturgefetzgebung“.

Es handelte sich um das Lichtspiel, Reichstheatergefetz, Schankstättengefetz, Gefetz zum Schutz der Jugend bei Luftbarkeiten, vor der Schund- und Schmutzschriften, das Reichsbewahrungsfetz, das Gefetz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten und den § 218 des StGB.

Lauter Gefetze, deren zeitgemäße Gestaltung angesichts der augenblicklichen Entwicklung dringend geboten ist, zu deren überwiegendem Teil Entwürfe, Anträge seit zwei bis vier und noch mehr Jahren vorliegen, ohne erlebigt zu werden; denn es ist im heutigen Deutschland eine Sache zynischer Feststellung seitens der Zeitungen und ein Witz für den Simplizissimus, daß bei Kulturbedebatten im Reichstag gewohnheitsgemäß nur ein Fünftel bis ein Zehntel der Abgeordneten anwesend ist. Um so mehr fühlen sich die Frauen verpflichtet, die endliche Verabschiedung dieser Vorlagen zu betreiben.

Schmutz und Schund auf dem Theater, in Lustbarkeiten, in der Literatur sind heute schwer zu erfassen, denn die Reichsverfassung garantiert jedem Deutschen das Recht der freien Meinung in Wort, Schrift und Bild, also Zensurfreiheit, mit der einzigen Einschränkung, daß gesetzliche Maßnahmen zulässig sind bei geistiger, sittlicher, gesundheitlicher Gefährdung der Jugend.

Für die Jugend fordern nun die Frauen Heraussetzung des Schugalters auf 18 Jahre, Ergänzung der Prüfstellen durch Zeisiger aus dem Jugendamt, für den Film aus der Provinz und durch Jugendliche selbst. — Sie waren sich von vornherein klar über den negativen, den Abwehrcharakter aller dieser Gesetze, wie denn der Wert solcher Tagung für die Frauen viel weniger in der juristischen Formulierung der Forderungen, als in dem Einblick ins Leben durch Aussprache der vorwiegend unter den 400 Delegierten vertretenen Berufsfrauen lag, all der vielen Ärztinnen, Lehrerinnen, Parlamentarierinnen, Polizeipsylogerinnen, Berufsberatungs-, Wohlfahrts-, Jugendbeamtinnen. In solcher Zusammenarbeit erwächst der Frau die heute nötige Klarheit des Willens, das mütterliche Verstehen ablegener Lebenssphären. Sie waren sich klar, daß auch bei der Beratung dieser Gesetze im Reichstag der Mann wieder mit wirtschaftlichen Gründen die metaphysischen Gründe der Frau widerlegen wird; daß Abwehrgesetze nur Dämme gegen das Allerschlimmste sind; daß viel wichtiger die positive Kulturarbeit innerhalb dieser Dämme ist. Wird z. B. den Ausübenden des erhofften Gemeindebestimmungsrechtes, welches das neue Schankstättengesetz vorsieht, bei der Erteilung neuer Schankkonzessionen bewußt sein, was das heißt: Zu gleicher Zeit, wo in dem reichen, gesunden Amerika Frauen, Ärzte, Lehrer und Kirche aus eugenischen Gründen die Trockenlegung erzwangen, hat im Jahre 1924 das kranke, arme Deutschland 3½ Milliarden, d. i. ganz wenig geringer als das ganze jährliche Steueraufkommen des Reichs für Alkohol und Tabak ausgegeben? — Die Frauen fordern mehr freiwillige Unterstützung der schon viel zu sehr belasteten, finanziell behinderten Jugendämter durch Mütter, Elternbeiräte, Lehrerschaft. Sie lehnen eine neue ley Heinze ab, aber sie wollen mehr Gewissen der Allgemeinheit gegenüber dem, was an „Lustbarkeit“ in den Dilen, Bars, Kabarettis, Varietés, Kummelplägen, in „Privatgesellschaften“, von Gastwirten für die Jugend veranstaltet, an diese herantritt, mehr Aufmerksamkeit auf aufreizende Filmreklame in der Nachbarschaft der Schulen, in der Tagespresse, auf jene Schundliteratur, die von nur nichtöffentlich arbeitenden Schmierverlegern über Hintertreppen, Grünkeller, Winkelnkneipen, Salons, in die Schulen gespielt wird. Die Schundliste der Prüfstellen ist heute vielfach Empfehlungsliste für die Jugend geworden. Der Dürerbund hat in gesünderen Zeiten schon einmal festgestellt, daß 70% alles Buchpapiers für Schundliteratur verbraucht wird.

Die Frauen fordern mehr Unterstützung der Jugendschriften- und literarischen Kulturunternehmen, mehr Verständnis für gesunde Lustbarkeit der Jugend in der Familie, in Jugendorganisationen, für Volksbühnen und Kulturtheater. — In einem sehr feinen Vortrag: „Frauenwille zur Volkskultur“ scharfte Gertrud Bäumer den Frauen die Kulturverantwortung: nicht mehr damenhaft, konventionell feige Schweigen zu Schmutz und Schund, zu jenen frechen Dingen, die uns das Antlitz unserer Kultur schänden und denen wir die Blicke unserer Kinder nicht aussetzen dürfen!

Angesichts der jährlichen Zunahme der Geschlechtskranken um ½ Million

fordern die Frauen die endliche Verabschiedung des schon 1922 eingebrachten Gesetzes zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Es räumt mit der doppelten Moral für Mann und Frau, mit der Sittenkontrolle auf und versucht, die Geschlechtskrankheiten mit gesundheitlichen, statt polizeilichen Maßnahmen zu bekämpfen. Beide Geschlechter sind zu ärztlicher Behandlung gesetzlich verpflichtet. Geschlechtsverkehr oder Eheschließung Erkrankter ohne Mitteilung ist mit Freiheitsstrafe belegt. — Die Kasernierung der Prostitution (auf bestimmte Straßen) nach Bremer System wird von den Frauen abgelehnt.

Die ganze Schwere des menschlichen Zentralproblems lastete auf der Debatte über § 218, der die Abtreibung mit Zuchthaus für Mutter und Helfer bestraft. — Bereits 1908 hat der Bund neue Richtlinien aufgestellt, deren Wortlaut heute noch unanfechtbar ist, aber namentlich den außerordentlich stark vertretenen Ärztinnen nicht bestimmt genug erschien. Die Ärzte fordern bei der heutigen Dehnbarkeit des § 218 unzweideutige Formulierungen, da sie bei der Fülle der Denunziationen auf Gnade und Erbarmen dem Richter ausgeliefert sind und jedesmal Entziehung der Konzession und Zuchthaus fürchten müssen. . .

Die außerordentlich gewissenhafte und gründliche Debatte brachte die volle Wucht an religiösen, juristischen, medizinischen, sozialen, eugenischen Argumenten für und gegen § 218 auf, die geeignet war, das an sich schon vorzüglich sachliche, gedruckt vorliegende Referat von Dr. Else Ulich-Beil zu ergänzen.

Die endliche zeitgemäße Stellungnahme zu § 218 fordern schon statistische Ergebnisse, wie folgende: Heute kommen auf 100 Geburten in den Großstädten 40—50 Fehlgeburten, im Frieden 10. $\frac{3}{4}$ dieser 50% führen die Ärzte auf künstliche Eingriffe zurück, denn den Hauptanteil stellen die am wenigsten zu Fehlgeburten disponierten Jahresklassen von 31—36. In großstädtischen Kliniken steigt die Sterbeziffer der mit Fehlgeburten eingelieferten Frauen bis 50%, entsprechend ist der Prozentsatz von schweren Nachkrankheiten, Unfruchtbarkeit, Arbeitsunfähigkeit — alles fast regelmäßig Folgen von Selbst- oder Pflückerabtreibung, wofür die seltsamsten ungeheuerlichsten Funde im Gebärmutterinhalt, Stifte, Stäbchen, Nadeln usw. sprechen.

Gegen die Strafwürdigkeit der Abtreibung führten Referat und Debatte ins Feld, daß sie fast immer eine Frucht von Scham, Angst, Schwäche, moralischen Konflikten, auch infolge der einseitigen Achtung der „gefallenen“ Frau, darstellt. Der Wille zum Binde ist durch die Kriegsatmosphäre der Welt mit ihrer Verneinung des Lebens gebrochen. Neue Opfer für einstigen Vernichtungswahnsinn in die Welt setzen? — Gar nicht schwer genug einzuschätzen ist die wirtschaftliche Not. Gerade die anwesenden Parlamentarierinnen bekannten, daß ihnen die Erkenntnis der sozialen Auswirkung von Beamtenabbau, Wohnungsnot, Arbeitslosigkeit auf § 218 die Stellung zu ihm tragisch unlösbar erscheinen lasse. Es haben sich junge Paare scheiden lassen, um der beamteten Frau den Abbau zu ersparen, die Kinder durchzubringen, und leben im Konkubinat weiter! — Abtreibung ist Selbstschädigung, die sonst nirgends im Gesetz bestraft wird. Die Gemeinschaft wird durch den Präventivverkehr um viel mehr neues Leben geschädigt, als jemals durch Abtreibung. Das Gesetz erscheint besonders sinnlos, wenn Abtreibung mit Zuchthaus bestraft, Präventivverkehr gesetzlich zu stützen versucht wird, Gewerbsunzucht straffrei bleibt!

Aus jahrzehntelanger Erfahrung in einer Rechtschungsstelle und als Schöffin

teilte eine namhafte Führerin mit, daß fast alle ihr bekannten wegen des § 218 Angeklagten nie den Eindruck verbrecherischer Naturen gemacht hätten. Es seien brave, verzweifelte Frauen, meist Mütter mehrerer Kinder gewesen, die aus irgendwelchen unglücklichen wirtschaftlichen oder ehelichen Verhältnissen den Schritt über sich gebracht. Denn § 218 ist ein Klassengesetz. In gebildeten, wohlhabenden Schichten sind die Beziehungen zwischen Familie und Hausarzt vertraut, stehen Privatkliniken mit ausgesuchten Operateuren zur Verfügung. — Die proletarische Frau ist dem Kurpfuscher, damit schwerster Lebensgefahr, im Falle der Entdeckung dem Zucht haus ausgeliefert. — Wenn auch nur eine verschwindende Zahl zur Ururteilung kommt, so hat Radbruch doch recht, wenn er darauf hinweist, „daß ein Gesetz, das in der überwiegenden Mehrzahl seiner Anwendungsfälle straflos seine Spotten läßt, das Ansehen der Rechtsordnung überhaupt schädigt“. Er und Frau Schuch haben in einem parlamentarischen Antrag schon 1920 (nach amerikanischem Vorbild!) Aufhebung der Strafbarkeit verlangt, wenn die Abtreibung von der Schwangeren selbst oder einem approbierten Arzt in den ersten 3 Monaten vorgenommen wird.

Im amtlichen Entwurf eines neuen Strafgesetzbuches von 1925 wird an der Strafbarkeit mit Gefängnis von mindest 1 Woche festgehalten.

Für diese Beibehaltung wurde in Referat und Debatte geltend gemacht, daß es längst nicht genügend bekannt ist, welche ungeheure leibliche und seelische Gefahr selbst der Eingriff des geübten Arztes in die Schwangerschaft darstellt, wie die neuen Forschungen wieder erhärtet haben, allein schon durch die gewalttätige Unterbrechung der Stoffwechsellumstellung, der lebenswichtigen inneren Deckungsabsonderungen! Immer bleibt die Abtreibung ein Schnitt durch die Natur, auch durch die seelische der Mutter. Oft erleben Ärzte, wie ein ursprünglich ungewolltes Kind das Glück und der Erzieher seiner Mutter zu sittlicher Reife wird. Vor allem machten die Befürworterinnen der Strafbarkeit geltend, daß gewiß in zahllosen Fällen das Gesetz mißachtet wird, daß es aber als furchtbare Warnungstafel ebensooft den unnatürlichen Eingriff verbietet.

So nahe schon jene Sätze im Referat die letzte Konsequenz dieser Dinge streiften: „bei der ungeheuren Verschwendung der Natur mit Lebenskeimen erhält die ungewollte Schwangerschaft für die Frau selber innerlich einen Zufallscharakter“ — und: „die Überzeugung von der Notwendigkeit einer Rationalisierung der Fortpflanzung wird sich immer mehr ausbreiten“ — zu der eigentlichen letzten Fragestellung ist es in dieser Versammlung nicht gekommen: ob die alte naturfromme Eingabe an das Verhängnis oder Willensfreiheit, Selbstbestimmung auch für das Weib in seiner zentralsten Funktion? Ob ungehemmte Zufallsvermehrung oder eugenische Planwirtschaft der Gemeinschaft?

Aber in dem sichtlich schwer und quälend um jedes Wort der Entschließung Mitschringen der Frauen spürte der Wissende das instinktive, unterbewusste Grauen vor der Nähe des Augenblickes, wo die nackte, notwendige Heiligkeit letzter Rationalisierung angesichts moderner Entwicklungen von der Frau jene blinde Naturverbundenheit aufzugeben fordert, die in jüngeren, glücklicheren Menschheitsstadien ihre tiefste Stärke gewesen ist. So wirkte der mutige Ruf einer ehelichen warmherzigen Frau vorläufig wie eine erlösende Ablenkung: „Macht die Abtreibung, die wir alle schrecklich und widernatürlich empfinden, unnötig, indem Ihr das Wissen unter die armen Frauen tragt, demzufolge die Geburten in unsern

Breien längst rationiert werden!" Die alte Führerin Marie Stritt unterstrich in demselben Sinn die gesündere Entschlußkraft in England, wo von der Regierung eine Bewegung für Volksaufklärung ausgeht und Gewerkschaften, Frauenvereine aller Konfessionen die Frauen an öffentliche „Stellen für Gesundheitspflege“ um Auskunft weisen.

Vielleicht hätte die letzte Entschließung der Versammlung nicht bloß medizinisch und sozial begründete straflose Eingriffe des Arztes, sondern Straflosigkeit überhaupt zugestanden, wenn eine Angehörige der proletarischen Schichten, die die meisten Opfer des § 218 stellen, Aug in Auge zu den Frauen gesprochen hätte. Auch die beste sozialistische Akademikerin findet nicht die bezwingende Unwiderleglichkeit der Not am eigenen Leibe jener verkümmerten Menschheit, welche die Sünden der Gesellschaft um die Sicherheit wohlgeborenen Nachwuchses geschädigt haben. Es rächt sich hier die Taktik der sozialistischen Parteien, ihren Frauen die Mitarbeit in Frauenorganisationen zu verbieten, weil die Männer dort in der Partei die Sache der Frau mit ausfechten.

So ging das soziale Gefühl der Mehrheit des Bundes, der von Anfang an Arbeiterinnenschutz, Heimarbeitorganisation und wirklich soziale Frauenfürsorge erstrebt hat, den alten, noch keinen neuen Weg. Denn die letzte Entscheidung gab gerade den mutigsten, sonst fortschrittlichen Frauen eine soziale Erwägung, eine traurige Gewißheit. Auch Gertrud Bäumer gibt sie in ihrem letzten Aufsatz über diese Dinge den Frauen dringend zu bedenken: jene furchtbare Gefahr immer wiederholter Abtreibung, der gerade die Frauen der ärmsten Schichten durch die Brutalität rücksichtsloser Männer bei Straffreiheit ausgesetzt sein würden.

Der Bund entschied sich in seiner Entschließung für Aufrechterhaltung der Strafbarkeit, aber nur durch Gefängnis und zeitlich herabgesetzt. Er fordert Ermächtigung für den Arzt, die Schwangerschaft zu unterbrechen aus gesundheitlichen, die sozialen Verhältnisse der Mutter berücksichtigenden Gründen.

Meta Gerloff

Katakombenschulen in Südtirol

Der Völkerbund tagt und tagt; doch dadurch, daß er vor all den Reden den Tatsachen die Ohren verschließt, beweist er seine Belanglosigkeit in bezug auf wahres Menschenrecht! Eine dieser Tatsachen ist, daß im geraubten deutschen Südtirol (nicht im Trentino!) ohne Einsprache des Völkerbundes das Entsetzliche geschieht, daß die Italiener mit allen erdenklichen Mitteln dem entgegenwirken, daß deutsche Kinder in ihrer Muttersprache unterrichtet werden können. Seit dem italienischen Schulgesetz von 1923 ist das Deutsche, selbst in den ersten Klassen, vom Lehrplan der Schule völlig gestrichen.

Um trotz des auf Ausrottung der Muttersprache der Tiroler zielenden italienischen Verbotes den deutschen Kindern den Unterricht in der Muttersprache zu ermöglichen, taten sich wohlhabende Bauern zusammen und schufen in Kellern „tagende“ Schulen, in welche die Kinder der ärmeren Deutschen als Freischüler mit aufgenommen wurden. In diesen geheimen Kellerschulen sahen die Tiroler die einzige Möglichkeit, ihren Kindern eine Erziehung zuteil werden zu lassen, die einzig kindgemäß ist, nämlich aus dem Ur- und Mutterlaut heraus dessen Beziehungen zur Umwelt zu entwickeln.

Die nirgends fehlenden Denunzianten lenkten die Aufmerksamkeit der Italiener

auf diese Katakombenschulen und die Folge war, daß die Beherberger dieser Schulen, die Eltern und Lehrer beschimpft, bestraft, zum Teil ausgewiesen und die Schulen geschlossen wurden.

Jeden Hund läßt man in seiner eigenen Sprache bellen; um das Tier zu erziehen, läßt der Mensch sich herab, sich dem Wesen des Tieres anzupassen, weil dadurch ein Erfolg gewährleistet wird: Die Italiener aber verlangen, daß deutsche Kinder in einer ihrem innersten Wesen fremden Welt erzogen werden! Dies ist ein ungeheuerliches Verbrechen am Kinde und am Menschen, und es ist um so schlimmer, als dies in einer Zeit geschieht, in der gerade das Erziehen von innen heraus im Mittelpunkt des Interesses steht. Es handelt sich hier nicht um ein politisches Ereignis — nein! Es handelt sich hier um die Vertretung der Menschenwürde, um die Wahrung des Selbstbestimmungsrechtes der Völker. Es handelt sich hier um ein Ereignis, das jeden wahren Menschen jeder Rasse, jeder Richtung, jeder parteipolitischen Einstellung im tiefsten erschüttern muß.

Hätte ich diese Tatsache nicht erst auf meiner Ferienreise erfahren, sondern vor meiner Rede auf der Mitte August dieses Jahres in Seibelberg tagenden internationalen pädagogischen Konferenz, so hätte ich wahrhaftig im letzten Augenblick meinen Vortrag umgeformt zu einem flammenden Protest gegen ein solches Verbrechen, und ich hätte nicht geruht, bis die in Deutschland tagenden internationalen Pädagogen als Hauptergebnis ihrer Konferenz einen öffentlichen Protest gegen derartige Erziehungsungeheuerlichkeiten erlassen hätten.

Die natürlichsten Instinkte werden hier mit Füßen getreten, und das Land der Frau Montessori, welche, wenngleich nicht im tiefsten Sinne, für die Eigentätigkeit des Kindes eingetreten ist, läßt diese Ungeheuerlichkeit zu; die Träger der italienischen Kultur widersprechen nicht, und der Völkerbund schweigt. Wo ist da das Menschenrecht, wo die Menschenwürde? Hier ist ein Feld für Pazifisten, wo es des vielgelübten „Rebens“ wirklich wert ist! Ulbrecht L. Merz

Nachwort der Leitung: Gegen die Anmaßung der Italiener helfen keine Worte, sondern nur Taten. Sie würden sofort vernünftig werden, wenn der Deutsche genügend Stolz hätte, um einmal einen Winter keine Apfelsinen zu beziehen. Warum bringt er keine Gruppe auf, die den anderen Deutschen die Apfelsinen aus den Händen schlägt und sie in den Läden vernichtet? Erstens würde gleich der Staatsanwalt ankommen, und wenn es 3 Jahre hinterher wäre, zweitens denkt der Deutsche, das kann ja mein Nebenmann machen und drittens besitzt er eben als Volk keinen Stolz der Selbstverantwortlichkeit. Das kann ja die Regierung besorgen — aber er hält große patriotische Reden.

Kulturpolitischer Arbeitsbericht

Tagung des Monistenbundes
in Coburg vom 4.—9. September

Die Vortragsreihe eröffnete am Sonnabend nachmittag im Kongresssaal der Veste Professor Dr. Schmidt-Jena. Er sprach über den Entwicklungsgedanken. Von den drei Erklärungsmöglichkeiten alles Geschehens durch den

Entwicklungs-, den Schöpfer- und den Ewigkeitsgedanken ist der erstere der einzige Maßstab. Von den vier von Säckel unterschiedenen Graden der Entwicklung ist der der individuellen Autonomie der wichtigste. Den Ausdruck Schillers: „Die Natur muß der Einheit unserer Vernunft unterworfen wer-

den“ erweitert der Redner um den Zusatz „auch der Hoheit unseres Willens“.

Der folgende Redner Professor Dr. Misar-Wien (Astronom) sprach über das Weltbild der heutigen Physik. In dem Vektor Algebra hat man ein neues anpassungsfähiges Mittel zur Verdeutlichung des Bildes gefunden. Seine drei großen Träger sind: der Entwicklungsgedanke (von Darwin ausgeprägt), der Funktionalgedanke (Gesetz der Erhaltung der Energie: Mach) und die aus intellektueller Not entstandene Relativitätstheorie (Einstein). Der uralte Gedanke der Einheit der Substanzen im monistischen Sinne steht heute fest. Aus dem mikroskopischen Problem ist ein makroskopisches geworden. Das Weltbild der heutigen Physik ist ein Triumph des monistischen Gedankens.

Am Sonntag früh 10 Uhr kam in zweistündiger Rede Rudolf Goldscheid-Wien über Weltanschauung und wissenschaftliche Erfahrung zu folgendem Schluß:

Das wissenschaftliche Ideal ist die Eindeutigkeit. Objektive Gültigkeit darf sich keine Weltanschauung erschleichen. Erlebnisse sind etwas rein Individuelles, vor dem Forum der Wissenschaft Unhaltbares. Die einzige unbeirrbare Richterin ist die Vernunft. Alle Wissenschaft muß aber auf Einheitlichkeit aufgebaut sein, wie sie der Monismus verkörpert. Der Dualismus sucht die letzten Dinge statt aufzuhellen zu verschleiern. Eine geordnete Darstellung des Ganzen kann nur die Wissenschaft bringen.

Als zweiter Redner behandelte Heinrich Stöbel-Berlin in großer Breite die sozialistische Kulturfürsorge der Zukunft für Schule, Kunst, Schriftstellerei und die Rationalisierung der Technik.

Am dritten Abend hielt Dr. Deri-Berlin einen Lichtbildervortrag über „Rembrandt als Erzieher zur Menschenliebe“. Der Redner suchte erst klarzumachen, daß man Kunstserlebnisse auch ohne Metaphysik nacherleben könne und daß eine gottlose Anschauung auch für die Kunst gelte. Es be-

rührte höchst eigentümlich, daß sich Dr. Deri im Laufe der Erklärung fortwährend in höchst störender Weise entschuldigen zu müssen glaubte, daß er nicht instande sei die Absichten Rembrandts nachempfinden zu können.

Der zweite Vortrag am Nachmittag über die materialistische Geschichtsauffassung begründet durch Prof. Hartwig-Brünn und Rudolf Goldscheid-Wien brachte keine neuen Gesichtspunkte über die bekannte monistische Auffassung. Bewußtsein und Sein beeinflussen sich gegenseitig. Eine Verschmelzung zwischen der Auffassung von Marx und von Freud muß die soziologische (gesellschaftskundliche) Auffassung der Dinge ergeben. Die geschichtliche Entwicklung geht ruckweise vor sich. Die wirtschaftlichen Verhältnisse werden stärker sein als das ideelle Denken. Die realen Verhältnisse werden die Durchführung des Sozialismus erzwingen. — — In der Aussprache kamen auch Gegner zu Worte, die diese Auffassung als nicht auf alle Verhältnisse anwendbar bezeichneten. Es fehle der soziologische Unterbau für Recht, Ethik und Erziehung.

Als Redner am Abend in der öffentlichen Versammlung im Hofbräu-Festsaal trat statt Prof. Hartwigs Dr. Deri-Berlin auf mit einem Vortrag über „der Glaube der Glaubenslosen“. Der Glaube hat zwei Bedeutungsinhalte, einen durch Erfahrung und einen durch Offenbarung bedingten. Der Monismus ist die bewußt einseitige Einstellung auf die Erfahrung, auf die Erkenntnis der Tatsachen. Er lehnt alles Metaphysische, weil ohne erfahrbare Wirklichkeit, ab. Der Redner bekennt sich zur Agnostik. Der eigentliche Glaube der Monisten ist die Möglichkeit einer höherentwickelten Menschheit. Möglichste Leidverminderung, größtmögliches Glück einer größtmöglichen Zahl ist ihr Ziel. Gleicher Absprung gilt für alle. Bewußter Verzicht auf Lösung des Welträtsels, auf den Glauben an ein früheres Paradies tritt ein zugunsten des Glaubens an eine bessere Zu-

Kunst. — Zur Aussprache meldete sich niemand.
f. B. Beß

**Thüringer Bewegungschöre
Rudolf von Laban**

Die tänzerische Gymnastik Rudolf von Labans will in ihren Laienkursen dem berufstätigen Menschen nach seiner Arbeit durch Erlebenlassen seines bewegten Körpers Ausgleich und Entspannung geben. Sie will neben und mit der gymnastisch selbstverständlichen Lockerung und Durchschulung des gesamten Körpers, auch durch übungsmäßige Einführung in die elementaren Gesetze der Raumharmonie, wie sie durch Rudolf von Laban entdeckt sind, die tänzerische Freude an der freien, eigenen Bewegung wecken und gestalten. Sie führt also von einfachster Gymnastik, die jedem Gesunden ohne Vorkenntnisse möglich ist, durch Übung aller Bewegungsformen und Kräfte zur Kultur des eigenen, persönlichen Bewegungsausdrucks. Da sie diesen — und nicht die vorgezeichnete nur „schöne“ Form bildet, gibt sie der Frau die ganze Weite ihres Bewegungsempfindens und ermöglicht überhaupt erst den tanzenden Mann, der nicht mehr weiblich zu sein braucht, weil diese Art Gymnastik auch kraftvoll und stark ist. — Die gemeinsam erarbeitete und erlebte Bewegungsfreude drängt aber auch zum gemeinsamen Bewegungsspiel, bei dem die Gemeinsamkeit des geschulten Raumgefühls nun Ausgleich, Steigerung, Gestaltung ermöglicht bis zu tänzerisch-geistigem Zusammenschluß, aus dem der chorische Gruppentanz erwächst. So entsteht der „Bewegungschor“ und bekentt seine Tanzfreude in der Tanzfeier.

Aus diesem Gedanken Labans, der sich gerade in diesem zielschenden Zusammenschluß von der üblichen Gym-

nastikschulung unterscheidet, heraus hat Martin Gleisner, neben seiner Tätigkeit als Leiter der Tanzgruppe des Reußischen Theaters, im vergangenen Winter in Gera einen Bewegungschor begründet. Trotz der vielen Schwierigkeiten einer Mittelstadt ist aus dieser dreivierteljährigen Zusammenarbeit von Tänzer und bewegungsfreudigen jungen Menschen, von einfachster tänzerischer Gymnastik beginnend, eine Tanzfeier herausgewachsen, die einen ganzen Abend mit musikalischen Gruppentänzen ihre Zuschauer in ihren Bann zog und begeisterte. Es ist das um so mehr zu beachten, da trotz vieler Labansschulen ihre Arbeit bis jetzt erst in Hamburg und Berlin zu Bewegungschoraufführungen geführt hat.

In diesem Herbst nun hat Martin Gleisner in Jena die „Thüringer Bewegungschöre Rudolf von Laban“ begründet, die in steter persönlicher Führung mit Herrn von Laban arbeiten. Vorläufig finden Kurse im Sinne des Bewegungschorgebans an den Volkshochschulen Jena und Pößneck und in Weimar statt. Von Januar ab können bei genügendem Interesse in allen Städten Thüringens Bewegungschöre eingerichtet werden. — In Verbindung damit wird demnächst in Jena eine Ausbildungsklasse eröffnet, die in eingehender täglicher Arbeit auf die Berufe des Tänzers und Gymnastiklehrers (Bewegungschorleiters) im Sinne der neuen Entwicklung der Choreographie vorbereitet. — Außerdem können Einzelstunden, Kinderkurse und Stunden in gesundheitlicher Körperbildung erteilt werden.

Anfragen sind zu richten an: Martin Gleisner (Bewegungschor R. v. Laban), Jena, Hügelstr. 19. (Außerhalb Thüringens an die Zentralstelle der Labansschulen, Hamburg, Schwanenwik 38.)

Die Tat

Monatschrift für die Zukunft
deutscher Kultur



17. Jahrgang

Heft II

Februar 1926

Ernst Goldbeck / Die entschiedenen Schulreformer / Gedanken der Nacht

Seit Anbeginn betrachte ich sie. Manchmal weile ich unter ihnen, manchmal weile ich fern, von Festigkeit erschreckt. —

Von der Idee sind sie ausgegangen. Sie blieben ihr treu. Sie ahnten nicht, welches Reich sie betraten, aber sie schritten vorwärts. Wann wird diese Fahrt beendet sein, wann wird sie beendet sein dürfen?

Sie fühlten, daß Idee dem Leben entsteigen müsse. Langsam denn also, Stück für Stück, fielen Säulen ab von Menschenleben und Erdenwesen und dennoch blickt das Menschenauge überall in Nacht.

Da stiegen Ängste auf! . . .

Soll sieghafter Glanz der Idee alle Angst verscheuchen, auf daß wir demaleinst in einem Erdenparadiese leben? Kann Leben sein ohne Angst? Idee entsteigt dem Leben und Leben erliegt der Idee — ewige Liebe und Todfeindschaft zugleich . . .

Aber wie, wenn dennoch ein einiges Reich wäre, dem Menschenauge allein zwierteilt?

Last uns, ewige Wanderer, gläubig entzweit, gläubig geeint, hinstreben über das wogende Meer zum fernen Licht! Die Allgemeinschaft der Einsamen wird uns erlösen.

Paul Westreich

„Entschiedene Schulreform“ als Erziehung zur Totalität

Keine neue Lehre, sondern nur gestrafter Wille zum Aufbau irdischer Totalität! Keine dogmatische Pöplichkeit, sondern die spontane Initiative gleichgerichteter Kräfte! Nicht Methodenfestigkeit, sondern die „Tat“ als freie Bewegung zum unendlichen Ziel sich mit der Erkenntnis und den Mitteln stets wandelnder Vollkommenheitsschau!

Wir müssen, das ist das Grauenhafte und Befriedigende! Früher gab es Auswege: Deportation und Auswanderung der „Entarteten“ oder Überzähligen, die ihrer Rassenüberlegenheit brutal und guten Gewissens unter den „niedereren“ Völkern Plag schafften, es gab Klöster, es gab Wälder, Prärien, irdische „Unendlichkeiten“. Um die Rundung der Erde kam der „Normale“ nicht herum. So gab es Welt Herrschaftswechsel und Erdbeherrschungsehrgeiz, Kolonien, Flotten, Völkerausrottung und -assimilierung, Zwangskirchen und Mission, Irredenta und Diaspora, Märtyrer des Glaubens und der Nation, Agrar- und Industrieländer. Zu all dem gehört das Festliegen der Grenzen, die Langsamkeit des Verkehrs, die Zweidimensionalität der Bewegung, die Rangleiter der Rassen, die Offenheit des Lufthimmels, die Regulierbarkeit der Untertanen, die man neuerdings „Bürger“ nennt. All das wird noch im bestehenden kapitalistischen Wirtschaftssystem, Staaten- und Bildungssystem als selbstverständlich fingiert. Und ist doch gerade durch dies System im letzten Jahrhundert völlig problematisiert worden. Nichts ist mehr gewiß, kein Fleck der Erde ist mehr fern, weder Höhlen noch Bergspitzen, weder Küsten noch Pole sind mehr sicher. In wenig Jahren wird jeder Erdbewohner mit jedem Erdbewohner direkt sprechen, sich mit ihm in unmittelbare „nachbarliche“ Beziehung setzen können. Die Erde wird nun dreidimensionaler Bewegungsraum und damit erzittert unsere Jahrtausende lang starr konservierte „Ethik“ in ihren Grundfesten. Die praktische „Moral“, auch der bloße Cant, setzt eine bestimmte Koordinatengebundenheit voraus und eine bestimmte, körperliche und geistige, „Verkehrs“-weise innerhalb des Koordinatengebiets. Das zweidimensionale „Eigentum“ kommt bei dreidimensionaler Erdererschlossenheit endlich in wirkliche Gefahr, die „Selbst“ des Besitzenden wird allen zugänglich! Was sind noch Grenzen, Zoll und Paß? Wie will man noch sein falsches Leben bergen, wenn Strahlen jede Wand durchdringen und Flieger in jedes Hauses beliebigem Geschosse absteigen können? Die Technik — wie viele haben das in seiner unentrinnbaren Suchtbar-

keit schon begriffen? — die Technik fragt nicht, wie die „Reife“ der Menschen, der Völker ist, sie ist ihr eigener Herr nicht mehr, sie unterpulvert jede Ebene, die sie selbst soeben noch mit Mühe schuf! Die Technik macht die Erde winzig klein! Schon heute ist sie rund herum im Funkensprucht tempo viel kleiner als Deutschland vor 100 Jahren in Nilpostdurchquerung! Die Technik überfliegt die Wälder, Wüsten und die Pole, der spurgebundene Verkehr hat Zeit, ihr nachzukriechen. In Asiens Innern macht die Drucker-schwärze die Völker „national“, in China wird die alte Wirtschaft aufgelöst, ein Riesenvolk gerät dabei in chaotische Bewegung, in Nordamerika, in Innerafrika, in Kapland zeigt der Neger, daß verhaltene, ungelöste, unverbrauchte Kraft nicht „stetige“ „Entwicklung“ braucht! Und während Konkordatsgesetze seelische Unterwürfigkeit erzwingen, sprechen Zeitung, Buch und Radio heute „bildend“ von Christus, verschiedenster Konfession, morgen von Buddha, von Laotse, vom Shintoismus, Brahmanismus, von Zoroaster und von Gandhi! Wenn wir in dieser dummverlogenen Weise fürder leben, während die Technik weiterrast, so muß die völlige Auflösung, die restlose Entsitlichung, die wahllose Bastardierung der Rassen — unter Summierung der Defekte — das Ende sein! Die Gefahr ist um so größer, als idiotische Nationalismen und Orthodoxien sich der modernen technischen Mittel bedienen, um ihre Überholtheiten unbedingte der Form nach aufrechtzuerhalten. Vernichtendste Entladungen können in dieser Welt der Inkongruenzen in jedem Augenblick zum Ausbruch kommen. Die „Politiker“ dieser Zeiten leben immer noch in der Ideenwelt vergangener Generationen: Expansion, Weltmarkt, Kolonien, Seeres- und Flottenmacht, Konkurrenz und „Freie Bahn dem Tüchtigen!“. Die „Kultur“-Politiker, die verehrlichen „Schulreformer“ eingeschlossen, „bilden“ noch immer, wie im kaiserlichen Deutschland der Welt-eroberung, nur „humaner“ und in neueren Methoden, einen möglichst großen Teil der Jugend zur „Geistigkeit“ zur — Expansion! Denn unser alter Schulaufbau mit seiner Lawine des „höheren“ Schulwesens, mit seinem immer breiteren „Abiturienten“-strom, ist Erzeugnis der Weltmarkts-eroberungszeit mit ihrem grenzenlosen „Bedarf“ an Seeres-, Flotten-, Handels- und Industriefunktionären. „Das Volk“ zerfiel in die abgestempelten, „berechtigten“, fremdsprachen„kundigen“ Verkopften, die sich frei von „gemeiner“ Sandarbeit „gelernt“ hatten, und in den „unbegabten“ Rückstand, der „verurteilt“ war zum Srondienst. Diese ehemals verständliche Maschinerie der Verkopfungs-„Auslese“ (die mit Durchgeistigung und Durchseelung gar nichts zu tun hat: Die beiden würden gerade Erden-nähe, Meisterung der materiellen Prozesse bedeuten! Hier aber will man neben den Dingen Flug reden und sich treiben lassen!) rotiert weiter und speit Jahr für Jahr „Anwärter“-heere aus, als wenn die Erde noch unendlich und unterwürfig wäre, Anwärter-scharen, die in ihrer Urteilsunfähigkeit vermeinen, irgendein Monarch, Feldmarschall, Stinnes könne

ihnen wieder eine rentensichere Laufbahn für die „berechtigten“ Ansprüche ihrer Verkopftheit besorgen, Anwärterbataillone, die deshalb pseudo-national und ironisch-Kirchengläubig sind, die Kriege als Ventile des Überangebots für möglich und erwünscht ansehen!

Jetzt aber steht „Weltwende“ vor der Tür, „das Zeitalter der europäischen Vorherrschaft neigt sich dem Ende zu“. „Die Parole der Zukunft heißt zweifellos: wahrhafte Freiheit der Völker, unbedingtes Selbstbestimmungsrecht, Bildung übernationaler Staatenverbände mit Kulturautonomie für jeden Gliedstaat“, so schreibt ein Rechtspolitiker (Prof. Erich Obst in seiner „Zeitschrift für Geopolitik“, Juni 1925).

Wird diese Autonomie der Völker, aller Völker, auf dieser engen Erde möglich sein? Sie ist es nicht! Schlagt eine Zeitung auf, da strözt es von Kolonialkriegen, Kolonialsehnsüchten (auch deutsche „Sozialisten“ und „Pazifisten“ reden von „wilden Völkern“ und „deutschen Kolonialbelangen“, sie sind museumswürdig, für die Schreckenskammern), von Missionierungen, von Zolltarifdrohungen, von „Kulturforschungen“ und „deutscher Erziehung“! Die Zeitungsschreiber und ihre Leser leben geistig in der Biedermeierzeit! — Die autonomisierte Erde, die andernfalls ein Schlachthaus, eine Stöckenstätte, ein Arbeitsgefängnis für die Menschen wird, sie ist nur möglich unter autonomiereifen Völkern, deren autonom gewachsene Stämme und Bürger aus ihrer errungenen Totalität die Totalität der Erdenmenschheit bejahen (wie ehemals im engen Tal Beharrung aus innerer Anerkennung der „Ordnung“ möglich war), die also die dafür notwendige „Religiosierung des Daseins“ (wie ich zu sagen pflege) durchsetzen, die Alltäglichkeit durchleben!

Die Menschheit muß! Es hat sehr wenig Wert, wenn jetzt die Wissenschaftler, die „Wissenschaft“ betreiben, um von ihr zu leben, wenn die jetzt dicke Bücher darüber schreiben, ob aus armen oder begüterten Schichten mehr „begabte“ Kinder kommen, ob geistige Anlagen vererbbar seien oder nicht, ob rassereine oder gemischte Völker leistungsfähiger, ob farbige Stämme „minderwertig“ sind! Dies Gezänk nährt seinen Mann und seine Frau, und wir sollen „Ehrfurcht“ davor haben!? — Wahre Wissenschaft hätte jetzt nur eine Aufgabe: Zu begreifen und den anderen klarzumachen, daß jetzt die alten Bindungen im Zerfaulen sind, horizontal und vertikal, daß der Mann aus Wadai morgen die Gutsbesitzersmaid in Sinterpommern überschatten, daß schichten- und standesmäßige Abschließung nicht mehr mit Gewalt stabilisiert werden kann, wenn rings der letzte Proletarier aus verdrängter, unbewusster Totalitätssehnsucht mit Haß und Neid und Bier (nach Plunder) erfüllt ist.

Die alte „Bildungs“schichtung ist eine Burg ruine der Vergangenheit. Heraus aus ihr ins schwere, aber blutstromerfüllte Leben! Was ist „höhere Bildung“? Die „preussische Reform“ — Dank den Bewegern sei gesagt! — hat alles in Frage gestellt und Lösungen geschaffen, die wenigstens alles

„Bestehende“ zum Problem machen und abbauen. Der Viertelmenschen aus Richters Retorte kann der Neandertal-Vorläufer des wahrhaft Gebildeten, des totalen Zukunftsmenschen, werden. Aber man muß wissen, wohin man nun im anbrechenden Chaos drängen soll, und darf nicht müde werden, es zu tun.

Das ist der Sinn der „Entschiedenene Schulreform“: Aufbruch zur Erdenbürgererschaft, Wachstum der Jugend zum Mitwirken am Aufbau der zu ordnenden Erde, Erzwingung der irdischen Totalität durch die erklämpfte maximale Totalität jedes Einzelnen, der deutsche Mensch! Deshalb jedem seine Schule! Deshalb die zur „Religiosierung“ stark machende „Produktionsschule“! Deshalb die volksculturelle Einheitschule (als die wahrhaft religiöse Schule), deshalb die Gesamtforderung der „Entschiedenene Schulreform“: Die elastische Einheitschule als Lebens- und Produktionsschule!

Schulmeistergrößenwahn!? Man kann nicht durch Erziehung die Welt ändern!? Die wirtschaftlichen Mächte sind gewaltiger! Phantastischer Utopismus!? — Ich höre das alles und sage: Ihr habt alle recht! Und doch hilft es nichts! Wenn ihr wollt, daß die Menschheit auf dieser engen, kleinen Erde in Zukunft menschlich leben soll, wenn ihr eure Kultur Güter, euer Volk, eure Seelen wirklich liebt, so müßt ihr die Pfade der „Entschiedenene Schulreform“ wandeln, ob ihr wollt oder nicht, dazu beitragen, daß allmählich totalere, produktivere, urteilsfähigere, rausch-immunere, also tatfromme Menschen heraufkommen!*

Welche Wege ihr dabei zum Ziele beschreitet, das steht euch frei, wenn ihr nur zum Ziele strebt! Die „Entschiedenene Schulreformer“ haben in diesen 6 Jahren immer die Dogmatisierung der Mittel in ihrem Kreise verhindert. Sozialisten, Kommunisten, Antroposophen, Freiwirtschaftler usw., alle die, die eine Lehre des Weges besitzen, sind uns deshalb gleich abgünstig gewesen. „Wer ein Ziel will, muß auch den Weg weisen!“ Ganz recht, er muß für sich einen Weg wissen, aber es gibt viele Wege zum Gipfel, und schließlich ist schon das sehnstüchtige Ergreifen des Gipfels im zielenden Blick ein Wichtiges! Wir suchten immer die zu sammeln, die den totalen, autonomen Menschen im totalen Volk als autonomem Gliede der totalen Erdenmenschheit als Erziehungsziel setzten. Die Wahl der Wege bleibt frei. Eine solche ideologische Überbau-Organisation, wenn sie kraftvolles Leben besitzt, sendet ihre Wurzeln überall ins Erdreich und wählt es auf. Nichts notwendiger als eine Gewissens-Schar unabhängiger und unkäuflicher Menschen, die nie bereit ist, ihre Einsicht und ihren Willen unter die Parteipetische und unter den „Erfolg“ zu beugen!

* Wer ein wenig weiter nachdenken will über diese Fragestellungen und Imperative, lese meine Schriften „Bereitwerden zur Menschheitskultur. An die Chinesen!“ Greifenverlag, Rudolstadt und „Die Schule zur Volkskultur“ (Kösel & Cie., München) und die Zeitschrift der „Entschiedenene Schulreform“: „Die neue Erziehung“ (Postbezug). Der Verfasser

Ein sinnloser Katechisierungsunterricht ist der Inhalt der deutschen Linkspolitik gewesen. Sprüche, Bekenntnisformeln wurden aufgesagt und abgehört und neue Untertanen, die versagen mußten, waren das Ergebnis. Es ist noch nichts anders darin geworden! Wenn die Linksparteien trotzdem volksfreundlicher sind als die der Rechten, so liegt es am immanenten Zwang der Ideengerichtetheit, nicht an der Cliquenqualität! Ein scheußliches Unterfangen, daß nun wieder „Intellektuelle“ daran sind, die Kulturpolitik zu verparteilichen! Was ist selbst „sozialistische“ Kulturbewegung? Sozialdemokratische oder kommunistische? Ihr seid ja gleich am Ende, rechthaberische Sphylöcks. Aber — gesundes Werden zur Totalität, das Allerrevolutionärste, das einzig Revolutionäre, das könnt ihr hindern! Denn eure Seligkeit sind Wörter und Verböte. — Der „Wissenschafts“-Aberglaube macht die Proletarier, durch die Schuld ihrer „Führer“, zu Bourgeois: Entwicklungspieser oder „rechtgläubig“ in Lumpen!

Ich muß ganz kurz sein! — Die „Entschieden Schulreformer“ wollen den totalen und also revolutionären Menschen. Sie wissen, der wird nicht durch Predigen und kaum durch Lehre, sondern fast ausschließlich aus dem Beispiel und Werk! Die Welt wird nur erbauen, wer seiner und der Dinge mächtig ist, wer unverkrampft und seines Wertes so bewusst, aus schöpferischem Tun, daß er zu der Askese fähig ist, mit der er die Sklaverei der Güter abschütteln und sie nach ihrem lebenserhöhenden Werte in sachlicher Liebe ordnen und formen kann. Der Mensch, jeder Mensch, muß also seine sozialen Anlagen, möglichst alle — nicht nur die intellektuellen, auch die künstlerischen, religiösen, technisch-werkstätigen, — so in „nützlicher“ „Schule“ emporrücken, sein Qualitätsgefühl so fest machen, sein Menschheitsgewissen so wund, daß es nur in genossenschaftlicher Lebensführung, die nach der Technikreife allmählich kommen und sich ändern wird, leben kann. Der „Mensch“ — den unerbittliche Elternhygiene davor schützt, als Abfall durch dies Leben zu wandern — muß Kind und junger Mensch gewesen sein, also — in täglichem Zurückfluten in die Familie, wo sie sauber existiert — sein produktives Jugendleben zubringen in Erdennähe, in Feld- und Tier-Vertrautheit! Die Gesamtheits-Schulen vor die Städtetore und aufgelöst in Spielgärten, Arbeitsfelder, Werkstätten, -Räume, in Hallen für das Unterrichtsgespräch! Verantwortung, Nützlichkeit und Qualitätsbeispiel, soweit dem Alter frommt. Rhythmiß und Kunst, Schönheit und Sittlichkeit, soweit sie aus dem produktiven Leben und in seiner Regelung sich abnötigen! Der Glaube, Rhythmiß an sich, Werkunterricht, formal genommen, die „Religions“stunde, das seien „Werte“, ist ein Aberglaube!

Nur in der „religiösirten“ Praxis des geordneten, schaffenden Lebens müssen sie menschenbildend sich auswirken, sonst sind sie nur neue Maskierungen alter Zerstückelung. Aus errungener Totalität aber spricht gesundes Blutsgefühl. Dann ist die Klassenfrage praktisch „gelöst“: Paarung zu seiner Ergänzung.

Wer mit den Entschiedenen Schulreformern für die Lebensannäherung, Elastifizierung und Produktivierung des Erziehungswesens um des Umbaus der Erdenrealität willen wirken will, der muß viele Dogmen abtun. Es handelt sich nicht mehr um behaglich-beschauliche „Entwicklung“! Morgen stehen alle Völker, alle Volksgenossen fordernd vor der Thür. Alle müssen inmitten dieser Technik leben, auf dieser winzigen Erde, alle können es, wenn wir begreifen: statt übereinander nun nebeneinander, statt Stufung nun Gliederung, nicht „besser“, sondern „anders“ ist ein Volk, ein Mensch! Nicht Strafe, sondern Lebenshilfe! Es gibt nicht mehr Auswanderung, nicht mehr Deportation, die ganze Erde ist Hölle oder Harmonie, wie der Mensch sie schafft. Wille zur eigenen Totalität, Ehrfurcht vor der fremden und andersartigen Totalität! murmelt das Weltgewissen. Ob ihr es hört?

Otto Tacke

Grundriß der neuen Lehrerbildung

Als längst verhaßtes, von niemandem außer den berufenen Befürwortern alles Alten verteidigtes Bollwerk einer unmöglichen Bildungspolitik fiel unter den Streichen der „Bildungsstürmer“ von 1918 die Bildungsbastille: das Seminar. Es bedurfte eigentlich gar keines Kampfes, 'faute de combattants'; die ehemaligen Lobredner waren stumm geworden, hier wie anderswo, und fanden erst allmählich wieder aus ihren Schlupfwinkeln heraus. Die Einstimmigkeit in der Ablehnung des alten Seminars unter seinen Jünglingen, die gerade dem Nicht-Seminariker auffällt, hat ihre sehr verschiedenartigen Ursachen, von denen uns in diesem Zusammenhange nur die eine, bildungspsychologische, interessiert. Im Seminar blühte die Stoffmast, deren Behälter jahraus, jahrein auf die Schüler ausgegossen wurden und diese in Gefahr des Erstickens brachten. Daß sich unter diesen Umständen nun trotz dem Seminar ein „Gebild“ gestalten konnte, das haben Generationen von bildungswilligsten jungen Menschen gespürt, und diese Wissensfabrik stillzulegen, das war einhelliger Wunsch aller Lehrer. Aus der Auslehnung gegen die dogmatische Wissensvermittlung — gegen die schon ein Diefsterweg geeifert hatte — erklärt sich auch der allen gemeinsame positive Wunsch aller Lehrer: mehr Wissenschaftlichkeit! Allerdings mißverstand ein Teil von ihnen das, echt seminarmäßig, dahin, daß nun erst recht das „Lernen“ angehen müsse, während doch der tiefste Sinn der Wissenschaft darin besteht, das Rüstzeug zu liefern, das „Wissen schafft“. Die verhältnismäßig große Zahl von „Steigern“, die den Volksschullehrerstand überwandten durch Vollstudium, konnte für die Besserung der Stimmung gegenüber

dem Seminar nicht nennenswert ins Gewicht fallen, wohl aber vermehrte den Reformwillen die fortgeschrittenere Lehrerbildung in Sachsen.

Von dem Vortrupp der sächsischen Kollegen übernahm man die Programmforderung: allgemein verbindliches Universitätsstudium. Diese Forderung wurde zunächst um so weniger bekämpft, als in der Praxis auf lange Sicht hinaus der Bedarf an Lehrern mehr als gedeckt war. Noch immer ist es kluger Grundsatz aller Bremsler gewesen, abzuwarten, und er erwies sich in unserem Falle als wahrhaft diabolisch klug. Denn die Inflation mit allen ihren wirtschaftlichen und psychischen Folgeerscheinungen wirkte auf dem Bildungsgebiete ausschließlich im Sinne der Reaktion. Wer konnte jetzt in der Zeit des Lehrersabbaues so blödsichtig sein, daß er von einer Erweiterung der Verpflichtung zum Hochschulstudium überhaupt nur zu reden wagte? Und als die täglich erstarkende Reaktion die Währung und damit sich selbst in ihren stärksten Vertretern stabilisiert hatte, unter Ausschaltung aller ehemals Selbständigen, da fehlten die Stützpunkte, die auf anderen Schulgebieten das Ministerium saenisch geschaffen hatte (man soll von der Bedeutung der papiernen Wälle, wenigstens in Deutschland, nicht zu geringschätzig reden, wo doch jede Verordnung mit einer Reihe Hieroglyphen eröffnet wird, um zu beweisen, daß sie „frei und ehrlich geboren“ aus der ehelichen Gemeinschaft von Bürokraten und Mutter Tradition!), wenn man von der Studiumserlaubnis absteht. (M.-L. 19. 9. 1919.) So brauchte auf dem Gebiete der Lehrerbildung nicht einmal „Neues“ weggeräumt bzw. weggedeutet zu werden. Wie wichtig dieser Punkt ist, lehrt das Beispiel von Sachsen und Thüringen, wo auch die „Umstellung“, mit der „Übung“ des Hochschulstudiums der Volksschullehrer zu rechnen, gezwungen ist.

Was soll nun aber in Preußen werden? Die Zeit drängt, die letzten Seminare schließen Ostern 1926. Also schnell eine Notlösung! Wo kann die aber anders gefunden werden, als in der Richtung des bewährten Seminars?! Weil nicht alle Blümenträume der jungen Republik reiften, weil diese sogar erheblich unbequemer ist als der alte Obrigkeitsstaat, sind auch viele der Bildungstürmer ins Lager der oben erwähnten Befürworter des Alten zurückgekehrt, und der Weg zum „Wiederaufbau“ — wie ihn die Reaktion versteht — ist frei. Die deutsche Lehrerschaft ist reif für die umgetaufte Wissensfabrik, so sich jetzt pädagogische Akademie nennt! Die Akademien werden aus wirtschaftlichen Gründen in die alten Seminarstädte gelegt, damit die Gebäude nicht leer stehen (in der Zeit der größten Wohnungsnot!). Und ihre Zubringeranstalten, die Aufbauschulen, werden als besonders geeignet für künftige Lehrer in den Prospekten angekündigt! Dieser letzteren Entgleisung stelle ich gleich das einzige Ergebnis des so vielversprechend begonnenen Bildungsturmes gegenüber: Auch die Scheinlösung mit Hilfe der Akademie behält wenigstens den Zugang über die allgemeine höhere Schule bei.

Wie stehen wir Entschiedenen Schulreformer nun zu dieser sich verfestigen wollenden Lage der Lehrerbildung? Um den mir gesteckten Rahmen nicht zu überschreiten, muß ich um die Erlaubnis bitten, im Telegrammstil reden zu dürfen.

Lehrer sein heißt sich bilden (nicht ein gebildeter oder gar eingebildeter sein). Wird die Schule der Zukunft eine Produktionschule in unserem Sinne, in der alles darauf ankommt, daß Kräfte entbunden werden, so bringt der zukünftige Lehrer schon etwas sehr Wesentliches mit für seinen Beruf, nämlich Plastizität, die der Mehrzahl unserer höheren Schüler aus allen möglichen Gründen mangelt, und die keine Richtersche Reform mit noch so hohen Idealen, sondern nur die Produktivverhaltung durch freie Wahl des dem Individuum liegenden Stoffes sichern kann. In dieser Produktionschule wird aber dem späteren Lehrer auch die vorläufige Berufszuweisung beschieden, die nicht bloß eine Berufsberatung ist, sondern eine Berufsfindung: im Umgang mit den Jüngeren, wie ihn die unverlierbare Jugendbewegung vorgelebt hat, zeigen sich Kräfte der „Kinderführung“, die uns wesentlicher dünken als alle Wissenschaft vom Jugendlichen, im Sinne eines Spranger. Gerade diese lebendigsten Jugendleiter gingen der früheren Schule verloren, weil so viel Theoretisches sich vor das Leben mit den Schülern drängte und die trockensten Bücherwärmer zum Philologen bestimmt erscheinen ließ. Dem die Schule verlassenden Abiturienten erschließt sich nun auf der Universität die Einsicht in seinen Beruf von der theoretischen und praktischen Seite. Er treibt die pädagogischen Grundwissenschaften, auch die Geschichte der Pädagogik, soweit sie noch Lebensanregungen zu bieten vermag, und steht — das erscheint für die ganz untheoretischen Typen besonders wichtig — das vielgestaltige pädagogische Leben der großen Stadt (kleine Universitäten haben nicht die gleichen Möglichkeiten wie große für unser Ziel). Das „Zuschauen“ (thaumazoin) stößt auf die Probleme hin, ohne bereits zur Berufsausübung im verantwortlichen Sinne zu drängen. Es soll die Kritik wachgerufen werden, im Interesse der eigenen Weckung. Nach sechs Semestern wird dann die eigene erste Berufsausübung von dem Praktikanten verlangt werden können; diese verlegen wir aus praktischen Gründen aus der Universitätsstadt woandershin, etwa auch aufs Land, weil hier die Fülle der Aufgaben gar nicht groß genug gedacht werden kann, und weil, wie Herm. Kölling in dem bei Oldenburg erschienenen Sammelbande zur Lehrerbildung gezeigt hat, die Landschule gerade für die Entwicklung des Produktionschullehrers besonders günstige Bedingungen bietet. Die Gelegenheit zur Berufsausübung verschaffen wir unseren jungen Kollegen in einer höchst produktiven Weise dadurch, daß wir eine gewisse Beziehung herstellen zwischen dem regelmäßigen Aufstieg der weiterstudierenden Sachlehrer und der ebenfalls zu regulierenden Universitätsrückkehr der mindestens zehn Jahre im Amt befindlichen Lehrer.

(Darum auch die Hinausverlegung des letzten Jahres aus der Universitätsstadt, s. o.) Der besonders theoretisch interessierte Volkslehrer kann nach einer gewissen Anzahl von Jahren zum zweitenmal auf die Universität gehen, um ein selbst gewähltes Fach, nach Art der heutigen Studienratsaspiranten zu studieren. Hier liegen keine besonderen Schwierigkeiten vor, wenngleich das ganze Studium auf eine andere bildungspsychologische Grundlage gestellt werden muß. Neuartiger erscheint unser Plan der Universitätsrückkehr nach etwa zehnjähriger Berufstätigkeit; er erwächst auf einer rein berufspsychologischen Grundlage, die im einzelnen hier zu begründen es an Raum mangelt, und soll, unter Verwertung der amerikanischen Erfahrungen, der natürlichen Erstarrung in der Berufsausübung entgegenarbeiten. Die in einem gewissen Prozentsatz durch Fachstudium bzw. Universitätsrückkehr frei werdenden Stellen übernehmen die Praktikanten, deren Entschädigung nach Maßgabe der heutigen Hilfslehrerbefoldung geregelt werden kann.

Soweit in gedrängter Kürze unser Lehrerbildungsprogramm, das wir im einzelnen auf der Bundestagung in Berlin (30. 9. bis 3. 10.) entwickelt und auch den Nichtteilnehmern durch die Buchveröffentlichung zugänglich gemacht haben. Über ihm leuchten stichtes Worte: „Bildung ist ein Akt, in dem wir durch Denken, Tun und Liebe uns des geistigen Gegenstandes bemächtigen.“ Für die stets wache Liebe suchen wir durch die Berufsfindung und zeitweilige Berufsabkehr, für das Tun bereits durch die Berufsauslese auf der Schule, dann durch die mit der Ausbildung verbundene Berufsausübung, für das Denken aber durch die reichlich gebotene Berufseinsicht (durch unmittelbare und Bücheranschauung), sowie durch die Ermöglichung des theoretischen Studiums zu sorgen.

L. E. Tesar / Schulgutswirtschaft, Schulgarten, Schulfeld

Mitten in den Wirren des Umsturzes, in den ersten Monaten des Jahres 1919, waren die österreichischen Bundeserziehungsanstalten geschaffen worden. Vom damaligen Staatssekretär Otto Glöckel.

Sie zu schildern, führte hier zu weit. Ich verweise auf einschlägige Literatur.

Aus der Gefangenschaft heimgekehrt, war ich gebeten worden, die Leitung einer der Knabenanstalten zu übernehmen. Die von Wiener Neustadt. Ich sagte „ja“, weil sachlich mich besonders zweierlei reizte: Erziehungsstätte, nicht bloß Schule und die mit der Anstalt verbundenen Wirtschaften — Landwirtschaft, Forstwirtschaft, größere Werkstätten und kleine Betriebe, Baumöglichkeit und Bausorge.

Es schien mir die Möglichkeit gegeben zu helfen, daß sich erwachsene Wirklichkeit und Einzigkeit und jugendliche Wirklichkeit und Einzigkeit gegenseitig befruchte. Die Möglichkeit einer Erziehung, die als Ausgang und Basis tatsächliche Gegenwart hat: ein tatsächlich jugendgerechtes Leben der Jugend, die tatsächliche gegenwärtige Gesellschaft und daher auch die gegenwärtige Wirtschaft, die gegenwärtige Kultur, die gegenwärtige Geistigkeit. Kurz die gegenwärtige jugendliche und erwachsene, individuelle und vergesellschaftete Struktur mit allem ihrem Recht und ihrem Unrecht, mit ihrer Schönheit und ihrer Häßlichkeit.

Der Bureaokratismus sorgte dafür, daß Paragraph, Satzung und Akt mir die Flügel gründlich zustuzten.

Immerhin glaube ich einige wertvolle Erfahrungen gemacht zu haben. Von einer will ich hier erzählen: von der landwirtschaftlichen Arbeit in der Erziehung. Es ist darüber wohl schon viel geredet und auch geschrieben worden. Über ihren erziehlischen Wert und auch über ihren produktiven Wert, das heißt über Ersparnisse einer Schule durch die landwirtschaftliche Produktion ihrer Schüler, über den Gewinn der allgemeinen landwirtschaftlichen Produktion durch die mehr oder weniger fortschrittliche Schulwirtschaft, sogar über Möglichkeit, die Schule aus dem Ertrag ihrer landwirtschaftlichen Produktion zu erhalten.

Den erziehlischen Wert von landwirtschaftlicher Arbeit — oder wie ich schon hier lieber sage: von Feld-, Garten- und Tierarbeit und Pflege — halte auch ich, heute mehr als je zuvor, für unsagbar groß. Vor allem — vielleicht: nur — diese Arbeit und Pflege kann jene unselige Beschränktheit großstädtischen Verstandes aber auch großstädtischer Kultur wieder zur fruchtbaren und würdigen Weite auflösen. Siedlungsbewegung, Gartenstadtbewegung, Tendenz zur Auflösung der Großstädte. Jene Arbeit und Pflege kann die Mauer abtragen helfen, die Borniertheit, Vorurteil und Dunkel zwischen Bauern und Städtern aufgerichtet haben. Kann — im Verein mit Pflege handwerklicher und industrieller Arbeit in der Schule — ständische und besitzende Schichten Achtung vor Arbeit und Achtung vorm Arbeiter lehren, arbeitende Schichten der Industrie und der Agrarwirtschaft gegenseitige Achtung lehren; kann beitragen, aus einer klassengeschiedenen Gesellschaft eine solche zu machen, deren Mitglieder gleiche Rechte haben und gleiches Recht genießen. Den Einzelnen selbst macht Erfahrung und Kenntnis in agrarischer Arbeit und Pflege natürlich widerstandsfähiger und geschickter, aber auch unabhängiger im Existenzkampf in der Natur und — wie die Dinge jetzt und für absehbare Zeit einmal liegen — in der Gesellschaft.

Erziehlischer Wert und erziehlische Notwendigkeit stehen also außer Frage. Etwas anderes ist es um die Wege, auf denen jene erreicht werden. Ist es auch mit dem produktiven Wert.

Nach meiner Erfahrung, die nicht auf meine Anstalt beschränkt ist, wird

unter das Wort „landwirtschaftliche Schülerarbeit“ alles mögliche und verschiedene zusammengeworfen. Bedauerlich, weil so das Wort leicht zum Schlagwort wird, dem dann sowohl erzieherische Kreise als auch agrarische Kreise die Achtung versagen. Es müßten die Schulen unterschieden werden, die gemeint sind: Grundschulen, höhere Schulen, Fachschulen, insbesondere landwirtschaftliche Fachschulen — ferner Schulen auf dem Lande, solche in der kleinen Stadt, solche in der großen Stadt. Es müßte klar gesagt werden, was eigentlich unter „Landwirtschaft an Schulen“ verstanden wird: ein Schulgarten, ein Schulfeld oder ein veritables Gut. Es wäre die Größe der landwirtschaftlichen Fläche anzugeben, die mit der oder jener Schule verbunden sein soll.

Mit meiner Anstalt ist — abgesehen von dem größeren und ferneren Forst — ein arrondiertes Gut von rund 700 Morgen verbunden. Die Anstalt steht unmittelbar an der Peripherie des Gutes. In einer Industriestadt von 40000 Einwohnern, mit starkem agrarischen Einschlag. Das Gut hat rund 40 Kühe, 1 Stier, 20 bis 30 Stück Jungvieh, 50 bis 100 Schweine, das nötige Zugvieh und die nötigen Maschinen, darunter seit kurzem einen Fordson-Traktor. Die Anstalt selbst ist ein Erziehungsheim von 350 und mehr Knaben mit einer höheren — mathematisch-naturwissenschaftlichen — Schule von 8 Klassen. Knaben vom 10. bis 19. Lebensjahr.

Meine anfänglichen Versuche, die Knaben unmittelbar nützlich zur Landwirtschaft heranzuziehen, sind mißlungen. Ich habe später eingesehen, daß sie mißlingen mußten. Soweit ich beobachtet habe, ist nirgends ein solcher Versuch — wirkliches Gut und höhere Schule, dasselbe gelte für die Grundschule — gelungen. Denn:

1. Welche Arbeiten können die Knaben leisten? Gewöhnliche Antwort ungefähr: Saat-Kartoffeln auslegen, Kartoffeln einsammeln, Unkraut jäten, Rüben ernten, Rüben einführen, verladen, Heu einführen und ähnliches andere. Das ist Sandlangerarbeit, bestenfalls Monatslöhnerarbeit. Einmal wurde mir allerdings auch gesagt: melken. Nun Kinder — besonders bis 12., 13. Jahr —, die Tiere lieben, feines Gefühl in den tastenden Fingern haben, werden vielleicht besser melken als Erwachsene, die das nicht allzuoft können. Aber wieviel Kinder können es? Und vor allem: können Kinder die Arbeit auf die Dauer im Gut leisten? Können sie die damit verbundene andere Arbeit leisten? Eine Produktionschule kann doch nicht dem zäh überwundenen Mißbrauch der kindlichen und jugendlichen Arbeitskraft wieder das Tor öffnen!

Die erwähnte Sandlanger- und Löhnerarbeit setzt bei den Knaben voraus: Lust, Verständnis, Übung, Zeit. An letzterer gebriecht es zunächst, denn Stundenzahlen des Unterrichts sind behördlich vorgeschrieben. Sicher ist das nicht das Wichtigste. Aber wäre es auch besser, ich zweifle an Lust, Verständnis und Übung. Bei Knaben aus bäuerlichen und agrarischen Sami-

lien mag das besser sein, solange jene von ihrer ursprünglichen Lebensweise noch nicht zu sehr abgedrängt worden sind. Aber auf die Dauer wird es auch da nur wenige Anaben geben, die neben dem Studium Lust, Verständnis und Übung für die erwähnte, oft schmutzige, schwere und eintönige Gutsarbeit bewahren. So was macht Spaß ein oder das anderemal, an einem schönen sonnigen Tag. Anders, wenn sich mühsam und grau Tag an Tag reiht.

Schärfer und deutlicher werden Abneigung und Unfähigkeit bei den erwachsenen Menschen, Lehrern und Erziehern einer Schule oder Erziehungsstätte. Ich vermute, daß sich erzieherische Anlage und Tätigkeit überhaupt nicht ohne weiteres mit jener Anlage und Tätigkeit leicht verschwifert, die rationale wirtschaftliche Produktion notwendig macht.

2. Verträgt die Gutswirtschaft überhaupt die Arbeit oder auch nur Mitarbeit von Schülern? Also die immerhin gelegentliche, immerhin ungeübte, oft dilettantische Mitarbeit? Eine Gutswirtschaft muß rentabel sein. Sie braucht — und sollte auch in einem sozialen Staat — keinen Gewinn abwerfen, der gutfremdem oder unsozialem Aufwand dient. Aber — gleichgültig, ob man der Rentabilität Geldrechnung oder Naturalrechnung zugrunde legt — die Wirtschaft muß sich, die Arbeitenden, das Vieh, die Dinge, selbst erhalten. Wozu auch die fortlaufende Ausbesserung und Instandhaltung des lebenden und toten, und zwar des immobilien und mobilen Inventars gehört. Wozu auch die fallweisen Neuinvestitionen gehören, wie sie der agrartechnische Fortschritt, die soziale Fürsorge erfordern. Die Wirtschaft muß endlich der Konsumenten eingedenk sein — in der individualistischen Gesellschaft regelt da Konkurrenz und Börse, in der sozialistischen Gemeininn und Gesetz. Alles das verlangt größte Leistung und deshalb genaue Kalkulation und geschickte Organisation. Sonst gibt es: Schulden, Aufzehrung des Kapitals, Unproduktivität, Verklüderung. Die gelegentliche ungeübte Schülerarbeit brächte ein landwirtschaftliches „Gut“ einfach um. Auch die Arbeit in Heu und bei den Äbten muß zur rechten Zeit, gemäß dem Wetter, rasch und sachlich geschehen. Die Lohnersparnis bei Schülern würde durch den Aufwand für zu langsam und zu wenig ausgenutzte Besspannung, durch Verlust und Verderb von Ernte, durch Verwirrung der ganzen wirtschaftlichen Arbeitsorganisation mehr als verloren gehen. Bilder und Berichte über dergleichen Schülerarbeiten beweisen nichts, solange sie nicht mit nüchtern einwandfreien Rentabilitätsberechnungen belegt sind.

Etwas ganz anderes wäre die Bearbeitung eines Gutes durch Schüler landwirtschaftlicher Fachschulen. Deren Schüler müßten der Reihe nach dem Gut, etwa für 1 Jahr, unmittelbar als Arbeiter ständig und ganz dienen.

Unklare Vorstellungen herrschen über die Möglichkeit, eine Schule oder gar eine Erziehungsanstalt durch ein Gut zu erhalten. Es genüge der Sin-

weis, daß eine Wiener Erziehungsanstalt mit rund 300 Knaben, die sich aus solchen Gutsstiftungen erhält, allein 7000 ha Latifundien in Ungarn hat.

Was anderes ist es mit dem Schulfeld und dem Schulgarten. Ein paar Morgen groß, brauchen sie — in einer nicht ackerhungrigen Gegend — nicht rentabel (im definierten Sinn) zu sein und können es auch nicht sein. Sie haben nicht die Bestimmung unmittelbarer landwirtschaftlicher Produktivität, sondern dienen vor allem erzieherisch, wie das früher angedeutet wurde. Das heißt freilich nicht, daß man im Schulfeld und Schulgarten die Dinge treiben lassen soll, wie sie zufällig gehen. Im Gegenteil: 1. Sachliche Arbeit unter möglichst sachlich tadelloser Anleitung; 2. Ausnützung moderner agrarischer Methoden, Geräte und auch Maschinen — Bodenuntersuchung und Verbesserung, Düngung, Aufzucht hochwertiger Samen, Obstkulturen, Ackerbeetkulturen, elektrische Kulturen, Schädlingsbekämpfung u. a., Bereisung, Beregnung, zweckmäßige Ernteverbesserung u. a.; 3. Selbsterhaltung, was die Erhaltung, Nachschaffung und Vermehrung vom mobilen Inventar und Kauf von agrarischen Betriebsmitteln, wie Samen, Dünger u. ä. betrifft; daher 4. genaue Buchführung. Das immobile Inventar wird nur zum Teil aus eigenem Ertrag erhalten oder vergrößert werden können. Unser Garten kaufte und baute sich so eine längere Wasserleitung und ein Starkstromnetz, er hat auch während der Ferien notwendige Saisonlöhner zu bezahlen. Aus dem Ertrag des Schulgartens sollen auch eine gute landwirtschaftliche Zeitung und einschlägige moderne Bücher gekauft werden. Vor allem aber kann Schulfeld und Schulgarten nicht dem letzten Sinn der Rentabilität, d. i. sachlich größter Leistungsmöglichkeit, entsprechen. Die Knaben sind eben keine Arbeiter, weder dem Können, noch dem Alter, noch der Zeit nach. Bei Kindern vom 6. bis 8., 9. Jahr wird die sachliche Arbeit überhaupt mehr nachahmendes Spiel sein.

Die größeren landwirtschaftlichen Maschinen — Sämaschinen, Traktoren, Mähmaschinen, Dreschaggregate, Stalkulatoren und verschiedene andere — kann man in aller Regel auch am Schulfeld nicht haben und zeigen. Da heißt es Betriebe aufsuchen. Im übrigen — was hier nur nebenbei erwähnt sein kann — wäre dem Unterricht, besonders dem physikalischen, chemischen, biologischen und soziologischen, ein näheres Eingehen auf landwirtschaftliche Aufgaben und Beziehungen recht zu empfehlen.

Ich habe gleich in den ersten Wochen meiner Tätigkeit einen Schulgarten anlegen lassen. Dieser Versuch ist recht gelungen. Er hat 7 bis 8 Morgen. Hat heute Treibhäuser, Mistbeete, Wasserleitung, elektrischen Strom, gutes Inventar, ist im Begriff, sich ein agrarisches Laboratorium anzulegen. Treibt Blumenzucht, Gemüsebau, Ackerbeetkultur, elektrische Kultur, Obstpflege, Pflege medizinischer Pflanzen; macht Düngungs- und Zuchtversuche u. a. Ich verdanke da sehr vieles meinen Mitarbeitern, vor

allem der umsichtigen Leitung des einschlägigen Lehrers Ing. E. Wittel. Diese kombinierte Gartenarbeit ist Pflicht für die 10- bis 15jährigen. Die behördlich vorgeschriebene Stundenüberfütterung der Älteren verdarb meine Absicht, die Pflicht weiter zu erstrecken. Doch haben 15- bis 16jährige heuer ein eigenes Geländestück freiwillig übernommen. Nach verschiedenen Erfahrungen: jeder Knabe hat sein eigenes Gemüsebeet oder Ackerbeet und seinen Blumenstreifen, gemeinsam sind hingegen Grab-, Acker- und ähnliche Arbeiten und die Arbeiten an den Obstbäumen und medizinischen Pflanzen. Ich zähle diese Gartenarbeit zu den wesentlichen schulreformatorischen Erfolgen, die die Bundeserziehungsanstalten mit sich gebracht haben.

Mittelbar ist freilich auch die Verbindung des großen Wirtschaftsgutes — und der Forstwirtschaft und der Werkstätten — mit unserer Anstalt segensreich gewesen. Es kam Wirklichkeit in die Anstalt. Ich denke zweifach. Die Anstalt konnte sich infolge der produktiven Arbeit, die um sie herum war und durch sie hindurch ging, niemals, wie manche herkömmliche Schule oder manches herkömmliche Internat, vom Leben der Gegenwart absperren — die Spaziergänge führen die Knaben nach den ersten Schritten vor die wechselvolle Arbeit: Saat, Ackerung, Ernte, Fischfang u. a. — Angestellte und Arbeiter gehen, an die Arbeit oder zu mir müßend, ein und aus. Ich selber, wenn ich aus der Gutsarbeit oder vom Forst oder aus anderer wirtschaftlicher Gegenwart zu den Knaben heimgekehrt bin, glaube ihnen und ins Heim fruchtbareren Wirklichkeitsatem mitgebracht zu haben. Und es scheint mir nicht einer der größten Erziehungsgrundsätze zu sein: Liebet das Leben! — Freilich: Verliert euch nicht zu sehr daran!

Senny Schumacher / Bewegungen innerhalb der Kleinkindererziehung

Im Gegenwartskampf der Geister, der — wie stets an einer Zeitenwende — an die Stelle der pädagogischen Reformation eine pädagogische Revolution treten läßt, schälen sich doch einige sich immer mehr befestigende Momente heraus. Unter ihnen die psychologische Tatsache von der Bedeutung der kleinkindlichen Entwicklungsstufe. Die These, daß die bestimmende Grundlage des menschlichen Wesens — soweit diese Wesenheit nicht „angeboren“, sondern erworben ist — im frühen Kindesalter liegt, wird heute von wissenschaftlicher Seite nicht mehr angefochten. Was das Kleinkind in dieser Zeit gefühlsmäßig in sich aufgenommen und schätzen gelernt hat, die „Lebenswertgefühle“ bilden seinen Charakter und sind entscheidend für Welteinstellung und Weltbild des älteren Menschen. Die Erziehung kann diese vom Leben vorgenommene Prägung späterhin

nicht mehr in ihren Grundzügen ändern. Aber: die Konsequenzen aus dieser psychologischen Wahrheit hat die pädagogische Welt heute noch nicht gezogen. Pflege und Erziehung des Kleinkindes sind weiterhin dem Willen und der Willkür der „Erziehungsberechtigten“ und privater und behördlicher Einsicht und Einsichtslosigkeit völlig überlassen. Charakteristisch für diese vom Ganzen aus gesehene planlose Zufallsarbeit ist die Tatsache, daß wir in Deutschland nicht wissen und nicht feststellen können, wieviel Kleinkinder in Familien und Anstalten wohl behütet und wie viele von ihnen der teilweisen oder völligen Verwahrlosung preisgegeben sind. Weder das statistische Amt der Stadt Berlin, noch das Archiv für Jugendwohlfahrt, noch der deutsche Südbelverband sind imstande, eine genaue Auskunft zu geben. Schätzungsweise* wird angegeben, daß „mehr als eine Million Kinder ohne Aufsicht und Pflege ist, weil die wirtschaftliche Not ihnen die Mutter entführt“. Die Heimarbeiterausstellung in Berlin zeigte, daß in der ganzen Heimindustrie überall dort, wo es sich um leichtere Arbeiten handelt, alle Kinder, auch die kleinen unter 6 Jahren, mitbeschäftigt, und das heißt, von ihren Eltern ausgebeutet werden. Trotz des Kinderschutzgesetzes.

Denkt man ferner an die grotesk zunehmende Zahl der Ehescheidungen — 1921 in Preußen 25 160 — und an die Tatsache der heute üblichen Geldehe, so wächst die Zahl der in ungeordneten und zerrütteten Verhältnissen lebenden Kleinkinder ins Ungemessene.

Die einzige Möglichkeit, alle Kleinkinder pflegerisch und erzieherisch zu erfassen, gäbe der obligatorische Kindergarten. Sobald die Gemeinden verpflichtet wären, genügend Kindergärten einzurichten, bekämen wir auch genauere statistische Angaben über Zahl und Umfang der schon bestehenden Anstalten. Durch die Revolution hatten wir die Möglichkeit, auf dem Wege der Diktatur zum Pflichtkindergarten zu kommen. Der erziehungswissenschaftliche Ausschuss in Württemberg, der Bund entschiedener Schulreformer, der deutsche Lehrerverein und andere Verbände forderten ihn. Nach August 1919 war der Augenblick verpaßt. Alle bürgerlichen Parteien wollen nicht wahr haben, daß die heutige Familie fast nur mehr Speiseanstalt oder Möbelgemeinschaft darstellt und nicht mehr seelische Wahlverwandtschaft und Produktionsgemeinschaft, und daß ihr damit die Erziehungs- und Bildungsmöglichkeiten der Vergangenheit genommen sind. Sie erhoffen eine Wiedererneuerung der Familie und überlassen die Einrichtung von Kindergärten dem Zufall, anstatt die vorhandenen furchtbaren Notstände aller proletarischer Schichten und weiter bürgerlicher Kreise als Ausgangspunkt ihrer Arbeit zu nehmen**. Die Gemeinden sind zurück-

* S. Anna Siemsen in der „Frauenwelt“, Jan. 1925, Heft 1. u. S. verwendet bei ihrem Ergebnis die Broschüre: Umfang der Frauenarbeit in der deutschen Textilindustrie. Deutscher Textilarbeiter-Verband, Berlin O 24. ** Es gibt z. B. in Berlin ganze proletarische Stadtviertel, die nicht einen Kindergarten aufweisen, wo hingegen die großen Kindergartenfeminare im vornehmsten Westen liegen.

haltend in der Unterstützung der Kindergärten und noch zurückhaltender in der Einrichtung städtischer Kindergärten. Sind sie doch nicht gesetzlich verpflichtet, für das Kleinkindesalter Sorge zu tragen! Sie wissen wohl, daß die Zahl der hilfeschulpflichtigen Kinder, der psychopathischen und schwer erziehbaren Schulkinder steigt, aber, statt vorbeugend einzugreifen, warten sie, bis es, — wahrscheinlich — zu spät ist.

Die Kindergartenbewegung, — soweit sie wirklich Bewegung ist — befindet sich seit etwa einem Jahrzehnt in geistiger Auseinandersetzung mit der Erziehungsmethode der italienischen Ärztin und Pädagogin Maria Montessori. Von der romantischen Gedankenwelt Fröbels herkommend, erscheint ihr das analysierende Vorgehen Fröbels und die Schaffung sinnesbildender Beschäftigungsmittel als unkindgemäß und künstlich. Der wissenschaftlichen Grundlage ihrer Psychologie steht sie fremd gegenüber, wie sie überhaupt mehr zur gefühlsmäßigen Erfassung des Kindes neigt. Da auf den Kindergärtnerinnen-Seminaren nicht wissenschaftlich gearbeitet wird — was auch nicht ihre Aufgabe ist —, läuft man Gefahr, daß die Schülerinnen kein klares und gerechtes Urteil über die pädagogische Bedeutung M. Montessoris bekommen, sondern sich als die Überlegeneren fühlen. Im übrigen hat sich der Kindergarten dem Einfluß der „Methode der Freiheit“ nicht ganz verschließen können. Man läßt heute den Kleinkindern in der Wahl der Beschäftigungsmittel wesentlich mehr Freiheit als noch vor zehn Jahren. Die sinnesbildenden Beschäftigungsmittel gelten heute in einzelnen Kindergärten wenigstens als eine notwendige Ergänzung der Fröbelschen Beschäftigungsmittel. Im übrigen verhindert der hohe Preis (350 M. für den ganzen Satz) öfters ihre Anschaffung und ihren Gebrauch.

Die Folge dieser nicht sehr freundlichen Aufnahme der Montessori-Ideen in der Kindergartenbewegung war die Frontstellung von der Gegenseite. Während sich in der ersten Zeit die „Freunde und Förderer“ der Montessori-Methode“ zusammenschlossen, neigt man jetzt mehr dazu, die Anhänger der „reinen“ Montessori-Methode zu erfassen. Es ist natürlich berechtigt, eine vordringende Gedankenwelt vor einer Vermischung und Verwischung zu schützen. Aber eine Gefahr liegt darin: das Kindesleben durch unbedingtes Festhalten eines genau vorgezeichneten Weges (Methode) zu vergewaltigen und die feinste seelische Wirkung — die von Mensch zu Mensch — zugunsten einer Methode und des Materials zurückzusetzen. Geschichtlich gesehen ist es der Kindergartenpraxis notwendig, daß sie sich — durch die Montessori-Bewegung dazu gedrängt — wieder auf das alte Wort besinnt: Sei innerlich aktiv, äußerlich passiv!

Um des Kleinkindes willen ist es ein Jammer, daß nun der Kampf um zwei Personen und zwei Methoden entbrannt ist: hier Fröbel — hier Montessori. Erziehungsarbeit ist so vielgestaltig und reich und das Kindesleben so wundervoll problematisch, daß weder eine Person noch eine Me-

thode jemals imstande sein wird, dieses Wachstum und Werden gänzlich zu durchdringen.

Maria Montessori hielt im Jahre 1922 in der Universität in Berlin einen Vortrag, zu dem auch Kultusminister Boelzig erschien. Man veranstaltete „ihr zu Ehren“ Empfänge, aber das erste und damals einzige deutsche Montessori-Kinderheim in Lankwitz ließ man eingehen. So muß die Bewegung aus eigener Kraft vorwärtsdringen, und sie wird es auch. Aber es ist verständlich, daß heute erst ganz wenig Montessori-Kinderheime in Deutschland bestehen, wohingegen in anderen Ländern, z. B. in Holland, die Bewegung sehr viel weitere Kreise erfaßt hat.

Noch eine andere Bewegung auf dem Gebiete der Kleinkinderlichen Seelenforschung erkämpft sich langsam, aber zäh die ihr gebührende Anerkennung: die psychoanalytische Forschung. Zwar, die offiziellen Vertreter innerhalb der Kleinkindererziehung stehen auch hier in ablehnender Haltung. Die einschlägige psychoanalytische Literatur und ihre Forschungsergebnisse kennt man manchmal gar nicht und zuweilen nur recht oberflächlich. Daß das Kleinkind im Alter von 4—7 Jahren seine erste Pubertät durchlebt, daß erste Geschlechterlebnisse bestimmende Einwirkungen auf die kleinkindliche Psyche haben, daß auch schon Kleinkinder geschlechtlich infiziert sein können*, davon wissen viele Kindergärtnerinnen überhaupt nichts. Denn dies wird auf den Seminaren, nach meinen Erfahrungen, nicht gelehrt. Als ich vor einigen Jahren in einem Kreis von leitenden und lehrenden Kindergärtnerinnen für die Seminaristinnen den Besuch der „Ausstellung für Geschlechtskrankheiten“ empfahl, wurde diese Anregung abgelehnt und darauf hingewiesen, daß „junge Mädchen in solchen Ausstellungen ohnmächtig geworden wären“!! So wird die psychoanalytische Bewegung noch manchen Vorstoß gegen Prüderie und Unwissenheit machen müssen, ehe sie von den Kleinkindererzieherinnen anerkannt werden wird.

Was der Kleinkindererziehung heute fast durchweg fehlt, ist die bewusste Einstellung auf die ganze, umfassende Not der proletarischen Klassenlage. Daran ändern die „Vereine für Volkserziehung“ und die christlichen Kleinkinderschulen, Kindergärten und Bewahranstalten, die die Kinder der „unteren Volksschichten“ aufnehmen, gar nichts. Was hier not tut, ist eine andere Mentalität — „Alle Menschheit ist in ihrem Wesen sich gleich und hat zu ihrer Befriedigung nur eine Bahn“ — und ein Arbeiten „von unten auf“, nämlich ein Ausgehen von der gegenwärtigen trostlosen, verzweifelten wirtschaftlichen und seelischen Vorlage des Proletarierkinds. Säge man hier wirklich Klar, so müßte man feststellen: die Familie ist im Auflösungsprozeß begriffen; die Gemeinschaftsverpflichtung hat an die Stelle des Familienrechtes zu treten.

* Man vergleiche die erschütternden Feststellungen, die Dr. M. Gumpert, Arzt am Virchow-Krankenhaus Berlin, in der „Deutschen medizinischen Wochenschrift“, Nr. 7, 1924, niedergelegt hat.

Sie könnte die pädagogische Bewegung der „Kinderfreunde“ bahnbrechend wirken. Nur darf sie sich dann nicht auf die Erziehung des älteren Kindes beschränken, sondern muß mit dem vollen Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit das „ganze Feld der Erziehung bebauen“ und, zumindest, beim Kleinkinde beginnen.

Hermann Kölling / Die neue Landschule

Die Schulreform hat nun endlich auf die arg vernachlässigte Landschule übergreifen und mit voller Wucht eingesetzt. Die Dauerwirkung und der Dauerwert der ländlichen Schulreform sind, allem voran, davon abhängig, ob die richtigen Grundlagen und Grundsätze aufgefunden und folgerecht angewandt werden. Ich stelle sie im folgenden kurz, dem knappen Raum gemäß, nach meiner besten Einsicht zusammen.

1. Die zukünftige Landschule ist „Arbeitschule“ (diesen noch immer vieldeutigen Zentralbegriff der modernen Pädagogik zu definieren, ist hier nicht der geeignete Ort).

2. Die Gegenwartsformen der Arbeitschule sind, im ganzen gesehen, auf großstädtischem Boden erwachsen. Damit erhielt sie ein bestimmtes einseitiges Gepräge. Sie wurde aus Mangel an brauchbaren Grundlagen, besonders auf höheren Unterrichtsstufen, zur „Schule der freien geistigen Arbeit“ (nach Gaudig). Nun hat man, wie die bisherige Entwicklung zeigt, die spezifisch großstädtische Arbeitschule mit geringfügigen Abänderungen mechanisch auf die ländliche Schule übertragen. Das ist ein folgenschwerer, verhängnisvoller Grundirrtum. Die ländliche Arbeitschule schafft unter gänzlich anderen und unendlich günstigeren Bedingungen als die Großstadtschule. Landkind und Stadtkind leben in durchaus verschiedenen Welten, die wenig miteinander gemein haben. Darum: schärfste begriffliche und sachliche Unterscheidung und Behandlung von Stadt- und Landschulen und völlig selbständiger Auf- und Ausbau des Landschulwesens gemäß den ländlichen Verhältnissen und Bedürfnissen.

3. Hinter dem Begriff „Land“ (als Gegensatz von „Stadt“) verbirgt sich eine unendliche Mannigfaltigkeit des Begriffsinhaltes. Jedes Dorf hat nach Geschichte, Boden- und Siedungsverhältnissen, Wirtschaftszuständen, Arbeitsweisen, nach Sitten und Gewohnheiten, nach Sprache und Charakter der Bewohner usw. sein eigenes Gesicht mit scharf ausgesprochenen besonderen Wesenszügen, ist eine „Individualität“, die es immer nur einmal gibt. Die Unterschiede zwischen einem Fischerort und einem Gebirgsdorf z. B. sind handgreiflich, doch auch noch zwischen zwei engverwandten Nachbarorten ungemein groß. Daraus folgt: Jeder ländliche Ort ent-

wickelt autonom aus seinen besonderen Wesenheiten seine Schule. Sie ist fest und tief in die Heimat verwurzelt und empfängt aus diesem unerschöpflichen Mutterboden ihre Lebenskraft und Lebensfülle. Von dieser unerschütterlichen Grundlage her erobert sie sich, wie es Zeit, Gelegenheit und Bedürfnis fordern und gestatten, die „weite Welt“. Mit einem Schlagwort: Bodenständigkeit als Grundforderung.

4. Die Herren der Landschule, die sie nach ihren Bedürfnissen und Zwecken ausbauten und ausnuzten, waren bisher der Staat und die Kirche. Aus dieser grundsätzlichen und verhängnisvollen Einstellung ergab sich mit unbedingter Folgerichtigkeit, daß die Landschule zu einem verhassten Fremdkörper im Gemeindeleben wurde, dessen Wert und Nutzen der Bauer niemals begreifen kann. Eine gänzliche Umstellung und Umkehr von diesem Irrwege ist die erste und unbedingtste Voraussetzung für eine gedeihliche, fruchtbringende Entwicklung der Landschule. Sie ist, allem voran, um des Bauern willen da. Die Richtung, das Ziel, der Charakter, der Sachgehalt der ländlichen Schulbildung werden maß- und ausschlaggebend bestimmt durch die Wirklichkeiten, Wesenheiten, Eigentümlichkeiten; die wahren Interessen, Bedürfnisse, Notwendigkeiten des vielgestaltigen bäuerlichen Lebens im Orte. Der Staat ist Beschützer und Pfleger der Landschule, nicht mehr, nicht weniger. Der „vollkommene“, d. i. der wirtschaftlich, geistig, sittlich höchstgebildete Bauer ist zugleich der beste Staatsbürger.

5. Das Leben des Bauern wird im Denken und Planen und Schaffen, in Sorgen und Leiden und Glück fast ausschließlich beherrscht und durchdrungen von der landwirtschaftlichen Produktion. Diese elementare, dem Kenner geläufige, doch selten beachtete und wenig gewürdigte Tatsache ist das einzig echte Unterscheidungsmerkmal des Bauerntums von allen übrigen „Ständen“ der Volksgemeinschaft und muß um ihrer allüberragenden Wichtigkeit willen das unverrückbare Fundament jedweden ländlichen Schulaufbaus bilden.

6. Die Bauernwirtschaft ist in der Regel eine echte Produktionsgemeinschaft. Alle ihre Glieder haben bestimmte Funktionen zu erfüllen, die organisch ineinandergreifen und in ihrer Gesamtheit den landwirtschaftlichen Produktionsprozeß darstellen. Auch das Bauernkind ist darin schöpferisch tätig. Schon früh beginnt es mit leichter, spielerischer Arbeit. Sie wird schwieriger und umfassender nach dem Maß des Kräftewachstums. Am Ende der Entwicklung steht (im günstigen Falle) der Bauer auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit. Die ländliche Arbeit ist für das heranwachsende Bauernkind ein ununterbrochenes, unendlich reiches, mannigfaltiges, oft tiefes Erleben im höchsten Sinne.

7. Dies Arbeitserleben des Landkindes ist nun nach allgemein anerkannten Grundsätzen auf seine Eignung für Erziehung und Bildung zu prüfen. Was bedeutet es für die Anschauungs-, Vorstellungs-, Begriffs-

welt, für das Verstandes-, Gefühls-, Willens- und Phantasieleben, für das „Interesse“, den Gemeinschaftssinn, für Selbsttätigkeit und Selbständigkeit (Arbeitsschule!), für Heimatssinn, für Kraft und Gesundheit usw. Eine gewissenhafte sachkundige Untersuchung (ich kann sie hier nicht vornehmen) wird einwandfrei ergeben, daß das Arbeitserleben des Bauernkinds keinem dieser Grundsätze widerspricht, vielmehr allen auf eine mehr oder weniger vollkommene Weise entspricht, also in pädagogischem Betracht in höchstem Maße wertvoll ist.

8. Was macht die Landschule aus diesem Erleben? Die alte Lernschule nichts (daher hauptsächlich, trotz allen Fleißes und aller Tüchtigkeit des Lehrers, ihre Minderwertigkeit an sich und für den Bauern). Die aufgepfropfte großstädtische Arbeitsschule wenig. Die neue Produktionschule alles, was not tut. Für sie ist das Arbeitserleben des Bauernkinds ein Seelenland der unbegrenzten Möglichkeiten mit unerschöpflichen Rohstoffquellen. Die unschätzbaren Rohstoffe an Anschauungen, Vorstellungen, Begriffen, an Interesse, Erfahrung, Beobachtung, Erlebnis usw. werden in den Unterrichtsbetrieb geleitet, nach bekanntem arbeitsschulmäßigen Verfahren gesichtet, geläutert, vertieft, angereichert, durchdacht, schriftlich und mündlich, zeichnerisch und rechnend dargestellt, und die Veredelungsprodukte werden als Fortschrittimpulse in das alltägliche Arbeitserleben zurückgeleitet. Einige prächtige Beispiele aus der lebendigen Praxis für dieses Veredelungsverfahren finden sich in Link und Kloos: Die einflässige Schule als Arbeitsschule. Bei Zickfeldt. Diese Beispiele lassen sich ins schier Unendliche vermehren. Der Kenner prüfe in diesem Betracht ein Handbuch der Landwirtschaft. Er wird finden, daß es darin schlecht-hin kein Haupt- oder Teilkapitel gibt, das sich nicht zur rechten Zeit und am rechten Orte im beschriebenen Sinne pädagogisch auswerten ließe. Diese einfachste Form der Produktionschule wächst natürlich — organisch aus den lebendigen Wirklichkeiten und wahren Bedürfnissen des Bauerntums heraus und in sie hinein. Sie entwickelt naturgemäß und harmonisch alle wertvollen Anlagen und Kräfte des Landkinds zur „Persönlichkeit“ (diesem letzten, höchsten Ziele aller Erziehung) empor und bringt dazu der Bauernschaft, die für „reine“ Ideale und Ideen in alle Ewigkeit nicht zu haben ist, einen beträchtlichen und handgreiflichen Nutzen. Eine solche Schule wird der Bauer, der Egoist wie alle Menschen ist, im aller-eigensten Interesse kräftig fördern. Hier liegt einer der seltenen Fälle vor, wo Ideal und Eigensucht zu beiderseitigem Gewinn einträchtig zusammenwirken. Ein besonderer Vorzug dieser ursprünglichen Art von Produktionschule ist, daß sie jederzeit und jeden Orts im Rahmen der üblichen ländlichen Schulformen ihr Werk anfangen kann.

9. Führende Volkswirte versichern durchaus glaubhaft, daß ohne eine höchst leistungsfähige Landwirtschaft ein Wiederaufbau Deutschlands unmöglich ist. Es geht letzten Endes auf eine Höchststeigerung der landwirt-

schaflichen Erträge hinaus. Wie dieses Ziel im ganzen zu erreichen ist, gehört nicht in meine Betrachtungsreihe; wohl aber, welchen Anteil die Schule an diesem Aufstieg haben kann und muß. Vieles wäre darüber zu sagen. Hier nur dies: Deutschland, denke ich, wird überzogen von einem streng einheitlichen Netz (es wird schon eifrig und erfolgreich daran gewoben) von landwirtschaftlichen Musterschulen. Die Knotenpunkte sind die landwirtschaftlichen Hochschulen als Stätten der wissenschaftlichen Forschung und der Heranbildung von Führern und Lehrern der Landwirtschaft. Die dicken Stränge sind die landwirtschaftlichen Fachschulen, die Überleitungsstellen der Forschungsergebnisse in die Praxis. Das feine Maschenwerk bilden die ländlichen Volksschulen, in denen Kinder nach dem Maß des Möglichen am allgemeinen Aufstieg betrachtend, denkend, handelnd teilnehmen (wohlverstanden im Rahmen der allgemeinen Persönlichkeitsbildung!). Es handelt sich also um ein planvolles Hineinstellen der Landschule in die große Bildungs- und Produktionsgemeinschaft des deutschen schaffenden Landvolkes, um ein vollbewusstes allmähliches Hinsteuern des Schulschiffleins aus der allgemeinen Menschenbildung in die besondere Berufsbildung. Das ist die Produktionschule der Zukunft.

10. Aus allem diesem und vielem anderen folgt die zwingende Notwendigkeit einer vollkommen neuen Landlehrerbildung. Welcher Art sie auch sein mag: ohne einen starken Einschlag von gediegener landwirtschaftlicher Theorie und Praxis ist sie nichts wert.

Man sieht: es geht mir um einen Neuaufbau des Landschulwesens von Grund aus. Wer sich über meine Problemstellung und -lösung genauer unterrichten und dazu Stellung nehmen will, lese mein Büchlein „Die Landschule als Arbeits- und Produktionschule“ (Leipzig; bei Oldenburg). Dort findet er auch manches, das hierher gehört, doch bei einer knappen Darlegung des Kernproblems unerwähnt bleiben mußte.

Sebalb Schwarz / Starre oder bewegliche Schulformen?

Das Problem, das sich unter dieser Frage zunächst für die höhere Schule ankündigt, ist ein Kind des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts. Um 1800 war es noch selbstverständlich, daß Latein lernen mußte, wer eine weitergehende Bildung suchte; die allgemeine Entwicklung des europäischen Geisteslebens fügte die griechische Welt hinzu. So war das Gymnasium die natürliche Form der höheren Schule, wie sie das Jahrhundert des Verkehrs vorfand. Dieser gesteigerte Verkehr der Menschen und Güter hätte das Chaos geboren, wenn nicht starke Kräfte der Organisation mit ihm zugleich erwachsen wären; im Kapital, in der

Kaserne, in der Fabrik sehen wir ihr Wirken. Auch in der Schule: das Gymnasium, wie es in der Mitte des Jahrhunderts in Deutschland dasteht, ist auf ihrem Gebiet der Ausdruck dieser ordnenden, herrschenden, zwingenden Gewalt, die die damalige Welt nötig hatte; Extemporalien, Abiturientenexamen, feste Lehrpläne, stramme Aufsicht durch die aufwachsende Schulbürokratie sind die Mittel dieser Herrschaft.

Aber der Verkehr ließ zugleich andere Kräfte entstehen, die im entgegengesetzten Sinne wirkten. Seine Mittel standen auch der wissenschaftlichen Arbeit zur Verfügung; die Zahl der Forscher, der Zusammenklang ihrer Arbeit und damit deren Ergebnis wuchsen schnell an; die alten Wissenschaften verbreiterten ihr Feld und vertieften ihre Arbeit; neue Wissenschaften entstanden, eine Fülle neuer Erkenntnisse und neuer Gesichtspunkte für die Weltanschauung lagen vor. Mannigfaltiger wurde auch die Jugend: das werdende Volkstum ergab neue Blutmischungen, die zahlreichen neuen Formen wirtschaftlichen wie geistigen Daseins gaben ihr viel mehr verschiedene Möglichkeiten. Möglichkeiten der Umwelt, in der sie aufwuchs; die Jugend von 1900 und 1925 hat aus ihrem Blut wie aus der Welt, in der sie groß wird, viel mannigfaltigere Anlagen und Ziele als die von 1800 und 1850.

So wurde das Gymnasium, das durch die Staatsgewalt gefestigt war, von außen her, von der Wissenschaft, wie von innen, von der Sinnesart seiner Jugend, angegriffen. Zugleich verlor sein tragendes Knochengerüst den Boden unter den Füßen; das, was es von der allgemeinen Schule unterschied, wurde praktisch unnötig; die alten Sprachen hörten auf, notwendige Hilfsmittel für jede weitergehende Bildung zu sein.

Die erste Folge der neuen Kulturlage war, daß die neuen Wissenschaften in den geschwächten Körper eindrangen; Mathematik, Naturwissenschaften, fremde Sprachen, Erdkunde, die bewusste Beschäftigung mit der Muttersprache und ihrer Dichtung, die Leibesübungen, die bildende Kunst, die politische Bildung an der Gegenwart . . . sie alle verlangten Platz in der Schule, und einmal eingedrungen bedienten sie sich ebensogut der Machtmittel der Schulbürokratie, um sich auszubreiten. Selbstverständlich, daß die alten Kräfte des Gymnasiums sich wehrten; und in dem Kampf der siebziger Jahre entstand ein neuer Gedanke: der der verschiedenen Schultypen.

Um 1900 war er durchgedrungen: Das alte Gymnasium sollte von den überwuchernden fremden Unterrichtsstoffen gereinigt werden und als gleichwertige, gleichberechtigte Formen der höheren Jugendbildung sollten das Realgymnasium und die Oberrealschule daneben stehen; als weitere Spielart der Oberrealschule ist heute die deutsche Oberschule im Werden. Zugleich begann ganz, ganz leise sich der Zwang der organisierenden Staatsgewalt zu mildern; auf allen Stufen, vor allem in der Reifeprüfung wurde nicht ganz so streng mehr die „Leistung“ gefordert, es

wurde im gewissen Grade ein Ausgleich zwischen den Fächern, die „Kompensation“, zugelassen.

Gegen dies Ergebnis des Schulfriedens von 1900 entstanden verschiedene Widerstände. Auf der einen Seite beschwerten sich die Universitäten, daß sie nicht mehr mit gleichmäßig ausgebildeten Schülern zu rechnen hätten; die Sprachgelehrten entrüsteten sich über den Oberrealschüler, bei dem sie lateinische und griechische Wörter ebensowenig voraussetzen konnten, wie bisher schon solche aus dem Sanskrit, und dem Physiker war derselbe Oberrealschüler lästig, weil er das schon konnte, was er bei seiner Einstellung auf den Gymnasiasten selbst vorzutragen pflegte; andere wußten wieder mit den Gymnasiasten nichts anzufangen, die nur alte Sprachen konnten. Die Universität rief nach Einheit; und zwar nach Einheit im Endergebnis. Andererseits ist die Welt nun einmal nicht so eingerichtet, daß in einer Stadt nur Schüler aufwachsen, die für das Gymnasium geeignet sind, in der andern solche für lateinlose Schulen; daß man von einem neun- oder zehnjährigen Kind sagen kann, in welcher Richtung sich seine Anlagen entwickeln werden; daß Beamte oder Angestellte aus einer Stadt mit einem Schultypus nur in eine solche mit gleichen Typus versetzt werden. Die Eltern verlangten spätere Entscheidung, also auch Einheit, aber Einheit unten; es entstand der gemeinsame Unterbau: das Reformsystem.

Bei dem Widerstand all der Kreise, die nun einmal an die alten Typen glaubten, oder daran interessiert waren, traten die Reformgymnasien und Reformrealgymnasien aber nicht an die Stelle der bisherigen, sondern sie bildeten neue Typen neben ihnen. Ja, es entstanden Kreuzungen, wie eine deutsche Oberschule auf lateinischer Grundlage; wenn man die Mädchenschulen, die Aufbauschulen und die Einrichtungen der nicht preussischen Länder heranzieht, und die Möglichkeit entweder Französisch oder Englisch oder Spanisch als Anfangsunterricht zu nehmen, und die zweite fremde Sprache in IV, VIII, OIII, VII einsetzen zu lassen, so ist die Zahl der Typen heute wohl schon im dritten Duzend.

Demgegenüber drängen wieder andere Kräfte auf Vereinheitlichung. Das Nationalgefühl, überall im neunzehnten Jahrhundert stark entwickelt und durch die Ereignisse der letzten Jahrzehnte in Deutschland besonders angefaßt, verlangt eine Schule, in der die Bildungselemente des eigenen Volkstums überall betont werden; und ebenso ist jedes Sach davon überzeugt, daß es in jedem Typus in gleicher Stärke vertreten sein muß, und zwar so stark, daß seine jugendbildende Kraft zur vollen Auswirkung kommt. Die Objekte dieser Strömungen aber, die Schüler, verschieden gartet durch Blut und Umwelt, selbstbewußt geworden in der Zeit der Jugendbewegung, sie empfanden in den Typen und dem Druck, den der Kampf der Fächer innerhalb der Typen auf sie ausübte, einen unerträglichen Zwang; vor allem in den oberen Klassen, in denen sich die werdende Per-

sönlichkeit stärker ausspricht, verlangten sie ein bewegliches Unterrichtsprogramm; das Recht, sich gewissen Studien mit voller Kraft zu widmen, andere abzulehnen.

So entstand in derselben Zeit, als die Schultypen festgelegt wurden, der Gedanke, innerhalb der Schule, und zwar in den oberen Klassen, den Schülern verschiedene Möglichkeiten zu geben, der Gedanke der Bewegungsfreiheit. Da doch in jeder Stadt, in jeder einzelnen Schule nun einmal Anlagen, Neigung, werdende Wendung zu einem Beruf hin verschieden waren, sollten die Schüler wenigstens einen Teil ihrer Schularbeit auch verschieden wählen können.

Die Ansätze in dieser Richtung konnten sich nur langsam entwickeln; die Lehrer waren zu sehr eingestellt auf die Wahrung der Sonderrechte ihres Faches, zum Teil auch selbst nicht beweglich genug, die Eltern zu wenig gewohnt, sich an innere Fragen des Schulbetriebs heranzuwagen, die der allmächtige Staat aus sich heraus zu entscheiden pflegte. Immerhin, die Zahl der Schulen mit Bewegungsfreiheit wuchs, die Beweglichkeit der Stundenpläne selbst nahm zu. Die neue Vereinbarung der Länder über die Reifeprüfung von 1922 wurden darauf abgestimmt, der preussische Minister sprach sich noch Anfang 1924 für die Entwicklung in dieser Richtung aus. Wie tief der Gedanke Wurzel gefaßt hatte, zeigte sich dann, als die preussische Schulverwaltung im Herbst 1924 die ganze Bewegung jäh abubrechen versuchte und zu den starren Schultypen im Unterbau wie in den Oberklassen zurückkehrte. In weiten Kreisen der Lehrerschaft erhob sich unerwarteter Widerspruch, andere Länder, wie Sachsen, Oldenburg, schreiten auf dem seit 1900 eingeschlagenen Wege der Bewegungsfreiheit fort; und wir können schon heute sagen, daß der preussische Rückbildungsversuch eine Episode sein wird.

Immer klarer stellt sich auch heraus, in welcher Richtung sich die Bewegungsfreiheit ausbilden wird. Zunächst trennte man sprachlich, d. h. fremdsprachlich begabte oder gerichtete Schüler von solchen, die sich in der mathematischen und naturwissenschaftlichen Richtung entwickeln wollten; namentlich in Gymnasien und Realgymnasien wurden die Oberklassen „gegabelt“. Heute steht wohl fest, daß mehr als diese zwei Möglichkeiten geboten werden sollten, weil sich nach diesem Gegensatz zwar einige Schulfächer, aber nicht die Schüler scheiden. Weiter verbreitet sich die Erkenntnis, daß es sich nicht nur darum handeln darf, den Schüler einige Fächer etwas schwächer, andere etwas stärker betreiben zu lassen; wenn z. B. der Primaner statt vier Stunden Mathematik nur zwei hat, und dafür zwei mehr im Griechischen oder Englischen, so entsteht, wie Menschen einmal sind, die Gefahr, daß der begeisterte Sachlehrer sich nicht vorstellen kann, wieviel weniger er nun verlangen darf, und was Erleichterung werden sollte, wird unfruchtbare Belastung. Erst das „Sortwählen“ ganzer Fächer gibt Raum für die eingehende Beschäftigung mit

anderem und wird von einsichtigen und weitsichtigen Sachlehrern selbst gewünscht; dazu müßte aber die Vereinbarung der Länder über die Reifeprüfung geändert werden. Eine andere sehr verderbliche Bestimmung in diesem Grundgesetz der höheren Schule ist, daß „auf den zukünftigen Beruf des Prüflings keine Rücksicht genommen werden darf“. Diese Bestimmung stammt aus der grundlegenden Anschauung unseres ganzen höheren Schulwesens, daß der Unterricht um so edler, um so erziehlicher ist, je weniger praktischen Nutzen er gewährt. Ihre eine Quelle ist die allgemeine Weltanschauung der Romantik, ihre zweite der Kampf der alten Sprachen um ihr Dasein auf der Schule; seit das Latein nicht mehr der Schlüssel für jede Fortbildung ist, heben seine Freunde den Wert hervor, den die Beschäftigung mit dem Altertum für die Ausbildung von Verstand und Gemüt hat und der gerade darin liege, daß es nicht „utilitarisch“ sei; und jedes Fach, das Anspruch darauf macht, Anteil an der Bildung junger Menschen zu gewinnen, sucht nun zunächst nachzuweisen, daß es „keinen Wert für den Markt hat“. Und doch, wie können wir wirklichen Idealismus, lebendige Liebe zum Beruf besser erziehen, als wenn wir dem jungen Menschen die Möglichkeit geben, sich allmählich immer mehr darauf einzustellen? Nur zu häufig ist heute der Typus des jungen Mannes, der zur Universität kommt, ohne zu wissen, was er will und soll; nichts weiter begehrt, als den unerträglichen Zwang der Schule los zu werden, die ihn von Stunde zu Stunde zwingt, Dinge zu treiben, zu denen er kein inneres Verhältnis hat? bei dem die Organe für das Ergreifen des ihm gemäßen dadurch verkümmert sind, daß er sich mit allem hat beschäftigen müssen? Das System des zwangsweisen „Idealismus“ auf der Schule ist nichts anderes als der Bildungsgang, den sogar die Chinesen schon seit einigen Jahren aufgegeben haben, und nichts ist dringlicher im Kampfe gegen den Materialismus als daß wir Menschen erziehen, die ihre Arbeit nicht tun, weil sie müssen — bestenfalls aus einem allgemeinen Pflichtgefühl heraus —, sondern weil sie sie lieben. Gerade aus diesen Ideen heraus und in dieser Richtung sollten wir die freie Bewegung auf der Oberstufe ausbilden.

Ist diese allgemeine Bildungsabsicht bei der Bewegungsfreiheit, ihr idealer Gehalt, einmal erkannt, so wird sich von selbst die Frage aufwerfen, wie weit sie sich schon auf die Mittel- und Unterstufe erstrecken kann; hier trifft sie zusammen mit einer gleichen Bewegung, die ganz allmählich auch in unserer Volksschule merkbar wird; von beiden Seiten wird man sich entgegenarbeiten. Auf diesem Wege und nicht auf dem jetzt beliebten der gleichförmigen „Grundschule“ liegt die Möglichkeit der wirklichen allgemeinen Volksschule.

• Viel zu tun ist noch für die Technik der Bewegungsfreiheit; dabei auch zur Beantwortung der Frage, wie man sie unter den verschiedensten Verhältnissen ohne unverständige Kosten durchführen kann. Es wird sich

immer darum handeln, den Unterricht in einen festen, für alle Schüler gemeinsamen Kern und anschließende Kurse zu zerlegen; hierbei wird man von der heute herrschenden Neigung zur „Konzentration“, zum „Gesamtunterricht“, die oft nur auf dem geduldigen Papier der Lehrpläne stehen, allerlei abstreichen und die Fächer etwas stärker zu Geltung kommen lassen müssen; man wird ferner auch in der Methode beweglicher werden müssen, die heute in der Praxis noch einseitig das Frage- und Antwortspiel fördert, und wird auch die realen Verhältnisse, den Unterschied von Groß- und Kleinstadt mehr berücksichtigen, als es unsere uniformen Lehrpläne heute tun; man wird endlich auch die wirklichen Bedürfnisse der Universität nicht außer acht lassen*.

Der Charakter eines Volkes ist nicht das Ergebnis seiner Schule, sondern er schafft sich die Schule, die ihm gemäß ist. Ebensovienig wird die geschlossene Persönlichkeit des einzelnen Volksgenossen in der Schulstube gemacht; sie ist vom Blut erzeugt und in der Gesamtwelt, die den Jugendlichen umgibt, entwickelt. Die Schule ist nur ein Teil dieser Umwelt, und sie wird ihre Aufgabe um so sicherer erfüllen, je besser sie ihre Arbeit nach dem einrichtet, was sie vorfindet. Nicht der starre Zwang schafft Leben, sondern in Freiheit nur können wahrhaft freie Menschen werden.

W. Ganzenmüller / Höhere Schule und Entschiedene Schulreform

Die Stellung der Entschiedenener Schulreformer zur höheren Schule ist eine durchaus kritische. Und zwar richtet sich diese Kritik nicht wie die so vieler „Reformer“ gegen Einzelheiten im Aufbau und in der Verteilung der den verschiedenen Fächern zur Verfügung stehenden Zeit, sie führt nicht zu einem bloßen Kampf um neue Schultypen, die sich von den alten nur durch eine andere Lagerung der im übrigen starr bleibenden Lehrpläne unterscheiden, sie begnügt sich nicht mit den Errungenschaften der deutschen Ober- und der Aufbauschule, die hinter einer modernisierten Fassade doch den alten Charakter der Schulkaserne beibehalten. Die Kritik richtet sich gegen das Wesen der höheren Schule überhaupt. Es sind dieselben Vorwürfe, wie sie von Radikalen der verschiedensten Richtung schon seit Jahrzehnten erhoben worden sind. Erzieher so verschiedener Einstellung wie Liez und Wyneken, Gurlitt und Lagarde treffen sich hierin mit Künstlern wie Thomas und Heinrich Mann, Hermann Hesse und Emil Strauß. Was man der Schule vorwirft, das ist immer wieder ihre

* Eingehender habe ich diese Frage behandelt in Bader und Schwarz, Kern und Kurse (Leipzig, Quelle & Meyer 1922), und Schwarz, Die Bewegungsfreiheit auf der höheren Schule, ihre Möglichkeiten und ihre Grenzen (Leipzig, Ernst Oldenburg 1924).

Lebensferne, ihr Mangel an Verständnis des jugendlichen Wesens, ihr seelenloser Drill, ihre geistlose Wissensmaß, mit einem Wort die Verdrängung organischen Lebens durch den Mechanismus, der Kunst durch den „Betrieb“, des Schöpferischen durch das Schema. Daß es sich bei diesen Vorwürfen nicht bloß um die Leiden einiger besonders sensitiv veranlagter Künstlernaturen handelt, wie man im Hinblick auf die erwähnten Dichter wohl entschuldigend bemerkt hat, das beweist die Tatsache, daß die Jugend selbst nicht anders empfunden hat, das beweisen Erscheinungen wie der Wandervogel und die Zeitschrift „Der Anfang“. Dieser Kritik, die ihren Höhepunkt bereits im ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts erreichte, hatte die Entschiedene Schulreform inhaltlich kaum Neues hinzuzufügen.

Dagegen darf man mit all dem Vorbehalt, der bei der geschichtlichen Beurteilung einer im Fluß befindlichen Bewegung gemacht werden muß, wohl sagen, daß es den Entschiedenen Schulreformern gelungen ist, die Kritik an der höheren Schule zu erweitern, sie in den größeren Zusammenhang der abendländischen Kulturnot überhaupt einzureihen, oder praktischer gesprochen, sie aus einer Philologen- und Schülerangelegenheit zu einer Angelegenheit des ganzen Volkes zu machen. Die Logik der Tatsachen, der innere Zusammenhang der Erziehungs- mit allen anderen Kulturfragen zwang ja dazu, auch in der theoretischen Begründung den Weg zu gehen, auf den das Gefühl brüderlicher Verbundenheit mit allen Gliedern des Volkes, ja mit allem, was Menschenantlitz trägt, von Anfang an gewiesen hatte. Entschiedene Schulreform kann und darf nicht bloß Reform der höheren Schule sein, ja Schulreform allein kann nicht genügen, sie muß ermöglicht werden durch Umgestaltung des politisch-wirtschaftlichen Lebens, wenn sie nicht Utopie bleiben soll und sie muß getragen sein vom Willen zum wesentlichen Leben, wenn sie nicht binnen kurzem wieder Routine werden soll.

Die Durchführung der Ideen der Entschiedenen Schulreform bedeutet daher Beseitigung der höheren Schulen als einer besonderen Schulart, erfordert ihre Einstellung in den Organismus der elastischen Einheits- und Produktionschule. Sie bedeutet natürlich nicht, wie gewissen Kritikern gegenüber ausdrücklich betont sei, „öde Gleichmacherei“, die allen Kindern denselben Bildungsgang aufzwingen will. Die Produktionschule, deren Aufbau im Rahmen des vorliegenden Themas nicht in allen Einzelheiten geschildert werden kann, wird es jedem Schüler ermöglichen, in der Schulgemeinschaft die Stelle zu finden, die seinen Fähigkeiten entspricht. Während die jetzige Schule eine sogenannte Begabtauslese bestenfalls nach

* Umfassende Kulturkritik gibt Oestreich, vor allem in der „Schule zur Volkskultur“ (Kösel & Co., München), Einstellung in den soziologischen Zusammenhang Kaweraus Soziologische Pädagogik (Quelle & Meyer), die Fragen der Körperkultur, Kunst und Schule, Jugendfeiern behandelt Hilker, besonders in seinem mit Pallat zusammen bei Firth herausgegebenen Buch: Künstlerische Körpererschulung.

der intellektuellen Seite zuläßt — und wieviel falsche Urteile werden hier auch bei bestem Willen gefällt, müssen gefällt werden bei der geringen Kenntnis, die der heutige Durchschnittslehrer von der Persönlichkeit seiner Schüler haben kann — bringt das Leben in der Produktionschule dem Schüler die Möglichkeit allseitiger Betätigung seiner Kräfte, nicht nur der intellektuellen, auch der manuellen, künstlerischen, organisatorischen, dem Lehrer die der Beobachtung des Schülers in diesen verschiedenen Betätigungsarten und damit eine viel eingehendere Kenntnis der wahren Natur seines Schülers, die noch vertieft wird dadurch, daß der Lehrer den Schülern nicht mehr als eine von außen aufgezwungene und widerwillig ertragene „Respektsperson“ gegenübertritt, sondern als der verständnisvolle Führer zum Leben erscheint, der seine Stellung innerhalb der Schulgemeinschaft lediglich den Werten seiner Persönlichkeit verdankt. Auf Grund dieser Kenntnis wird er in der Lage sein, dem Schüler zur Klarheit über die Richtung seiner Begabung zu verhelfen. Die Produktionschule ist so die einzig wirkliche Begabtenauslese auch für diejenigen, deren Begabungsrichtung auf die Wissenschaft hinweist. So gelangen nur die wirklich dafür Begabten auf die wissenschaftliche Oberstufe, die sogenannten „Unbegabten“, die doch nur „Andersbegabte“ sind, werden — nicht einfach ausgestoßen, sondern auf den ihrer Begabung entsprechenden Weg gebracht. Besitz und Eitelkeit der Eltern aber haben ihren bestimmenden Einfluß verloren.

Der Unterricht auf der Oberstufe teilt sich in einen einerseits für alle verbindlichen Kernunterricht, Kulturkunde im weitesten Sinn (also das, was jetzt Deutsch, Geschichte, Erdkunde heißt), dazu Mathematik und Naturwissenschaften, Zeichnen und Musik, andererseits in eine Reihe wahlfreier Kurse, denen in erster Linie die Fremdsprachen, sodann künstlerische und technische Fächer zuzuweisen sind; ferner sollen sie der Vertiefung in die Fächer des Kernunterrichts entsprechend der Begabung der einzelnen dienen.

Daß der ganze Unterricht auf Selbsttätigkeit der Schüler eingestellt sein muß, ist selbstverständlich und heute schon keine Forderung der Entschiedenen Schulreformer allein mehr. Notwendig ist aber, daß auch auf der die Unversität vorbereitenden Oberstufe die Handarbeit im Dienst der Schulgemeinschaft weiter besteht. Natürlich muß im Interesse der geistigen Vertiefung eine gewisse Entlastung auf diesem Gebiet eintreten, aber ganz beseitigt werden darf die Handarbeit nicht, soll nicht das Verständnis für die Leistung des Handarbeiters verloren gehen, der alte Hochmut weiterleben, als sei Handarbeit etwas Minderwertiges, dessen der geistige Arbeiter sich zu schämen hätte.

Wie aus der Betätigung auf der Mittelstufe sich von selbst die richtige Auslese für die Oberstufe ergibt, so haben Schüler und Lehrer — ohne Reifeprüfung! — am Schluß der Schulzeit auch die nötige Klarheit darüber, ob das Unversitätsstudium für den Schüler das richtige ist. Und nicht

auf eine allgemeine „Reife“ kommt es an, die den Schüler über die Richtung seiner Begabung in häufig qualvoller Ungewißheit läßt, sondern darauf, daß der Schüler aus seiner Betätigung in der Schule heraus erkennt, ob er den Anforderungen seines künftigen Berufes gewachsen ist. Insbesondere für den künftigen Lehrer ergibt sich aus dem Verkehr mit jüngeren Kameraden die Möglichkeit zu erkennen, ob er die wesentlichen Eigenschaften des Lehrers besitzt, Führerpersönlichkeit ist, während heute mancher Referendar nach mehrjährigem Studium zu seinem Schrecken entdeckt, daß er zwar ein vorzüglicher Philologe, aber ein schlechter Lehrer ist.

Wir Entschiedenem Schulreformer wissen, daß die Verwirklichung dieses Planes noch nicht so bald zu erwarten ist. Darum tritt neben die Durchdenkung des Zukunftsplans die Reformarbeit an der bestehenden Schule. Der eine Weg dazu besteht in immer freierer Gestaltung der Oberstufe, Beseitigung der Reifeprüfung, Angliederung von Gartenschulen und Werkunterricht, Einrichtung von Landheimen u. ä. Der andere besteht in der Durchbringung der Methode der Einzelfächer mit dem Geist der Entschiedenem Schulreform. Viel bleibt hier noch zu leisten, das Vorhandene findet man in den beiden Schriftreihen „Die Lebensschule“ (bei Schwetschke & Sohn) und „Entschiedene Schulreform“ (bei Oldenburg, Leipzig), ferner in zahlreichen Aufsätzen der Bundeszeitschrift „Die Neue Erziehung“. Den Geschichtsunterricht behandelt Kawerau und Witte, den Sprachunterricht Tacke, die Dichtung im Unterricht Schönbrunn und Deutsch, Mathematik Vaerting. Es wäre nur zu wünschen, daß diese Versuche praktischer Einzelreformen fortgesetzt würden, wobei jedoch der weite Ausblick auf die Zukunftsgestaltung nicht verloren gehen darf, wie ihn vor allem Paul Westreich in unermüdeter Arbeit immer wieder eröffnet.

Paul Sonigsheim/Bildungsarbeit an schulentlassenen Jugendlichen und Erwachsenen

Soffnungen, Enttäuschungen und Verwirklichungen

Das Volksbildungs- und Hochschulwesen besteht zwar scheinbar aus recht wenig zueinandergehörigen Teilen. Trotzdem soll es hier einer gemeinsamen Betrachtung unterzogen werden und zwar aus folgenden Gründen: Einmal, weil es sich dort überall um die gleiche Problematik und dementsprechend um die nämlichen Gegensatz-Paare handelt; zum zweiten, weil insbesondere in den Jahren, die für die Entwicklung des Ganzen so entscheidend waren, nämlich in der Zeit nach der Revolution,

die sämtlichen Betätigungsgebiete dieser Art in unmittelbare Nähe zueinander gerückt wurden und schließlich, weil Hoffnungen, Enttäuschungen und Schicksale bei allen mehr oder weniger dieselben gewesen sind. Allenthalben begegnete man nach dem Zusammenbruche dem Glauben, — analog dem Wähnen derer, die von einer radikalen Wirtschaftsstrukturierung alles erwarteten —, durch Umwandlung oder Neugestaltung des Erwachsenenbildungswesens werde man baldigst zu frischem Leben gelangen. An vielen Stellen ergab man sich überdies einer eigenartigen Selbsttäuschung. Man vermeinte nämlich, sehr modern zu sein; tatsächlich aber übte man unter verändertem Namen recht alte Praxis aus. Überall aber hat man darauf los experimentiert und dadurch im einzelnen oft mehr geschadet als genutzt — das unentrinnbare Schicksal jeder Übergangsepocher! Trotzdem beginnen sich aber auch diesmal aus dem noch bestehenden Chaos an Instituten und Arbeitsmethoden sowie aus dem Durcheinander in bezug auf die Zusammensetzung des Lehrkörpers und der Teilnehmerschaft bestimmte Typen herauszukristallisieren.

Unserer Zeit ist nun einmal Maschine und Technik als Schicksal auferlegt und hiermit gleichzeitig die Herrschaft zahlenmäßig großer Wirtschafts- und Zweckverbände. Es wäre Utopie, in einer solchen Welt ohne zweckrationale Schulung weitester Schichten auskommen zu wollen. Da hierfür die Kinderschule nicht genügt, so müssen entsprechende Stätten für Jugendliche und für Erwachsene vorhanden sein. So sehr sie als besondere Schulen für kaufmännische Lehrlinge, für gelernte oder für ungelernte Arbeiter in bezug auf Methode und Stoff differieren mögen, sie alle sind Fachschulen im vollsten Sinne des Wortes und haben die Beherrschung derjenigen Funktionen anzulernen, die der Betreffende innerhalb des gegenwärtigen Produktions- und Verkehrswesens wird ausüben müssen. Das heißt nun nicht etwa: Weckung des Berufsethos. Denn bei der heutigen Struktur der Wirtschaft, insbesondere innerhalb des täglich an Ausdehnung zunehmenden Taylorismus, kann von „Beruf“ im Sinne eines Berufenseins in einer Fülle von Fällen nicht die Rede sein und da wäre es ein unverzeihlicher Fehler, den jungen Menschen künstlich mit Idealen erfüllen zu wollen, die nur auf dem Papier stehen, wie ihn schon bald das Leben lehren wird. Letztere Warnung richtet sich auch an die Jugendpflege-Arbeit. Ihre Bedeutung sei nicht verkannt, wenn auch ihre Grenzen recht unzweideutig gezogen werden müssen. Sie ergeben sich aus dem Wesen des ganzen Gebildes: Da die Jugendbewegung nur Sache zahlenmäßig begrenzter Kreise ist und sein kann, so muß es für diejenigen, die eben wegen ihrer Verkümmertheit als Folge der heutigen Schule, Wirtschaft und Familie zur Entfaltung innerhalb des engen Freundeskreises nicht fähig sind, als Ersatz eintreten, d. h. also um retten, was zu retten ist und etwa noch vorhandenen seelischen Möglichkeiten Gestaltung verleihen. Sie darf also ganz im Gegensatz zur Berufsschule, in der Form, wie wir sie soeben als

notwendig schilderten, ganz im Gegensatz aber auch zu sehr vielem, was sich heute Jugendpflege nennt, keineswegs zweckrationaler Natur sein.

Umgekehrt verhält es sich aber mit dem Arbeiterbildungswesen. Früher hat auf diesem Gebiete gelegentlich Planlosigkeit bestanden. Seit der Revolution erkennen dagegen die großen Massenorganisationen der Arbeitnehmerschaft, zu denen nun auch Angestellte und Beamte gehören, immer deutlicher als ihre wichtigsten Aufgaben auf diesem Gebiete folgendes: Den erforderlichen Nachwuchs an Funktionären, Betriebsratsmitgliedern usw. heranzubilden und zwar durch freigewerkschaftliche Seminare und analoge Institute als Unterbau sowie durch Arbeiterakademien als Oberbau. In Frankfurt und Düsseldorf bestehen solche. In Berlin soll entsprechendes zu neuem Leben erstehen. Arbeitsrecht, Betriebswirtschaftslehre und verwandte praktische Fächer bilden dort überall den Hauptunterrichtsgegenstand. Dadurch ist eine ganz eindeutige Abgrenzung in bezug auf Teilnehmerschaft, Methode und Stoff den zweckrationalen Instituten gegenüber ermöglicht, auf die wir bald zu sprechen kommen werden. Vorher aber ist noch zu zeigen, wie es auf einem andern Gebiet noch nicht zu gleicher Klärung gekommen ist. Denn nur langsam bricht sich die für manche recht schmerzhaftes Erkenntnis Bahn: Nicht nur die Hochschulen für Forstwesen, Bergbau, Landwirtschaft, Technik usw. sind ausgesprochenenmaßen Berufsschulen, analoges gilt vielmehr auch von einem großen Teil der Universitätsausbildung, ganz im Gegensatz zum Zeitalter Hegels und Schleiermachers, wo man überzeugt war, wer eine universelle, humanitäre Bildung erhalten habe, sei dadurch zu einer führenden Stellung im Staats-, Gesellschafts- und Geistesleben geeignet. Nicht wenige halten auch heute an dieser Ideologie fest. Infolgedessen wirken dort Menschen nebeneinander, die nicht nur zu völlig verschiedenen Typen gehören, sondern auch ihrer Tätigkeit, entsprechend ihrer verschiedenen Wesensart, voneinander abweichende Ziele gesetzt haben; so beispielsweise, — um nur einige der wichtigsten zu nennen:

Der Philologentyp: Er sieht es als seine Aufgabe an, Forscher heranzubilden, die einmal, in ebensolcher asketisch entsagenden Weise wie er, einzelwissenschaftliche Spezialarbeit leisten sollen. — Der Prophet: Er fühlt sich berufen, seinen verzweifelten Zeitgenossen neue Ziele der Lebensgestaltung, Gesellschaftsstruktur und Geistesgemeinschaft, gegebenenfalls aber auch noch die Wege dorthin zu künden. — Der Beamtentyp: Er weiß sich ebenso, wie seine Freunde in Gerichtssälen, Regierungsgebäuden und Ministerien, als Repräsentant des Staates und hält sich für verpflichtet, auch seine Schüler gleichfalls mit einer solchen staats-metaphysischen Gesinnung zu erfüllen. Der Praktiker: Möglicherweise hat er vorher in einem andern Berufe mitten im Leben des Tages gestanden und so erscheint es ihm selbstverständlich, wenn die jungen Leute derart ausgebildet werden, daß sie möglichst bald im praktischen Wirtschaftskampfe ihren Mann stellen.

Der letztgenannte Typ wird am meisten den zweckrationalen Charakter der Hochschulbildung betonen, hierin wohl im stärksten Gegensatz zu dem an zweiter Stelle charakterisierten Prophetentyp.

Langsamer als innerhalb des früher gekennzeichneten beginnt sich auf diesem Gebiete eine reinliche Scheidung anzubahnen. Zu ihr muß aber noch diejenige nach dem Gesichtspunkte vorherrschenden Lehr- oder Forschungszweckes treten. Bisher besetzte man zahlreiche Hochschulstellen nicht zuletzt nach dem Gesichtspunkte der Bewährung durch wissenschaftliche Publikationen. Die Haupttätigkeit sollte aber eine unterrichtende sein. Daraus ergaben sich ungünstige Folgen sowohl für die Schüler, die nicht selten herangebildet wurden, als ob sie Archivare oder Spezialforscher werden sollten, als auch für die Dozenten selbst, die durch starke Lehrverpflichtung gelegentlich von der Bewältigung ihrer wissenschaftlichen Aufgaben abgezogen wurden. Forschungsinstitute, wie sie schon vor dem Kriege ins Leben gerufen wurden, sind deshalb Erfordernis und werden es in einer sozialistischen oder auch nur planwirtschaftlichen Gesellschaft erst recht sein. Statistische Konstatierung des Rohmaterialien- und des Bedarfsquantums sowie der rentabelsten Arbeits-, Transports- und Verkehrsbedingungen werden einige ihrer Hauptaufgaben darstellen und gerade eine überstaatliche Organisation wie ein Völkerbund wird sich ihrer annehmen müssen.

Nach den beiden dargelegten Gesichtspunkten gegliedert werden wir also folgende Einrichtungen haben müssen.

I. Lehrstätten, und zwar:

1. Zweckrationale, die auf die Ausbildung für ganz bestimmte Berufe im Staats-, Wirtschafts-, Kultur- und Gesellschaftsleben vorbereiten.
2. Zweckrationale, mit dem ausschließlichen Ziel der seelischen Erhebung derjenigen Menschen, die hierfür in Frage kommen. Über sie wird später noch ein Wort zu sagen sein.

II. Forschungsstätten und zwar:

1. Zweckrationale für die praktischen Bedürfnisse der planmäßig geleiteten Produktion, des Verkehrswesens usw., gegebenenfalls unter Leitung einer überstaatlichen Institution.
2. Zweckrationale, an denen sich Philosophen, Historiker usw. der Erforschung der Grundlagen unseres ganzen Daseins widmen.

Bei mehrseitiger Veranlagung wäre naturgemäß Personalunion in weitgehendem Maße möglich. Zu dieser Doppelteilung muß aber noch eine dritte treten. Denn ein nicht unwesentlicher Grund für manche Mängel im heutigen Bildungswesen hängt mit dem unrichtigen Ausleseprinzip zusammen. Es dokumentiert sich in doppelter Weise: Zum ersten baut sich das Studium von nicht wenigen auf der ökonomisch gehobenen Existenz des Naturs auf. Diese Tatsache wäre natürlich erst aus der Welt geschafft,

wenn eine elastische Einheitschule als Grundlage bestände. Da es weder der Fall ist, noch bald Realität werden wird, befassen wir uns mit diesem Grundübel weiter nicht. Die zweite hierher gehörige Ursache illustrieren wir durch ein besonders eklatantes Beispiel, demjenigen der Lehrerbildung. Zeigte jemand in den Knabensjahren Begabung für Sprachen oder für Mathematik, so ließ man ihn, falls nicht aus gesellschaftlichen Prestige-Gründen ein anderer Beruf in Frage kam, diese Fächer seiner Neigung studieren und untersuchte erst, wenn es oft schon zu spät war, ob er zu seiner Hauptaufgabe, zum Unterrichten, geeignet sei. In Zukunft muß demgegenüber letztere Frage am Anfang stehen und folgende Gliederung Platz greifen: Im Unterbau in der allgemein verbindlichen Lehrergrundschule, prädominiert die pädagogische Ausbildung mit allem Zubehör soziologischer und volkswirtschaftlicher Art sowie mit stärkster manueller Schulung, und zwar im unmittelbarsten Zusammenleben mit der Kinderschule selbst. Später, und zwar erst nach Bewährung im praktischen Schuldienst und im Falle erkannter besonderer Eignung zum Unterricht in bestimmten Gebieten, wie Sprachen, Musik, Technik u. a. m. folgt die hierzu nötige, spezielle Sachausbildung an der Oberstufe. Deren Studenten sind alsdann in diesen wie in anderen Fällen gereifere, lebenserfahrene Männer und ihre Ausbildung ist auch hier eine bewußt zweckrationale.

Frägt man aber, wo denn nun die Stätte wahrhaft zweckfreier Geistes-tätigkeit bleiben werde, so ist hier neben den oben schon aufgezählten zweckirrationalen Forschungsinstituten, die Volkshochschule der Zukunft zu nennen. Ihrer wurden nach der Revolution viele geschaffen. Die erwarteten Massen der Arbeiterschaft blieben aus, — selbstverständlich und glücklicherweise. Selbstverständlich — weil sie mißtrauisch gegenüber Leuten waren, die plötzlich ihr volksbildnerisches Herz entdeckten und sie möglicherweise von Klassenkampf und Gewerkschaft ablenken wollten, außerdem weil man von Angelegenheiten redete, die ihrem Leben fern lagen. Glücklicherweise — weil diese von Intellektuellen alten Schlages gegründeten Universitäten im Kleinen nichts anderes repräsentierten als ein weiteres Mittel neben den zahlreichen schon bestehenden, um irgend welchen Wissensballast an Menschen heranzutragen, für deren seelische Haltung er meist keinerlei Bedeutung hatte, oder auch nur haben konnte. Im diametralen Gegensatz hierzu stellt die neue Volkshochschule, für die sich schon seit langem Robert von Erdberg einsetzte, die Stätte dar, an der die Menschen der inneren Sehnsucht die anderwärts für sie kaum vorhandene Möglichkeit finden, unter taktvoll zurückhaltender Leitung eines Lehrers um die großen Probleme zu ringen, die ihnen auf den Fingernägeln brennen. Das geschieht durch Zusammenarbeiten mit anderen; das Verbindende stellt hierbei — im Gegensatz beispielsweise zur älteren katholischen Vereins- und Gemeinschaftsarbeit — nicht die Gemeinsamkeit der weltanschaulichen oder parteipolitischen Grundlage dar, sondern das Suchen. Darüber hinaus kommt es

dann, möglicherweise dem gesetzten Ziel entsprechend, nicht nur zu einem Entdecken der unbekannteren oder vielleicht vergessenen eigenen Seele, sondern zum Respekt vor der Heiligkeit derjenigen des Bruders und ihrer anders ausfallenden Wertungen. In den Dienst solcher Absicht stellten sich nicht zuletzt auch die verschiedenen Lehrgänge für Volkshochschuldozenten. Sie wurden meist durch den schon erwähnten von Erdberg ins Leben gerufen. Am ersten wird solche Zielfestlegung natürlich durch das Volkshochschulheim realisiert. Es entwickelte sich in zwei Formen: Entweder als Krönung dessen, was die städtische Abendvolkshochschule angebahnt hat; dann ergibt sich eine kleine Elite aus deren Teilnehmerschaft dort einige Wochen der intensiven Gemeinschaftsarbeit. Oder aber letzteres geschieht unabhängig von jenem. Dann nimmt es die Form zum mindesten mehrwöchentlicher, wenn nicht gar mehrmonatlicher Kurse an. Als Beispiele seien genannt: Das Heim in Dreißigacker bei Meiningen. Edward Weitsch gründete und führt es. Angermann und der so früh heimgegangene Otto Zirkler waren seine Mitarbeiter. Ferner Prerow an der Ostsee unter Leitung von Fritz Klatt. Ebenso wie manche andere pädagogische Arbeit unserer Tage, z. B. ein Teil der oben gestreiften Jugendpflege, fällt auch nicht wenig aus der Volkshochschulstätigkeit vorläufig noch unter den Tisch. Trotzdem muß sie betrieben werden um des Rechtes der Lebenden willen, wegen der Tatsache, daß es solche homines desiderari gibt.

Ihrewegen nicht zuletzt ist aber auch die Volksbücherei da. In noch stärkerem Maße als in Hinsicht auf die im letzten Abschnitt besprochenen Gebilde wird man grade auf diesem Gebiete am ehesten von einem erfolgreichen Fortschreiten in unserem Sinne seit der Revolution sprechen dürfen. Das meiste, was in der Zeit vorher in dieser Hinsicht getan wurde, entspricht ganz und gar dem Massenbetrieb, wie er bei anderen Objekten ebenfalls üblich war. Auf der einen Seite stand eine Menge von Menschen, auf der anderen Seite existierte ein Quantum von Büchern. Man glaubte, wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen und ließ die Unglücklichen ganz führerlos aussuchen, was ihnen paßte. Eine Errungenschaft, die unsern schulreformerischen Bestrebungen in mehr als einer Hinsicht verwandt ist, bedeutet demgegenüber das System von Walter Hofmann in Leipzig. Fast täglich wird es durch neue Einsichten noch vervollkommenet. Nur wenig davon können wir nennen: Einmal die Möglichkeit für den bibliothekarisch tätigen Pädagogen, der nicht mehr Schalterbeamter, sondern individueller Erzieher ist, sich durch das sogenannte Leseurteil und verschiedene weitere Mittel ein ganz eindeutiges Bild über Niveauhöhe, soziale Lage und Charakter des Lesers zu verschaffen, zweitens die Beurteilung und Klassifikation von Büchern, nicht nach ihrem wissenschaftlichen oder ästhetischen Wert, sondern nach ihrer volksbildnerischen Verwendungsmöglichkeit und drittens die Gliederung der Literaturfälle nach sogenannten Lebenskreisen. Eine Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen, eine mit ihr zum Teil in Per-

sonalunion stehende Volksbibliothekerschule sowie zahlreiche in den verschiedensten Gegenden abgehaltenen Ausbildungs- und Anregungswochen für nebenamtlich tätige Volksbibliothekare sorgen für eine immer weitergehende Durchdringung dieses Teils der Erwachsenen-Bildungsarbeit mit solchem Geist. Indem Katholiken, Protestanten und Sozialisten verschiedener Art mitmachen, andererseits auch innerhalb des gesamten Freundeskreises Kritik und Opposition nicht fehlt, ist in verhältnismäßig weitgehender Weise die bei zunehmender Terraingewinnung vorhandene Gefahr der Dogmatisierung und Erstarrung gebannt. Dazu trägt auch noch die Freundnachbarschaft zur erwähnten neuen Volkshochschulbewegung bei. Letzteres hängt nicht zuletzt damit zusammen, daß es sich allenthalben um verwandte Probleme und um analoge Gegensatzpaare handelt. Entsprechendes gilt aber auch noch von einigen anderen Zweigen der Volksbildungsarbeit. Da sind zunächst einmal Lichtbild und Kino. So wie ganz neuerdings auf das Radio, so stürzten sich begreiflicherweise auf beides diejenigen volksbildnerischen Kreise mit Begeisterung, denen es in erster Linie auf Verbreitung von Kenntnissen ankam. Für einen jeden aber, der nach Walter Hofmanns Ausdruck „gestaltende Volksbildung“ will, erscheint ihre Verwendbarkeit begrenzt. Der Siegeszug des Filmdramas erklärt sich so: Im Zeitalter der Mietskaserne und des Taylorismus kommen verschiedene Bedürfnisse nicht zu ihrem Recht. Unter ihnen nicht zuletzt das Verlangen nach prälogischer Verknüpfung der Dinge. Bei Naturvölkern der magischen Epoche, in der der Satz der Identität nur begrenzte Gültigkeit hat, herrscht sie vor. Bei uns dringt sie gelegentlich im Traum empor. Aber nicht zuletzt fesselt derjenige heute größere Massen, der ihnen auch während ihres Wachzustandes eine Befriedigung in dieser Hinsicht ermöglicht. Das tut noch besser als Schundliteratur und magische Religion das Filmdrama. In ihm nämlich springt die Handlung vor den Augen des Zuschauers dauernd von einem Ort zum anderen, und ein Mensch verwandelt sich im Nu in eine andere Gestalt. Hierzu kommt das Maximum von Sinneseindrücken bei einem Minimum von Anstrengung für die Teilnehmer, die doch mit dem Wunsche hingekommen sind, ganz schnell das „Leben“ auf sich einwirken zu lassen, das sie nicht kennen, und von dem sie meinen, es sei ihnen während der acht Stunden mechanischer Arbeit vorenthalten worden. Jedenfalls ist also die Freude am Filmdrama Beweis seelischer Verklümmung. Verdrängt werden kann es dementsprechend erst durch Beseitigung seiner tayloristischen Ursachen, d. h. durch Wirtschaftsumgestaltung. Das aber kann hier natürlich nicht weiter verfolgt werden. Vorab ist aber auch keine Reform möglich. Denn das Laufbild kann wesensmäßig nicht zum dramatischen Kunstwerk gewandelt werden. Letzteres nämlich bedarf des Gegensatzes von Individuum zu Idee, oder von zweien der letzteren zueinander, wobei dann einzelne Personen gegebenenfalls als deren Repräsentanten erscheinen. Jene aber können nicht durch Gebärden, sondern nur unter Zuhilfenahme des

Wortes ausgedrückt werden. Das aber vermag der Film nicht. Denn auch die auf die Leinwand hinprojizierte Rede zerreißt, da sie nach oder vor der Darstellung der entscheidenden Geste erscheint, den einheitlichen Vorgang in zwei aufeinanderfolgende. Ist also erstens das Kinodrama in seiner heutigen Gestalt Beweis seelischer Verkümmerung, ist es zweitens nicht im Sinne eines dramatischen Kunstwerkes reformierbar, so kommt es höchstens zur Darstellung lyrischer Stimmungsgehalte und für didaktische Zwecke in Frage. In bezug auf letztere aber wiederum nur, wenn zwei Voraussetzungen erfüllt sind: Erstens darf dadurch nicht die schöpferische Phantasie ausgeschaltet werden, wie es durch viele Märchenfilme, den Nibelungenfilm und ähnliches geschieht, zweitens muß es auf die Darstellung nicht des ruhenden Seins, sondern des Bewegungsvorganges ankommen. Als Möglichkeiten seien genannt: Brandendes Meer, Wolkenzge, tayloristische Arbeitsteilung und Arbeitsvereinigung, volkswirtschaftliche Lehrfilme und ähnliches. Handelt es sich dagegen nicht um derartiges, so tritt das Lichtbild in sein Recht, jedes von beiden aber, da es ja Vorgänge erst deutlicher machen soll, nur im Rahmen eines gesprochenen Unterrichtskurses in der Berufsschule, Jugendpflege, Arbeiterbildungssttte, Volkshochschule u. a. m.

Müssen wir uns also in bezug auf diese vielgepriesenen Errungenschaften moderner Technik zu einem in weitgehendem Maße negativen Urteil entschließen, so verhält es sich mit der volkstümlichen Musik und Theaterpflege wesentlich anders. Während bei Naturvölkern, in Indien, Griechenland und im christlichen Mittelalter Theater nichts anderes war als der Ausdruck des Gemeinschaftsbewutseins miteinander verbundener Menschen, für die dementsprechend das Dargestellte nichts Unbekanntes und der Schauspieler kein Fremder war, ist dies Verhältnis in der europäischen Neuzeit besonders in den letzten Jahrzehnten umgekehrt worden. Die Mehrheit geht bestenfalls ins Theater, weil sie sich für die Problematik der Stcke, die ihnen noch fremd sind, intellektuell interessiert, meistens aber, um der Sensation oder um bestimmter Künstler wegen. Das ältere Volksbildungswesen verallgemeinerte diesen Zustand, indem es möglichst großen Massen möglichst viele Aufführungen darbot, ohne zu fragen, ob zwischen dem Seelenleben der Zuschauer und dem Gehalt der Stcke, die möglicherweise einer ganz anderen Atmosphäre, beispielsweise einem wurzellosen Kaffeehausliteratentum von Berlin W entstammten, irgendein Zusammenhang bestehe oder auch nur unter irgendeinem Gesichtspunkte als wünschenswert erscheinen könne. Im Gegensatz dazu suchen insbesondere die aus der Jugendbewegung herausgewachsenen Laienspielgruppen mit allereinfachsten Mitteln das zum Ausdruck zu bringen, was nicht nur sie selbst, sondern auch den Zuschauerkreis innerlichst bewegt. Das wird um so eher möglich, je mehr sich noch zwei andere Elemente solchem Tun zugesellen: Einerseits Körperkultur, die sich vor allem in einer Freude

an dem so lange vergessenen Rhythmus bekundet, hier aber nicht weiter behandelt werden möge, da sie ja in anderen Beiträgen dieses Heftes ihre Erörterung findet, andererseits volkstümliche Musikpflege. Von ihr gilt das gleiche wie von der darstellenden Kunst. Nicht indem man nach altem Muster Symphonien und Kammermusikwerke großen Massen zugänglich machte, dient man der Entstehung einer musikalischen Volkskultur. Wenn aber wenige stimmbegabte Menschen unter Hinzuziehung ihrer Lauten und Streichinstrumente ihrer eigenen und ihrer stummen Zuhörer innere Musik erklingen lassen, so ist das vielleicht von größerer Bedeutung als noch so raffinierte Aufführungen durch Massenorchester unter Leitung beliebter Kapellmeister-Virtuosen und mit berühmten Stars. Hoffnungsvolle Ansätze zu neuem Leben solcher Art sind vornehmlich in den Kreisen zu finden, in denen man den Mut hat, an der richtigen Stelle und früh genug, d. h. in der Kinderschule mit der Reform einzusetzen, wie es unabhängig voneinander Josef Edmund Müller, Jöde, Jacobi und andere wagen. So daß sich also auch hier als der Weisheit letzter Schluß wiederum ergibt, was eigentlich auch schon bei der Betrachtung der Jugendpflege und der Volkshochschule in die Augen sprang: Erst wenn einmal die Kinderschule voll und ganz das geworden sein wird, was sie ihrem Wesen nach sein soll, das wofür wir dauernd kämpfen, und wovon auch dieses Heft Zeugnis ablegen möge, — erst dann wird auch die Erwachsenenbildungsarbeit in uneingeschränktem Maße ihr Bestes tun können.

Anmerkung. Für alle näheren Ausführungen sei auf folgende Arbeiten des Verfassers verwiesen: Über die Krise der Universitäten: Die Gegenwartskrise der Kulturinstitute in ihrer soziologischen Bedingtheit (in dem Sammelwerk: Versuche zu einer Soziologie des Wissens, herausgegeben von Max Scheler, München und Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot 1924). Über die Lehrerbildung: Auszubildung der künftigen Lehrer (in dem Sammelband: Abbau oder Reform, ein Beitrag zur Lehrerbildung, herausgegeben von Hans von Thünen, Ernst Oldenburg Verlag, Leipzig 1924, S. 55—62), ferner Hochschule und Volksbildung (in dem Sammelband: Die Produktionschule, herausgegeben von Paul Westreich, Schwetschke & Sohn, Berlin W 30 1924, S. 152—161). Kulturkrise, Gesellschaftskrise und Lehrerschaft, in dem Sammelband: Der neue Lehrer, herausgegeben von Paul Westreich, Berlin 1925. Über die Volkshochschule außerdem genannten Schriften noch: Praktische Arbeit in rheinischen Volkshochschulen (in dem Sammelbande: Deutsche Schulversuche, herausgegeben von Franz Siller, Schwetschke & Sohn, Berlin 1924, S. 288—298; hier auch ein Verzeichnis der übrigen Spezialaufsätze).

Bruno Saaler / Schulstrafen

In seiner immer noch lesenswerten Abhandlung „über Rousseaus Jugend“ sagt der bekannte Verfasser medizinisch-philosophischer Aufsätze, J. P. Möbius, über Rousseaus Erziehung: „Daß die Erziehung Rousseaus im allgemeinen nicht zu empfehlen wäre, das ist wohl sicher, aber ob sie gerade für Rousseau nicht besonderen Wert gehabt habe, das ist eine andere Frage. Wäre Jean Jacques rechtzeitig in die Schule gekommen, hätte er den Kursus im Gymnasio rito absolviert, wäre er immer von lauter ehrbaren Leuten umgeben gewesen, so wäre er wahrscheinlich korrekter geworden und hätte sich vielleicht zu einem brauchbaren Diener seiner Vaterstadt entwickelt, aber wäre für Rousseau geworden?“

Natürlich verneint Möbius diese Frage. Er ist gewissermaßen dem Schicksal dankbar, das Rousseau die sorgsame Erziehung vorenthalten hat, und verweist auf Schopenhauers „Transzendente Spekulation über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale des einzelnen“. Soll man deswegen auf eine sorgsame Erziehung verzichten? Nicht alle Menschen sind Rousseaus und finden den Weg durch Schmutz, Unrecht, Leiden und Vagabundage zur geistigen Freiheit. Die Entwicklung Rousseaus in charakterologischer Hinsicht ist vielmehr geradezu als sinnfälliges Beispiel dafür zu werten, daß Mängel der Erziehungsmethoden die allerbedenlichsten Folgen zeitigen müssen. Man bedenke im übrigen, was aus Rousseau geworden wäre, wenn er in Turin, als er an stillen Orten vorübergehenden Frauen seine entblößte hintere Seite zu zeigen pflegte, nicht auf einen „gutmütigen Polizeimann“ getroffen wäre. Heutzutage hätte zweifelsohne die gerichtsarztliche Begutachtung des jungen Rousseau zur Annahme einer Verwahrlosung auf dem Boden moralischer Minderwertigkeit und zur Verfügung der Fürsorgeerziehung Anlaß gegeben. Die bekannte Züchtigung Rousseaus durch das Fräulein Lambercier hätte also auch Konsequenzen bedingen können, deren Auswirkung der Menschheit einen der größten Geister vorenthalten hätte. Und was die Vagabundage Rousseaus anbelangt, so kann man auch nicht wissen, ob sie unter den heutigen Verhältnissen so ohne polizeilichen Eingriff abgelaufen wäre. Sehen wir uns aber nach dem Anlaß um, der die Periode der Vagabundage in Rousseaus Leben einleitete, so finden wir, daß es die Furcht vor Strafe war, die den Sechzehnjährigen veranlaßte, einem brutalen Lehrherrn zu entlaufen und rat- und mittellos in die Welt zu ziehen.

Die landläufige psychiatrische Beurteilung sieht in der Verlogenheit des Kindes so gut wie immer ein Zeichen minderwertiger Anlage. Der Umstand, daß der Bekannte Jean Jacques Rousseau unter dem Einfluß harter und brutaler Erziehungsmethoden den Typ des verlogenen Kindes reprä-

sentierte, sollte den Herren, die einem Kinde unter Außerachtlassung psychologischer Begebenheiten den Stempel der Minderwertigkeit aufdrücken, zu denken geben.

So gewiß wie es nicht richtig ist, daß eine extreme Sorgsamkeit in der Pflege und Behütung des Kindes die günstigste Prognose für das Leben abgibt, so falsch ist die weit verbreitete Meinung, daß eine harte Schule das beste Bildungsmittel ist. Selbst starke Charaktere gehen nicht durch sie hindurch, ohne in irgend einer Hinsicht Schaden an ihrer Seele erlitten zu haben.

Die gewaltsame Unterdrückung in der Anlage begründeter und daher daselbstberechtigter Regungen und Triebe schafft eine seelische Verkrüppelung, die, wenn sie auch nicht so sinnfällig wirkt, doch nichts anderes ist, als körperliches Krüppeltum. Es handelt sich um die Wahrung des Begriffes der inneren Freiheit, von dem die Schule von jeher schon viel Aufhebens gemacht hat, ohne daß es ihr gelungen wäre, ihn zu erläutern, aus dem einfachen Grunde, weil sie ihn selbst nicht kannte, nicht kennen konnte, da innere Freiheit mit äußerem Zwang unvereinbar ist, und da der Anspruch aller Menschen auf Lebensfreude, auf Gedankenfreiheit sowie auf freie Entwicklung gesunder Anlagen und Triebe unter selbstverständlicher Berücksichtigung sozialer ethischer Gesichtspunkte noch nicht bedingungslose Anerkennung gefunden hatte.

Daß die Reform der Erziehungsmethoden die Reform der Strafen notwendigerweise nach sich zieht, ist selbstverständlich. Das Ideal bleibt eine Erziehungskunst, die Strafen entbehrlich macht. So lange das Ideal nicht existiert, müssen wir uns immer wieder mit der Frage der Schädlichkeit der Strafen, insbesondere der Schulstrafen, beschäftigen.

Als schädigend sind alle Strafen abzulehnen, welche grausam oder entehrend sind oder angsterregend wirken. Was die Schule betrifft, so wird man vielleicht sagen: Solche Strafen gibt es doch gar nicht oder es handelt sich um Ausnahmen. Demgegenüber ist zu betonen, daß es solche Schulstrafen wohl gibt, daß sie heute allerdings in gutgeleiteten Schulen ausgemerzt sind, daß ihre grundsätzliche Verwerflichkeit aber durchaus noch nicht allseitig anerkannt wird. Noch immer hört man die Ansicht aussprechen, daß körperliche Züchtigung nötig und gesund sei, daß ein Abgehen von den strengen Erziehungsmethoden nur der Verweichlichung Vorschub leiste, und daß die ältere Generation bei solcher Erziehung recht gut gefahren sei. Ich bin umgekehrter Ansicht. Ich halte die Prügelstrafe weder für nötig noch für gesund, noch bin ich der Ansicht, daß die Erziehungsergebnisse der älteren Generation vorbildliche sind. Ich möchte vielmehr glauben, daß die der militärischen Erziehung nicht unähnliche Schuldisziplin, die in spanische Stiefel eingezwängte uniforme Gesinnung, zu der die Schule von einst, in der jedes selbständige und freie Denken unterdrückt wurde, zwangsweise herangezogen, die Hauptschuld trägt an der geistigen Verwirrung, die zu der Katastrophe des Weltkrieges führte.

Aufgabe der Schule ist es, dafür zu sorgen, daß der Gedanke der Menschlichkeit allgemeiner Erziehungsgrundsatz wird, und daß jede Form des äußeren Zwanges, der bei gesunden Kindern entbehrlich und nur bei psychopathischen Kindern unter bestimmten Voraussetzungen anzuwenden ist, aus der Schule verschwindet.

Aber ganz abgesehen von diesen auf allgemein menschlichen und pädagogischen Richtlinien beruhenden Maximen müssen wir die körperliche Züchtigung sowie die entehrenden und angsterregenden Strafen aus ärztlichen Erwägungen heraus ablehnen. Daß der Kopf des Kindes vor allen Verletzungen geschützt werden muß, daß Schläge auf den Kopf eine Körperverletzung mitunter ernster Art darstellen, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung, da erfahrungsgemäß selbst leichte Kopfverletzungen schwere Schädigungen im Gefolge haben können. Aber auch die so beliebten Schläge auf das Gesicht sind in mehrfacher Hinsicht als gesundheits-schädlich anzusprechen. Die allgemeine Empfindlichkeit ist eine sehr verschiedene, und bei nervöser Veranlagung ist insbesondere die Erregbarkeit der Hautnerven gesteigert. Da der Erzieher über den Grad dieser Erregbarkeit naturgemäß nicht unterrichtet ist, kann er auch nicht wissen, ob die Züchtigung nicht schmerzhaft und lange dauernde Neuralgien im Gefolge haben wird. Von besonderer Wichtigkeit ist ferner die sexualerregende Wirkung von Schlägen. Wir wissen heute nicht nur aus dem Gesändnis Kouffseaus, daß die als Sadismus und Masochismus bezeichneten Abirrungen des Geschlechtstriebes als Folge von Züchtigungen bzw. als Folge des Ansehens solcher Züchtigungen aufzutreten pflegen.

Die Prügelsstrafe im Verein mit anderen Schulstrafen dient bekanntlich nicht nur der Züchtigung als strafrechtlichem Prinzip, sondern sie soll auch abschreckend wirken, indem sie Furcht einflößt. Die Erzeugung von Furcht oder gar von Angst ist als Mittel der Erziehung aber strikt abzulehnen. Wir wissen, daß Angst eine der häufigsten Erscheinungen der kindlichen Nervosität ist. Wenn auch die Entstehung dieser Angst vielfach auf seelische Vorgänge zurückzuführen ist, die in der nervösen Anlage des Kindes begründet sind, so folgt hieraus doch, daß alle Maßnahmen zu unterbleiben haben, die das Auftreten der nervösen Angst begünstigen. Das Schrecken der Kinder mit bösen Männern, Gespenstern, Hexen, Teufeln, Zaubern, wilden Tieren und dgl. ist von der neueren Kinderheilkunde ja längst als ernste Schädigung der kindlichen Psyche erkannt und verworfen worden. Nicht mit dem gleichen Nachdruck aber hat man bisher auf die schädigenden Wirkungen hingewiesen, die angsterregende Schulstrafen ausüben. Selbst bei denjenigen Kindern, die nicht gleich nervöse Angstzustände, Herzneurosen oder andere krankhafte nervöse Erscheinungen im Gefolge solcher Erziehungsmethoden entwickeln, zeigen sich, wenn sie nicht gänzlich abgebrüht sind, Veränderungen ihres Wesens, Angstlichkeit, Unsicherheit, Unfreiheit, Neigung zu Minderwertigkeitsvorstellungen; Kurz, es

resultiert das eingeschüchterte Kind, ein Typus, der von der psychologischen Schule Alfred Adlers als psychoneurotischer gekennzeichnet, und dessen Bedeutung für die Neurose der Erwachsenen auch von denjenigen anerkannt wird, die mit Alfred Adler und seiner Schule nicht in allen Punkten übereinstimmen.

Sehr häufig tritt bei nervösen Kindern die Onanie infolge der Transformierung von Angst in geschlechtliche Erregung in Erscheinung, und daher ist auch von diesem Gesichtspunkt aus die Erregung von Angst durchaus zu verwerfen. Es ist ferner darauf hinzuweisen, daß die psychische Erregbarkeit der nervösen Kinder infolge von Schulstrafen zu Affektausbrüchen führt, die oft genug wieder ihrerseits Anlaß zu Aexpressivmaßnahmen seitens der Schule geben und insolgedessen das Kind in Verbitterung, Verzweiflung, nicht selten ja in den Selbstmord treiben. Die Untersuchungen, die über Schülerelbstmorde angestellt wurden, haben ja ganz besonders dazu beigetragen, die Erkenntnis von dem schweren Schaden zu verbreiten, der von fehlerhaften Erziehungsmethoden der Schule ausgeht. Daß nicht immer die wesentliche Ursache in ihnen zu suchen ist, sondern daß die krankhafte Anlage in der Mehrzahl der Fälle die Hauptschuld trägt, soll selbstverständlich hierbei ausdrücklich betont werden. Leider sind es aber auch oft durchaus gut veranlagte, überempfindliche, besonders ehrgeizige und strebsame Kinder, die infolge verletzten Ehrgefühls in krankhafte Verbitterung getrieben werden. Besonders deswegen halte ich es für wichtig zu betonen, daß die Schule das Ehrgefühl der Kinder zu schonen hat, übertriebenes Ehrgefühl zwar eindämmen, andererseits aber alles unterlassen sollte, was ehrverlegend wirkt.

Aus alledem ist ersichtlich, daß die Grundsätze, die sich aus der Betrachtung der kindlichen Nervosität ergeben, sich durchaus decken mit den Forderungen einer vernünftigen und auf gesundem menschlichen Empfinden aufgebauten Erziehungskunst. Was die Prügelstrafe insbesondere betrifft, so lehnen wir sie ab als eine freier Menschen auch im Kindesalter unwürdige, bestenfalls slavische Bestimmungsart züchtende Methode, die die freie und gesunde Entwicklung menschlichen Geistes, dieses sehnächtig erstrebte Ziel, gefährdet, wenn nicht ausschließt.

Es wäre vom Standpunkt der modernen, psychologisch und sozial-hygienisch orientierten Heilkunde aus sehr zu wünschen, daß die Leitsätze, die der Bund Entschiedener Schulreformer in seiner Eingabe vom 18. Februar 1922 an die obersten Schulbehörden zur Frage der Schulstrafen gerichtet hat, die Anerkennung finden würden, auf die sie Anspruch machen dürfen, und die die Voraussetzung bildet, daß endlich einmal auf diesem trotz mancher Besserung noch sehr reformbedürftigen Gebiet gründlich Wandel geschaffen wird.

Karl Wyneken Schule und Parteien

Wer die Jugend hat, hat die Zukunft“, das ist der Gesichtspunkt, der das Wettrennen der Parteien um die Gunst der politisch noch Unmündigen entfesselt hat. Nicht Liebe zur Jugend, sondern kühle Berechnung hat also jene mehr oder weniger politisch eingestellten Organisationen entstehen lassen, die den Nachwuchs des Volkes in der Blickrichtung einer Partei beeinflussen wollen. Am geschicktesten gehen dabei jene „Gründer“ vor, die in ihrem Programm ausdrücklich jede parteipolitische Bindung ablehnen, um dann freilich ihre Gründungen bei jeder Wahl ausgesprochen parteipolitisch reagieren zu lassen.

Wie steht die Schule, speziell die höhere, diesen Tatsachen gegenüber? Bekanntlich kam am 23. Dezember 1922 jener überraschende Erlass des deutschvolksparteilichen Kultusministers Böllig heraus, der mit deutlicher Bejahung des bekannten Schulgemeindeerlasses von 1918 der Schülerschaft der preussischen höheren Schulen den Eintritt in politische Vereine freigab. Es wurde freilich in dieser Verfügung auch ausgesprochen, wie wenig wünschenswert die parteipolitische Bindung von Schülern sei. Auf alle Fälle begann nach diesem Erlass das oben geschilderte Wettrennen der Parteien. Auch verdient festgestellt zu werden, daß sich seitdem gewisse, den Rechtsparteien zuneigende Jugendorganisationen („Jungdeutscher Orden“, „Jungstahlhelm“ u. ä.) an den meisten Schulen einer ausgesprochenen Begünstigung durch Lehrer und Schule erfreuten. Ist dieser Zustand wünschenswert? Sehen wir einmal davon ab, daß es gerade Rechtsparteien sind, die durch die höhere Schule begünstigt werden. Nehmen wir vielmehr an, die Schule stände ganz unparteilich allen politischen Jugendorganisationen gegenüber. Würden wir in diesem Falle sagen können, das parteipolitische Betätigung der Schülerschaft dem Sinn der Schule entspricht?

Die höhere Schule ist eine Institution des Gesamtstaates, keiner einzelnen Gruppe in ihm, darüber darf auch die Tatsache nicht hinwegtäuschen, daß wir vorläufig und trotz aller Revolution nach wie vor in ihr eine Anstalt für die privilegierten Stände sehen müssen. Sie hat die ausdrückliche Aufgabe, sammelnd zu wirken. Nicht irgendwelche Privatinteressen, sondern der Dienst an der Gemeinschaft soll von ihr vertreten werden. Die Schule soll also im Namen des Gesamtwillens, im Namen des Geistes des Volkes sprechen.

Nun haben freilich auch sämtliche Parteien die Förderung des Gesamtwohles auf ihr Programm geschrieben. Sie sind also scheinbar alle eminent staatserbaltend. Leider zeigt die Praxis, daß dieser angestrebte Weg zum Staatswohl von jeder Partei wieder anders gesehen wird. Die Parteien sind also kaum als der Ausdruck des Gesamtwillens eines Volkes anzu-

sehen. Wer dann noch ein wenig genauer hinter die Kulissen der Parteien geblickt hat, weiß außerdem, daß sie *de facto* allemal wirtschaftlich orientierte Interessengruppen ihrer Wähler vertreten. Und die Bedürfnisse solcher Interessenten sind recht verschieden, je nachdem man sich auf den Standpunkt (z. B.) des Produzenten oder Konsumenten stellt. Außerdem ist es ein offenes Geheimnis, daß wiederum innerhalb jeder Partei, besonders (intellektuell, aber meist wirtschaftlich) kräftige Gruppen oder Einzelpersonlichkeiten das Gros ihrer Genossen veranlaßt, so zu handeln, wie es diese privaten Interessen wünschenswert machen. Wenn aber die Schule den Dienst an der Gesamtheit des Volkes fördern soll, kann sie unmöglich ihre Schüler veranlassen, sich zugleich in den Dienst einander widerstreitender Privatinteressen zu begeben.

Ferner: Die Schule stellt sich ausdrücklich dem werdenden Menschen zur Verfügung. Sie will ja erst den „Menschen“ bilden. Die Jugend ist zunächst so unfertig und unreif, daß ihre Urteilsfähigkeit wesentlich schwächer ist, als der normalerweise vorhandene gute Wille, richtig zu urteilen. Diese Urteilsfähigkeit will die Schule durch objektiven Unterricht und objektive Erziehung erst erreichen. Gänzlich unreif ist die Jugend der höheren Schule besonders in Dingen des Kampfes ums Dasein, da sie diesem Kampfe ja gänzlich entrückt ist. Wie wir aber schon sagten, sind die Parteien im wesentlichen der einseitige Ausdruck des Willens bestimmter Wirtschaftsgruppen. Wer aber die Wirtschaft verstehen will, muß praktisch am Kampf ums Dasein beteiligt sein. Er muß „erwachsen“ sein. Parteien sind darum ausgesprochene Erwachsenen-Organisationen. Wie soll sich aber die Jugend in einer Organisation zurechtfinden, die ihr im Innersten wesensfremd ist?

Und schließlich: Die Jugend hat ihren Eigenwert. Unbekümmert um die „Wirklichkeit“ ist sie bestrebt, Wert und Unwert der Dinge nach dem bei ihr noch relativ unverdorbenen Wahrhaftigkeitsgefühl zu beurteilen. Sie versucht in ethischen Angelegenheiten den geraden Weg zu gehen. Kompromisse und ähnliche Umgehungen des Wahren verursachen ihr noch ein deutliches Unbehagen, veranlassen sie noch zu protestieren. Es ist unzweifelhaft die Aufgabe der Schule, diesen „Idealismus“ mit allen Mitteln zu erhalten und zu stärken. Erst die sittliche Wiedergeburt Deutschlands gibt das Recht, die verlorene politische Größe zurückzufordern. Wie steht es nun mit dem „Idealismus“ bei den Parteien? Wir sagten es schon. Partei heißt Wirtschaft, heißt „Realität“. Parteien stehen immer im Kampfe ums Dasein. Sie sind immer von diesem Kampfe befecht. „Politik ist die Kunst des Erreichbar-Möglichen“ heißt es. „Grundsätze“ werden ungescheut verletzt, wenn der Vorteil der Partei (sprich Wirtschaftsgruppe) es erheischt. Soll man dieser Korruption der Gesinnung eine Jugend ausliefern, die noch die Möglichkeit besitzt, relativ reinlich zu leben? Es ist bereits jetzt in der Schule festzustellen, wie bedenklich die Beeinflussung der Jugend durch die Parteien gewesen ist. Vielfach erlebt man es (z. B. im

Geschichtsunterricht), daß das klare Urteil der Jugend über Recht und Unrecht, Wahrheit und Lüge getrübt ist. Der Schüler versucht sich durch diplomatisches Herumreden um die Wahrheit herumzudrücken. Unendlich oft tönt dem Lehrer eine parteipolitische Phrase entgegen, wo er das sittliche Urteil des Schülers selbst verlangte. Nicht nur die Reaktion, auch die sittliche Korruption ist auf dem Anmarsch gegen die Schule. Wie aber soll ein neues Deutschland entstehen können, wenn unsere Jugend es verlernt, gerecht und wahrhaftig zu sein!

Wir kommen zum Schluß: Schule und Partei vertragen einander nicht. Sie müssen also einander ferngehalten werden. Wohl aber verträgt sich Schule und Politik. Objektives politisches Denken zu vermitteln, muß sogar eine Hauptaufgabe der Schule werden. Nicht umsonst hat Deutschland viele Jahrhunderte lang an der politischen Unreife seiner Bürger gelitten. Möchten die Leiden dieser Jahre unserem Volk die politische Reife bringen. Sie allein ermöglcht den Wiederaufstieg Deutschlands.

Lydia Stöcker Völkerveröhnung und Schule

Es wäre vielleicht interessant, wenn auch sicherlich nicht erfreulich, unter deutschen Lehrern und Lehrerinnen einmal eine Anfrage anzustellen, wie weit ihnen die Reichsverfassung, die sie beschworen, auch tatsächlich bekannt ist, speziell, wie weit ihnen der Wortlaut jenes Artikels 148 bekannt ist, der für unser Bildungswesen grundsätzliche Bedeutung hat. Er sei darum im Wortlaut vorangestellt: „In allen Schulen ist sittliche Bildung, staatsbürgerliche Gesinnung, persönliche und berufliche Tüchtigkeit im Geiste des Deutschen Volkstums und der Völkerveröhnung zu erstreben.“ Wie groß die Zahl jener deutschen Erzieher ist, denen dieser Satz nicht nur bekannt ist, sondern die ihn wirklich als eine Gewissenspflicht empfinden, der nachzuleben sie streben, darüber kann man nur schweigen. Für die wenigen, die ihn als Aufgabe in sich tragen, ist er mehr als das, ein Problem, mit dem sie ringen, vor dem sich die Widerstände türmen, bergehoch, und das sie doch nicht lassen können und wollen, getreu jenem alten Wort: „Ich will mich lieber zu Tode hoffen, als durch Unglauben verloren gehen.“

Damit ist eigentlich schon gesagt, daß nur der Erzieher ein Recht hat, sich an diese Aufgabe zu wagen, dem die Kraft zu solchem Wagnis aus religiösen Gründen fließt.

Damals, als nach vier Jahren grauenvollen Ringens Wilson seinen Frieden ohne Sieger und Besiegte verkündete, da ging wirklich so etwas wie ein Hoffen durch die Menschheit, und aus jenem Glauben an eine neue Welt-

ordnung entstand wohl auch jener Artikel 148. Auch dem pazifistischen Lehrer schien es damals noch leichter, in jenem Sinne zu arbeiten, als es heute ist. Wozu im einzelnen an die Kette jener furchtbaren Enttäuschungen und Herabwürdigungen erinnern, die in den meisten jeden Glauben zerstörte. Nie vielleicht noch ist deutsche Art und deutsches Volkstum problematischer gewesen als heute: ein einziger großer Trümmerhaufen; und es gilt, erst einmal den Schutt hinwegzuräumen, unter dem verborgen doch vielleicht Wertvolles und altes Gut schlummert, ein Vätererbe, das nicht verloren gehen kann.

Will man überhaupt die Bahn freimachen für den Gedanken der Völkerverständigung, dann heißt es, der deutschen Jugend eines geben, das sie heute (nicht weniger als die Erwachsenen), fast völlig verloren hat: innere Sicherheit, das ruhige Bewußtsein eignen Wertes als Deutsche. Vielleicht verstehen wir Frauen gerade diese Seite deutschen Wesens, oder sagen wir es ehrlich, diesen Mangel deutscher Art, besser als der Mann, weil wir selbst ja alle den inneren Kampf erlebt haben und die innere Erfahrung unserer Frauenwürde uns trotz aller uns immer aufs neue bedrängenden „Minderwertigkeitsbehauptungen“ erkämpfen mußten. Der Deutsche als Volk leidet ganz stark an diesem Minderwertigkeitsgefühl, und eben aus dieser inneren Unsicherheit heraus erwächst dann jene Überhöhung und Überbetonung des Deutschtums, die lächerlich, grotesk, fatal wirkt. Sie ist heute das Kennzeichen des größten Teiles unserer sogenannten „nationalen“ Jugendbewegung; wie es ja auch höchst charakteristisch ist, daß hier nicht so sehr die positive Seite, die Freude an der eignen Art, betont wird, als daß man sich nicht genug tun kann, die „mangelnde vaterländische Gesinnung“ der Volksgenossen, den minderen Wert aller anderen Völker zu betonen. Aus dieser inneren Angst erwächst der Kampf gegen „alles Un-deutsche“, und darum scheint mir der erste Schritt auf dem Wege zum „Geiste deutschen Volkstums“ der zu sein, diese Angst und Unsicherheit wegzuräumen, zu zeigen, daß es nicht Armut, sondern Reichtum deutschen Wesens ist, wenn es Fremden gerecht werden konnte und sich fremdes Geistesgut so aneignete, daß es zu eignem wurde. Welche große und dankbare Aufgabe hier dem deutschen Unterricht erwächst, wird jeder empfinden. Wie weit es gelingt, durch all das Dornengehege hindurchzudringen, das „vaterländische Verbände“ und Elternhäuser immer wieder künstlich errichten, das wage ich nicht zu entscheiden. Eines aber ist gewiß: an dieser letzten, tiefsten Not heißt es beginnen, sonst bleibt alles Tun eine äußerliche Angelegenheit. In diesem Sommer der sogenannten Jahrtausendfeier der Rheinlande (dem Rheinländer, dem man ausgerechnet jenseits der Elbe von einem Jahrtausend deutschen Wesens am Rhein spricht, kommt die Sache etwas wunderbarlich vor), gerade jetzt sei erlaubt, darauf hinzuweisen, wie dort am Rhein, dessen Deutschtum um fast ein Jahrtausend älter ist als das Ostelbiens, wie dort diese innere Sicherheit ganz anders vorhanden

ist und wie darum dieses „Grenzland“ eben aus jener inneren Sicherheit heraus fremdes Volksgut so unbekümmert übernehmen konnte, weil seine „Eigenart“ viel zu fest stand, um davon berührt zu werden.

Aus der Not des Krieges heraus schrieb einst Leonhard Frank sein Buch: „Der Mensch ist gut“, und wir glaubten ihm . . . zu eigener bitterer Enttäuschung. Weder der Erwachsene noch das Kind ist gut, wir sind nicht Halbgott, nicht Ungeheuer, sondern gar wunderbarlich gemischt aus Seele und Sinnen. Es wäre aber ungerecht, etwa allein das deutsche Kind des „Militarismus“ zu verdächtigen. Alice Decoudre, die verdienstvolle Genfer Erzieherin und Pazifistin, hat versucht, in einer Enquete die Empfindungen der Kinder über Krieg, Militär usw. festzustellen*. Da hat sich ergeben, daß schweizer Kinder nicht anders sind als deutsche. Der Anblick der Soldaten erweckt auch in ihnen die ganze verlogene Schützengrabenromantik; ja, man schätzt das Militär als Streikbrecher. Nur 8% der Kinder sprechen sich deutlich gegen den Krieg aus. Interessant ist, daß dabei das Geschlecht weniger einen Unterschied macht, als die soziale Lage. Bei den ärmeren Kindern ist der Prozentsatz der Kriegsgegner größer, weil dort auch das Kind die harte Wirklichkeit fühlt und dadurch vor unwahrer Phantastik bewahrt wird. Damit ist uns ganz von selbst der Weg gewiesen, wie wir auch in der Schule dem Gedanken der Völkerverständigung direkt dienen können. Je unbedingter wir Krieg und Kriegsgeschrei aller unwahren Verhimmelung entkleiden und sie in ihrer ganzen nackten Scheußlichkeit und Sinnlosigkeit darstellen, umso eher werden wir den Weg bereiten für eine Verständigung. Daß die Geschichte uns hundert- und tausendfach dazu die Mittel in die Hand gibt, braucht so wenig gesagt zu werden, wie das andere, daß sie hundert- und tausendfach gefälscht wurde. Aber auch das kann man deutschen Kindern nie genug zeigen, daß jene von Bismarck „Zivillcourage“ genannte Eigenschaft uns wahrhaftig unendlich mehr not tut, als jene primitive Indianerromantik, wo der Einzelne seine Todesangst in Gemeinschaft mit hundert anderen übertäubt. Da liegt unsere Erzieheraufgabe: unter all dem mißtonenden Wehgeschrei, das sich erheben wird, unseren Weg zu gehen, ruhig, lächelnd, unbeirrt, in dem Bewußtsein, daß es auch eine Größe des Unterliegens gibt, daß der Kampf wahrlich nicht leichter ist als jener des „frisch-fröhlichen“ Krieges.

Stellich: Die Kraft zu solchem Handeln wird dem Menschen immer letztlich aus religiösen Quellen fließen, und so mündet die Aufgabe der Völkerverständigung schließlich im Religiösen. Wir wissen, was die deutsche Kirche, zumal die protestantische, im Weltkrieg gestündigt hat. Man wird auch heute nicht behaupten können, daß sie in ihrer Mehrheit zum Geiste der Bergpredigt sich zurückgefunden hat. Wer heute mit Berufung auf das Christentum im Religionsunterricht und anderswo Völkerverständigung predigt,

* Alice Decoudre: Ce que pensent les enfants III. Le Militaire. Edition Forum; Neuchâtel et Genève. 1924.

der wird sicher Widerspruch finden. Er wird aber auch erleben, wie der Gedanke der Verständigung, einmal erfasst, hier stärker und tiefer Wurzel schlägt als anderswo. Täuschen wir uns nicht: Wo Jahrtausende immer an der Entfaltung aller Rache- und Hassinstinkte gearbeitet haben, wird es der Arbeit von Generationen bedürfen, um Güte, Mitleid, Verstehen, Gerechtigkeit, Duldung dem fremden Volk, aber auch dem eigenen Volksgenossen gegenüber zu wecken. Was freilich auch hier Tradition vermag, das wird man fühlen, wo einem, — was ja leider nicht oft der Fall ist, — einmal ein Kind begegnet, das aus Mennonitenkreisen oder ähnlich gerichteten religiösen Gemeinschaften stammt. Da findet sich jene fröhliche Selbstverständlichkeit, jene ruhige Güte, jene Nüchternheit im besten Sinne, die gar nicht anders kann, als veröhnlich und duldsam sein.

Völkerverständigung, . . . das Wort klingt ja viel zu hoch für unsere heutige Not. Wissen wir doch alle aus Erfahrung, wie furchtbar innerhalb des eigenen Volkes die Gegensätze auseinanderklaffen, auch, oder gerade, innerhalb der Schule. Die letzten Wahlen haben es uns schauernd wieder erleben lassen. Wer da behauptet, „an meiner Schule“ ist das nicht der Fall, der ist entweder blind, oder er will nicht sehen: und es schienen mir diese Andeutungen (denn um mehr kann es sich ja nicht handeln), unvollständig, wenn nicht das aufs stärkste betont würde; der Weg zur Völkerverständigung kann immer nur über den Weg der Verständigung innerhalb des eigenen Volkes, der Klasse, der politischen und religiösen Gruppe gehen. Wem es gelingt — und sei es nur in einer einzigen Klasse — diesen Gegensatz zu überbrücken, wem es auch nur gelingt, die bitterste und schmerzlichste Scham der Nachkriegszeit, den Antisemitismus, innerhalb einer Klasse, innerhalb einer Schule zu überwinden: dem ist der Weg offen zu weiteren Zielen.

Traugott Friedemann Gesinnungsunterricht

Der Gesinnungsunterricht gilt häufig für einen Ertrag des einst gepflegten „erbaulichen“ Religionsunterrichtes. Deswegen wollte man zu Zeiten, als die Stimmung gegen den erbaulichen Religionsunterricht sehr stark war, einen eigenen stundenplanmäßigen Gesinnungsunterricht einführen und berief sich auf den Moralunterricht an den französischen Schulen. Die meisten Religionslehrer sind heute selbst von dem erbaulichen Religionsunterricht abgekommen, das sei Aufgabe der Kirche, die im Konfirmandenunterricht Erbauung und Dogma bringen müsse. Religionslehre müsse geschichtlich, vergleichend, philosophisch und psychologisch unterwiesen werden. Danach scheint die Ablehnung des stundenplanmäßigen Gesinnungsunterrichtes allgemein zu sein.

Aber das Negative ist immer das Leichtere und macht schon deswegen mißtrauisch.

Kann es denn eine Arbeit an der Jugend geben ohne Gesinnungspflege!

Deshalb lehrplanmäßiger Unterricht in Gesinnung?

Das ist zu grob und schon deshalb zu verwerfen, weil dann Richtlinien aufgestellt und Lehrbücher geschrieben werden müßten.

Aber planmäßig über alle sogenannten Gesinnungsfächer verteilt durch die Betrachtung der wertvollen Geschichten aus der Bibel, den deutschen und anderen Sagen und Märchen, der Geschichte, der Literatur, durch das Theater, die moralische Bildungsanstalt? Ein gangbarer Weg, aber es kann einem damit gehen, wie dem ungeschickten Säemann, der unbegreiflicherweise zwischen die Dornen und auf den harten Weg statt in die Ackerkrume sät. Wer weiß, was von dieser Art Belehrung auf fruchtbaren Boden fällt!

Gute Nachschläge und anspielende Erzählungen oder anderweitige Bekanntheit mit großen und vorbildlichen Taten und guten und edlen Menschen führen nicht bestimmt und nicht unmittelbar auf den guten Weg; auch das böse Beispiel verdirbt nicht automatisch gute Sitten, flößt im Gegenteil oft Abscheu ein.

Wir sind uns auch nicht so einig über Gut und Böse, und wir würden mit dem Hinweis auf fremde Beispiele doch schließlich nur verbogene und unselbständige, ihrer Art entfremdete Kunstgewächse erziehen. Das absichtlich hervorgeholte Beispiel verstimmt und könnte selbst ohne Verstimmung nur verstandesmäßig wirken; daher nur mit großer Vorsicht zu benutzen!

Und trotz allem: planvollen Gesinnungsunterricht! Wenn wir uns über das Ziel einig werden können, werden die Wege wohl zu finden sein.

I. Eine inhaltlich bestimmte, zweckbezogene Gesinnung zu pflegen, halte ich freilich für Verrat an der Jugend, besonders wenn es sich um politische, soziale und weltanschaulich-religiöse Probleme handelt. Die wertvollsten Menschen zerbrechen an dem Kampf mit der in der Jugend von unklugen Erziehern eingedrillten stofflichen Gesinnung, bestenfalls werden sie in der frohen Entfaltung gehemmt und mit bösem Gewissen belastet. Das größte Verbrechen der Kirche ist die Konfirmation unreifer Kinder, die mit 15 Jahren ein Gelübde abzulegen gezwungen werden, dessen Tragweite sie nicht überschauen.

Ernsthafter Gesinnungsunterricht kann nur absolut, das soll heißen: stofflich und zweckmäßig nicht bestimmte Gesinnung erstreben. Für Gesinnung in dieser Bedeutung, für erstrebenswerte Grundeigenschaften der Seele halte ich: die Erschütterungsfähigkeit (Aufwühlbarkeit des Gemütsgrundes, sagt Kerschensteiner); Wahrhaftigkeit und Bekennermut; Verfeinerung des Gefühls und Nächstenliebe.

Ein Jüngling, der mit dieser Gesinnung wurzelhaft verbunden ist, wird seinen Weg unsträflich gehen. Aus ihr gehen die notwendigen praktischen Tugenden des täglichen Lebens ganz unmittelbar und rein hervor. Der Fleiß, der aus der Erschütterungsfähigkeit, Begeisterung, Hingabe entspringt, ist eigenes Bedürfnis, kaum Willensakt. Der Fleiß des Ehrgeizigen ist hiergegen minderwertig, weil er zweckbestimmt ist. Es kann also unter Umständen verkehrt sein, einen Jungen auf Fleiß zu erziehen. Die geschlechtliche Sauberkeit hängt mit Verfeinerung des Gefühlslebens zusammen und mit Nächstenliebe, sozialer Gesinnung gegenüber dem Mädchen. Bekennermut stammt aus der Wahrhaftigkeit. Bis zum Äußersten bekenntnistreu ist nur der, in dessen Seele es keine verborgenen Schlupfwinkel und geheimen Hintertüren gibt.

Ich kann das hier nur andeuten.

Das alles ist höchst einfach und darum auch ohne die herrschenden Fremdwörter ausgesprochen.

2. Aber haben wir denn so viel Einfluß, daß wir die Jugend mit solcher Grundgesinnung bewurzeln können?

Nein, ganz sicher nicht!

Die Erbsünde ist zu stark. Wir können nur auf Jahrhunderte hinaus arbeiten in der Hoffnung, die Erbsünde allmählich Schritt für Schritt zu besiegen. Nicht nur wir Erzieher fremder Kinder, die Eltern, das ganze Volk muß den Streit um die stoffliche Tagesgesinnung verlernen und einsehen, daß der hochwertige Mensch an sich die Erfüllung unseres gemeinsamen Lebens bedeutet. Das ist noch ein langer Weg. Bittere Enttäuschungen bleiben nicht erspart. Immer wieder sehen wir Erzieher unsere hoffnungsvollsten Zöglinge schon als Studenten mit der konventionellen, banalen Arroganz oder als Kaufleute und Landwirte mit dem pffiffigen Steuerfluchtandruck, als Beamte mit der unverhohlenen Miene gekränkten Standesdünkels umherlaufen.

Wird die Menschheit besser? Lessing hoffte auf das 3. Evangelium, wenn sich die Menschheit aus den Elementarbüchern herausgearbeitet hätte. Frage der Zukunft! Sie allgemeingültig zu beantworten, darf ich mir nicht zumuten. Ich kann nur sagen, was ich beobachte, für Ergebnisse ist es noch zu früh. Und die hoffnungsvolle Beobachtung ist, daß die Jugend selbständiger, unabhängiger von den¹ feigen, weltgewandten Ansichten des Alters geworden ist. Nicht so viel, wie der Wandervogel und die ihm folgende Jugendbewegung versprach, aber es ist doch etwas haften geblieben.

Die Schule ist gefolgt und fängt an, sich auf die Jugend einzustellen, weniger in der Methode, als in dem freieren Verkehrsstil. Und es ist doch etwas, daß die Freude am Körper selbst an den Gymnasien nicht mehr Gegenstand moralischer Einwürfe ist!

Das ist Gewährung von Freiheiten, im Grunde also doch nur Negatives. Darüber müssen wir hinaus.

Das praktisch Durchführbare ist die Gewöhnung an die Betätigung der Grundgesinnung: Kameradschaft der Jungen zueinander und — bei der heutigen Koedukation auch innerhalb der Schule erreichbar — zu den Mädchen. Zur Gewöhnung an die Wahrhaftigkeit dient im Unterricht die Forderung ganzer Arbeit, bis in die Einzelheit genauer Darstellung. Pflückerarbeit des Lehrers oder Schülers verführte zur Unwahrhaftigkeit. Der ganze Schulverkehrsstil muß auf Offenheit und Erkenntnis des Wissensgrades eingerichtet werden. Der Schüler muß z. B. genau wissen (wenn ich mal schnell ins einzelne gehen darf), daß er sich nicht durchstümpfern kann. Er muß wie andere vernünftige Menschen, die nach etwas gefragt werden, einfach sagen dürfen: ich kann das nicht; ich kann es heute nicht, z. B. ein Gedicht aufsagen; der Inhalt ist mir nicht so klar, daß ich es ordentlich herausbringe u. ä., ohne daß darauf ein Strafgericht folgt. Man läßt das junge Bäumchen Schulehrlichkeit nicht vom Sturm brechen, man bindet es an den Pfahl aufmerksamer Nachsicht. Es gibt schon viele Lehrer, die einen solchen Verkehrston mit den Jungen gefunden haben; es ist viel Gutes daran. Offenheit des Lehrers weckt Vertrauen; demgegenüber sind die Schüler dann aufrichtig; kommt aber in der nächsten Stunde ein Pauker alten Stils, so wird er doch wieder beschwindelt. Also Neigung und persönliches Verhältnis zum Lehrer erweckt erst gelegentliche Aufrichtigkeit, aber keine Wahrhaftigkeit. Die Liebe zur Wirklichkeit, in der Gott steckt, und die Gewöhnung zum Mut sind rückläufig die Bildner einer inneren Wahrhaftigkeit: Gott hat die Dinge so gemacht, wie er sie haben will; wie können wir es wagen, ihm seine Sachen zu verschieben! Das ist die Grundanschauung, aus der die Gewöhnung an schlichte Wahrhaftigkeit Nahrung zieht.

Auch an die Jungen, die von Natur besonders unzugänglich sind oder besonders stark unter der wachsenden Mannbarkeit leiden, kommt man am ehesten heran, wenn man auf Auseinandersetzungen verzichtet, die nur bewußt machen, was unbewußt bleiben soll, ihnen vielmehr für irgendeine Erscheinung zu brennendem Interesse verhilft, sie erschüttert, vorhandene Neigungen, selbst die ausgefallensten, gewähren läßt, nötigenfalls unterstützt. Ich bin überzeugt, daß der Radiostimm auf unsere Tertianer und Sekundaner augenblicklich geschlechtlich in einem Grade abreagierend wirkt, den wir nie durch Mahnung oder abschreckende Aufklärung erreicht hätten.

Kinder, die mit besonderer Begabung begnadet sind, müssen die vollste Freiheit haben, sie auszubilden. Die eigene gründliche Betätigung hilft über die undurchsichtige Eitelkeit hinweg, und die leitet immer wieder zur Unwahrhaftigkeit. Ausbildung des eigenen Wesens an der Sonderbegabung oder anderer Neigungsarbeit verfeinert das Gefühl und hält die Erschütterungsfähigkeit im Gang. Die Gewöhnung an prall ausfallende Tätigkeit hilft also wieder rückläufig zum Erwerb der wert-

vollen Grundeigenschaften, die in ihrer Zusammenfassung die Bestimmung des Menschen ausmachen. Es muß innerer Hochbetrieb entstehen, in dessen Blut die Schwäche- Eitelkeits- und Heimlichkeitsbazillen getötet werden. Den kühnen Durchdenkern, die jugendlich radikal an Zweck und Wert des Lebens verzweifeln, dürfen wir nicht durch Milderung und Umbiegen ihren selbstgeschaffenen Hochbetrieb stören, wir müssen sie im Gegenteil bis zum Ende treiben und sie in ihrem Labyrinth herumlaufen lassen, bis sie sich selbst herausfinden. Aber wir helfen ihnen, die unerhörten Peinigungen ertragen, wenn wir sie die schlichte Forderung des Tages tapfer erfüllen lehren.

Nach der Sage bauten die Posener Windmühlen, damit der Sturm, der ihr Land verheerte, Arbeit bekäme, und sie zwangen ihn damit und hatten die Windmühlen obendrein.

Minna Specht Autorität und Freiheit

I

Es gibt nichts, was so sehr unser Mitleid erregt wie ein eingeschüchtertes Kind.“

„Das Gute und Böse zu unterscheiden, den Grund der menschlichen Pflichten zu erkennen, übersteigt die Fähigkeit des Kindes.“

„Befehlt ihm (dem Kinde) nie etwas, was in aller Welt es auch sein möge, durchaus gar nichts.“

In diesen drei Sätzen Rousseaus ist alles enthalten, was das Problem der Erziehung dem denkenden Menschen zur Lösung anheimstellt. Alles, was das 19. und 20. Jahrhundert zur Entwicklung der Kunst der Erziehung beigetragen haben, findet seinen Maßstab letzten Endes daran, ob die neuen Methoden die Einschüchterung des Kindes behindert, ob sie sich vom Moralisieren ebenso fern gehalten haben wie von jeder Art des Befehls.

II

Das Thema „Autorität und Freiheit“ ist somit zu Gunsten der Freiheit entschieden worden. Auch die tiefere Begründung für diese Entscheidung liegt längst vor und ist jedem zugänglich, der sich um sie bemüht. So scheint es, daß theoretisch alles in guter Ordnung ist, daß das Interesse der Erzieher heute nur noch dem Wege gelten kann, auf dem sie das Kind zur Freiheit gelangen lassen. Und gewiß, lebten wir im Frieden, so würde die Frage, was fordert die Erziehung zur Freiheit von dem Erzieher, die praktisch bedeutsamste sein.

Tatsächlich steht sie auch im Vordergrund bei fast allen denen, die pä-

dagogische Reformarbeit treiben, wie es die Tagesordnungen ihrer Kongresse, die Jahresberichte und Programme ihrer Schulheime beweisen.

Aber es ist in Wahrheit nicht die heute entscheidende Frage. Ich lasse es beiseite, daß ich die Lösung des Problems der schöpferischen Erziehung, wie sie die moderne Pädagogik vertritt, nicht für ausreichend halte, daß ich mißtrauisch bin gegenüber ihrer Deutung des „Stirb und werde“, das zum Leitwort in ihren Reihen geworden ist. Es kommt zurzeit auf alles dieses nicht an, auf keine Betonung der Gegensätze, sondern nur auf die Betonung des Gemeinsamen. Warum? Weil die Freiheit der Erziehung bedroht ist.

III

Auch das liegt jedem klar vor Augen, der sehen will. Auf der einen Seite die Entfremdung der großen Masse der Lehrerschaft allen freiheitlichen Idealen gegenüber, Hand in Hand mit ihrer Angst vor materieller Einbuße. Auf der anderen Seite das unerschrockene Vordringen der Mächte der Reaktion, die längst begriffen haben, daß die Sicherung gegen eine neue Revolution die Einschüchterung der Jugend als bequemstes Mittel empfindet.

Wir haben nicht mehr Zeit, uns über das Thema „Autorität und Freiheit“ zu unterhalten. Es ist ein eminent praktisches Thema geworden, ein so zur Entschiedenheit herausforderndes Thema, daß wir nur zu fragen haben, sind wir Freunde der Freiheit auf dem Plan, wenn es gilt, die Verteidigung, besser noch, den Angriff zu wagen?

IV

Wie dieser Kampf gegen die Autorität im einzelnen zu führen ist, geht über den Rahmen dieses Aufsatzes hinaus. Nur das Eine. Wir werden gegenüber der Macht auf der Gegenseite, der dort organisierten Macht, nichts ausrichten mit der Berufung auf unsere Ideale, mit dem Vorweisen unserer bisherigen Leistungen, nichts mit Protesten und dem Eintreten einzelner für ihre Überzeugung. Das alles wird, wenn es Ernst wird, auf dem Scheiterhaufen des Märtyrertums verbrannt. Das wissen übrigens auch alle diejenigen, die wir zu solchem Hervortreten aufrufen möchten; daher die Fruchtlosigkeit solcher Appelle.

Nein, es gibt nur ein einziges Mittel, um, wie die Sache heute steht, den Kampf mit Aussicht auf Erfolg zu führen. Das ist die Stärkung der eigenen Position durch Zusammenschluß mit denen, die in dem Kampf um die Macht, der hier um die Geistesfreiheit geht, selbst eine Machtorganisation aufzubieten haben.

Sinter der orthodoxen Lehrerschaft stehen längst die Parteien, die die Vorrechte jener schützen. Dies ist die Frage, um die es in unserem Lager geht: werden wir uns mit den politischen Parteien verbänden, die zu

unserer Sache stehen, um den wirksamen Schutz für unser Ziel in Anspruch zu nehmen?

Ich kenne die Bedenken, die man mir entgegenhält. Ich weiß auch, daß Erziehung und Politik zweierlei sind. Aber ich weiß zugleich, daß derjenige, der jetzt noch das Recht genießt, am Vormittag mit seinen Kindern in Freiheit zu denken und zu leben, kein schlechterer Erzieher wird, wenn er am Abend in der Partei für den Schutz jenes Rechts seine Kraft, seine Erfahrung, seinen sittlichen Realismus einsetzt.

Die Partei braucht solche Männer und Frauen, damit sie weiß, für wen sie den Kulturkampf, der uns angesagt wird, wagen soll. Und die Schule braucht solche Männer und Frauen, damit die Jugend nicht dem Glück, sondern dem Recht untersteht.

Das ist Beispielspädagogik, wie wir sie brauchen, das Beispiel, das wir geben können, wenn uns die Freiheit mehr ist als das Schlagwort, das wir auswendig gelernt haben.

Josef Rudolf / Konkordat und entschiedene Schulreform

Das bayrische Konkordat besteht. Das Reichskonkordat wird kommen. Seine Schöpfer und Freunde „begrüßen es im Sinne unserer sittlichen und religiösen Wiedererneuerung“, und wir, seine ehrlichen Gegner ohne die Befangenheit durch eignen Kaffwillen für Sondergemeinschaften und -gruppen, müssen aus verantwortungsbereiter Seele gegen Täuschung und Vergewaltigung, gegen noch so gut gemeintes Unrecht an Kind und Erziehung, an Volk und Menschheit aufrufen. Unrecht geschieht und Unsachlichkeit herrscht. Ungläubiger Zwang bedroht freie, menschlich starke Entscheidungsmöglichkeit, unwillige Erfarrung greift nach lebendiger Entwicklungsnotwendigkeit.

„Der Unterricht und die Erziehung der Kinder an den katholischen Volksschulen wird nur solchen Lehrkräften anvertraut werden, die geeignet und bereit sind, in verlässiger Weise in der katholischen Religionslehre zu unterrichten und im Geist des katholischen Glaubens zu erziehen“, so verhöhnt der § 1 des Artikels 5 „die freie Willensäußerung der Lehrer“, die der Artikel 149, 2 der Reichsverfassung gewährleistet. Schlimmer noch, die Lehrer müssen eine dem Charakter dieser Schulen entsprechende Ausbildung nachweisen. „Diese Ausbildung muß sich beziehen sowohl auf den Religionsunterricht, wie auch auf jene Fächer, die für den Glauben und die Sitten bedeutungsvoll sind.“

Gewiß wird der Bejager konfessioneller Schulen hier nicht viel Bedenken haben, gar keine wohl der entschiedene Verfechter der Notwendig-

keit der isolierten und isolierenden Schulzelle als Erziehungsorte unfertiger Erwachsener, der das Kind dem Zwang unterwirft aus der für ihn sicheren Überzeugung heraus, daß freie Entwicklungserfolge Gefahrennähe bedeutet, daß Wegfreiheit Schuld aus veräußerter Sicherheit ist.

Für ihn hat das rechtliche Zugeständnis Konfessioneller Sonderschulen die Selbstverständlichkeit ausreichender Garantien für ihren Bestand. Also damit die Forderung nur als Konsequenz, daß kein Lehrer an einer Sonderschule sein kann, „der dem Charakter dieser Schule nicht entspricht“. Das ist kaum verwunderlich und kann von diesem Standpunkt her nicht leicht verworfen werden. (So wenig an sozialistischen Schulen — wenn es solche gäbe — wohl nichtsozialistische Lehrer gewünscht würden.) Wer Sonderschulen gutheißt, wird sich mit der Konsequenz dieser Forderung einverstanden erklären müssen. Nur steht da der Artikel 149, 2 der Reichsverfassung im Wege. Es ist also zumindest eine Rechtsbeugung, wenn über ihn hinweggegangen wird. Es wird zu einer Unsitlichkeit, wenn dabei Menschen rechtlos werden und das ist der Fall, da bei den Bestimmungen über die Volksschulen die Klausel „unbeschadet seiner staatsdienerlichen Rechte“ weggeblieben ist. Unsitlich erst recht also, wenn eine Zwangslage aus der Entscheidungsfrage ausgebeutet wird zu irgendwelchen Beeinflussungen. Wenn aus dem „ungläubigen Glauben“ an die Ver sittlichung aus Zwang, an die Erhaltung und Mehrung religiöser Kräfte aus Preßung und Zerrung der Ruf nach der Einengung und Unterwerfung kommt.

Und das ist hier nötig zu sehen: das kirchliche Rechtsbuch von 1918 (corpus juris canonici) begrenzt den Rechtskreis der Kirche auf das Gebiet der Kirchenlehre und überläßt die Schule aller Grade dem Staate und seinen Vorschriften. Auch den Bekenntnisschulen bleibt darin die staatliche Beaufsichtigung und nur diese zugestanden. Und das erzbischöfliche Wort Klang 1919: „In Sachen der Religion darf es keinen Zwang geben!“

Davon aber bleibt nach dem bayrischen Konkordat nicht mehr viel, und die Bestimmungen über die Anstellung und Weiterbeschäftigung von Lehrern an Konfessionsschulen werden in ihrer Konsequenz zu einem Zwang, der dem Lehrer nicht mehr das verfassungsmäßige Recht läßt, keine Gründe für eine Weigerung, Religionsunterricht zu erteilen, anzugeben, der die Freiheit der politischen Überzeugung wie die Koalitionsfreiheit bedroht, der in kirchlicher Beaufsichtigung und Beeinflussung die Wege zu Abhängigkeit und würdeloser Sbrigkeit geht. Dabei muß betont werden: Wenn gesehen werden muß, daß Machtpositionen ausgenützt werden, wenn Pferdefüße immer wieder aus Verträgen dieser Art stammen, wenn jeder abzurufen oder abzulisten sucht, was irgend möglich, so bedeutet das keinesfalls, daß einfach Böswilligkeit herrsche und der „Wille zur Macht“ die Erziehung als Mittel schlecht hin gebrauchte. Es ist da allerdings ohne Zweifel der eigenartige Zusammenhang wichtig, daß

der Vertreter des Staates, der den Vertrag entwarf, als päpstlicher Hausprälat gleichzeitig der Kurie untersteht, die der zweite Vertragsschließende war. Jede Doppeldeutigkeit und jeder Widerspruch zu Recht und Verfassung wird aus dieser Tatsache heraus verschärft und fordert Mißtrauen. Trotzdem bleibt ein anderes dabei, was oben angedeutet wurde (und angedeutet kann nur werden im Rahmen eines zweiseitigen Artikels), nämlich die Überzeugung der absoluten Wahrheit, wobei wohl meist die Diskussion zu Ende ist. Sie fordert den geradlinigen Weg, also ohne Suchen und Entscheidenmüssen, da schon andere die Entscheidung vorwegnahmen und die Richtung gaben. Aus dieser unbedingten Wegsicherheit wird die Forderung für „meine“ Kinder „meine“ Erziehung, „meine“ Wege, „meine“ Selbstverständlichkeit. Aus seiner Glaubenssicherheit wächst seine Gemeinschaftszelle, ungläubig selbstverständlich meist, doch immer als Gemeinschaft geschlossen. Die Forderung „unseren“ Kindern „unsere“ Schule scheint vielleicht gerade aus der Leere unserer Tage und unserer Menschen heraus nötig. Der aber dann die gläubige Kraftfülle fehlt, die von lebendigem Menschheitswollen weiß, das aus tapferem Entscheidenmüssen wird, das vom Menschen fordert ohne Vergeltung und den Mut hat zur wagefrohen Menschenpilgerfahrt, das vom Menschen verlangt, sich selbst zu suchen und seines Wesens notwendige Form, das in die Zeit hineinschickt mit der immerwährenden Aufgabe, sich die menschheitlich erfüllte Lebens- und Liebeskraft zu erkämpfen.

Dieser Mensch kann nicht anders als zutiefst religiös sein. Diese Erziehung wird gerade in religiöser Ergriffenheit ihre stärksten Kraftquellen finden. Nur die unweltliche Lebensglut des zu seiner Aufgabe Stehenden, nur die verantwortungoreife Sehnsuchtsfülle des in der Sargbarkeit des tausendfach häßlichen, aber immer opferwerten Lebens „Erzogenen“, des Menschen also, der in der Stärke fordernden, Kraft gebenden, Güte lehrenden Symphonie des jeden Augenblick sich wandelnden Daseins sich entfaltet, wird zu dieser Erziehung bereit machen können. Kaum aber wird sie aus der abschließenden Sonderzelle, die vom Leben, von den „Andern“, von der Entscheidung trennt. Nie wird sie aus der unvertrauten Furcht, es möchte einer der eigenen Kleinen oder großen Gemeinde verloren gehen. Und nie wird die Seele gerettet, wenn der Mensch in Zwang versetzt wird. Was wird leichter als eitle Selbsttäuschung, genügsames Selbstzufriedensein aus sicherem Besitzesglauben, wenn die religiösen Kräfte verkümmern in veräußerlichtem Sicheinordnen, was wird anders die Folge des Sichunterordnens sein (selbst bei geänderter Gesinnung, neuer oder erster bewusster Einsicht, wenn doch Maßregelung droht oder Existenznot und anderer Druck als Folgeerscheinungen) — was wird anders oft als knechtisches Sichbeugen, als Verkämpfung und ein innerer Bruch, der letzte Lebensstärke abwürgt.

Kein Elternrecht, das zu einer widerlichen Attrappe werden kann, kein

Kirchenrecht kann den Zwang heiligen, denn er tötet die Zeugungskraft der religiösen Impulse. Jeder, der das Konkordat in ehrlicher Kritik aus menschlich erfüllter Seele liest, muß es verurteilen gerade um des Religiösen willen. Es ist so bequem, Sicherungen und Garantien zu haben, aber die Wirkung ist unheißvoll, wenn sie in ihren Zwischenzeilen Unrecht legalisieren und es um des Erraffbaren willen heiligen. Dann wird deutlich, daß im Grunde immer der nieverstummtte Kampf zwischen zwei Kontrahenten, die je und je Bundesbrüder sind, brodelt, und wer möchte darin die Kinder und die Erziehung als Objekt wissen?

Es kann da im Sinne entschiedener Schulreform nur heißen: die Tore weit öffnen zu freimenschlicher Entfaltung. In gemeinsamer, lebensverpflichteter Arbeit die Wege gehen zu reifem, verantwortungsfühndem Menschentum. Wissend um die jeweils eigenen Tüge des andern, des Kameraden, nicht gegeneinandergestellt nach Klasse, noch nach Bekenntnis, in Achtung ehrfürchtig, in Stärke mitmenschlich, wachse in dieser Schule der junge Mensch zu seiner notwendigen Aufgabe. Die sollte ihm keiner vorsagen, noch ihn hineininformen, zu ihr muß er leben, wachsend und gestaltend, damit die kommende Zeit den Menschen trage, der stärker, gütiger, ehrfürchtiger und stolzer an der Zeit baut, als es der heutige Mensch kann aus unseligem Erbe heraus. Dann wird solche hochgemut wagende Erziehung zum Menschen die schaffende Sehnsucht wahrer Religiosität als Kraft und Wirkung tragen. Dann wird in der Durchblutung des Alltags mit menschlicher Liebes- und Opferfülle die „Religiosierung des Daseins“, die alles Tun und Werken über seine Enge hinaus zur ewigen Aufgabe weitet.

Siegfried Kawerau Soziologie der neuen Erziehung

Alle bisherige Erziehung setzte sich ein Ziel, nach dem hin gezogen und erzogen werden sollte. Dies Ziel war durch die herrschenden Gesellschaftsideale gegeben. Man wollte den Friedrich-Wilhelms-Mann, in blaues Tuch gekleidet, man wollte den borussisch-christlichen, beschränkten Untertanen, man wollte den bismärckisch-deutschen Staatsbürger usw. „Erziehung ist Fortpflanzung der Gesellschaft“, hat der allzufrüh verstorbene Paul Barth definiert. Unter „Gesellschaft“ ist die herrschende Schicht der Gesellschaft zu verstehen, und die erziehliche Hilfe läßt je in dem Grade nach, in dem man von dieser Schicht entfernt ist. Diese innigen Zusammenhänge zwischen Gesellschaftsideal und Erziehungspraxis liegen heute so deutlich vor Augen, daß sie nicht mehr bestritten werden können. Die pädagogische Theorie ist aus einer frei im leeren Raum konstruierenden Geistigkeit ohne Leben zu einer soziologischen Wissen-

schaft geworden. Und nun vollzieht sich ein merkwürdiges Phänomen: so wie Marx als Prinzip des Staates den Klassenkampf aufzeigte und der Überwindung dieses Klassenkampfes, seiner völligen Beseitigung zu dienen suchte, und wie ihm und seinen Nachfolgern vorgeworfen wurde, sie lehrten den Klassenkampf in dem Sinne, daß er erst durch diese Leute in eine friedliche Gesellschaft heizerisch hineingetragen sei, — so geht es auch den neueren soziologisch orientierten Pädagogen. Gerade sie haben die bisherige politische Klassenpädagogik enthüllt, gerade sie haben gefordert, daß solche Pressung zu einem Ziele hin aufhöre, sie haben nachdrücklich eine deutsch-nationale, eine sozialdemokratische oder kommunistische Pädagogik abgelehnt — und nun wird ihnen vorgeworfen, sie redeten einer parteipolitischen Erziehung das Wort. Die bis zur Revolution übliche Haltung auf Schulen und Hochschulen war allerdings so parteipolitisch-homogen, so eindeutig im Sinne der Machthaber, daß naive Gemüter in der reibungslosen Selbstverständlichkeit dieses in sich indifferenzierten Meinungsaustausches etwas wie einen politischen Neutralitätszustand, in der glücklichen Paarung von Oberlehrer und Reserveoffizier eine harmlose Selbstverständlichkeit sehen mochten. Erst als sich 1918 die, die — wie Professor Bleich so schön sagt — „sich für benachteiligt oder entrechtet hielten, gegen die als privilegiert Geltenden erhoben“, kam auch in die Schulen eine Bewegung. Und für die jungen Menschen ergab sich eine ungemein fruchtbare Lage: gerade das Vorhandensein entgegengesetzter Auffassungen kann bei ehrlicher Äußerung und anständiger Kampfweise von höchstem erziehlischen Wert sein. Es hätte nur der Pädagogen bedurft, die die Würde und Gleichheit des Kampfes sicherten. Es hätte nur der Pädagogen bedurft — leider waren sie meistens nicht vorhanden, sondern statt dessen parteifanatische Studienräte und -rätinnen, Rektoren, Lehrer usw.

Gerade in dieser kampfbewegten Zeit haben wir Entschiedenem Schulreformer immer wieder die Teleologie in der Pädagogik abgelehnt. So schrieb ich Ende 1920 in meiner „Soziologischen Pädagogik“: „Denn in dem Erziehungsideal, das heute allenthalben vom Proletariat unbeholfen so oder so aufgestellt wird, in diesem Erziehungsideal ist die Tatsache beschlossen, die alle Zukunft in sich trägt: der Sieg des harmonischen Menschen über den ökonomisch zurechtgestutzten Klassenmenschen.“ Uns ist Erziehung „Unterstützung des Jugendlichen, sich selber zu finden: zu seinem letzten und tiefsten Sein zu gelangen; Hilfe zur Selbstentdeckung, Hilfe durch die Gemeinschaft aller, bewusst getragen von den Erwachsenen, die innerlich zu diesem Werk der Erziehung berufen sind“. Wir, die wir die Zerrissenheit der Gesellschaft in zwei sich nicht mehr verstehende Lager überwinden wollen, wir können nur eine Pädagogik des reinen Menschentums wollen. Das ist nicht dasselbe wie die Humanität des 18. Jahrhunderts, die auch nur im Grunde ein kultiviertes Klassenideal war. Es handelt sich um körperliche, geistige, seelische Arbeit, um schöpferische

Leistung, um Produktivität in produktiver Arbeit. Welche gesellschaftlichen Kräfte sollen diese Pädagogik des reinen Menschentums verwirklichen? Die Jugend, die Frauen, die Arbeiter. Zunächst liegt allerdings hier scheinbar alles verquer. Nicht ist jugendliche Lebensfrische erobernd in die Reviere der Alten vorgeedrungen, nicht hat die Jugendbewegung den großen Kampf um die Neugestaltung des Lebens begriffen, nein, im Gegenteil: das Erwachsenenentum hat breite Streifen des Jugendlandes erobert, und für unzählige ist „Jugendbewegung“ eine Art Erholung für Feiertagen und Sonntage, wenn nicht gar eine Art Fasching, wo gewisse Begriffe von Ordnung, Keinlichkeit, Pünktlichkeit nicht hingehören. Viele unserer Wandervögel sind Bohemiens der Landstraße, unbrauchbar zum schaffenden Leben, im Wesen durch nichts unterschieden vom Literaten, der im Café seine boshaften Glossen macht — durchaus für die Gesellschaft ungefährlich, darum zur Abwechslung freundlich geduldet und zuletzt also erst recht „bürgerlich“, trotz alles Spotts auf Bürgerlichkeit. Ähnlich steht es mit der Frauenwelt. In rührendem Eifer haben sich die Frauen unter erlauchter Führung auf den Konkurrenzkampf mit den Männern begeben, und zwar gerade auf den Gebieten spezifisch männlicher Art: man will so turnen, trainieren, Rekorde schlagen wie der Mann, man will so verphilologisieren wie der Mann, man will so ausschauen, daß man im Zwiellicht beide verwechseln könnte. Die Frau versucht krampfhaft ihre Gleichwertigkeit durch vorgetäuschte Gleichartigkeit zu erweisen, anstatt gerade die Gleichwertigkeit in der Andersartigkeit zu entwickeln. Und die Arbeiter? Wie haben sie ihren Weg zu machen gesucht? Indem sie das Vertrauen des Bürgertums zu gewinnen versuchten: seht, wir sind gerade so gute Patrioten wie ihr; seht, wir lassen uns für diese und jene Sonderprivilegien gegeneinander gerade so auspielen wie ihr; seht, wir sind in der Moral gerade so Kleinbürgerlich wie ihr, und die Kirche ist uns mindestens so wichtig wie euch!

Zunächst haben alle drei Faktoren versagt, in allen ist unbewußt das Klassenideal der alten Erziehung mächtig. Aber: unter der Decke dieser heute herrschenden Strömungen wollen neue, echte hervorquellen: Jugend, die das Leben meint und nicht ein Winkelchen für Romantik; Frauen, die die Würde des Weibtums begreifen; Arbeiterschaft, die schlicht und streng zum Opfer, zur Hingabe bereit ist. Und an vielen Stellen knirscht im Gebälk der alten Erziehung trotz der Boelig-Richertschen Stützungsaktion, und an vielen Stellen wird erzieherisch Neuland durchpflügt (vgl. Hüller, Deutsche Schulversuche). Und so darf das Paradoxon statthaben, das ich an anderer Stelle ausführlich erläutert habe (in Oesterreich, Die Produktionschule, Seite 176—187): „Die Produktionschule ist Erzeugnis der aufsteigenden Gesellschaft, in ihr selber aber wird immer wieder die neue Gesellschaft geboren.“ Diese jungen, echten Kräfte, die sich überall unter dem Herbstlaub der alten Gesellschaft regen, sie

schaffen langsam Erziehungsstätten, deren Zöglinge im Kampf des Lebens ganz anders als bisher Raum für den „Menschen“ bereiten werden. Wahrscheinlich wird es zunächst einmal gelten, jenen kommenden ungeheuren Weltkonflikt zu meistern, wenn nach baldiger Kapitalisierung und Industrialisierung aller Länder der Welt die sinnlose Massenproduktion, ein Haupthebel der alten Wirtschafts-anarchie, fallen muß, wenn entweder völliges Chaos oder Umstellung auf geregelte, sinnvolle Produktion erfolgen muß.

Was ist denn das für eine neue Gesellschaft, die da langsam aufsteigt? Zwei Pole sind ihr gesetzt: Persönlichkeit und Gemeinschaft. Beide Begriffe in einer neuen Wertung. Hier hat Sonigsheim wertvoll-sichtende Arbeit geleistet (in dem von mir herausgegebenen Sammelwerk vom Geschichtskongress 1924, Seite 35—104): Persönlichkeit, ohne die alte rationale, egozentrische Ichsetzung, und Gemeinschaft, ohne die alte irrationale Garantie durch ein Absolutes. Am besten scheinen mir immer wieder folgende Georgische Verse das Wesen der Sache anzudeuten: „So weit eröffnet sich geheime Kunde, daß Vollzahl mehr gilt als der Teile Tucht, daß neues Wesen vorbricht durch die Kunde und steigert jeden Einzelgliedes Wucht: aus diesem Liebestring, dem nichts entfalle, holt Kraft sich jeder neue Tempeleis — und seine eigene — größte — schießt in alle und flutet wieder rückwärts in den Kreis.“ Hier ist das Wechselverhältnis zwischen Persönlichkeit und Gemeinschaft auf den knappsten und tiefsten Ausdruck gebracht. Wie entsteht aber Gemeinschaft, diese Idee, von der alle Jugenddiskussionen erfüllt sind, die schon fast zerredet ist und von der so wenig zu merken ist? Gemeinschaft entsteht am gemeinsamen, sinnvollen Werk. Zweierlei verhindert, daß bei heutiger Arbeit Gemeinschaft wird. Es handelt sich niemals um eine gemeinsame Sache, sondern im Grunde um den Nutzen weniger und vielleicht um Vorteile, abgestuft, für diese, jene oder auch alle Mitarbeiter. Und es handelt sich sehr oft um sinnlose und schädliche Arbeit, um Erzeugung von Volksgiften oder um Torheiten der Mode und der Tageslaune. Es ist doch ein ungeheurer Irrtum, zu glauben, die „Produktivität“ eines Volkes steigere sich, wenn z. B. die Herstellung von alkoholhaltigen Getränken, von Zigaretten, von Schundromanen in diesem Jahre um soundsoviel größer ist als im vorigen Jahre. Hier wird doch immer Produktivität mit Rentabilität verwechselt. Nun ist aber in Bälde, wie wir oben sahen, das Ende der rücksichtslosen Profitwirtschaft zu erwarten, einfach, weil dies System sich eines Tages selber aufhebt. Dann droht die Gefahr einer planmäßigen Profitwirtschaft durch internationale Trusts. Es wird dann Aufgabe der kommenden Generation sein, die Stunde wahrzunehmen, um zu einer sinnvollen, geordneten Produktion in der ganzen Welt überzuleiten. Das ist die Stunde, in der entweder das wahnsinnigste Massenmorden ausbricht oder in der neue Gemeinschaftsformen entstehen. Mögen dann die Persönlichkeiten, ungezählt,

in allen Ländern vorhanden sein, die sich demütig in den Dienst der ungeheuren Aufgabe stellen. In steilem Aufstieg geht die Kurve der Menschheit hoch: entweder erreicht und behauptet sie eine neue Hochebene ihres Seins, auf der ihr lauter neue Aufgaben gestellt sind, oder sie stürzt rücklings in eine Barbarei und Zerrüttung sondergleichen und überläßt es kommenden Jahrtausenden, das von neuem zu versuchen, was diese Generationen nicht zu leisten vermochten: nichts zu wollen als den Menschen, als reines, schöpferisches Menschentum!

Fr. Rauch / Praktische Schulreform

Jede neue Schule sollte von Zeit zu Zeit eine Art Rechenschaftsbericht* ablegen. Aber auf so engem Raume? — Nun denn —

3. T. in Aphorismen. An Theorie und Ideen hat sich die Reform erschöpft. Man will Taten sehen. Diese sind bedingt durch den Geist der Schule, die ihr Gepräge erhält durch die Kinderschar und deren Umwelt, durch die Elternschaft und durch die Lehrertypen. Und deshalb ist jede neue Schule ein Organismus für sich, der sein Eigenleben führt. — Was vor einem Jahrzehnt nicht möglich war: 1922 schafft ein Kollegium, hervorgegangen aus einer Arbeitsgemeinschaft (Grundschulausschuß), am Weichbild der Stadt eine Lebensstätte der Jugend. Man kommt von der Theorie der Arbeitsschule her und vermeidet das Chaos. Man stellt eine ganze Volksschule mit 14 Klassen um, bleibt aber drei Jahre Bezirksschule und verpflichtet sich auf das Ziel der Grundschule und zu dem der „allgemeinen Bildung“ nach acht Jahren. Die Wege zu diesen Zielen behält sich das Kollegium vor. Also starke Bindungen — und doch weitgehende Möglichkeiten der Entwicklung. Aber große Hemmungen sind zu überwinden. Es fehlt die homogene Elternschaft. Alle Wege der Aufklärung werden versucht, um die Idee der Schulgemeinde zu verwirklichen, um eine Lebensstätte der Jugend zu schaffen. Ein Teil der Elternschaft ringt mit dem Elternbeirat und Lehrkörper um die neue Schule, ein Teil wandert ab. „Erfahrene Schulmänner“ warnen in Vorträgen und Artikeln vor der Versuchsschule und beschleunigen den Reiniigungsprozeß. Die Schule wird nach drei Jahren Wahlschule und wächst bis auf 18 Klassen. (Keine Knaben- und Mädchenklassen und Koedukation.) Die Aufgabe, eine heterogene Elternschaft für den Gedanken der inneren Schulreform zu gewinnen, in der Fragen der Weltanschauung und Politik zurückgestellt werden, ist schwer, aber dankbar und lohnend. Das Sich-Einfügen in den großen Volksorganismus setzt ein Sich-Einleben in den kleinen: Schulgemeinde voraus. — Aus dem Schulleben wachsen Einrichtungen hervor — organisch, sie sind nicht angeklebt —, die

* Siehe: „Etwas von der Arbeit und dem Leben der Magdeburger Versuchsschule“ Pädag. Zentralblatt, S. 2.

Begner nachdenklich stimmen: die der Schule entwachsenen Kinder schaffen sich mit ihren Führern in den alten Klassen ein Heim, ihr Jugendreich, in dem Gesellschaftsspiele und Volkstänze geübt, Musik- und Kunstpflege getrieben werden; ein Schulchor aus Eltern, Lehrkräften, Jugendlichen und Kindern fordert durch Konzerte zum Mittag auf; Mütter und große Mädchen arbeiten des Abends mit der Lehrerin an der Nähmaschine und beschenken die Ärmsten der Armen zu Weihnachten und zur Konfirmation; in Werkunterrichtskursen (Werk, nicht Werkstätte unterrichtet) erarbeiten sich die Kinder ihre eigenen Versuchsapparate und geben Eltern und Berufsberatern Aufschluß über die Art der Begabung; in Sonderkursen (Papierarbeiten, Zeichnen, Schreiben, Stenographie, Musik, Gartenbau u. a.), die neben dem Kern unterrichtet hergehen, dürfen die Kinder ganz ihren Neigungen folgen. Eine Schulzeitung sucht das Band zwischen Elternhaus und Schule enger zu knüpfen. — Schulfeste und -feiern — nicht selten improvisiert — schaffen allmählich eine Festkultur, die manchen Begner der neuen Schule aufhorchen macht. Ein großer Teil der Eltern hat sich mit dem Gedanken der Reform erst ausgesöhnt, seitdem eine „Söhre Reformschule“, mit der Versuchsschule unter demselben Dache wohnend, den begabten Kindern eine weitergehende Bildung mit den üblichen Berechtigungen verbürgt (zwei Quinten und eine Sexte). Die gemeinsame Arbeit der beiden Kollegien in Konferenzen, in der Erstellung des Unterrichts haben und drüben und im Festfeiern steht vielleicht z. B. einzigartig da in Deutschland. Die Idee der großen Schulgemeinde hat bei vielen Eltern erst feste Wurzel gefaßt, seitdem ein Landheim (in Mügel bei Genthin) die einzelnen Klassen je acht Tage aufnimmt, in dem die Lehrerschaft den geistigen, die Mütter den leiblichen Hunger zu stillen suchen. In der „Landheimgemeinde“ wird der Gedanke der Gemeinschaft zur Tat. — Und der Unterricht in der neuen Schule? Das Kollegium hat — oft mit den Eltern — die Probleme der Arbeitsschule genugsam erörtert. Den Eltern steht die Schultür offen. Ob Orientierung vom Kinde oder vom Stoffe oder vom Lehrer aus? Was verfährt's, wenn der eine mehr diesem, der andere mehr jenem Prinzip huldigt, wenn der eine mehr den Gesamtunterricht, der andere die Fächerung, der dritte die freie Beschäftigung vorzieht? Die Methodengläubigkeit ist überwunden. Das Kind ist Subjekt, nicht Objekt des Unterrichts, und der Lehrer, der behutsam hineinhorcht in die Kindesseele und ihr die Wachstumsbedingungen ablauscht und die Möglichkeiten für einen freien geistigen Verkehr mit Kindern schafft, wird nie den seelischen Kontakt mit ihnen verlieren, besonders dann nicht, wenn er — ohne seine Absicht — suggestiv wirkt oder gar so etwas wie ein intuitiver Schulmeisterstyp ist. Das freie Wachsenlassen und Dienst am Kinde seien die Leitsterne der neuen Lehrer- generation. Leute, die Pionierarbeit leisten wollen, können nur starke Persönlichkeiten, müssen eigentlich Originale sein auf Sondergebieten. Und was hält diese Eigenmenschen zusammen? Krifelt's nicht ab und zu gerade

an den neuen Schulen? Konferenzbeschlüsse und Verordnungen schaffen nicht den neuen Geist. Im echten Gemeinschaftsleben spielen ungeschriebene Gesetze und Imponderabilien eine wichtige Rolle. Wenn ein ganz feiner Takt, wenn die rechte seelische Verbindung vorhanden ist, kann ein Kollegium auch auf diesem Gebiete neue Wege weisen. Die neue Schule aber stellt neue Anforderungen — auch an Schulverwaltung und Schulaufsicht. Die Stadtverwaltung fördert das Reformwerk in ideeller und finanzieller Hinsicht. Sie gibt Schulaecker frei, richtet Werkräume ein, läßt eine neue Aula bauen u. v. a. Die Schulaufsichtsbehörde — bis zur Spitze — verfolgt das Werk mit Interesse. Ein Schulrat schrieb vor kurzem, er hätte bei dem Besuche der Berthold Otto-Schule den Schulrat zu Hause gelassen und wäre als Mensch gekommen. Wenn doch alle Schulräte nur Menschen sein wollten! Man bewahre uns das Wohlwollen, lasse uns Zeit und gebe uns Raum zur Entfaltung und Ausgestaltung. Wenn nicht Demagogen im geheimen Wählerarbeit versuchen, wenn nicht politische, religiöse und Fragen der Weltanschauung das Werk zerstören, das nur Schulreform sein will, dann blicken wir vertrauensvoll in die Zukunft. Wir sind uns der schweren Verantwortung durchaus bewußt. Nach Jahren möge man vergleichen und Rechenschaft fordern. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!“

Umschau

Wichtige Neuerscheinungen für den Geschichtsunterricht

Die Knappheit des Raumes nötigt mich, fast nur aufzuzählen. Es ist nicht Zeit zu sagen, warum nach meinem Urteil aus den zahlreichen Publikationen der letzten Jahre nur wenige brauchbar sind. Zur näheren Erläuterung sei auf die Kritik verwiesen, die in meiner Broschüre „Alter und neuer Geschichtsunterricht“ (Ernst Oldenburg), die in dem von mir herausgegebenen Sammelwerk „Die ewige Revolution“ (Schwetschke) vorliegt. In diesem Sammelwerk haben sich Gould (im Sinne des Positivismus, dem Geschichtsbetrachtung Moralunterricht ist), Seywang (Ausgang vom Menschen), Klemm (Ausgang von den hilfreichen Mitteln, von den Sachgütern) und der Hamburger Rudolf Friedrich (Aus der Praxis der Hamburger Schulen) sehr anregend geäußert. Es sei dabei zugleich auf die Sonderdarstellungen Seywangs in seinem Werk „Der Geschichtsunterricht in der weniggegliederten Landschule“ (A. W. Haffeldt) und Klemms in seiner „Kulturkunde“ (A. Zupke) hingewiesen. Eine vorzügliche Übersicht über das Ringen der Kräfte auf dem Gebiete des Geschichtsunterrichts bieten Max Jehring und Herbert Freudenthal in ihrem synthetischen Versuch „Geschichtsunterricht“ (Moritz Diesterweg). Dazu nehme man das immer noch sehr beachtenswerte Buch von Fritz Friedrich „Stoffe und Probleme des Geschichtsunterrichts in höheren Schulen“ (2. Aufl., Teubner). Wer dies Material durchgearbeitet hat, beherrscht die methodische Problematik der Zeit.

Zur Frage der staatsbürgerlichen Erziehung im engeren Sinne ist Kania „Staatsbürgerkunde“ (Teubner) brauchbar, in vollstündlicher Anwendung haben die lebensvollen Einzelbilder Wert, die G. Schlipfötter und J. Pferdmeiges (Dürr) mit Unterstützung vieler nordwestdeutscher Helfer geben.

Originell ist der Versuch Robert Jahn's („Der freie Staatsbürger“ — Klinckschardt), aus einem Material, das aus Gottfried Kellers Werken entnommen ist, ein Geschichtsbuch für Jugendliche zu schaffen und erst in einem zweiten Band eine systematische Stoffzusammenstellung zu geben. Die Zusammenhänge zwischen Geographie und Geschichte, die Fragen der Geopolitik finden endlich wachsende Beachtung. An erster Stelle für diese Fragen steht die „Zeitschrift für Geopolitik“ (Kurt Vowinkel), grundlegend sind die Werke von Arthur Dir „Politische Geographie“ (R. Oldenbourg) und Walther Vogel „Das neue Europa“ (Kurt Schroeder). Mit dieser Schulung — ausgehend von Herber und Nagel —, die natürlich kritisch auch gegen die Lehrmeister sein muß, suche man solche Zusammenhänge den Schülern klarzumachen; die neue — 45. — Auflage von J. W. Duggers historischem Schulatlas (Velhagen & Klasing), die durch Wirtschaftskarten bereichert ist, erleichtert solche Bemühen, obgleich uns das eigentliche geopolitische Anschauungsmaterial noch fehlt. Aus der Heimat heraus erwächst dann der eigentliche Geschichtsunterricht; wie aus dem Gegebenen, aus der Scholle, aus dem Dorf ein Bild der Gegenwartskultur im gesamten Unterricht erarbeitet werden kann, hat an dem Beispiel des Weserobdreschens Kemnade S. Ohms gezeigt: „Lehrplan der Kultur- und Gemeinschaftsschule, ein naturgemäßer Weg zum Erarbeiten der Gegenwartskultur im ungefäherten Leitunterricht“ (J. Sirt). Nun knüpft sich organisch alles daran an: in anschaulicher Erzählung, die Methode Scheiblhübers verbessernd, bietet die Bremer Arbeitsgemeinschaft bisher die Bände „Urgeschichte“ und „Germanische Frühgeschichte“ (Belz), wobei dem Lehrer das wissenschaftliche Rüstzeug mitgegeben wird. Bei der Phantasterei, die auf dem Gebiet der Prähistorie herrscht, bietet sich in Ernst Wahle „Vorgeschichte des deutschen Volkes“ (Curt Rabigsch) ein zuverlässiger Führer. Nun muß das erreichbare Quellenmaterial benutzt werden; die Österreicher haben sich in den Kongen-Hefchen von Scheibl gute Hilfsmittel geschaffen. Wir haben die Schaffstein-Bändchen, die Langwiesche-Bücher (z. B. Der Vorkampf 1848), die Lambert-Teubner-Hefte u. a. und neuerdings Quellen von 800 bis 1800: „Ein Jahrtausend deutscher Kultur“ (3 Bde., Klinckschardt), herausgegeben von Reichmann, Schneider, Hoffstaetter. Dazu kommen die kostbaren Quellenzusammenstellungen des Insel-Verlags (Bühler) und die schöne Sammlung „Das alte Reich“ (Dieberrich), wo z. B. Albert von Uachen, die Limburger Chronik, die Quellen für die Münsterschen Unruhen vorliegen. Auch die Romanreihe (Gretblein) „Bilder deutscher Vergangenheit“ kommt durchaus in Frage. Um den orientierenden Überblick im arbeitskundlichen Unterricht zu behalten, können die „Vergleichenden Zeit tafeln zur deutschen Geschichte“ von Peters und Wegel (Diesterweg) vor allem fürs Mittelalter benutzt werden; für die Oberstufe und die neuere Zeit die von mir herausgegebenen „Synoptischen Geschichtstabellen“ (L. Laubscher Verlag). In großzügig durchgeführter Gliederung bietet den Geschichtsstoff der Grundriß (Teubner) von Neustadt, Röhm, Bonwetsch, Kania, Schnabel; besonders der IV. Teil für die neueste Zeit von Schnabel ist gut. Eine knappe Zusammenstellung versucht Schwahn (Belz) zu geben unter dem Titel „Die wichtigsten Tatsachen

der Geschichte". Für den Lehrer ist wichtig die kurz gefaßte „Geschichte Europas“ von R. Endres (A. Saase). Für die jüngste Vergangenheit muß er ferner kennen „Die Tragödie Deutschlands“ von einem Deutschen (E. S. Moritz), „Die Bismarcksche Ära“ von Felix Kaufahl (E. S. Moritz) und „Von Bismarck zum Weltkriege“ von Erich Brandenburg (Deutsche Verlagsgesellschaft). Die ganze Epoche vom Ausgang des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart umreißt die „Geschichte des deutschen Volkes“ von Fritz Wueffling (E. Laubscher Verlag).

Den Strom der Zeit bildhaft dargestellt hat Fr. Nüchter (Bayr. Schulmuseum), diese drei nebeneinander befestigten Blätter können die lineare Zeitreihe ausgezeichnet veranschaulichen. Der alte Luckenbach in neuer Form (R. Oldenbourg) bietet sein reiches Bildmaterial „Kunst und Geschichte“. Siegfried Kawerau

Vom Schrifttum der Arbeits- und Produktionschule

Die Arbeitsschulidee erschöpfte sich anfänglich im Kampf gegen das erstarrte Alte. Haupttrüfer im Streit waren Ellen Key und Gurlitt. Kunst- und Jugendbewegung lockerten den Boden für die neue Saat gründlich auf. Das vorwiegend kritische Schrifttum jener Zeit ist zumieist verschollen.

Im positiven Ausgestalten der Idee der U.-Sch. wuchs und wächst ihr Schrifttum gewaltig an. In unübersehbarer Fülle und Vielartigkeit dehnt es sich vor dem Betrachter wie ein Gebirgszug. Nur einige hervorragende Gipfel und besonders bedeutsame Gebirgsknoten seien hervorgehoben.

In der allgemeinen Praxis der U.-Sch. waren Scharrelmann und nach und neben ihm Gansberg führend. Einen völligen Umschwung im Deutschunterricht leitete R. Silberbrand ein. Den Aufschwung revolutionierten Jensen und Lamczus. S. Wolgast schuf die Jugendschriftenbewegung. Kühnel stellte das Rechnen auf neue Grundlagen. Scheibhuber versuchte sich mit Glück in einer lebensvollen, echt kindertümlichen Geschichtsdarstellung. Klemm legte den Hauptnachdruck auf Kulturkunde. Knospse sucht die Erdkunde arbeitsschulmäßig zu gestalten. Grupe und Cornell Schmitt gründeten die Naturgeschichte auf Erfahrung, Versuch, Beobachtung, Erlebnis. Gesang, Zeichnen, Turnen und was damit zusammenhängt, entwickeln sich trotz der hemmenden Systembildnerie im Sinne des Künstlerschen und zugleich kindgemäßen zu immer größerer Vollkommenheit. Der Werkunterricht hat in Scherer seinen Hauptkämpfer. Die schwer mißhandelten Landschule bringen Bäumard und Seywang arbeitsschulmäßig auf die Beine. In vielen Zeitschriften, die sich zum Schaden der Sache noch beständig vermehren, wird gründliche Kleinarbeit geleistet. Zahllose Arbeitsgemeinschaften, in günstigen Fällen auf Versuchsschulen gestützt, passen die allgemeinen Ideen den besonderen Verhältnissen an. Die veröffentlichten Arbeitsergebnisse sind oft hochwertig und richtunggebend (Leipzig, Frankfurt a. M.).

Der führende Theoretiker und Organisator der U.-Sch. ist Berschensteiner. Jede seiner Schriften ist bedeutsam. Auch Gaudig erfreut sich allgemeiner Schätzung. Die Wissenschaft hat zur U.-Sch., die ein Kind der Volksschule ist und in die höhere Schule schwer Eingang findet, nur teilweise engere Beziehungen (Meumann, Stern, Tichen, Natorp, Spranger, Aloys Fischer, Messer u. a.).

Die Ideen der Produktionschule (die eine vertiefte, das Ganze des Lebens erfassende Arbeitsschule ist) und ihre Kerngedanken stammen von Paul Westreich und

(in gehöriger Abfolge) von seinen Mitarbeitern. Sie finden sich in reichster Fülle in der Zeitschrift „Neue Erziehung“, in den Schriftenreihen „Entschiedene Schulreform“ und „Lebensschule“ und in vielen Einzel- und Sammelwerken.

Eine Synthese der Arbeits- und Produktionschulgedanken, die wegweisend und allbeherrschend für die zukünftige Volkserziehung ist, findet sich noch in keinem Werke. Wir hoffen auf den neuen Pestalozzi.

Sermann Bölling

Die Schule des Volkes

I. für die Grundschule

Der Kampf um die Grundschule geht seinen Gang. Man will sie zerbrechen, will der unglücklichen „Gleichmacheret“ ein Ende bereiten.

Daß Erfolge erzielt sind, stärkere als der einsichtige Schulmann sie wünschte, ist nicht von der Hand zu weisen. Müssen wir es doch leider als Tatsache hinnehmen, daß es „besonders Begabte“ gibt, die schon nach dreijährigem Grundschulbesuch das Ziel erreicht haben — reif zu sein für die Arbeit auf der höheren Schule.

Schritt um Schritt wird man nun weiterzugehen versuchen, wird die „besonders Begabten“ vielleicht im dritten Schuljahr absondern, bei größeren Schulsystemen in „Begabtenklassen“ zusammenfassen, damit man ihnen müheloser das nötige Wissen beibringen, einpauken kann, damit sie von der „Masse“ nicht mehr gehindert werden.

Aber wäre es dann nicht besser, die „besonders Begabten“ gleich von Anfang an in besonderen Gruppen zu unterrichten? „Begabte“ wird es genügend geben und Ummeldungen zu solchen Klassen auch; denn welches Elternpaar hielte sein Kind nicht für besonders begabt! Und was soll die Verzögerung, die durch die Zusammenarbeit mit der „Masse“ entsteht? Doch den eigentlichen Grund wird man nicht sagen — man wäre doch wieder so gern „unter sich“, man möchte es wieder so haben, wie es früher war.

Daß gewisse Menschen immer rückwärts schauen müssen, daß sie nie zukunftsgläubig sein können!

Ob die Mehrzahl der Gegner sich wirklich schon einmal ernstlich mit den Grundfragen beschäftigt hat, um die es hier geht? Ob man in dieser Hinsicht schon einmal an seine „Elternpflicht“ gedacht und nicht nur vom „Elternrecht“ geredet hat?

Ein Recht, etwas zu fordern hat, in unserem Falle nur das Kind. „Laßt mich meinen Anlagen und Kräften entsprechend naturgemäß entwickeln“, heißt es.

Das Leben verlangt heute von dem Einzelnen, daß er ein ganzer Keel ist, daß er etwas kann. Dies Können ist nicht immer abhängig von einem bestimmten Wissen, vielmehr von einer geistigen Beweglichkeit, der Fähigkeit, sich den gegebenen Verhältnissen, der veränderten Lage anzupassen. Daß das auch schon während der Schulzeit so ist, bestätigt die Erfahrung bei Prüfungen und ähnlichen Gelegenheiten.

Sier müßte m. E. der Hebel bei Aufnahmeprüfungen angelegt werden. Dann ist solche Prüfung keine Feststellung eingepaukten Stoffes, sondern ein vorsichtiges Erfühlen und Ertasten der Begabung, der geistigen Regsamkeit. Arbeiten werden gestellt werden müssen, die die schöpferische Kraft des Schülers anregen und Gelegenheit zur selbständigen Betätigung geben. Darum muß man bei Deutscharbeiten dem freien Vortrag mehr Gewicht beilegen wie dem Diktat.

Daß mancherorts in ähnlicher Art und Weise geprüft wird, kann Schreiber

dieser Zeilen aus mehrfacher Zusammenarbeit mit Lehrern höherer Schulen betätigten.

Wenn nun das Ziel der Grundschule darin besteht, die grundlegende Bildung zu vermitteln, die notwendig ist, um auf den anschließenden Stufen ein Weiterarbeiten zu ermöglichen, so kann es nach dem Vorhergesagten nur heißen, die geistigen Kräfte des Kindes zu fördern und zu stärken, ihm gewisse technische Fertigkeiten zu vermitteln. Damit ist nichts gegen ein bestimmtes Stoffwissen gesagt, doch ist dies nicht die Hauptsache.

Einen gewissen Grad von Bildung hat jedes Kind schon erreicht, wenn es zur Grundschule kommt. Es hat sich selbständig mancherlei Fertigkeiten und Kenntnisse angeeignet, bunt durcheinander, ohne Wahl und Ziel. Auch hat es ab und zu seinen technischen Fertigkeiten entsprechend innere Gesichte zu gestalten versucht, hat Bilder an die Wand getrigelt, im Sand allerhand Dinge geformt.

Da gilt es fortzufahren, wenn das Kind in die Klassengemeinschaft eintritt. Gemeinsame Spaziergänge in die nähere und weitere Umgebung werden den Stoff herbeibringen, der uns beschäftigt. Die Heimat werden wir erforschen, jetzt zum Unterschied von früher aber planmäßig unter Mitarbeit der Kameraden, unter Leitung des Lehrers, der zwar nun nicht mehr alles allein zu bestimmen hat, trotzdem aber doch Führer sein soll. Dabeim im Klassenzimmer folgt die denkende Verarbeitung des Stoffes, die schließlich zur schöpferischen Gestaltung führt.

So werden von Jahr zu Jahr die Grenzen der Heimat immer weiter hinausgeschoben, führt der Trieb zum Erkennen zum Lesen, damit selbständig irgendwelchen Problemen nachgeforscht werden kann, führt die schöpferische Gestaltung zum Schreiben, Modellieren, Zeichnen, Singen und Tanzen.

So lernt jedes Kind in der Gemeinschaft und durch die Gemeinschaft seine Kräfte stärken, seine Fertigkeiten vervollkommen, sein Wissen bereichern. Und indem das Kind bald als der Gebende, bald als der Empfangende der Gemeinschaft gegenübersteht, gehen von ihr auf den Einzelnen erzieherische Einwirkungen aus, die eine Einzelziehung nicht bieten kann. Ist Gemeinschaft haben erst von den Kindern erlebt, so ist damit das Problem Zucht gelöst, wird ein Verantwortlichkeitsgefühl für sich selbst und andere geweckt.

So wird die freie Gemeinschaftsarbeit zum selbständig handelnden Menschen führen, der jedes Ding am rechten Ende anfaßt.

Ob das nicht auch durch dreijährigen Grundschulbesuch mit Drill und Paukerei erreicht werden kann? — Treibhauskulturen haben noch nie einem natürlichen Gewachsensein gegenüber Stand gehalten.

Darum: Laßt euren Kindern die vierjährige Grundschule.

II Der Oberbau

Es soll hier nicht von dem die Rede sein, was ist, sondern was sein müßte, sein sollte, um dem Bildungselend ein Ende zu bereiten, um den Weg aus der Sackgasse zu finden.

Alle Änderungen, alle Umstellungsversuche, die die jetzigen Schulherren gemacht haben, wie Einrichtung von Begabtenklassen, Verbindung von Mittelschulen mit Volksschulen u. dgl., können für uns nicht in Betracht kommen, da es sich um Teilreformen handelt, die keinen ungehinderten, naturgemäßen Aufstieg ermöglichen. Letzteres kann nur durch eine Umstellung des gesamten Bildungs- und Erziehungs-

wesens geschehen und damit verbunden, Eingliederung der Grundschule und des Oberbaus in den großen Bau einer Einheitschule.

Diese Schule würde man dann mit Jug und Recht „Schule des Volkes“ nennen, da sie von allen Kindern gemeinsam besucht werden müßte, nicht nur bis zum 14., sondern bis zum 15.—16. Lebensjahr, bis sich die Veranlagungsrichtung deutlich bestimmen läßt, was ja wohl zumeist erst mit der beginnenden Geschlechtsreife der Fall sein dürfte. Dann erst soll sich der abgehende Schüler entscheiden, ob er sich einem praktischen Beruf zuwenden will oder ob er weiter geistige Studien treiben möchte. Damit ist die Berufswahl in die Hände desjenigen gelegt, der einzig und allein entscheiden kann. Gleichzeitig ist auch das Unwesen aus der Welt geschafft, daß Kinder direkt oder indirekt einem Beruf zugeführt werden, wenn von einer Geeignetheit dafür kaum oder garnicht geredet werden kann.

bleiben somit nach unserem Plan für die „Berufsschule“, wie wir den Aufbau nennen könnten, bis zum 18. oder 20. Lebensjahre nur noch 2—4 Jahre, auch für diejenigen, die sich einem rein geistigen Beruf zuwenden wollen und den Abschluß ihrer Studien auf der Hochschule suchen werden, so ergibt sich daraus, daß manche Unterrichtsgebiete schon von dieser allgemeinen „Volkschule“ übernommen werden müßten, die bisher den höheren Lehranstalten vorbehalten blieben. Ich denke da beispielsweise an fremde Sprachen, erweiterten Mathematikunterricht u. dgl. mehr.

Das soll nun aber nicht bedeuten, daß dieser Unterricht für alle verbindlich sein müßte, hieße dies doch für viele eine unerhörte Belastung. In großen Jüngen würde sich etwa folgendes Bild ergeben. Nachdem die Kinder im Unterbau, wie wir die vorhin gezeichnete Grundschule nennen wollen, nach Überwindung etwaiger Schwierigkeiten, die sich aus dem Wechsel des Aufenthalts und der Betätigungsfornen ergeben können, mit Bewußtheit in den heimatischen Interessentkreis eingeführt, die nötigen Techniken erlernt sind, würde in dem Oberbau nach vorsichtiger Erastung etwaiger Begabungsrichtungen eine langsam beginnende Aufteilung des Gesamtunterrichts in Kern- und Kursunterricht stattfinden.

Ersterer müßte für alle Schüler verbindlich sein, während bei lehteren Wahlfreiheit nach Anlage und Neigung gewährt werden könnte, natürlich mit der selbstverständlichen Bedingung, daß jeder Schüler neben dem Pflichtunterricht eine bestimmte Anzahl Wahlunterrichtsstunden nachweisen müßte.

Mit dieser Elastifizierung wäre die Möglichkeit gegeben, daß jeder seinen Anlagen und Fähigkeiten gemäß ausgebildet und für den künftigen Beruf vorbereitet werden könnte. Und während heute dem Volksschüler der Weg überall verbaut ist, wenn er den Anschluß im 10. Lebensjahr nicht erhalten hat, wäre durch diesen Aufbau ein läckenloses Fortschreiten gewährleistet, da ja die Grenzen zwischen den einzelnen Richtungen verschiebbar sind.

Daraus dürfte einleuchten, daß eine solche Schule nicht nur für die Stadt, sondern auch für das Land von weittragender Bedeutung sein müßte. Eine andere Gliederung, ein Zusammenschluß mehrerer Orte zu einem Schulverband müßte erfolgen. Jeder Ort erhielte Beschulungsmöglichkeit bis zum 10. Lebensjahre. Von da an müßten die Kinder in einem zentralgelegenen Ort die Oberstufe der Grundschule besuchen, da nur dann die Gewähr für vielseitige Ausbildungsmöglichkeit gegeben wäre.

So würden sich dann alle bestehenden Schulen, Volks- und Mittelschulen, Gym-

nassen, Realschulen und wie die jetzigen Einrichtungen alle heißen mögen, dem Einheitschulbau eingliedern. So gestaltet, wird die Grundschule ein gut Teil zur Lösung der sozialen Frage beitragen, die widerstrebendsten Volksteile auf dem Boden einer gemeinsamen Erziehung zusammen zu führen; denn Gemeinschaft kann nicht erlernt und angerebet werden, sie will erlebt sein. M. Selmers

Über das Landerziehungsheim Walkemühle

Als mich kurz nach der Revolution der damalige preussische Kultusminister Saenisch um Rat fragte, was er angesichts der trostlosen Finanzlage tun könne, um die notwendigen Reformen des Bildungswesens durchzuführen, schlug ich ihm vor, sämtliche Schulen im Lande (von der Volksschule bis zur Universität) zu schließen. Durch diese einfache Maßnahme würde er, statt die Staatskasse mit neuen Aufwendungen zu belasten, im Gegenteil enorme Geldmittel für sie freimachen und zugleich einen Aufschwung des Geisteslebens herbeiführen, der seinem Namen in der Geschichte Unsterblichkeit sichern würde.

Wozu braucht man heut die Schule? Man sagt: Um die jungen Menschen in die Gesellschaftsordnung einzuführen. Und in der Tat: Wie würden sich Kinder ohne den kostspieligen und kunstvollen Aufwand der an ihnen geleisteten Arbeit in unsere Gesellschaftsordnung einfügen? Wie könnte also diese selbst überhaupt weiterbestehen? Die Menschen würden sich bewahren, was sie als unverborbene Kinder mitbringen: Glauben an die Wahrheit, Selbstvertrauen und Rechtsgefühl, wie diese sich äußern in Mut und Beharrlichkeit beim Vertreten der eigenen Überzeugung. Sie würden unbeirrt Lüge „Lüge“, Diebstahl „Diebstahl“ und Mord „Mord“ nennen, eine Ungezogenheit, die den unabwendbaren Zusammenbruch unserer kunstvoll aufrechterhaltenen Gesellschaftsordnung zur Folge hätte.

Worin besteht in Wahrheit die Überlegenheit der Erwachsenen? Im Übergewicht der physischen Stärke und allenfalls darin, daß sie durch Erfahrung gewigigt sind.

Diese Überlegenheit können sie gebrauchen, um ihr Urteil und ihren Willen den Kindern aufzuzwingen und damit deren Ehelichkeit und Mut zu brechen, eine Vergewaltigung, die bereits damit anfängt, daß der Lehrer sein Urteil überhaupt ausspricht.

Dieselbe Überlegenheit könnte auch gebraucht werden, um die Kinder gegen solche Vergewaltigung zu schützen. Das heißt: ihnen eine Freistatt zu schaffen, die es ermöglicht, sie aus unserer Gesellschaftsordnung herauszuführen.

Eine solche Freistatt — für Kinder ohne Unterschied der Nation, Rasse und Klasse — will das Landerziehungsheim „Walkemühle“ sein.

Wenn ich — der Aufforderung der Redaktion folgend — von der pädagogischen Eigenart dieser Schule in dem knappen mir zugemessenen Raum überhaupt etwas sagen soll, so kann es daher nur das sein: In dieser Schule braucht man nicht zu lügen.

Ich höre die Schulreformer fragen: Ist das nicht zu wenig?

Darüber zu reden, wird sich lohnen, wenn erst einmal jenes Wenige erreicht ist. Das Wenige nämlich, daß Menschen heranwachsen, die sich die mutige Überzeugungstreue der Kinder bewahren und als Erwachsene dann die erworbene Stärke und Erfahrung nutzen werden, um mit diesem doppelten Rüstzeug die Überzeugung zu verfechten, daß auch ihre Mitmenschen das Recht haben, als eheliche Menschen aufzuwachsen und zu leben.

Leonard Nelson

Meine Heimschule

Sie gründet sich auf die in der Schulklasse an den Unteren gemachten Erfahrung, daß sie häufig nur darum sitzenbleiben müssen, weil sie in ihren mehr praktischen Fähigkeiten von den überwiegend abstrakten, theoretischen und auf Schulung des Intellekts und des Denkens gerichteten Schulunterricht nicht erfaßt werden können.

Seit Ostern 1919 gestattete mir die hamburgische Oberschulbehörde die praktische Erprobung meiner Heimschulidee als „Schulversuch“ unter Beurlaubung vom Schuldienst mit Gehalt und völliger Freiheit von Unterricht und Lehrplan. Die Stadt Bergedorf bei Hamburg stellte dazu ihr Versorgungsheim mit Land und Leuten und fast 50 Kindern zur Verfügung. Der Versuch gelang pädagogisch sogleich, scheiterte aber an Verwaltungsbürokratie. Den zweiten Versuch unternahm ich in einer verfallenen Zieglerkaserne auf eigene Rechnung und mit finanzieller Unterstützung durch Eltern hamburgischer Jüglinge. Er gelang auch wirtschaftlich trotz der Schuldenlast von 30000 Mark für Wirtschaftsinventar und Werkstatteinrichtung. Er mußte nach drei Jahren günstigster Entwicklung abgebrochen werden, da die Stadt die Ziegeleigebäude selber benötigte. In der Jugendberge „Altonaer Schutzhütte“ in der Lüneburger Heide ein Jahr und in der hamburgischen Ferienkolonie „Lensterhof“ in Holstein an der Ostsee ist zwei Jahre lang der Versuch in ungünstigeren Bedingungen weitergeführt. Er wird jetzt auf einem Erbpacht-Waldgrundstück „Lindenhof“ in der Freisasseniedlung Friedrichsfeld bei Wesel am Rhein ganz von unten als Robinsonade wieder neu begonnen.

Der Grundsatz ist, daß lebenswahre und lebensnotwendige Arbeit großstadtverzüchtete Menschen an Leib und Seele wieder gesunden läßt. Die Heimschule ist darum keine „Schule“ im Sinne des Begriffs, sondern lebenswahre Wirtschaft oder eine Art Sanatorium. Sie ist aber nicht nur „Genesungsheim“ oder „Rettungshaus“, sondern die Schule, die allein den Namen verdient, weil die Kinder nicht aus Büchern und zum „Wissen“ „lernen“, sondern aus der Natur und an den Dingen selber mit allen ihren Aufnahmeorganen „Brenntnisse“ schöpfen und im Ringen mit der Dingwelt das ihnen innewohnende „Können“ stählen. Nicht: „Ich weiß es!“ sondern: „Ich kann!“ ist die Lösung, die allein gilt.

Aufnahme finden 10—12 Kinder beiderlei Geschlechts vom 10. Lebensjahre an, die durch ärztliches Attest oder als Schwereerziehbare für längere Zeit vom Besuch der Normalschule befreit sind. Das Leben in der Heimschule ist das einer Siedlerfamilie und regelt sich selber durch Arbeit, Mahlzeit, Ruhe bzw. Erholung. Personal und Bedienung gibt es nicht, alle Arbeit wird selber getan. Der Heimvater ist patriarchalisches Oberhaupt; die „Familie“, nicht Demokratie oder Kommunismus verbinden alle zur Gemeinschaft auf Gedeih oder Verderb.

Eine ausführliche Darstellung meiner persönlichen Erlebnisse in der Heimschule ist gegeben in meinem Buche: *Meine Heimschule, die Schule ohne Schule, oder Wie ein Schulmeister auszieht, das Leben zu suchen.* Heft 26 in der Schriftenreihe unterschiedener Schulreform bei Ernst Ribenburg, Leipzig 1924. August Krohn

Ein Versuch zur Reform der Landschule

Im äußersten Nordwesten unseres Vaterlandes liegt abseits von der großen Straße das Dörfchen Viktorbur. Die altersgraue Kirche baute man im 13. Jahrhundert. Es war die Zeit, in der das bruchige Land zuerst besiedelt wurde. Um die Kirche liegen die Toten, an der sonnigen Süd-

seite die Besieger, im kalten Schatten unter Brennesseln und Gestrüpp die Armen. Jahrhundertelang hat man sie hier gebettet. Nur ihre Kultur ist nicht mit ihnen ins Grab gesunken. Bodenständig, wie sie war, bewahrte sie ihre Einseitlichkeit. Außerlichkeiten mögen sie geändert haben. Das Gesamtbild blieb. Jaghaft nur klopfte die neue Zeit an.

Und nun, du Schulmeister, freue dich, der du auf solchem Boden adern darfst. Hand an den Pflug; ländliches Leben, ländliche Kultur in der Dorfschule als Grundlage des gesamten Unterrichts. Wir machten den Versuch und es ging.

Eltern, Lehrer und Kinder überlegten hin und her. Ein Garten wurde angelegt. Wo die Kraft der Kleinen versagte, griffen die Großen mit Laten und Raten ein. Es ist kein Schulgarten geworden, ein Dorfgarten ist's im wahrsten Sinn, zu dem an Sonntagnachmittagen mancher seine Schritte lenkt, wo Gemüsearten ausgeprobt, künstliche Düngemittel versucht und unbekannte Blumen gezogen werden. „Freude ist alles.“

Jedes Kind hat sein Beet, und alle haben ihre Gemeinschaftsbeete. Wir erzielen hier in gemeinschaftlicher Arbeit sittliche Werte, die wahrscheinlich die Ziele, die dem Religionsunterricht und dem Unterricht in der Staatsbürgerkunde durch die „Amtlichen Richtlinien“ gesteckt sind, übertreffen. Sittliche Bildung bleibt keine äußere Aufgabe, sondern wird durch die Gemeinschaftsarbeit zur inneren Notwendigkeit. — Nach getaner Arbeit sitzen wir im Kreise. Tagfällige Lebenskunde ließe sich nennen, was sich nun in Form einer freien Besprechung, die zugleich — den Kindern fast unmerkbar — Sprachübung ist, entwickelt. Der Lehrer tritt zurück. Kinder führen die Unterhaltung. Ein Beispiel? Im Briefwechsel mit Schulkindern der Inseln versuchten wir einen Händler ausfindig zu machen, der uns die Ware abkauft. Den Preis berechneten wir möglichst billig. Erfolg: keine Absatzmöglichkeit. Grund: Das holländische Gemüse überschwemmt den einheimischen Markt. Wie kommt das? Das Problem ist da. Einfuhr, Ausfuhr-Zölle, Schutzzoll. Für und Wider. Die Zeitung. Hilft der Schutzzoll allen? Könnten wir nicht ebenso billig verkaufen wie die Holländer? Auf Versuchsbeeten erzielten wir viel höhere Erträge als gewöhnlich. Also intensive Wirtschaft. — Damit wären wir mitten drin in der hohen Politik. Schadet das etwas? Hier erlebt das Kind aus eigener Anschauung, welche Wirkung die Zölle haben. Nun schließt sich die Geschichte an. Zollverein, Zollkriege usw. Da wir an der Grenze wohnen, sprechen wir vom Schmuggel, vom Freihafen, lesen davon, schließen Gedichte an und kümmern uns nicht mehr um die alte schöne Fächerung, die nur dem Revisor das Leben leicht machte, von der aber niemand behaupten kann, daß sie kindertümlich oder gar lebenswahr gewesen ist. Es bestand lange die Auffassung, um des systematischen Aufbaus willen, der bei Kindern „intellektuelle Lustgefühle“ erwecken soll — so sagen die Herbartianer —, könne von einer Beseitigung der Fächerung nicht die Rede sein.

Nicht alles und jedes schließt sich unmittelbar an die Arbeit an. Da wären wir bald wieder in der alten Sklaverei. Arbeit — Sprachübungen — Staatsbürgerkunde — religiöse Gespräche — Gedichte — Prosastücke — landwirtschaftliche Naturkunde: das alles steht in innigem Zusammenhange. Der Rechen-, Raumlehre- und Sprachunterricht entnimmt nur seine Übungsstoffe dem Leitunterricht. Daneben steht, immer wieder aufs innigste verknüpft mit der Arbeit, die heimatisch orientierte Kulturkunde (Geschichte, Erdkunde, Naturkunde, Literatur usw.). An

unserm Alter erkennen wir die Schöpfungsgeschichte der Erde, wandern auf der Dorfstraße hinaus in die weite Welt, lassen die Schätze fremder Länder zu uns reden von andern Menschen und ihren Kulturen. Von der Heimat aus erobern wir die Welt.

Werteschaffende Gemeinschaftsarbeit, in Verbindung mit gründlicher schöpferischer Erarbeitung der Gegenwartskultur, ich möchte behaupten: Das ist der Weg zur Reform der Schule. Will man es mir glauben, wenn ich sage, daß auf diese Weise der Kern gelegt wird zu Persönlichkeiten, die bewußt am Kultur- und Gemeinschaftsleben der Gegenwart teilnehmen?

Es lagen der Steine viel im Wege. Die Not der Zeit half mit zu Beginn. Die Klassenräume versielen — hinaus ins Freie; die Lehrmittel fehlten — selbst Mittel schaffen; engstirnige Menschen hinderten — der „intellektuelle“ Erfolg änderte ihren Sinn.

Im Schatten des Heiligtums geduckt steht das kleine Schulhaus. Wir lösten die Fesseln, die lange drückten. „Mit uns zieht die neue Zeit.“ Gerdes-Victorbur

Das Volkshochschulheim Prerow an der Ostsee

Das Volkshochschulheim in

Prerow (Endstation der Bahnlinie Stralsund oder Rostock—Vielgast—Barth—Prerow) besteht seit vier Jahren. Es wird geleitet von Dr. Fritz Klatt. Die Lage des Heims, dicht am Meer, inmitten von Wiesen, in unmittelbarer Nähe des großen Darß-Waldes, bedingt, daß unser Heim zugleich Erholungsheim ist und vorwiegend von den Großstädten aus aufgesucht wird.

Die geistige Arbeit in unseren Lehrgängen, die in ihrer Dauer zwischen acht Tagen und drei Monaten schwanken, geht aus von der Pflege der Erholungszeiten, der Ferien, also der mehr oder weniger langen Pausen im Leben der heutigen Berufsmenschen. Und zwar ist die Sommerarbeit des Heims der Pflege der mehr kurzfristigen Freizeiten gewidmet, während die längeren Lehrgänge im Herbst, Winter und Frühjahr stattfinden.

Bei dem unentrinnbaren Zwang zur Arbeit im heutigen Deutschland müssen ja die Städter jede ihnen erreichbare Erholungsmöglichkeit immer mehr gründlich ausnützen lernen. Da heute der Beruf wie auch schon die vorbereitende Lernarbeit dazu es nicht zuläßt, das eigene Leben in dem naturgegebenen Rhythmus des Jahres vollaus schwingen zu lassen, muß jeder wenigstens zu Zeiten einmal ganz eintauchen in diesen großen Strom, ganz, d. h. leiblich und geistig, um dadurch seine Kräfte zu sammeln.

Wir sehen es als unsere Aufgabe, die Freizeiten für die Besucher unseres Heimes zu Sammlungszeiten des Jahres, zu Zeiten des leiblichen und geistigen Aufbaus eines jeden zu machen. Dazu gehört, daß zunächst alle Spannungen gelöst werden, und zwar dort, wo sie entstanden sind. Es ist nämlich unsere Überzeugung, daß die körperlichen Spannungen in erster Linie körperlich, die geistigen geistig gelöst werden können und müssen. Körperliche Entspannung kann man nicht besprechen. Man kann sie nur erleben. Und wir lassen sie erleben durch Anregung zu sinnvoller Arbeit, durch naturgemäße Lebensweise, durch Gymnastik und Sport. Geistige Entspannung muß und kann sehr wohl durch Worte bewirkt werden. Probleme müssen durchdacht und besprochen werden, können eben nicht erlebt werden. Die nach Entspannung und Lösung drängenden Menschen der Gegenwart leiden be-

sonders schwer an dem Irrwahn der Zeit, daß körperliche Fragen „besprechbar“ und daß geistige Probleme „erlebbar“ seien.

Wir sehen es seit langem als unsere Aufgabe an, gerade hier bei der Anwendung körperlicher und geistiger Mittel ganz unbeschränkt und reinlich auf Scheidung zu dringen, in dem Glauben, auch nur dadurch die Einheit und Durchbringung des Körperlichen und Geistigen im Menschen wahrhaft zu fördern.

Aus diesem Leitgedanken und in ständiger Anpassung an das immer wieder beobachtete Bedürfnis der zahlreichen Besucher, die im Lauf der Jahre durch unser Heim gingen, haben wir unseren Tag folgenderweise eingeteilt: Die Morgenstunde vor dem Frühstück ist der körperlichen Übung gewidmet. Es wird Gymnastik getrieben, in der Halle oder am Strand. Im Sommer wird im Meer gebadet. Zu Zeiten, nicht immer regelmäßig, schließt eine kurze geistige Morgenfeier, ein Spruch ein Gesang, diese körperliche Übungsstunde. Die Vormittagsstunden sind Freizeit des Einzelnen mit der Möglichkeit zu gruppenweiser Arbeitsgemeinschaft. Zeichenübungen finden am Vormittag statt. Freiwillige Mithilfe in Haus und Garten fällt in diese Zeit. Geistige Einzelarbeit, Bücherlesen, im Sommer besonders ausge dehnte Wanderungen in kleinen Gruppen füllen die Vormittage aus.

Nach dem Mittagessen wird Ruhezeit gehalten. Danach die Zeit bis zum Abendessen ist der gemeinsamen geistigen Arbeit gewidmet. Dieser eigentliche Lehrgang dauert etwa zwei Stunden und erfordert von jedem Teilnehmer strengste Konzentration auf das Thema des Tages, das am Vormittage schon bekanntgegeben, in der Form von kurzen Vorträgen und im Rundgespräch behandelt wird. Die Lehrgänge werden gewöhnlich noch mit einem zweiten, einem Gastlehrer, abgehalten. Dadurch wird eine größere Spannweite in sachlicher und in persönlicher Führung gewährleistet. Die bisher behandelten Sachgebiete umfassen Pädagogik, Geschichte, Kunst, Sprache, Lebenskunde auf der einen Seite und Naturwissenschaft, Technik, Volkswirtschaft und Politik auf der anderen Seite. Genaue Verzeichnisse der Lehrgänge erscheinen periodisch*.

Das Ziel dieser Lehrgänge ist gemeinschaftliche Denkarbeit. Jedes Wort und jedes Schwelgen eines jeden Teilnehmers hat dabei seine Bedeutung und ist Mitarbeit an der Gemeinschaft, jener flüchtigen Gemeinschaft des Tages und dieser Stunde. Nur die Gemeinschaft solcher zielbewußten und sachkundig geleiteten geistigen Arbeit löst auch die Spannungen der Einzelnen, erhellt auch das Dunkel der persönlichsten Fragen eines Jeden, oftmals ohne daß dies bewußt oder gewollt herbeigeführt werden müßte.

Nach dem Abendbrot klingt alles in gemeinsames Zusammensein aus. Wir lesen, singen, erzählen, bereiten unsere Feste vor. Auch die Helferinnen sind dabei. Alle Hausbewohner vereinigen sich und helfen bei den praktischen Vorarbeiten für den folgenden Tag.

Was der Tag gebracht hat an körperlichen Ergebnissen, wird hier zusammengefaßt und die daraus strömenden Kräfte werden so wieder in das Leben des Alltags hineingeleitet.

Friz Klatt

* Diese Verzeichnisse, die Bedingungen der Aufnahme sowie Auskünfte gibt die Heimleitung Prerow (Darß) 34 (doppeltes Porto ist beizulegen).

Schule am Meer / Zur Einordnung der Landerziehungsheim-Bewegung in die Schulerneuerung

für die freien
Erziehungsge-
meinschaften

(Landerziehungsheime) war die wichtigste Folge der Revolution, daß sie für die Öffentlichkeit aus Veranstaltungen einzelner Pädagogen zu etwas mehr als privaten Schulen wurden. In der großen Sehnsucht nach Schulerneuerung besann man sich, daß hier ja schon wenigstens für einen begünstigten, kleinen Teil der Jugend ein Zukunftstraum verwirklicht war. Die selbstlose Hingabe aller Lehrer und Schüler dieser Schulen an ihr Werk vererbte mit dem Klassencharakter, welchen die Abhängigkeit vom zahlenden Schüler den Schulen aufprägte. Aus dem Bereich des Privatschulwesens grenzten sich als Ideenschulen etwa 10 Anstalten heraus*, die einmal in bewußtem und nicht nur hygienisch gemeintem Gegensatz zum Stadtleben erzogen, die ferner ein organisches Gesamtleben der Schule als einer Kameradschaft von Schülern und Lehrern verkörperten, und an denen endlich eine rücksichtslos idealistische Gesinnung maßgebend war. Die Schulbehörden begannen diesen Schulen manches und sogar z. B. zuzutrauen, daß sie die Abiturientenreise ihrer Schüler selber beurteilen könnten. In lebendigen Lehrerkreisen aber ist seit Jahren die Frage aktuell, was man von diesen Schulen auf die öffentliche Schule übertragen könne.

In der Tat ist diese Frage entscheidend. Man muß sie freilich tief genug fassen, d. h. nicht nur ein Vormachen zum einfachen Nachmachen vorlangen. Man verlangt von einem Fisch doch auch nicht, daß er Aufschlüsse über das Schnellaufen gäbe. Wohl aber soll man eine tatsächliche Weiterbildung des deutschen Erziehungsgedankens fordern, und eine solche macht dann Resonanzwirkungen möglich. Also nicht an ihrer so einleuchtenden, aber unnahezbaren Erziehungspearis müssen die Heime gemessen werden, sondern an ihrer geistigen Aktivität. Diese macht es aus, ob sich solche Schulen geschichtlich eingeordnet von den Experimenten des alten utopischen Sozialismus unterscheiden würden. Was Resonanzwirkung sei, lehrt z. B. die Bedeutung, die Pestalozzi für das gesamte deutsche Schulwesen gewonnen hat — auch er war nur der Leiter eines Privatinternats.

Was heute solche Schulen als Entdeckungsstätten für die deutsche Erziehung notwendig macht und in der freien selbstverantwortlichen Form notwendig macht, die sie haben, ist die Aufgabe, das Seelische zu einer Dimension des bewußten Lebens auszubauen. Es wird auf den Natur- Geist, den Gesetz- Freiheit- und ähnlichen antithetischen Ebenen immer nur zweidimensional begriffen. Daß diese Erweiterung der Dimension zu seelischer Geräumigkeit keine verstiegene Problematik ist sondern die Grundaufgabe aller Schulerneuerung, erhellt, wenn man dem Gedanken nachgeht: Unsere Schul- (d. h. Im-voraus-) Bildung wird apparathaft in einem Zeitalter, in welchem der Jugend das „gebildete“ Leben der Umwelt nicht mehr als natürlicher Bildungsraum offensteht. Stadtkinder werden vom Berufsleben des Vaters, von der häuslichen Arbeit wie vom Leben in der Natur zunehmend ausgeschlossen. Unter der Walze der Zivilisation verliert die Umwelt den Charakter als Stätte unausgesprochener Erziehung. Das ist die tiefste Not

* Deutsche Landerziehungsheime, freie Schulgemeinde Wickersdorf, Landschulheim am Solling, Süddeutsches Landerziehungsheim Schöndorf, Obenwaldfchule, Bergschule Hochwaldhausen, freie Schul- und Werkgemeinschaft Leylingen, Schule Schloß Salem, Schule am Meer auf der Nordseeinsel Juist.

der deutschen Erziehung, und hieraus ist keine Flucht möglich, und kein Gemütskult bietet Ersatz für Substanz von Erziehung. Wohl aber kann und muß der Bereich des Seelischen in der Bewußtheit ausgebaut werden. Ohne diese raumhafte Erweiterung der bewußten inneren Welt wäre „Bildung für alle“ nur Plattheit für alle bedeuten. Gemeinschafts- und Arbeitsschule sind die heutigen Formelwörter für diese Sehnsucht. Aber so wahr man in keiner Kunst das Studium und das gelernte Können durch inneren Drang und süchtig gewordene Absicht ersetzen kann (wenn man nicht unbewußt in Effektivismus macht), so wahr braucht die Schulerneuerung — Internatsschulen als Entdeckungsorten.

Die Landerziehungsheime sind also in dem Maße (und freilich nur in ihm) von Bedeutung, in dem sie diese Aufgabe erfassen. Dem sozialen Schulgedanken können sie kaum dienen — sie sind weit verflogene Entdecker, wie Quellsucher eben sein müssen.

Die Schule am Meer versucht nun die Erweiterung der seelischen Geräumigkeit in den drei Dimensionen: Natur (Umwelt), Geistigkeit (Inwelt) und in der des Seelischen (Verbundenheit). Uns Meer hat uns der Wille geführt, an der im Konkreten aufschlußreichsten Stelle zu leben.

Das Verhältnis zur Natur soll durch die heutige europäische (vorwiegend augenmäßig ästhetische) Auffassung hindurch zu einem Leben in ihrer rhythmischen Bewegtheit werden. Für das Art-eigene deutsche Sprechen, Denken und Empfinden (wenn auch ein solcher Art-Charakter nur ganz feine, praktisch fast unwesentliche Züge hat), besteht eine aus der Sprache zu entdeckende besondere Verwandtschaft zu dieser Meeresküstenwelt, in welcher es selbst das feste Land im gewöhnlichen Sinne nicht mehr gibt, und in welcher die Bewegtheit der Elemente großzügig und einfach wird.

Die Geformtheit des einzelnen wie des gesellschaftlichen Lebens, ohne welche es bewußte Geistigkeit ebensowenig gibt wie organisches Leben ohne Körper, soll aus einer Schau des gesamten Daseinsablaufes folgen. Im Jahrhundert des jungen Mannes, welches Erwachsensein nur als wirtschaftliche Selbständigkeit oder Familiengründung kennt, glauben wir wieder an eine geistig-seelische Reifigkeit des Erwachsenen um das vierzigste Jahr, die durch eine so durchgreifende Wandlung zustande kommt (oder kommen soll) wie das Jugendalter nach der Übergangszeit der Entwicklungsjahre aus der Kindheit. Die Schule kann diese entscheidende Reife des Menschen nicht direkt bewirken. Wohl aber kann sie den Eigenwert der Jugend, der eine Resonanzwirkung der Erwachsenenwelt ist, pflegen und aufstauen, und so dem Rhythmus des Lebens Entfaltungsraum offenhalten.

Die Dimension des Seelischen endlich erschließt sich uns im Aufdecken tatsächlicher und nicht bloß gewollter Verbundenheit. Die Individualseele ist kein Atom, das nur in funktionellen Verbundenheiten steht — hier werden die großen Entdeckungen der nächsten Jahrhunderte gemacht werden*.

Martin Luserke

* Vergl. zu dem allem die Bücher der Schule am Meer, Angelfachsen-Verlag, Bremen.

Nachwort

Der Name des Bundes umspannt nicht sein Arbeitsfeld. Was er will, geht über die Reform der Schule weit hinaus. Sein Ziel ist Lebensreform, Menschen-, Menschheitsbildung. In seinen Satzungen hat er einen einzigen Paragraphen, ungeschrieben, der ihm stets über innere Spannungen und äußere Kämpfe hinweghilft: er legt seine Mitglieder nicht auf inhaltlich gebundene Bekenntnisse fest. Daher ist er auch keinen Parteien untertan. Dem unaufhaltsam fließenden, überströmenden Leben droht in jedem Augenblicke Erstarrung; die Menschen machen Einschnitte, ordnen das Geschehen, ziehen es sinngebend auf Formeln und lassen diese über das lebendige Leben herrschen. Das ist notwendig und so lange unschädlich, als dieser unablässige Erstarrungsprozeß erkannt und stündlich wieder aufgehoben wird. Das geschieht nicht. In überfühltem Schlepptzug ziehen die Menschen jeder Gegenwart die zusammengeballte, sinnlos gewordene Vergangenheit hinter sich her. Alles Festgeratene zu sprengen ist, der innerste Sinn des Bundes. Keine Not, daß ewig Wertvolles mitgesprengt werde, denn es ist in jeder Gegenwart neu, aus seiner Zeitlosigkeit.

Der Bund trägt mehr als andere den Stempel seiner Führer, vor allem des Linen. Es ist viel persönliche Gefolgschaft in ihm, das ist seine Gefahr und seine Stärke. Die letzten Bindungen in ihm haben eine religiöse Wurzel. Zwischen Führern und Gliedern ist viel begeisterte Anziehung und schmerzhaftes Abstoßen.

Die konkreten Einzelleistungen im Bunde sind ungleich; das ist nicht das bestimmende Kennzeichen seines Wesens: entscheidend ist der Wille zur Neugestaltung; das Ausschreiten, nicht die Länge des Schrittes.

Aus den geistigen Mächten der Gegenwart darf der Bund nicht weggedacht werden. Wirkungen gehen erkennbar von ihm aus und durchschneiden andere Kreise, die damit, gewußt oder ungewollt, von seinem Geiste in sich aufnehmen. Dieser Geist erweist sich in manchen Abkommen, Erlassen, Meinungen, Geschehnissen, die andere Zeichen als die des Bundes tragen und doch von ihm mitgestaltet sind.

Durch unsere Zeit ziehen tiefe Risse; die Menschen sind labil, geteilt, unerfüllt. Der Bund will die lebengefüllte Totalität wiedergewinnen, sie im Diesseits behalten, und darüber hinaus an das Ewige binden. Peter Sylmann

Bundesliteratur der „Entschiedenen Schulreformer“

- I. Verlag C. U. Schwetschke & Sohn, Berlin W 30, Freisinger Str. 5a.
- A. Das Bundesorgan, die Monatschrift „Die Neue Erziehung“ (Oestreich, Bölling, Danziger), das Heft 80 Seiten stark, vierteljährl. 3 M., nur durch die Reichspostanstalten beziehbar.
- B. Oestreich: „Die Produktionschule als Nothaus und Neubau“ (Tagung 1923). 5 M., geb. 6.50 M.
- C. Oestreich: „Menschenbildung“ (Zentralinstitutsvorträge). 4.50 M.
- D. Oestreich: „Die Parteien und die Schulreform. 1.50 M.
- E. Silber: „Deutsche Schulversuche“ unter Mitarbeit von Andreesen, Bondy, Gebreeb, Seyn, Sonigsheim, Ilgner, Klatt, Lamsfus, Laßmann, Nigsche, Scharrelmann, Uffrecht, Ublig usw. 8 M., geb. 10 M.
- F. Grimme: „Die religiöse Schule“. 0.60 M.
- G. Wolf Ritter-Bern: „Die, die abseits stehen. Bilder aus der Ibiotenanstalt“. Mit einem Vorwort von Paul Oestreich. geb. 2 M.
- H. Kawerau: „Die ewige Revolution“ (Internationale Geschichtstagung 1924). Geb. 10 M.
- I. L. E. Tefar: „Gesellschaft und Schule“. 4.50 M., geb. 6 M.
- K. Abhandlungsreihe: „Die Lebenschule“ (Silber).
2. Schönbrunn: „Erlebnis der Dichtung in der Schule“, 2. Aufl. 1.20 M.
4. Oestreich: „Die elastische Einheitschule: Lebens- und Produktionschule“, 2. Aufl. 1.50 M.
5. Eßsig: „Beruf und Menschentum“, 2. Aufl. 2. M.
6. Vackring: „Neue Wege im mathematischen Unterricht“. 1.20 M.
7. Deutsch: „Erziehung zum ausdrucksvollen Sprechen“, 2. Aufl. 1.20 M.
- 8/9. Eßsig: „Im Kampf um die Berufsschule“. 1.80 M.
10. Silber: „Kunst und Schule“. 1.20 M.
11. Grimme: „Der religiöse Mensch“. 1.20 M., geb. 1.80 M.
12. Montessori: „Die Selbsterziehung des Kindes“. 1.80 M., geb. 2.70 M.
13. Schumacher: „Friedrich Fröbels Ideen im Lichte der Gegenwart“. 1 M.
- 14/15. Schneerson: „Die katastrophale Zeit und die heranwachsende Generation“, m. Abb. 3 M.
16. Bogen: „Von der Schulbank in den Beruf“. 1.80 M.
17. Müller: „Dramatisieren in der Schule“. 1.80 M.
18. Albers: „Aus dem Leben der Berthold Otto-Schule. 1.80 M.
- 19/20. Schneerson: „Psychologie des intimen Kinderlebens“. 6 M. Heft I und 3 zurzeit vergriffen.

II. Greifenverlag, Rudolstadt

Oestreich: „Bereitwerden zur Menschheitskultur. An die Chinesen!“ 1.20 M.

III. Verlag „Werkfreude“, Berlin W 35, Magdeburger Str. 7

1. von Thänen: „Warum wir an der Schule leiden“. 1 M., geb. 1.50 M.
2. Oestreich: „Zur Produktionschule“, 3. Aufl. 0.50 M.

IV. Verlag K&S & Cie., München

Oestreich: 1. „Die Schule zur Volkskultur“. Geb. 3 M. 2. „Bausteine zur neuen Schule“. Geb. 3.50 M.

V. Verlag Ernst Widenburg, Leipzig, Querstr. 17

A. Kawerau-Danziger: (Oestreich, Klatt, Silber, Pfälf usw.) „Jugendnot“ (das Tagungsbuch 1922). 3 M.

B. Abhandlungsreihe „Entschiedene Schulreform“ (Oestreich).

1. Kawerau: „Der Bund Entschiedener Schulreformer, Werden und Wesen“. 1 M.
2. Vallentin: „Schulreform als Forderung der Biologie“. 1 M.
3. Schönebeck: „Strindberg als Erzieher“. 1 M.
4. Staudinger: „Kind und Spielzeug“. 1.20 M.
5. Grimme: „Vom Sinn und Widersinn der Reifeprüfung“. 1.50 M.
6. Godann: „Eltern und Kleinkinderhygiene“. 0.60 M.
7. Brull: „Die Tragik des Schullebens“. 1.20 M.
8. Sandke: „Von der Arbeitsschule zur Produktionsschule“. 1.20 M.
9. Brögger: „Phantasie und Erziehung“. 0. 80 M.
10. Tade: „Der Sprachunterricht muß umkehren!“ 1.20 M.
11. Brull: „Die Geißel der Kindheit“. 1.20 M.
12. Sauer: „Jugendberatungsstellen“. 1.20 M.
13. v. Bärmán: „Die Diebstähle der Kinder“. 1.20 M.
14. Oestreich: „Es reut mich nicht“. 1.80 M.
15. Eisenstädter: „Montessorisystem und proletarische Erziehung“. 0.80 M.
16. Schumacher: „Das Kind und seine Erzieher“. 1.20 M.
17. Corbach: „Moskau als Erzieher“. 1.20 M.
18. Kawerau: „Alter und neuer Geschichtsunterricht“. 1.20 M.
19. Liefegang: „Die Bedeutung der Erziehung“. 0.60 M.
20. Wermut: „Schrei in die Schule“. 1 M.
21. Witte: „Der Militarismus der preußischen Schulaufsichtsbehörden“. 1.20 M.; geb. 2 M.
22. Selmers: „Der schöpferische Gedanke im Anfangsunterricht“. 1.20 M.
23. Oestreich: „Ein großer Aufwand, schmähslich, ist vertan!“ 1.80 M, geb. 2.60 M.
24. Harleß: „Erinnerungen aus der Knabenzeit“. 0.80 M., geb. 1.60 M.
25. Godann: „Bub und Müdel“ XIII. Aufl. 2 M., geb. 3 M.
26. Krohn: „Meine Heimsschule“. 2.50 M., geb. 3.50 M.
27. Friedländer: „Grundzüge des Jugendrechts“. 1.20 M., geb. 2 M.
28. Besschensteiner: „Autorität und Freiheit als Bildungsgrundsätze“. 2 M., geb. 3 M.
29. Bölling: „Die Landschule als Arbeits- und Produktionsschule“. 2 M.
30. Kluge: „Die weltliche Schule als Gemeinschaftsschule“. 0.80 M.
31. von Thänen: „Abbau und Reform, ein Beitrag zur Lehrerbildung“. 2 M., geb. 3 M.
32. Sascha Rosenthal: „Erziehung und Kindergarten“. 0.60 M.
33. Chinnow: „Feierstunden in der Schule“. 0.80 M.
34. Senke: „Die Individualität in der Pädagogik“. 0.80 M.

35. Eschbach: „Märchen der Wirklichkeit“. 0.80 M.
36. Kluge: „Religion in der weltlichen Schule?“ 1.50 M.
37. Georg Rosenthal: „Lebendiges Latein“. 1.20 M.
38. Witte: Nutzen und Gefahren des Geschichtsunterrichts für das deutsche Volk“. 1.20 M.
39. Panten: „Es wird einmal sein! Spandauer Schulkämpfe“. 1 M.
40. von Kärmán: „Zuchtlose Kinder“. 1.60 M.
41. Bournot: „Der Weg zum Staatsbürgertum“. 1 M.
42. Westreich: „Unabhängige Kulturpolitik“. 1.80 M.
43. Schwarz: „Die Bewegungsfreiheit in der höheren Schule: Ihre Möglichkeiten und ihre Grenzen“. 1.20 M.
44. Steiger: „Fahrende Schule“ (12 Bilder). 1.80 M.
45. Hanna Link: „Der Einfluß des Mannes auf die Mädchenbildung“. 0.80 M.
46. Kluge: „Die weltliche Schule als Führerin zur Religion“. 1 M.
47. Roester: „Zur Kritik des historischen Materialismus“. 1 M.
48. Naegle: „Der Erziehungsgedanke im Strafverfahren gegen Jugendliche“.
49. Nitsche: „Die Schulfahrt — eine Lebensschule“ (Selterau in Hamburg, 7 Bilder).

C. Reihe „Die Praxis der Entschiedenen Schulreform“.

1. Kawerau: „Soziologischer Ausbau des Geschichtsunterrichts“. 0.30 M.
2. Schönbrunn: „Erziehung zum kritischen Denken bei der Cicerolesktüre“. 0.40 M.
3. Witte: „Der Unterricht im Geiste der Völkerveröhnung“. 0.40 M.

VI. Sirt, Breslau

Silber-Pallat: „Künstlerische Körpererschulung“.

VII. Braunsche Hofbuchdruckerei, Karlsruhe

Westreich: „Strafanstalt oder Lebensschule?“ (Schulstrafenbuch). 1.80 M.

VIII. Zentralvertrieb zeitgeschichtlicher Bücher G. m. b. H., Berlin

- A. Wueßing: „Geschichte des deutschen Volkes vom Ausgange des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart“, 2. Aufl.
- B. Kawerau (und 3 Mitarbeiter): „Synoptische Tabellen für den geschichtlichen Arbeitsunterricht“, 2. Aufl.

IX. Quelle & Meyer, Leipzig

Kawerau: „Soziologische Pädagogik“, 2. Aufl.

X. Verlag des „Pfeil“, U. Lug, Frankenhäusen (Byßb.)

Westreich: „Schulkampf im 20. Jahrhundert“. 0.50 M.

XI. U. W. Zickfeldt, Osterwieck am Harz

Westreich-Jeché, Der neue Lehrer (Die notwendige Lehrerbildung), 258 Seiten.

Verlag Eugen Diederichs, Jena

Zeitwende / Schriften zum Aufbau neuer Erziehung
 Litner, Wilhelm: Laienbildung. (Neue Auflage Anfang 1926).
 Klatt, Fritz: Die schöpferische Pause. Kart. 3 M.
 Buchwald, Reinhard, Dennoch der Mensch. Kart. 3.50 M.
 Klatt, Fritz: Das Gegenspiel. Kart. 2 M.
 Feidler, Kurt: Die Wiederentdeckung der Grenze. Kart. 3 M.
 Weitfisch, Eduard: Die deutsche Volkshochschule. (In Vorbereitung.)

In dieser Schriftenreihe sollen Stimmen gesammelt werden, die Wesentliches zu dem Aufbau neuer Erziehung und Lebensgestaltung zu sagen haben. Von verschiedenen Seiten her soll gezeigt werden, wie in unserem mechanisierten Erziehungs- und Bildungswesen das Wissen um den wirklichen Menschen und seine Lebensaufgaben wieder auflebt. Die Schriften haben darum nicht nur für den Fach-Pädagogen Interesse, sondern für jeden, der sich mit den geistigen Strömungen unserer Zeit vertraut machen will. Das neue erzieherische Streben will der Entwicklung des ganzen Menschen dienen, ihn in all seinen guten Kräften frei und wirksam machen und dadurch zugleich eine neue Volksgemeinschaft aufbauen. In unserem Unterrichtsbetrieb, der allein auf sogleich ausmünzbare Leistung zielt, ist die wirkliche Menschenbildung verkümmert. Die Volkshochschule strebt heute danach, hier Abhilfe zu schaffen und ihre Schüler zu vertiefter Lebens- und Berufsauffassung zu führen. Nicht Pseudowissenschaft will sie verbreiten, sondern eine neue Geistigkeit wachrufen, die aus dem werkschaffenden Leben quillt. In unserem komplizierten Dasein bedürfen viele einer größeren Stütze und Fürsorge als je, und so dehnen sich die modernen pädagogischen Bestrebungen vor allem auch auf die Erziehung straffälliger Jugendlicher und die Gefangenenfürsorge aus. Auch hier sollen die tieferen Lebenseinblicke, die unsere moderne Pädagogik und Medizin gewonnen hat, zur Auswirkung kommen.

Es wird auch gezeigt werden, wie der staatliche Schulbetrieb aus seiner Starrheit zu lösen und zu einer wirklichen Lebensvorbildung zu gestalten ist.

Diesem Heft liegen Prospekte folgender Firmen bei:
 Verlagsbuchhandlung Ferdinand Hirt in Breslau, Verlag Lambert Schneider,
 Berlin.

Leitung dieses Festes: Peter Zylmann, Direktor, Aurich, Gartenstraße 15. — Bei unverlangter Zusendung von Manuskripten an den Herausgeber Eugen Diederichs ist Porto für Rücksendung beizufügen. — Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena. — Druck von Radelli & Hille in Leipzig



17. Jahrgang

Heft 12

März 1926

Hans Hartmann Vom französischen Katholizismus

I

Es ist nicht so leicht zu sagen, welchen besonderen Auftrag der französische Katholizismus in der Geschichte Frankreichs und in der Geschichte Europas gehabt hat.

Ohne einen kurzen Blick auf den sogenannten Gallikanismus kommt man der Frage nicht näher.

Schon sehr frühe war die Kirche in Frankreich mächtig und sehr selbständig. Gegen das Jahr 700 besaß sie den dritten Teil des Grundbesitzes und war die größte Grundbesitzerin nach dem Könige, ihre Bischöfe und Äbte bildeten die hervorragendsten Glieder der Reichsverfassung.

Früh auch trat die Neigung nach einem besonderen Kirchenrecht hervor. Karl der Große erhielt auf seine Bitte von Papst Hadrian I. einen Kodex des kirchlichen Rechtes, welcher Codex Dionysio-Hadrianus 802 in Aachen förmlich anerkannt wurde und lange Zeit galt. Hier liegen die Wurzeln der in rechtlicher Hinsicht fast immer eigenartigen Stellung des französischen Katholizismus. Und es zeigt sich darin, daß in Menschen und Völkern nördlich der Alpen eine Tendenz liegt, den Uniformismus der katholischen Weltkirche an entscheidenden Stellen zu durchbrechen. Die Kämpfe zwischen Papsttum und Kaisertum im Mittelalter sind von da aus zu verstehen und hatten nur wegen der biegsameren Art der Deutschen und der Uneinigkeit ihrer Stämme nicht denselben Erfolg wie in Frankreich oder England, wo die Entwicklung mit der „Reformation“ Heinrichs VIII. ihren vorläufigen Abschluß fand.

Das zentralistisch regierte Frankreich wußte es zu erreichen, daß die geistliche Gewalt von der weltlichen weithin abhängig blieb. Als der besonders anspruchsvolle Papst Bonifaz VIII. mit der Bulle Clericis laicos vom

25. Februar 1296 der Besteuerung des Klerus entgegentrat, antwortete der König mit der Geldsperrung gegen den Papst, und als dieser einen Schritt weiter ging und in der Bulle *Unam sanctam* vom 18. November 1302 die absolute Gewalt des Papstes zum Dogma erhob, nahm ihn Philipp einfach für kurze Zeit in Anagni gefangen (so wie Napoleon später Papst Pius VII. am 20. Juni 1812 nach Fontainebleau schleppte), und in Verfolg dessen starb der Papst bald. Die folgenden Päpste mußten nachgeben, und der Sieg des Staatskirchentums, d. h. der Zustand einer vom Staat beaufsichtigten Kirche, stand fest.

Jede Verletzung dieser Staatshoheit wurde durch ein besonderes, vom Parlament 1438 begründetes Verfahren (*appel comme d'abus*) streng bestraft. Diese „pragmatische Sanktion“ wurde zwar durch das Konkordat 1516 aufgehoben, aber unter der Duldung des Parlaments doch weiterhin ausgeübt. Danach konnte bei irgend einer Anzeige wegen Mißbrauchs der geistlichen Amtsgewalt (also etwa Auspielung päpstlicher Erlasse gegen königliche) der Oberstaatsanwalt den Fall vor das Parlament der betreffenden Provinz bringen, wo er durch rein weltliche Instanzen erledigt wurde. Man muß wissen, daß damals die geistliche Gerichtsbarkeit eine selbstverständliche Sache war. Dagegen wurde 1539 Sturm gelaufen durch die *Ordonnance de Villiers-Cotterets*, welche die dinglichen Klagen und persönlichen Sachen der Laien und Geistlichen, d. h. also alle Fragen des Sachenrechts und des wirtschaftlichen Lebens, den kirchlichen Gerichten entzog. Wollte ein Bischof einen schlechten Priester absetzen, so klagte dieser im Verfahren des *appel comme d'abus* auf sein Recht an der Pfründe, und der Staat konnte so indirekt die ganze geistliche Gerichtsbarkeit zunichte machen. Ob das zum Vorteil des Volkslebens war, bleibe dahingestellt, aber im Grunde war in Deutschland die Handhabung der Dinge auch nicht besser.

2

Auf dem Grunde dieser Entwicklung kam es zu den „*Libertés de l'église gallicane*“, die Pierre Pithou 1549 herausgab, wozu später Pierre Dupuy die nötigen Dokumente erscheinen ließ. Der Protest der Bischöfe gegen Pithous Werk wurde vom Parlament verboten und das Werk vom König sanktioniert. Er war nun maßgebend. Man sieht, der Geist des „französischen Trennungsgesetzes“ von 1905 war immer schon in Frankreich herrschend.

Unter Ludwig XIV. entbrannte der Streit aus verschiedenen Anlässen neu, besonders da er das „Regalienrecht“ beanspruchte, d. h. das Recht auf das Einkommen erledigter Pfründen und die Neuverleihung derselben, auch wegen seiner wohlwollenden Stellung zu den vom Papst verurteilten Jansenisten. Der Episkopat mußte nun unter seinem Druck die von Bischof Bossuet redigierte *Declaratio Cleri Gallicani* beschließen, und von da bis

1789 waren die „gallikanischen Freiheiten“ rechtmäßig. Die wesentlichen Punkte dabei sind diese:

1. Der Papst hat in weltlichen Dingen nichts zu sagen, diese unterstehen nur dem Staat. Diese Lehre ist nötig für die öffentliche Sicherheit (!), heilsam für Kirche und Staat und entspricht dem Worte Gottes, der Überlieferung der Väter und dem Vorbilde der Heiligen.

2. Auch die geistliche Autorität ist beschränkt, und zwar durch die Konzilien, die über dem Papst stehen. Die gallikanische Kirche erkennt die, die die betreffenden Dekrete nicht gelten lassen, nicht an.

3. Es bestehen alle durch das Königtum und die gallikanische Kirche angenommenen Einrichtungen und Rechtsätze in Kraft.

4. Selbst in Fragen des Glaubens ist das Urteil des Papstes nicht unänderlich, wenn nicht die Zustimmung der Kirche hinzukommt.

Durch die französische Revolution und Napoleon kam dann zwar neues Recht in Geltung, aber der alte Geist lebte fort, und das ist wichtig zum Verständnis der Gegenwart.

3

Einmal erscheint der französische Katholizismus als ein geschlossenes Ganzes, was man vom deutschen nicht in der Weise behaupten kann. Indem der Staat seinen schützenden Arm über ihn breitete, ihm damit zugleich die Rechtsformen gab, konnte er ein in sich einheitliches, organisches Gebilde werden.

Auf der anderen Seite ist er aber von dem eigentümlichen staatlichen und kulturellen Leben Frankreichs viel mehr durchflutet als etwa der deutsche von dem Deutschlands. Die großen Geister Frankreichs, Ludwig XIV., Bossuet, Pascal, Fénelon, de Maistre, Chateaubriand (die Aufklärer natürlich ausgenommen) gehören wesentlich zum Bilde des französischen Katholizismus. Darum ist dieser jetzt auch weitgehend retrospektiv, stellt den Hauptteil der Royalisten und befindet sich in der tragischen Situation, daß die Aktionen des modernen weltlichen Staates gegenüber Rom, die ganz in der logischen Linie der Vergangenheit liegen, schließlich auf den Lebensnerv des Katholizismus trafen, wodurch er in Abwehrstellung gegen diesen weltlichen, demokratischen Staat geriet.

Hier ist nun der Punkt, von wo aus die Bewegungen im heutigen französischen Katholizismus verstanden werden können. Soll man es auf eine Formel bringen, so handelt es sich um zwei Arten: Die einen zur Vertiefung und Erneuerung des staatlich-demokratischen Lebens, die anderen zur Vertiefung des inneren Lebens des Katholizismus. Die erstere hat den Zweck, diesen gegenwärtigen französischen Staat, der religionslos ist und auch jetzt noch, in der persécution sournoise, der „schleichenden Verfolgung“, die Kirche schikanieren, zu erneuern, den unfruchtbaren Parlamentarismus und alle Formen des öffentlichen Lebens aus ihrer Erstarrung

und Ohnmacht zu geistiger Mächtigkeit zu führen und alles Tun, auch das politische und soziale, wieder in ewigen Dingen zu verankern.

Die Bewegungen der zweiten Gattung erstreben die Rückführung des Katholizismus auf seine wahre Innerlichkeit, die er doch gerade in Frankreich, etwa in den Gestalten Bernhards von Clairvaux, Hugos von St. Viktor, Fénelons und Pascals, so stark besessen hatte. Da will man also den Katholizismus seiner staatspolitischen Rolle — im positiven und negativen Sinne! — ganz entkleiden: das heißt, man will einerseits jenen Gallikanismus, der im Grunde die Bischöfe in den Dienst der staatlichen Macht und des königlichen Ruhmes (besonders zur Zeit Ludwigs XIV.) stellte, überwinden und die innere Einheit des Corpus Christi mysticum, der mystischen Gemeinschaft der Kirche in Christus, lebendig werden lassen. Andererseits — und das ist ebenso wichtig — will man den Katholizismus von dem Kessentiment befreien, das ihn gegen den weltlichen Staat der sich entwickelt hatte, erfüllte und retrospektiv, ja teilweise royalistisch machte. Begreiflich! Denn die Könige hatten ja den Katholizismus vor den Hugonotten geschützt und ihm Privilegien ohne Ende verliehen, aber der weltliche Staat hatte ihm, so viel er nur konnte, davon genommen und in seinen Schulen ihm auch innerlich entgegengearbeitet. Aber aus der reinen Negation kann nichts Gutes kommen und darum sucht man jetzt nach der Möglichkeit der Mitarbeit.

Diese beiden Formen des staatsfreundlichen und des staatsfeindlichen politischen Katholizismus gilt es also zu überwinden und an seiner Stelle einen solchen werden zu lassen, der die Verantwortung für das öffentliche Leben und den Staat trägt. Damit spielt sich in Frankreich ein weltgeschichtlich bedeutsamer Kampf ab, nämlich der, ob der Katholizismus durch äußere oder durch innere Macht in die Erscheinung treten und wirksam werden soll. Gerade in Frankreich, wo die Entwicklung des Gallikanismus klare und reine Formen geschaffen hatte, zeigt sich dieser Kampf in symbolhafter Kraft und verdient daher die besondere Aufmerksamkeit aller derer, die den Katholizismus als eine Weltbewegung vornehmen Ranges absolut ernst nehmen und sein Schicksal mit innerer Anteilnahme verfolgen.

4

Um die kurze Darstellung der verschiedenen Bewegungen nicht zu belasten, mag einiges Peripherische vorausgeschickt werden. Es ist kein Zweifel, daß die volkstümliche und abergläubische Seite des Katholizismus in Frankreich sehr stark hervortritt. Zwar kann sich mit Lourdes durchaus die Tatsache messen, daß der Erzbischof von Köln und der Abt von Maria Laach in Aachen dem Volke die Windeln des Heilands gezeigt haben, aber die Art, wie in Frankreich auf das Geld der Gläubigen spekuliert wird, übertrifft doch alles in Deutschland Übliche. In Notre Dame, der beherr-

schenden Kirche von Paris, wird man zunächst von einem am Eingang sitzenden Beamten mit einem Weihwasserwedel besprengt — man gibt nichts! Dann aber fordern folgende Opferstöcke zum Bezahlen auf: Kultalmosen für die Statue der heiligen Johanna (die ja zugleich politische und katholische Nationalheilige ist), Fastenalmosen (gewährt Dispens von der Abstinenz, Milchspeise zum Fastenabendessen!), Gaben an Maria, für die armen Kranken, nochmals Opfer an Maria, für ein Ehrendenkmal des Kardinals Amette in einer Seitenkapelle, für die Kapelle des heiligen Sakraments, Denkmaltafel in Notre Dame für die gefallenen Engländer, „von denen die meisten in Frankreich ruhen“ (und evangelisch waren!) usw. Ich habe, glaube ich, über zwanzig solcher Opferstöcke gezählt. Und wenn man den unsagbar prächtigen „Domschatz“ für einen Franken beschäftigt hat und etwa dem Führer kein Trinkgeld geben will, so erhält man eine sehr unsanfte Mahnung von diesem und greift verlegen in die Tasche.

Auf der anderen Seite versteht es der Katholizismus, seiner inneren Macht auch äußere Sichtbarkeit zu verleihen. Schon, wo in Deutschland Protestanten und Katholiken in einem Orte Kirchen bauen, steht die katholische an einem weithin sichtbaren Punkte, die protestantische irgendwo beschneiden versteckt. Um so mehr in Paris. Paris hat zwei Pole, in denen sein inneres Leben pulst: das ist die prachtvolle Kirche Sacré Coeur, mitten in der Glitterwelt des Montmartre und alles dort überragend, auf einem Hügel der Stadt, und der Eiffelturm, das Sinnbild des Weltlichen, Technischen, weit davon entfernt. Zwischen diesen beiden ragenden Monumenten, die Paris einschließen, vollzieht sich die Spannung seines Lebens — und Paris ist Frankreich! Von mystischer Tiefe zu brausendem Rhythmus der Technik wölbt sich der Bogen. Wer mag siegen?

Eine starke Idee: Sacré Coeur, die Kirche vom Heiligen Herzen, ragend über dem Viertel, da sich die Luft aller Völker der Welt (und diese bevölkern den abendlichen Montmartre viel mehr als der im Ganzen solide Pariser) ausraßt — ewige Ruhe und Sicherheit in dem Wandel der Zeiten. Sacré Coeur war auch Kirche des nationalen Revanchegedankens nach 1870 für Elsass — wieder ganz bedeutsam für den französischen Katholizismus . . . Aber jetzt, wo diese Veranlassung wegfällt, ist sie Sinnbild der inneren Autorität des Katholischen und steht da, fest und mächtig gegründet: im Gegensatz zu dem Spinnwebgewebe des, wie man meinen könnte, jedem Sturm preisgegebenen Eiffelturms.

Die französischen Katholiken verzichten also keineswegs auf gesteigerten öffentlichen Einfluß. Zeugnis dessen ist auch das Institut Catholique, die katholische Universität, Konkurrenz der Sorbonne, von wachsendem Einfluß und starker Propaganda. Sechs Fakultäten: Theologie (mit Abteilung für orientalische Sprachen), Kanonisches Recht, Philosophie, Naturwissenschaften, Recht (mit Abteilung für Sozialwissenschaft), Faculté des Lettres (Geschichte und Geographie — Klassische Sprachen und Literatur —

Lebende Sprachen und Literatur). Und eine Unzahl Kurse in diesen sechs Fakultäten!

Ohne Zweifel: der Katholizismus dringt vor; er ist, wie auch der ihm gegenüber verschwindend kleine Protestantismus, im Stande der Eroberung. Er ist auch konziliant. Er verfügt nominell vielleicht über 30 bis 35 Millionen Anhänger und verzichtet seinem kleinen protestantischen Gegner gegenüber (1 Million, einschließlich 400 000 Elsäßer!) auf die Schärfen, wie sie sich im deutschen Katholizismus finden, beerdigt auch den nicht-aktiven Katholiken auf Wunsch. Bewusste Anhänger: höchstens 10 Millionen, diese aber vom Propagandaeifer und vom Bewußtsein einer Mission erfüllt. Der Katholizismus wird mehr und mehr eine Bewegung, mit eigener Kunst*, eigener Wirtschaftsauffassung, eigener Verantwortung für die Dinge. Die Zerstörung einiger seiner schönsten Kathedralen (St. Quentin, St. Omer, Reims uff.) hat ihn in die Erschütterung hereingebracht und er sucht nun mit an dem Ausweg aus der inneren Not, die ja die Ursache der äußeren ist; man rechnet übrigens mit Jahrzehnten, ehe die Dome wieder hergestellt sein mögen, und so lange bleibt die äußere Mahnung zur intensiven Verchristlichung der Welt bestehen. In St. Quentin wohnt das Grauen, das Kirchendach hat große Löcher, Einsturzgefahr ist groß, die vielen Statuen innerhalb der Kirche sind kaputtgeschossen, Vögel nisten in den unheimlichen Kesten der Gewölbe, man betritt nicht ein Heiligtum, sondern einen Ort voll Schutt, Staubwolken und Asche. Ein Seitenschiff ist notdürftig für die Andacht der Gläubigen hergerichtet, und diese sind von den Schrecken des Krieges unmittelbar gegenwärtig berührt, ohne daß dazu besondere Konzentrationsübungen nötig wären.

5

Das ist die Basis, über der die katholischen Bewegungen entstehen konnten, auf die nun im einzelnen noch hingewiesen sei.

In erster Linie ist es die „Démocratie“ oder „La Jeune République“ unter Führung von Marc Sangnier, deren Schicksalsweg von tieferer Bedeutung ist. Dieser Weg ist in vollendeter Weise aufgezeichnet in dem Buche, das wohl am besten in die gegenwärtige innere Lage Frankreichs, vom katholischen Standpunkt aus, einführt: 5. Platz, Geistige Kämpfe im modernen Frankreich. Jeder, der der Frage Deutschland-Frankreich besonderes Gewicht beimißt, und zwar so, daß er den wirklichen Standort Frankreichs zu ergründen versucht, sei mit Nachdruck auf dies Buch hingewiesen.

Sangniers Geschichte war wechselvoll: es kommt sogar seine Verurteilung durch den Papst und Unterwerfung (1911) vor, und zwar in der Frage der gleichberechtigten Mitarbeit Andersgläubiger in seiner Bewegung, die

* Für das Literarische siehe auch das Buch von Plag: „Geistige Kämpfe im modernen Frankreich.“

dadurch vom religiösen Gebiet auf das politische Forum gedrängt wurde. Jetzt betätigt sie sich in der Sammlung aller „Gutgesinnten und Weiterwollenden“ im Katholizismus, der hier an einem äußersten Ende seiner sozialen und politischen Forderungen anlangt. Man trat als Partei auf und Marc Sangnier wurde gleich nach dem Kriege ins Parlament gewählt, wo er die Reste versöhnlicher Gesinnung durch die Stürme des Nationalismus hindurchrettete, bis die Ära Ferriot-Painlevé anbrechen konnte, nachdem sich fast das ganze Volk von dem inneren und äußeren Mißerfolg des Kuhrabenteuers überzeugt hatte. Als ob Marc Sangnier nun vom Schauplatz des Parlamentes abtreten könnte, wurde er im Frühjahr 1924 nicht wiedergewählt. Der eigentliche Grund war aber neben einem gewissen Versagen der Wahltaktik das wachsende Gefühl, daß man eine Vortruppaufgabe habe und alle Kraft der inneren Auflockerung und Bereitung des Volkes für die neue Welt widmen müsse.

So hat Sangnier seine Hauptkraft der politischen und sozialen Erneuerung seines Volkes und darüber hinaus den internationalen demokratischen Kongressen (1923 : Freiburg, 1924 : London, 1925 : Luxemburg) gewidmet, wo eine Vertiefung und Verwirklichung demokratischer Ideen angestrebt und zugleich eine ganz neue Form konfessioneller Zusammenarbeit gefunden wurde. Obwohl die Atmosphäre katholisch war und die besten Ideen aus den unendlichen Werten des vergangenen Katholizismus geholt wurden, hatte man doch nie das Gefühl, daß es sich um eine konfessionelle Sache handelt.

In der Zeitschrift „La Democratie“ (monatlich, erscheint 34 Boulevard Raspail, Paris 7) werden die Ideen durchgearbeitet. Der Geist ist weit und offen, so wie man dort im Empfangszimmer einen Schaukasten mit Briefen von Diderot, Chateaubriand, Lamartine, Victor Hugo, Dumas, Liszt, Grätry, Alfred de Musset friedlich vereint sehen kann, darüber eine große Wiedergabe der „Flügel der Nike“ im Louvre, die S. v. Unruh zu seinem gleichnamigen Frankreichbuche begeistert haben.

Eine Art Programmschrift der Bewegung hat ihr tüchtiger Sekretär, Georges Hoog, verfaßt : Histoire, Doctrine, Action. Diese Schrift enthält geradezu ein System und ein Aktionsprogramm der Demokratie. Es sei der Abschnitt über Sozialpolitik herausgegriffen. Von der Form der esclavage ging es über servage zum salariat : Sklaverei, Sörigkeit, Lohnarbeit, aber das ist nicht die Endstufe. Heute haben wir die Suprematie des Kapitals, wir brauchen aber Zusammenarbeit von Kapital und Arbeit. Da die menschliche Leistung viel mehr mit der Arbeit als mit dem Kapital verknüpft ist, muß dieses letztere in die dienende Stellung gedrängt werden. Dazu muß aber die „aktuelle Situation umgekehrt“ (renversée !) werden. Das bedeutet also aus katholischem Munde die Forderung des „Umsturzes“, wenn auch natürlich mit demokratischen Mitteln.

Des Arbeiters Rolle ist damit erledigt, daß er einen winzigen Ausschnitt

des Erforderlichen leistet, seinen Lohn empfängt und dann mit dem Unternehmer „quitt ist“, zu sagen hat er im Produktionsprozeß nichts. Das System, wo das Kapital in den Dienst der Arbeit gestellt wird, muß stufenweise verwirklicht werden. Zunächst Teilnahme des Arbeiters an den Ergebnissen und Methoden des Betriebes, dann Kooperation: kein „Patron“ mehr, jedoch Autorität, aber keine äußere, sondern eine, die der inneren Logik des Arbeitsprozesses entspricht. „C'est en somme la situation actuelle renversée“, wird nochmals wiederholt. So kommt man auf Grund genügender innerer Durchbildung der Arbeiterschaft zum Kollektiveigentum an den Betrieben und zur Wahl der Direktoren. Dabei wird das Privatkapital schon noch seine Rolle spielen zur Erschließung neuer Gebiete, eben überall da, wo ein Risiko getragen werden muß.

Man sieht also: ernsthaftes Nachdenken über Möglichkeiten der Gestaltung, Mut zur Konsequenz und großer Glaube an neue Schöpfung, gegründet auf die Universalität katholischer Ideen. Freilich handelt es sich um einen äußersten linken Flügel des „Thomismus“. In ähnlicher Weise werden Gedanken über die Zusammenarbeit der Völker im Sinne der pax Christiana, des wahren Weltfriedens, ausgesprochen.

Die Bewegung Marc Sangniers ist die sichtbarste, aber nicht die einzige, die das Ziel hat, die alten, erstarrten, mehr formalen und rechtlichen Beziehungen von Staat und Kirche durch ein lebendiges Ineinander und ein Zusammenwirken zu ersetzen. Staat: freilich genommen im weitesten Sinn, mit all den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Fragen, die er stellt. Vorsichtiger, aber nicht weniger aufrichtig in ihrem Mut zur Weltgestaltung sind andere Kreise, die sich nicht so sehr zur Avantgarde berufen fühlen mögen wie die Jeune République, aber dafür mehr die Realität des Gegebenen berücksichtigen. Eine hervorragende Gestalt ist Père Doncoeur, ein politischer Berater des Gesamtkatholizismus jenseits der Grenze, zugleich ein feinsinniger Theologe, guter Kenner Deutschlands und warmer Friedensfreund.

6

Doch er führt uns zur zweiten Gruppe von Bewegungen, und zwar zu jenen, die die innere Vertiefung des Katholizismus anstreben. Er ist die leitende Kraft an dem französischen „Sozialland“, den „Etudes (Revue Catholique d'Intérêt général)“. Man kann dort Dinge lesen, die, abgesehen von der Autorität des Papstes, jeder Christ unterschreiben muß. In einem Aufsatz „Über das soziale Reich Jesu Christi“ heißt es z. B.: „Wir wissen, nichts verletzt und erregt den rationalistischen Instinkt unserer Zeit so wie dieser Anspruch des Christentums, nicht nur das ganze private, sondern auch das ganze soziale Leben durchdringen zu wollen. Indessen ist nichts mehr im Evangelium begründet als dies.“

Mit dem gleichen Ernste mystischer Aktivität wird den Fragen der mo-

dernen Geistigkeit oder Chinas oder des Kommunismus nachgegangen. Überhaupt findet sich jener mystische Aktivismus, der weltoffen ist und zur Weltgestaltung drängt, vielfach. Es sei auf Bücher hingewiesen wie Dom Columba Marmion, *Le Christ vit de l'âme* (Lyon 1921) oder P. Pourrat, *La spiritualité Chrétienne* oder die Zeitschrift *Revue d'Ascétique et de Mystique* (Toulouse).

Einen besonders aktiven Ausdruck gewinnt solche Haltung in den Kreisen der katholischen deutsch-französischen Korrespondenz, die alle paar Monate in beiden Sprachen erscheint (Verlag L. Savenith, Berlin-Neubölln, Falkstr. 11). Dort arbeitet man in engster Anlehnung an die offiziellen Stellen an der Annäherung zwischen deutschen und französischen Katholiken, ganz parallel zur Bewegung der deutsch-französischen evangelisch-christlichen Einheit. An dem internationalen Friedensbund der Katholiken nehmen auch Franzosen tätigen Anteil.

Wir sehen, daß der Katholizismus in Frankreich infolge des Bewußtseins seiner inneren Kraft geneigt ist zur Zusammenarbeit mit anderen Konfessionen. Die „Jeune République“ ging hier voran, neuerdings finden sich sogar Protestanten und Katholiken in den christlichen Studenten- (mehr allerdings Studentinnen-) Vereinen. Ob diese Einigkeit, die sich schon in gemeinsamen Gebetsversammlungen äußerte, Zukunft hat, darüber gehen allerdings die Ansichten auseinander. Jedenfalls zeigt sich aber die Bereitschaft, aus der gemeinsamen äußeren und inneren Not um das Ewige heraus sich die Hände zu reichen über die Grenzen der Konfessionen hinaus.

In diesem Zusammenhang sei noch hingewiesen auf die feinen Briefe (1917—1919) des jungen Jean de Saint-Prix, Enkel des Präsidenten Loubet, der, eine stille und doch aktive vom Katholischen herkommende Natur, darin sein Leid um den Krieg ausströmte, den er nicht mitgemacht hatte, aber um so mehr mittrug, so daß er mit 22 Jahren am gebrochenen Herzen darüber starb. A. Kolland hat seine Briefe mit einem Vorwort herausgegeben.

Ein Blick auf Deutschland zeigt folgendes:

1. Der Neukatholizismus (um einmal das Wort zu wagen), dem es wie bei Wittig, Michel u. a. auf Verinnerlichung und Vertiefung ankommt und der etwa in den katholischen „Erat“-Seften, aber auch in Männern wie Nikolaus Ehlen, ja selbst den München-Gladbachern oder Prof. Plag seinen Ausdruck findet, ist auch in Frankreich vorhanden.

2. Dort nimmt er, dem französischen Geiste entsprechend, klarere Formen an als in dem Deutschland schlesischer Mystik, rheinischen Sozialernstes und bohrender Dialektik.

3. Das Verhältnis zum Staat und zum öffentlichen Leben ist nicht so sehr durch diplomatische Rücksichten — Zentrum! — bestimmt als durch die Geschichte des Gallikanismus. Von da her ist Synthese und Antithese

gegenüber dem Staat zu verstehen, den man wieder auf die wahren wurzelhaften Kräfte organischer Gestaltung zurückführen möchte, wie sie im Mittelalter vom Ewigen her geschaut wurden.

4. Darum findet sich mystische Vertiefung, die die besten Traditionen des Mittelalters lebendig werden läßt, ja sogar eine neue katholische Kunst, doch wohl von tieferem Werte als etwa die Beuroner, Ewiges und Gegenwärtiges verbindend; sie ist gekennzeichnet besonders durch Roger de Villiers, aber auch Namen wie Callède, Desgrey, Py, Drivier.

5. Folgerichtig findet sich auch der Wille zu einer durch die Praxis des Parlamentarismus unbelasteten Sozialgestaltung, und das bedeutet eine große Hoffnung.

6. Infolge des ungeheuren zahlenmäßigen Übergewichtes besteht auch die Möglichkeit (mehr nicht!) einer organischen Zusammenarbeit mit Andersdenkenden. So wird das religiöse Leben aus der tragischen Verflochtenheit deutscher Kampfbedürfnisse (katholische Mischehenpolitik, Evangelischer Bund!) entnommen und mehr aktiv-dynamisch eingestellt, so daß ein schaffender Glaube und ein fester Zukunftswille daraus erwächst.

Mit innerster Anteilnahme werden wir die relative Selbständigkeit des französischen Katholizismus verfolgen und der Hoffnung Ausdruck geben, daß er auf dem christlichen Wege, den er gerade in letzter Zeit beschritt — nicht ohne durch die Not und Leidenszeit mit dazu veranlaßt zu sein — fortschreitet: in Glauben und Liebe zur Bereitung des Kosmos wahrhaft christlicher Nationen.

Gerhard Fischer/Zur Theologischen Problematik der Gegenwart

Im Protestantismus der Gegenwart streitet moderne Religiosität und liberale „Weltanschauung“ mit krampfhaften Versuchen orthodoxer und pietistischer Kirchen eines „praktischen“ Christentums. Mitten drin und doch jenseits dieses Kampfes drängt eine theologische Problematik zu Entscheidungen, die weit tiefer greift als dieser Widerstreit, obwohl sie sich eben darin auch (wie in den sonstigen Krisen auf dem ethischen und politischen Gebiete) anmeldet. Sie kommt aus dem Schicksal der Kirche, aus deren letztem Widerspruch zu jeder religiösen „Weltanschauung“. Diese „Problematik“ ist keine verstandesmäßig erklügelte Sache, sondern eine wirkliche Not, die da ist; wir befinden uns heute drin in ihr und lassen uns leider nur zu schnell von rechts und links darüber hinwegtäuschen. Daß dennoch unerbittlich auf sie hingewiesen und daß sie allem voreiligen Gerede und Getue zum Trotz festgehalten wird, ist der Mut jener Theologen, deren Schriften hauptsächlich im Chr.-Kaiser-Verlag, München, erscheinen.

Es handelt sich da in erster Linie um Karl Barth und Eduard Thurneysen, und in Zusammenarbeit mit ihnen an der Zeitschrift „Zwischen den Zeiten“ vor allem um Friedrich Gogarten; eine Reihe dankenswerter Neuausgaben theologischer Werke und einige Kundgaben der jüngeren Zeit umrahmen gleichsam ihre Arbeit. Leider ist diese theologische „Richtung“ durch genügend Mißverständnisse zur Mode geworden, so daß es fast peinlich berührt, den sensationellen Phrasen bzw. der verkehrten Polemik noch ein weiteres Referat hinzuzufügen. Darum wollen die folgenden Zeilen mehr einen Hinweis auf die Sache selbst und ihre Dringlichkeit geben. Denn es muß gleich von vornherein betont werden, daß es Karl Barth und seinen Freunden in keiner Weise um eine neue Theologie zu tun ist; er will nur, soweit das nötig ist, an den bestehenden Theologien ein Korrektiv ansetzen, damit sie sich — liberale wie orthodoxe — auf ihren eigentlichen Gegenstand besinnen. Im übrigen ist ihm allein wichtig der Versuch, auf seine Weise das Thema der Bibel, die alte Verkündigung der Kirche, wieder aufzunehmen und vor allem ernst zu nehmen. Er weiß, daß dieser Weg einer „Wüstenwanderung“ gleicht, während ringsherum einerseits die orthodoxe und liberale Theologie des Protestantismus und andererseits die katholische Kirche reiche Ernten feiern. Klar genug hat sich Barth darüber in den verschiedenen Vorträgen seiner Sammlung „Das Wort Gottes und die Theologie“ ausgesprochen. Neben dem bekannten „Kölnbrief“ Kommentar ist der wichtigste Beitrag K. Barths die Auslegung von I. Kor. 15 (eigentlich I. Kor. 1—15), über die „Auferstehung der Toten“. Eine völlig gleichwertige Ergänzung dazu bieten Thurneysens Exegese über das Johannes-Evangelium (in „Zwischen den Zeiten“) sowie sein Vortrag, „Schrift und Offenbarung“ (ebenda). Endlich ist der praktische Ertrag dieser Theologen in ihrer Predigtsammlung „Komm, Schöpfer Geist“ zu finden. Daß in nächste Nähe dieser beiden Theologen E. Brunner, Zürich, gehört, sei nebenbei angemerkt (vgl. dessen Auseinandersetzung mit Schleiermacher in seinem Buch: „Die Mystik und das Wort“).

Um nun von Karl Barth berichten und gerecht Stellung zu ihm nehmen zu können, muß man sich schon irgendwie neben ihn stellen, mit ihm sich zum Genossen derselben Sache machen. Wir können deshalb unmöglich eine „Darstellung“ von Barths Gedanken geben, sondern wir müssen uns erst einmal von ihm sagen lassen, was ihn bedrängt und wonach er fragt. Je nachdem, ob wir bereit sind, diese Frage mit ihm zu teilen und die daraus sich ergebende Situation auf uns zu nehmen, werden wir uns mit Barth und seinen Freunden verständigen; aber mehr noch: Dann sind wir wohl imstande — auch wenn wir nicht einmal selbst Theologen oder religiös befähigte Leute sind —, von demselben Gegenstand uns beanspruchen zu lassen. Diese Bereitschaft ist die in K. Barths Theologie begründete Vor-

* Verlag Mohr, Tübingen.

aussetzung jeder Diskussion mit ihm und jeder sinnvollen Frage nach seinem Tun.

Wonach fragt K. Barth? Nur nach einem: nach Gott. Und zwar nach ihm selber — ihm allein —, nicht nach einer Idee oder einem Mythos oder dergleichen. Diese Frage ist nun allerdings die alte, unbeantwortete Frage aller Menschen. Darum ist Barths Anliegen auch unser aller Anliegen. Aber achten wir genau darauf, wo diese Frage bei ihm herkommt. Vielleicht entdecken wir da einen Unterschied von unserer üblichen Frage, wie wir sie in der Religion erheben, auch in der sogenannten christlichen von heute. Er hat nämlich von der Kirche, besser: von der Bibel her einen Anruf gehört. Mag es sich nun mit dem „historischen Jesus“ und der historischen Relativität der Bibel verhalten wie es will — Jesus Christus ist der Herr, der Gott, der in die Tiefe der menschlichen Fragwürdigkeit eingegangen ist. Das heißt: an Jesus Christus wird mir die Frage nach Gott, dem Ursprung, Sinn und Ziel meines persönlichen Lebens zu einer Frage an mich, zur Frage nach meiner persönlichen Existenz. Diese ist plötzlich in Frage gestellt — wirklich; nicht zum Spiel des religiös orientierten Intellekts. Das ist der Unterschied dieser wirklichen Problematik, die aus der Berührung mit der christlichen Botschaft erwächst, von jener Fülle von Fragen nach Gott, die man im Leben und in der Theologie zu stellen pflegt — aus scheinbarer Frömmigkeit, und doch aus ästhetischer Distanz. Darin besteht nun Karl Barths und seiner Freunde „Theologie“: in der immer erneuten Bemühung und Frage nach jener von der Bibel und der Kirche bezeugten Realität. Die Frage nach Gott ist also die Frage nach meiner persönlichen Existenz. Weil ich — als der ganze Mensch, der ich bin — existentiell in Frage stehe, kann ich mich nun auch nicht mit einer „Idee“ Gottes oder meines „Selbst“ begnügen; ebensowenig kann ich mich durch irgendein Menschenwort oder eines Menschen Tun (und sei es die edelste Aufopferungstat meiner selbst) beruhigen lassen. Es geht um meine Existentialität, um den Ursprung meines Soseins und Daseins. In der Begegnung mit Jesus Christus, d. h. da, wo ich Gottes Wort von der Vergebung der Sünde höre und den Menschen in seiner Sünde — mich selber und jeden „Nächsten“ — sehe: da füllt sich diese Not mit einer Verheißung. Nun widerfährt mir die Gnade, „vor Gott“ ein Mensch zu sein, der seine Wirklichkeit gewonnen hat. Die „Krankheit zum Tode“ wird nun zum Zeugnis, daß Gott dahinter steht und aus dem Tode ewiges Leben schafft, aus dem Gift der Sünde Genesung der Rettung wirkt. Aber was sind das für tolle Aussagen? Sie umschreiben die „Offenbarung“, das absolute Paradox Jesus Christus, daß „Gott dieser Mensch ward“ — man erinnert sich Kierkegaards, der neben der Bibel und den Reformatoren die Patenschaft der „jüngsten Theologie“ übernommen hat. Allein, was ist dieses Paradox? Wer hat es? Wer versteht es? Wer kann etwas damit anfangen? Mit unserer Aussage dieses Paradoxes wollen wir ja nur hinweisen, woe-

auf andere mit ihrem Zeugnis auch schon hingewiesen haben: auf ein Geschehen, das einmal und ein für allemal „Geschichte“ war im gekreuzigten Auferstandenen und immer wieder Geschichte werden will in der „Gemeinde“, dem verborgenen „Leib“ des verklärten Herrn — „Geschichte“ freilich, die „Urgeschichte“, „Endgeschichte“ ist. Denn Offenbarung ist kein besonderer Vorgang der Menschheitsgeschichte, sondern sie ist der hereinbruch der Herrschaft Gottes, die Auferstehung der Toten, eine neue Schöpfung, die einstweilen die irdische Schöpfungsordnung unter dem Vorbehalt der Sünde begründet. Zwischen diese Pole der „historischen Offenbarung“ Gottes in Jesus Christus und der „letzten Posaune“ sind wir eingespannt, in die Dialektik des Namens Jesus Christus — denn es ist das Paradox des Gottes, der Mensch geworden ist und werden will. So ist dieses Paradox nicht eine letzte raffinierte Deutungskategorie, sondern die konkrete dialektische Situation, in der meine persönliche Existenz als Gottes Schöpfung akut wird bzw. aktuell ist. In der Kraft des „Heiligen Geistes“ ist das wirklich und geschieht — oder eben überhaupt nicht. Und weil es immer auch nicht geschieht, müssen wir bitten: „Komm, Schöpfer Geist.“ Was aber geschieht, wo wirklich „Erkenntnis Gottes in Jesus Christus“ ist? Eben das Paradox: Daß Vergebung der Sünde — die Erkenntnis unserer Sünde ist; daß Veröhnung — die nun nicht mehr schuldhaftige Scheidung des Menschen von Gott ist; daß die doppelte Prädestination das Geheimnis Gottes des Vaters ist. Der „Heilige Geist“ macht als *petitio principii* die ganze Bewegung des „Glaubens“, und d. i. meiner „Existenz vor Gott“, zum *circulus vitiosus* für alles vernünftige Denken. So sehr wird hier nur Gottes Willen und Geschehen anerkannt, daß für das ethische und politische Tun des Menschen die „Krisis vom Leben zum Tod zum Leben“ als die einzige „Erfahrung“ übrigbleibt. So sehr gilt hier nur Gottes Ehre und Herrlichkeit, daß von dem Menschen des Leibes nur Kreuz getragen wird, freilich in Auferstehungshoffnung. So sehr wird hier allein Gottes Reich erbeten, daß einstweilen in schmerzvoller Dankbarkeit, unter Furcht und Zittern, die Aufgaben weltlicher Beschränktheiten erfüllt und die banalen Pflichten des Tages ernster bewegt werden als religiöse Feiern und Pietäten. So ergibt sich bei aller Erkenntnis der Bedenklichkeit der Kirche auch eine schlichte Einordnung unter ihre menschliche Autorität. Doch mit alledem ist ein Kreis beschrieben, der einfach jenseits unserer „vernünftigen“ Fassungskraft liegt. Er mußte in seiner Erklusivität (und muß man sagen: Absurdität?) aufgezeigt werden, damit uns klar werde, wohin wir uns begeben, wenn wir bei Karl Barth und Ed. Thurneysen und Fr. Bogarten anfragen. So ernst und auch so theologisch muß diese Theologenschaft verstanden werden, daß wir über ihrer Sache Namen und Bücher vergessen. Und es sei ausdrücklich bedacht, daß der Kern dieser Problematik nicht einer Lust an dialektischem Intellektualismus entspringt, sondern der tiefen Not des Pfarrers, der Predigt. Damit ist aber zugleich zugestanden, daß das „Er-

eignis" dieser Theologie zunächst eine interne Angelegenheit der Theologie ist. Es soll nun noch ein kurzes Wort über den soviel beklagten negativen Charakter dieser Theologie hinzugefügt werden. Gerade weil sie jenseits der beiden möglichen Theologien (liberal-orthodox) steht, und eben nur als eine „Randbemerkung“ zu beiden aufgefaßt sein will, liegt ihr alles daran, den Gegenstand der Theologie selbst zu Ehren zu bringen: Gottes Offenbarung in Jesus Christus. Solange sie in wachsamster Selbstkritik danach trachtet, wird sie diese nicht wieder einfangen in ein System oder in einen Mythos. Diese wirkliche Offenbarung läßt sich auch nicht zum praktischen Gegenstand und Mittel anderer Zwecke — seien es selbst Kirche und Frömmigkeit — machen, sondern sie ist so selbstherrliche Gotteswirklichkeit, daß sie immer „für uns“ „transzendent“ bleibt und unser Wesen in sich hineinnimmt. Dem kann aber auf der Seite unseres Tuns und Lassens immer nur die „Buße“ (im Sinn Luthers), die „Reue“ (im Sinn Kierkegaards), das Leiden und Sterben an Gott entsprechen. Das andere, das „Positive“, was nun eigentlich geschieht, ist unserer Erkenntnis verborgen und Gottes Sache allein. Oder wer war etwa dabei, als Jesus Christus auferstand aus den Toten? Nun wird man auch verstehen, daß gerade die „Wiederkunft Christi“, die „Auferstehung der Toten“ die Mitte ist, von deren wirklicher (nicht logischer) Voraussetzung aus gedacht und geredet wird. Die Gottesfrage in ihrer Interpretation durch die Offenbarung stellt also das Problem der Wirklichkeit. Weil dabei die Reinheit dieser Betonung bewahrt werden muß, müssen gerade die Theologen immer wieder alle voreilige Ethik und alle Kulturprogramme umstoßen und erst recht jedes „praktische“ und „lebendige“ Christentum der Kritik unterziehen. Hier ist der Punkt, wo die „jüngste Theologie“ aktuell wird für unser ethisches und politisches Leben der Gegenwart, so daß diese Theologen gerade dadurch, daß sie „nur“ Theologen sind, und zwar so „negative“, zu Volkserziehern und Kulturarbeitern werden.

Mit diesen Andeutungen muß es genug sein. Wenn ich recht sehe, befindet sich Fr. Gogarten (dessen hauptsächlichliche Veröffentlichungen bis jetzt im Diederichs-Verlag, Jena, erschienen sind) mit K. Barth und E. Thurneysen in derselben Problemlage. Es mag einer späteren Zeit vorbehalten sein, aus Zuschauerferne die Differenz zwischen der lutherischen Haltung Gogartens und der reformierten Barths näher zu untersuchen. Wie weit bei Barth und Thurneysen noch die Gefahr eines gewissen Idealismus droht, ist zur Zeit schwer zu bestimmen. In besonderer Weise hat Eberhard Grisebach auf diese Gefahr aufmerksam gemacht in seinem (ebenfalls bei Kaiser erschienenen) Buch „Probleme der wirklichen Bildung“ und noch stärker in seinem letzten Buch „Die Grenzen des Erziehers und seine Verantwortung“. Wir wollen dankbar sein, daß den Theologen zur Seite gerade dieser „kritische“ Philosoph als Grenzhüter wacht — abge-

* Verlag Niemeyer, Halle.

sehen von dem nicht unwichtigen Tatbestand, daß seine Philosophie ein besonderes dialektisches Verhältnis zu Bogartens theologischen Arbeiten hat. Möge im übrigen seine philosophische Leistung die gebührende Beachtung unter den Philosophen erfahren! Um die Schriften dieser originellen Problematiker gruppieren sich nun eine Reihe von Neuauflagen reformatorischer Schriften und einige Deutungsversuche — historische Belege zur eigenen Situation. Thurneysen hat Dostojewsky und Loew hat Goethe behandelt; Dostojewsky in erster Linie als „Zeugen“ der Offenbarung Gottes zu erweisen, aber auch die Gefahr seines Titanismus in der Politik bloßzulegen, ist wichtig gegenüber dem modernen Dostojewsky-Kult. Daß man Goethe unter ähnlichen Kategorien als „religiösen Charakter“ deuten kann, zeigt Loew. Von Friedrich Zündel sind „Jesus“ und „Aus der Apostelzeit“ in neuen Ausgaben erschienen. Bei diesem Freund und Geistesverwandten Blumhardts handelt es sich um zwei sehr feinstnünige Verarbeitungen der neutestamentlichen Zeugnisse. Naiv-realistisches Denken wird auch hier einer Art Problematik begegnen, die es aufhorchen läßt. Etwas fremd mutet zunächst in diesem Kreis die Ausgabe Tim Kleins an: „Gerhard Tersteegen“. Dieser Typ einer „mystischen Theologie auf dem Boden der Reformation“ verbindet die Gegensätze von Mystik und Offenbarung. Vielleicht haben wir noch zuviel Anteil an den Widersprüchen und an der Frage nach der Offenbarung, so daß uns Tersteegen weniger ein Interpret unserer Not ist, als ein ferner Christumystiker mit der Gefahr religiöser Ästhetik für uns. Ähnlich müssen wir uns wohl auch zu der Auswahl Serpels aus „Ottinger“ verhalten — so interessant gerade er für uns heute ist. Lina Geismar hat eine Übersetzung einer „Beichtrede“ von Kierkegaard geliefert, deren Thema: „Die Keinheit des Herzens“ ist „eines zu wollen“, d. h. „das Gute in Wahrheit zu wollen“. Diese Rede will dich und mich, den „einzelnen“, zum „Stillstehen“ bringen. Überhaupt wird, wer mit den jüngsten theologischen Bewegungen in Berührung tritt, an einer Auseinandersetzung mit Kierkegaard* nicht vorüber können. Dazu nötigt auch eine so bedeutsame Gestalt wie Ferdinand Ebner**. Sehr wertvoll ist die kleine Auswahl aus Calvin: „Um Gottes Ehre“, die uns Matthias Simon geschenkt hat, und besonders wegen seines bedeutsamen Nachwortes die Neuauflage von Luthers „Vom unfreien Willen“ durch Friedrich Bogarten. Während wir in Luthers Schrift den entscheidungsvollen Kampf des Reformators mit dem Humanismus, dem Vorläufer des „modernen Geistes“, kennenlernen, so daß wir wieder erinnert werden an das „Wesen des Protestantismus“ — begegnet uns in den vier ausgewählten Schriftstücken aus Calvin der Kampf des protestantischen Poli-

* Kierkegaards Werke sind in der Übersetzung von Schreyff bei W. Diederichs, Jena erschienen, sowie in Teilübersetzungen von Th. Saeder im Brenner-Verlag, Innsbruck. ** „Das Wort und die geistigen Realitäten“ sowie Aufsätze im „Brenner“. Brenner-Verlag, Innsbruck.

tikers um die Erhaltung des reformatorischen Erbes. Beiden Reformatoren geht es allein „um Gottes Ehre“, die der an das Du gebundene Mensch nur im bedingten Dienst wahr. Aber — und das wollen wir uns von Gogarten wie Barth gesagt sein lassen: Alles „Verstehen“ der anderen hilft nichts, wenn wir nicht selber der Wirklichkeit gegenüberreten und uns von ihr überwältigen lassen.

Dann dürfen wir es wagen, in den Kreis dieser „Besprechung“ auch noch einige Bücher des Surche-Verlags, Berlin, einzubeziehen. Eugen Jäckh hatte daselbst schon früher zwei Auswahlbände aus Blumhardts Predigten herausgegeben; jetzt ist seine Biographie über Blumhardt erschienen: „Blumhardt, Vater und Sohn und ihre Botschaft.“ Wenn man berücksichtigt, daß der Verfasser seine Arbeit unter den Vorbehalt eines Wortes von Blumhardt selbst stellt, so wird man sein Buch dankbar begrüßen dürfen. Jenes Wort lautet: „Das muß man in der Zukunft nicht wissen, was unsereiner für ein Mensch gewesen ist; denn da ist doch nichts daran. Es soll nur etwas Klar Göttliches herausgeholt werden aus dem Leben göttlicher Menschen; wie sich Gott bezeugt hat, so steht es da in der Bibel.“ „Ich will nicht interessant werden; ich möchte mich vereinigen mit den Seufzern . . . : Vater, verkläre deinen Namen!“ Was sagt uns nun die Geschichte der beiden Blumhardt? Dies auf alle Fälle: es waren zwei Männer, denen in einer besonderen Atmosphäre Außerordentliches gegeben war, das an Zeichen und Zeiten des Urchristentums erinnert. Da waren „Zeugen“ Jesu Christi und eine „lebendige“ Gemeinde, deren Botschaft das Wichtigste für uns heute ist. Allerdings: hinter ihren Worten verbergen sich Realitäten — denn sie sind schlechte Aussagen von Tatsächlichkeiten —, die wir nicht haben! Oder wollen wir uns anmaßen, mit den Worten Blumhardts denselben Spott zu treiben, wie mit jenen Plerophorien in paulinischen Briefen, die in pietistischen und neuorthodoxen Kreisen erhalten müssen zur Züchtung sog. „christlichen“ Lebens und „lebendiger“ Gemeinden? Was die Blumhardts bezeugen, ist wirklich geschehen; und was da geschah, ist ihnen erst geschenkt worden; das haben sie nicht gemacht und erzwungen in schnell zugreifenden Prolepsen, als ob die Verheißungen Gottes Güter wären, die man sich nur einzubilden braucht, um sie zu haben. Darum darf uns Blumhardt nicht verführen, daß wir ihn nachahmen und seine Lebensnotwendigkeiten zu Betriebsamkeiten für unser inneres persönliches oder Gemeindeleben machen. Gott schafft sich die Früchte zu Seiner Ehre, wo Er will — und was der Mensch dabei tun kann, ist wirklich weiter nichts und immer wieder nur in demütiger Buße und weltlicher Nüchternheit zu bitten um Gottes Hilfe und zu warten auf sein entscheidendes Tun. Er gibt uns die Vollmacht zu sein, was wir heißen, und zu tun, was wir sollen. Inzwischen ist es besser, daß wir im praktischen Leben — und sei es auch in unserer Pfarrerpraxis sowie in der Theologie — scheitern, als uns unter

Berufung auf Blumhardt und andere etwas vorzutauschen. Dadurch wird uns auch das geheime Zentrum der Gedanken der beiden Blumhardt verständlich: ihre Hoffnung auf den kommenden Christus und mit ihm des Reiches Gottes. Vielleicht ist es nicht nur eine individuelle groteske Erfahrung, sondern mindestens ein Trost für den „Ungläubigen“, daß Blumhardt uns naherückt, wenn wir neben Jäcks stillem Buch — etwa Strindbergs „Ostern“ lesen!

Am Rand unseres Gedankenkreises darf noch S. Sammers Buch „Abraham Dürninger“ lebhaftes Interesse beanspruchen. Dieses Beispiel eines „frommen und genialen Kaufherrn“ aus dem 18. Jahrhundert bietet einen Beitrag zum Problem „Religion und Wirtschaft“. Dürninger ist auf dem Wirtschaftsgebiet seiner Zeit das, was Zinzendorf auf dem religiösen Gebiet dieser Zeit war: Der Organisator der „Brüdergemeine“. In seinem Beruf ging er den Weg vom Krämer zum kapitalistischen Handelsherrn. Auf dem Grund des Herrnhuter Pietismus und dessen eudämonistischer, „gefühliger“ Frömmigkeit, führt er seine Geschäftsprinzipien durch und sucht sie stets mit dem Interesse der Gemeinde zu verbinden. Es ist charakteristisch für ihn, daß er sich „nur dem Heiland“ verantwortlich fühlt, im übrigen aber Freiheit verlangt. Mit starken Ansätzen zum Kapitalismus und der daraus sich ergebenden Proletarisierung — wie sie seine Beziehungen zum Weltmarkt mit sich bringen mußten — ist er der besondere Typ eines Wirtschaftsmenschen, der es verdient, daß seine historische Leistung durch das vorliegende Buch Sammers in den Rahmen der wirtschaftsgeschichtlichen Arbeiten Max Webers eingefügt wird. — Für uns heute, die wir uns mehr oder weniger in der Auflösung der alten Strukturen befinden, stellt sich das Problem neu. Wir müssen die Frage aufwerfen, welcher Autorität wir gehorchen wollen, wo und wie wir die Beziehung zum Ursprung alles gesellschaftlichen Lebens knüpfen wollen, um das problematische Verhältnis von Religion und Wirtschaft nicht nur theoretisch, sondern vor allem praktisch lösen zu können. Da wir die Wirtschaft und Politik nicht mehr ihrer „Eigengesetzlichkeit“ überlassen dürfen, gilt es zuvor tiefere Entscheidungen, wenn wir auf jenen Gebieten mitverantwortlich handeln wollen. Politik und Wirtschaft sind ja nur Oberflächenphänomene, die sich konstituieren auf ethischer Grundlage; aber gerade diese fehlt uns oder ist wenigstens so fragwürdig, daß wir für sie noch einer letzten Fundierung bedürfen: eben der Religion — wenn denn diese nichts anderes ist als unsere Begegnung mit der Wirklichkeit Gottes. Daß es darauf ankommt, ist aber Inhalt und Ziel jener theologischen Problematik, auf die mit diesen Zeilen hingewiesen werden sollte.

Camillo Morocutti / Polarität

Das Leben vollzieht sich durch den Gegensatz: Aufbau und Abbau, Spannung und Entspannung, Assimilation und Dissimilation. Der Ernährung folgt die Ausscheidung, der Muskelspannung die Muskeler schlaffung, der Systole die Diastole des Herzens, der Einatmung die Ausatmung, der Empfindung die Abstumpfung, dem Reiz die Reizlosigkeit.

Diese Gegensätzlichkeit, dieser Spannungswechsel beherrscht nicht nur unseren Körper, sondern noch mehr unsere Seele.

Geist und Seele des Menschen sind jenem wunderbaren Gesetze der Polarität unterworfen, jenem Gesetze, das alles Leben in seinen Rhythmus zwingt! Es ist das Steigen und Fallen des Meeres, Ebbe und Flut, der kosmische Wechsel von Tag und Nacht, es ist ebenso das Aufrauschen und Abklingen des rhythmisch-pulsenden Blutes, es ist das beseligende Atmen, das köstliche Auf und Ab, Wachsein und Schlafen, Woge, Welle, Wechsel, Rhythmus des Lebens!

Durch den Rhythmus sind wir eins mit dem All! Wir können uns nicht aus jener Weltgebundenheit lösen, wir sind eingeordnet in den Wechsel von Licht und Nacht, Höhe und Tiefe, Aufstieg und Fall!

Wir sind Tänzer im kreisenden Tanze der Welten:

„Die Sonne tönt nach alter Weise
In Brudersphären Wettgesang,
Und ihre vorgeschriebne Reise
Vollendet sie mit Donnergang.

Und schnell und unbegreiflich schnelle
Dreht sich umher der Erde Pracht;
Es wechselt Paradieses-Selle
Mit tiefer, schauervoller Nacht.“

Wir Menschen erschauern an dieser unbegreiflichen Gebundenheit an Licht und Nacht. Wir sehen in unserem Leben das scheinbar widersinnige, krasse Nebeneinander der Gegensätze, wir sehen Liebe an Haß gebunden, Lust an Grausamkeit, Güte an Härte, Schönheit an Häßlichkeit, Geist an Dummheit, Stolz an Unterwürfigkeit, Vernunft an Unvernunft gekettet.

Unfassbar erscheint uns diese Gegensinnigkeit, diese Zweistrebigkeit, der wir in jedem Abschnitt der Menschheitsgeschichte begegnen, die uns aus den Werken der Menschen entgegentritt, die wir im Einzelleben des Menschen wie in den großen politischen und historischen Massengeschehnissen staunend und unbegreiflich immer wiederfinden! Wir entdecken bei Tyrannen, die vor keiner Grausamkeit zurückscheuen, Tüge rührender Menschlichkeit, wir sehen, wie sich bei Weichlingen ihr Wille zu einer hinreißenden, un-

geahnten Tat zusammenballt, sehen starke Willensmenschen an Kleinlichkeiten willenlos werden und zu Fall kommen, große Künstler, Känder der Schönheit sich in Schmutz und Säßlichkeit stürzen, sehen vernünftige, kultivierte Völker sich jahrzehntelang an barbarischen Grausamkeiten ergötzen, sehen Cäsaren und Feldherrn zu eitlen Gecken werden, Lebemenschen und Whißlinge zu Asketen, Philosophen und Wahrheitsfucher zu Lügneren, sehen fromme und gütige Menschen zu Mördern, Weise zu Narren werden.

Es ist das Rätsel Mensch, vor dem wir stehen! Es ist jenes tragische Wesen, das Gott und Bestie in sich eint, es ist jene letzte, grausige und schöne Sublimation von Licht und Nacht, Gottheit und Tierheit!

Im Menschen bäumt sich das Leben zur größten Gegensätzlichkeit, zum polaren Paroxysmus auf.

Die Polarität, die Wechselkraft, die Zweistrebigkeit ist des Menschen Schönheit und Furcht, Seligkeit und Unseligkeit, Glück und Verhängnis.

Wenige begnadete Menschen sind es, die im Rhythmus der Welle leben, die den Ausgleich finden zwischen phallischer Leidenschaft, jäher Bäumung und heiterer beseligender Ruhe, wenige, die Kraft zu Sammlung und leidenschaftlicher Arbeit und ebenso den Mut zur Auflösung, zum dolce far' niente, zum süßen, nutzlosen Nichtstun haben!

Es gibt so wenige atmende Menschen!

Die Einseitigkeit, der Krampf, die Versteifung erfordert vom Menschen geringere Beweglichkeit, geringere Kraftbeschwingtheit als Wechsel und Bewegung. Es ist leichter einseitig zu sein als vielseitig, zwieftrebig und zwiespältig.

Die einseitige Schulung zum rücksichtslosen Pflichtmenschen, die krampfhafte Verzweckung zur menschlichen Arbeitsmaschine, ershien einem Volke, einem ganzen Geschlechte als höchstes Bildungsideal.

Die Menschen des Barock hatten noch Rhythmus, — wir Neuen sind Krampfmenschen, arhythmisch in unserem Wesen und Wirken. Pflichterfüllung entschuldigt uns vor uns selbst und den anderen. Verhärtung und Nackensteifheit werteten wir als besondere Mannestugenden. Die krampfhafte Selbstbehauptung des Einzelnen wie des Volkes, die Zusammenballung in sich selbst, die Versteifung auf seine eigenen Interessen wurde zum Idol unserer Zeit!

Der Nationalismus offenbart diesen Krampfzustand der europäischen Völker! Nationalismus ist Krampf! Kein europäisches Volk hat heute den Mut zu Angleichung und Ausgleichung, zu Entspannung! Die europäischen Völker huldigen dem Priapult des Nationalismus! Sie erstarren vor dem neuen Gözen, vor dem Phallus der Nation!

Wir leben in einer ekstatischen Zeit, in einer Zeit leidenschaftlicher Spannung. Faschismus und Bolschewismus lassen sich nur als psychopatho-

logische Massenektasen, als seelische Erregungszustände kranker Völker erklären. Europa verkrampft sich in die Orgie des Nationalismus, Ausland in die Orgie des Bolschewismus. Die Höhe dieser Rauschzustände scheint jedoch erreicht. Der Krampf beginnt sich zu lösen, der Steifung folgt die Erschlaffung, das Gesetz der Polarität tritt in Wirkung. Und wir sehen das eigenartige, gesetzmäßige und notwendige Wechselspiel: wie sich nun mählich nationale Erregung und Überreizung in übernationale und internationale Entspannung zu lösen beginnt, wie ein überspannter Sozialismus und Kommunismus wieder einer gemäßigeren, bürgerlichen Ordnung Platz macht. Wir sehen wie selbstberauschte europäische Nationen zu ernüchtern beginnen, wie sie den starren Panzer des Nationalismus zu sprengen versuchen, um atmen zu können, um den Rhythmus, den Gegensatz auch andersvölkischen Lebens zu fühlen. In Italien verrauscht das Bacchanal des Faschismus und nur durch künstliche Reizmittel wird den Ernüchternen nationale Trunkenheit vorgetäuscht. Auch Ausland erwacht aus seinen blutigen Festen und erkennt entsetzt und verarmt die Verwüstungen eines organischen Sozialismus.

Wir befinden uns auf einer Gipfelungsstufe, oder wer es so beurteilt, in einem Senkungsabschnitt der Menschheitsgeschichte. Denn ob Gipfelung oder Senkung darüber entscheidet die Werteeinstellung des Einzelnen. Ghandi und Mussolini werden die Weltkriegsepoche jedenfalls sehr verschieden beurteilen.

Die kulturelle, wirtschaftliche und völkische Absperrung, die gegenseitige gehässige Ausschließung, die Verkrampfung der Nationen und Klassen in sich selbst, erreichte in unserer Zeit und in unserem Geschlechte eine maßlose, über alles hinauszielende Gipfelung. Das menschheitliche, weltweite, das universale Streben, die Sehnsucht vom Einzelnen zum Ganzen, vom Besonderen zum Allgemeinen, vom Ich zum Du, der Wille zur Aufschließung, Ergänzung und Sammlung sind hingegen in ihrem Werte und in ihrer Wirksamkeit gesunken. Massenverkrampfung und Einzelverkrampfung in ihren Ausdrucksformen: Nation, Kommune, Militär, Maschine, kapitalistischer und proletarischer Trust haben in der Weltkriegsepoche ihre mächtigste, paroxysmische Steigerung erhalten; Universalismus, Menschentum, lebendiges Gemeintum und Volkstum, allseitiger, nicht einseitiger Sozialismus hingegen ihre stärkste Hemmung und Unterdrückung.

Die Menschheit durchlebt heute eine primitiv-tierhafte Phase in einer technisch vollendeten Welt!

Der Nationalismus, das Militär und die Maschine sind die Bezwingler und Zerstörer unserer Zeit, die Aufpeitscher und Berauscher unseres Geschlechtes. Eine Zeit des Krampfes, der Zerstörung, krankhafter Ektasen, leidenschaftlicher Massenaufpeitschung ist es, die wir durchleben. Dieser Zeit und diesem Geschlechte fehlt noch die Entspannung, das erlösende Sinken, das tiefe Atmen, die Ruhe, der befreiende Wechsel des Lebens.

Es ist der kalte Stahl des Bajonetts, das unbarmherzig präzise Räderwerk der Maschine, es ist der kalte, tödende Geist des Nationalismus und Militarismus, die zwei Menschengeschlechter schon in einen hypnotischen Starrkrampf versetzten, die ganz Europa, die ganze Welt in ihren vernichtenden Bann zwingen!

Doch in der Tiefe, im Seelenleben des Einzelnen regen sich mächtig die gegensätzlichen Polkräfte und entreißen den Menschen dem Zwange einer versinkenden Zeit, dem Zwang der Maschine und der Nation.

An der Oberfläche freilich, — in der Politik und im Wahn der Massen da scheinen noch die starren Kräfte, die unheilvollen und dennoch heilenden, in voller Wirksamkeit. Die Trägheit und Beharrlichkeit menschlicher Massen hemmt noch jene anderen Polmächte an ihrer Stromentsaltung. Wer tiefer dringt sieht jedoch, daß die Zaubermittel von gestern, die Rauschmittel, die Erzeuger der Kriegs- und Nachkriegserregung, daß Militär, Nation und Maschine ihre betäubende und verwirrende Kraft verlieren, sieht, daß krank sinnige Nationen Beruhigung und Entspannung suchen, sieht, daß sich zermürbte Maschinenmenschen, verhärtete Pflichtmenschen nach Selbstbesinnung, Sammlung und Gotterlebnis sehnen.

Es ist die Sehnsucht nach den polaren Lebensmächten, nach den anderen, nur ahnend empfundenen, noch nicht erlebten.

Die den Krieg zu tiefst erfaßt, die ihn leidenschaftlich erlebt hatten, — und dazu gehört mehr als im Felde gewesen zu sein, — die sehnen sich nach Frieden, die wollen Frieden. Die an die Maschine gekettet sind, die geknechteten Diener und Handlanger stählerner Kolosse, die Tag für Tag dieselben Sandgriffe an eisernen Rädern und Sebeln tun, die wollen frei werden von der Maschine, sie wollen erlöst sein von dem Stampfwerk, von dem Rauch und Getöse der Fabriken. Die den Nationalismus erlebt, — nicht nur im Eigenrausch, in der Brunst der eigenen Nation, die ihn in seiner ganzen Säßlichkeit, in seinem ganzen Haß erlitten in fremden Ländern, bei fremden Nationen, die sehnen sich los von jener Götzen- dienererei, von jener geilen Selbstbefleckung in sich verliebter Nationen.

Unerlöst drängen gebundene Kräfte in uns und treiben uns neuen Zielen, neuem Pole zu! Der Erkennende sucht bewusst jene polaren Gegenkräfte, bewußt erschließt er sich den Polströmen neuen Lebens! Eines Lebens, in dem die Maschine, die Nation und das Militär diese scheinbar verschiedenen, doch wesensgleichen Ausdrucksformen der Ich-Verkrampfung und Ich-Vergottung nicht mehr allbeherrschend sind, eines Lebens, das lebendig bewegt ist von erschließenden, ausgleichenden, umfassenden und einenden Mächten, eines Lebens, in dem das Über-Nationale und Universelle mehr gilt als die Nation, in dem der Friede, das Behagen, Kleingärten und Einfamilienhäuser mehr gelten als — Armeen, Kasernen und Industriekonzerne!

Bewußt schreitet der Einzelne, Erkennende diesen neuen, wechsel-

wirkenden Zielen zu; unbewußt die dunkle Masse Mensch, die aus Erstarung und Verföhrrer-Bann erwacht.

Der Krieg war nicht so sehr durch Menschenschuld bedingt als vielmehr durch eine furchtbare, schicksalhafte Notwendigkeit, durch den Zwang unseres menschlichen Wesens, durch die Zweistrebigkeit Gott und Tier in uns. Gott und Tier sind die Pole unseres Menschenwesens, von denen wir als Einsame, als Masse, als Volk mächtig angezogen werden. Welche Polströme uns hinreißen, das liegt nicht in Menschenhand, es ist Schicksal, unabwendbare Notwendigkeit!

Es ist schwer und auch erfolglos, hier ethische oder pädagogische Maßstäbe anzulegen, wo sich übermenschliche und kosmische Kräfte in uns auswirken. Es ist schwer, dort von Schuld und Verantwortung zu sprechen, wo unfassbare, unerschließliche Mächte am Werke sind! Die Sestigkeit, mit der um die Kriegeschuldfrage gekämpft wird, die Leidenschaftlichkeit, mit der jede Nation die Kriegeschuld von sich abwälzen will, verrät, daß man eine allen Völkern gemeine, allen Menschen wesenseigene und tiefinnerste Kriegsursache politisch und geschäftlich auszuwerten sich bemüht, und gerade dadurch vom wahren Schuldproblem und der Möglichkeit einer Selbsterlösung, einer befreienden Sühne immer weiter abkommt!

Die menschliche Tiergötlichkeit, die polare Zwiespältigkeit des Menschen ist die Ursache seiner blutigen Verirrungen!

Zwei Jahrtausende schreitet Christus der Menschheit voran und erlöst uns von Tierhaftigkeit, — und dennoch sind wir nicht göttlicher geworden als irgendein fernes, vorchristliches, heidnisches Geschlecht.

Noch ist die Bestie in uns sehr lebendig! Es war ein Triumph der Tierhaftigkeit, den wir im Kriege erlebten, es ist ein blutiger Opferkult, den wir noch immer im Nationalismus, im Bolschewismus und Fasziismus, in der Anbetung der Maschine üben und erleben.

Die moderne Technik ist ein Sinnbild der abendländischen, christlichen Menschheit, die gottnahe, allumfassend und verzehrend in ihren Philosophien, Bekenntnissen und Religionen, — die bestialisch in ihrem praktischen Leben ist. Die moderne Technik verbindet die Menschheit; die Entfernungen zwischen Land und Land, Volk und Volk sind geschwunden; wir stehen im Zeichen des überseeischen Luftverkehrs, einer länder- und völkerverbindenden Fernfunktechnik und vorbereiten in unseren Laboratorien und Arsenalen die chemische und maschinelle Massentötung europäischer Menschen. In der großen, allumschließenden internationalen katholischen Kirche wird die Lehre Christi gehütet und verbreitet; von ihren Kanzeln predigen katholische und andere Priester den nationalen Haß, den Krieg, den Brudermord!

Wir sehen in den Kirchen und Bekenntnissen ebenso wie in der Technik, wir sehen im Einzelleben wie im Massengeschehen, in Geschichte und

Politik, in Kulturen und Zivilisationen immer wieder jenen polaren, alles durchdringenden Antagonismus zwischen Gott und Tier, den immerwährenden Widerstreit zwischen Bewußtsein und Unbewußtem, zwischen triebhafter Tierheit und gottnaher Erkenntnis!

Massengeschehnisse und Massenbewegungen, wenngleich von einzelnen, überlegenden Führern veranlaßt und bestimmt, vollziehen sich schließlich immer nach unterbewußten Reflexgesetzen, nie nach klar-bewußten Erkenntnisgesetzen.

Das Triebhafte, Unterbewußte, Reflektorische, das Taumelnde, Kauschartige des Kriegsbeginnes ist uns allen in Erinnerung. Man kann diese Erinnerung schön finden, man kann sie aber auch fürchtbar empfinden.

Ohne Ekstase, ohne Kausch, ohne ungehemmten Reflexablauf hat sich noch kein historisches Geschehen, kein Massengeschehen ereignet. Massenbeherrscher und Demagogen wissen es, daß nicht Vernunft und Erkenntnis ihre Machtmittel sind, sondern Berauschung und Erregung, durch die sie die Massen beherrschen, zu ihren Zwecken zwingen. Man denke nur an all die Kauschmittel eines Kriegsbeginnes: an Militärmusik, Standarten, wehende Fahnen, Feldmessen, Ansprachen, Zeitungsauftrufe, Presselügen, Ehrensalven, Kanonenschüsse, Blumen und Kränze, Umzüge mit klingendem Spiel, Abschiedsworte, Alkohol, Tabak, flammende Reden und bekränzte Waffen!

Nicht Klarheit, — etwas Dämonisches, unheimlich Triebhaftes treibt in solchen Erregungszuständen die Massen, ein Volk.

Und diese Ungebundenheit, dieses Losgelöstsein von Gedankenhemmungen, dieses Schweigen der kritischen Vernunft, diese reflektorische, diese tierhafte Beschwingtheit empfinden wir als Schönheit, als Größe, als Glück.

Es ist das Kauschbedürfnis, das Tierbedürfnis, das Bedürfnis nach vernunftloser und gewissenloser Ungebundenheit, es ist das Sinkfließen in den Strom des dunklen Blutes, der dunklen Triebe, wonach wir uns sehnen. Dieses Trunkenheitsbedürfnis des Menschen ist der Ausdruck seiner tierischen Gebundenheit, aber ebenso seiner göttlichen Beschwingtheit!

Trunkenheit, Ungebundenheit und Wollust sind es, wonach wir uns als vernunftgebundene und gehemmte Menschen sehnen. Wir wollen nicht vernünftig, gebändig, sittlich, edel, gütig, gottnahe sein, — wir wollen stürzen, untertauchen, die Glieder lösen, den Geist enthemmen, wir wollen selbstvergessen, ergriffen, trunken, berauscht sein, und darum, aus dem Zwange dieser Kauschlust heraus trinken wir, rauchen wir, darum feilschen die Menschen um Haschisch, Opium, Kokain, darum gibt es auf der ganzen Erde Phallustempel, Freudenhäuser, öffentliche erregende Schaustellungen aller Art: Theater, Kino, Bars, Radiokonzerte, Massenauftriebe, Fußballspiele, Boxkämpfe, Autorennen usw., darum stürzt sich die Menschheit immer wieder in Kriege und Revolutionen, in den Faschismus und Bolschewismus!

Es sind die enggeknüpften Glieder einer geschlossenen Kette: Gottbeschwingtheit, Eros, tierhafte Ekstase, Wollust, Geschlechtlichkeit, Raub, Fraß, Tötung.

Wir können uns gegen diese Schicksalsordnung, gegen diesen Wesenszwang auflehnen, — aber wir können ihn nicht leugnen, nicht aus der Welt und aus der Menschheit schaffen!

Und Religion, Kunst, Philosophie, Wissenschaft sind es nicht die letzten Glieder dieser Kette, sind es nicht wunderbare Verfeinerungen unseres Trunkenheitsbedürfnisses zu letzten göttlichen Formen?

Ist Beethovens Eroica nicht ein Symbol? Ein göttlicher Ekstatiker widmet das Werk seiner Trunkenheit dem Blutwerk des Cäsar, dem raubfrohen Kriegsekstatiker Napoleon! Später erkennt Beethoven allerdings seinen Irrtum und zerreißt in Entrüstung die Napoleon-Widmung zur Eroica und schreibt: „So ist der auch nicht anders wie ein gewöhnlicher Mensch“.

Ist es nicht ein Sinnbild: „Friedrich der Große nach dem Siebenjährigen Kriege in der Schlosskapelle zu Charlottenburg“ — —? Einsam, in sich versunken, Tränen im Auge lauscht der große König und Feldherr dem Kirchenchor. (Wie es das gleichnamige Bild Arthur Kampfs so schön zur Anschauung bringt.)

Und in all der berauschten Tierheit des Krieges wie erlebten, wie fühlten wir doch wieder mächtig die göttlichen Gegenkräfte sich regen, die Polkräfte, die da vom Gottesmenschen strömen!

Die Überwindung des Fleisches, die Durchgeistigung, die Vergöttlichung des Menschentieres, — wie lange schon wird dies gelehrt, versucht und gekämpft! Und doch ringsum: organisierte Tierhaftigkeit, Militär, Nationalismus, Trusts, Maschinen.

Die Maschine ist das Sinnbild unseres Wesens und unserer Zeit! Die Maschine wurde noch nicht zum Werkzeug des Überwindenden, freien, göttlichen Menschengeistes, im Gegenteil, sie ist Ausdruck und Werkzeug gesteigerter Tierhaftigkeit, sublimer Beute-, Ausbeute- und Mordlust.

Nicht Gott, — das Tier wurde durch die Maschine im Menschen entfesselt! Krieg, Nationalismus und tierhafter Maschinengeist bestimmen das Wesen des abendländischen Menschen.

In der Überwindung des Krieges, der Maschine und des Nationalismus liegt die Aufgabe, die Zukunft des neuen Geschlechtes!

Das neue Jahrhundert wird von wechselwirkenden Kräften gestaltet werden, die den Menschen aus seiner Besessenheit von der Maschine, der Nation und dem Militär erlösen werden.

Es wäre aber falsch, diese Erlösung durch die Verneinung des Fleisches, durch die Leugnung und Mißachtung jenes nun einmal bestehenden Tierhaften im Menschen zu versuchen! Askese ist Einstrebigkeit, die dem Zwei-

strebigen, polaren Wesen des Menschen, dem göttlich-tierhaften Wesen des Menschen widerspricht!

Es ist der große Fehler vieler Erzieher, Führer und Reformer, daß sie den nackten, hüllenlosen Menschen nie sehen, daß sie in ihren abstrakten Spekulationen Blut und Wirklichkeit, das atmende pulsende Leben übersehen!

Wagen wir uns dennoch an die Frage: Kann dem Menschen Erlösung werden aus diesem Zwiespalt? Können die gegenströmenden Polkräfte seines Wesens versöhnt werden? Oder ist es etwa Notwendigkeit, daß Gott und Tier in uns lebendig sind, daß der Zwiespalt klappt, daß wir zwischen wechselwirkende Pole eingespannt sind? Ist nicht gerade diese Spannung, dieser Zwiespalt, gerade das Polare, Unausgeglichene und nach Ausgleichung Strebende: — Wesen und Ausdruck der Menschennatur?

Es ist unmöglich, den Tierpol unseres Wesens zu leugnen! Wo dies durch asketische Versteifung und Verschließung versucht wird, da zeigt sich deutlich, daß Askese nur eine andere, invertierte Form der Berauschung ist, daß Askese ebenso tierhaft und wollüstig werden kann wie irgendein Priapult, und daß sich die letzten Auswirkungen der Fleischlichkeit und einer scheinbar erzwungenen Unfleischlichkeit ganz nahe berühren.

Die Wollustepidemien in mittelalterlichen Nonnen- und Mönchsklöstern, die sexuellen Orgien neuzeitlicher Sekten liefern dafür zahlreiche Beweise. Askese und Wollust sind polare Auswirkungen der gleichen, untrennbaren menschlichen Wesenheit! So ist es kein Zufall, daß Wollüstlinge Asketen werden, daß Menschen, die in ihrer Jugend von leidenschaftlicher Fleischelust ergriffen waren, in ihrem Alter einer wollüstigen Askese zuneigen (Tolstoi). Das Saulus-Erlebnis, das Luther-, das Tolstoi-, das Faust-Erlebnis drücken in ähnlicher Erscheinung menschliches Wesen, menschliche Zweiströmigkeit und Polarität aus.

Und wir fragen uns: Wäre ein Strömen ohne verschiedene Polkräfte, ohne Gefälle überhaupt möglich? Kann Gott erstehen ohne daß wir uns des Tieres bewußt werden, können wir aufsteigen ohne zu fallen, Erlösung ohne Schuld finden? Muß nicht das Wort Fleisch werden, müssen wir nicht das „verbum caro factum“ erleben, erleiden, ehe wir Lösung, Erlösung finden? War der Blutrausch des Krieges nicht ebenso notgeboren, zwanggeboren, wesensnotwendig wie sich nun die Sehnsucht nach Menschheitsfrieden, nach Bluterlösung notgeboren aus uns ringt?

Müssen wir nicht den Nationalismus durchleiden, um zur Menschheit, zum Menschentum zurückzufinden? Würde unsere Menschheitssehnsucht, unsere Friedenssehnsucht so lebendig sein, wenn wir nicht den Krieg, das Militär, die Nation so sehr erlitten?

Es zeigt von keinem tiefem Verständnis für diese Fragen, wenn wir die Menschheitsgeschichte rückblickend moralisieren wollen, wenn wir, wie es

gerade nach diesem Kriege in jämmerlicher Weise geschieht, nach greifbaren, praktischen Kriegursachen fahnden, während sich ein Menschheits-schicksal, während sich unser Wesen an uns vollzieht und auswirkt.

Wir Menschen sind hineingeschleudert in jene ewigen Ströme, die von Pol zu Pol rauschen, von Blut zu Geist, von Gott zu Tier, und wir ahnen kaum, wie unabänderlichen, wie schicksalndtigen Gesetzen wir folgen müssen, die uns heben und senken, uns einzwängen in das Wechselspiel der Welle.

Aus lichten, gottnahen Höhen stürzen wir in Tiefen der Tierheit und dennoch leuchtet uns in der dunklen Not des Blutes ein fernes, göttliches Licht der Erlösung.

Bernhard Merten / Erwachsenenbildung in England

Bericht über eine Studientreise im Herbst 1924

Der Zweck der Reise, die ich vom 28. Sept. bis 15. Dez. 1924 nach England unternahm, war, dort den Vorgang der Erwachsenenbildung unter Ausschluß der Universitäten und des Schulwesens zu studieren.

Ich wurde hierzu von der World Association for Adult Education eingeladen, zu deren Mitgliedern unser Vorsitzender, Herr Prof. Speman, und ich zählen. Insbesondere hat Miß Ida Koritschoner, die in Berlin im Auftrag dieses Vereines für ihn tätig ist und die unser Freiburger Institut einige Male besucht hat, meine Einladung vermittelt und mir in England Wege bereitet.

Die Aufnahme, die ich in England fand, war eine ungewöhnlich freundliche. Man bemühte sich nicht nur darum, mir Auskunft zu geben und mich an geeignete Personen und Stellen weiterzuempfehlen, sondern bot mir seine persönlichen Dienste und seine Gastfreundschaft an. So kam es, daß ich in der kurzen Zeit vielerlei Wesentliches eingehend betrachten konnte.

Fircroft College (s. unter II), worin ich lebte und studierte, war die Basis, von der aus ich verschiedene Reisen ins Land hinein machte, die mir die Bekanntschaft mit anderen interessanten Instituten und mit vorzüglichen Menschen einbrachten. Die Studenten in Fircroft sind Arbeiter, Weber, Spinner, Bergmänner, Seizer, Maschinenschlosser, Maler, Drogeristen u. dgl. Ich lebte mit ihnen als Student, teilte auch ein Zimmer und Küchen-, Haus- und Gartenarbeit mit ihnen. So kam ich ihnen nahe, und sie schlossen sich mir gerne auf. Ich sah durch sie etwas vom englischen Wesen, und in den Studiengruppen hörte ich von Englands Geschichte,

Recht und Wirtschaft und nahm teil an der Erörterung englischer Nöte und Sorgen. Andererseits fand ich überall nicht nur ein williges Ohr für deutsche Fragen, sondern wurde häufig gebeten, darüber im kleinen Gespräch oder im öffentlichen Vortrag zu reden. Da Sixcroft nachbarlich liegt zu anderen Colleges und mit diesen in regem freundschaftlichem Verkehr steht, und da das College auch von außerhalb wohnenden Leuten häufig besucht wird, fand ich in breiter Weise Verbindung mit der Birminghamer Bevölkerung.

Mein Eindruck vom englischen Volkswesen im ganzen genommen ist dieser: Vielerlei Organisationen, die sich in Aufgaben und Einrichtungen zum Teil überdecken, arbeiten allerorts gut zusammen. Universtitätslehrer und -behörden und Gebildete finden die Aufgabe der Erwachsenenbildung berechtigt und nehmen sie ernst. Unter reichen Leuten gilt es zum mindesten als Anstandspflicht, die Bildungsinstitute finanziell kräftig zu unterstützen. Auch die englische Regierung wendet den Organisationen der Erwachsenenbildung fürsorgliche Aufmerksamkeit zu, und versucht, mit ihren elastischen Schemen der Zuschußgewährung und ihrem großzügigen System der Vertrauensübertragung, der Mannigfaltigkeit individueller Formen gerecht zu werden und dennoch qualitativ auszulesen. Städte haben eigene Bildungseinrichtungen von vorzüglichem Auf. Die Arbeiterschaft, mit Ausnahme der kommunistischen Funktionäre, bejaht die vorhandenen Formen der Bildung und Schulung. Arbeiter nehmen an allen Einrichtungen lebhaften Anteil. Die längere Teilnahme an Kursen verschafft dem Arbeiter bei den Kollegen höhere Geltung und größeren Einfluß in Gewerkschaft und Partei. In der Charakterisierung eines Arbeiterführers fehlt selten die Angabe seines Ganges durch alle diese Bildungsgelegenheiten.

Die politische und religiöse Haltung der Organisationen ist grundsätzlich nicht konfessionell. Parteipolitische Neutralität ist selbstverständlich. Soziales Verständnis und die Idee des übernationalen Zusammenströmens nationaler Kräfte zum Wohle der Menschheit sind in der Bildungsbeziehung zu Hause. Weltanschauliches tritt nicht doktrinär oder dogmatisch auf und wird nicht fanatisch verfochten. Die Quäker gehören zu den Hauptträgern der Volkswbildung.

Die Organisationsformen sind demokratisch und bieten Raum für wesentliche, persönliche Initiative. Die Verwaltung liegt in den Händen von „committees“, die ganz aus der historischen Entstehungssituation der betr. Einrichtung herausgewachsen sind. Bereitschaft zu Experimenten ist ausreichend vorhanden.

Der Bildungsbegriff ist ein Mischprodukt aus der Wertschätzung bloßer Kenntnisaufnahme und -ansammlung, dem Streben nach harmonischem, weisem Menschentum und dem Wunsche, die Menschen zu praktischem Christentum als Dienst im Sinne der Nächstenliebe zu bringen. Der Ge-

danke einer ausgesprochenen „nationalen Erziehung“ oder das Ziel, dem Engländer das „englische Wesen nahezubringen“, sind mir nicht begegnet.

Die Engländer haben im Bildungsvorgang erfolgreiche Gelegenheiten und Formen geschaffen, Menschen aller Schichten einander näherzubringen.

In der theoretischen Bildung herrscht die „lecture“, die Vorlesung noch vor; doch ist man sich des Problematischen dieses Verfahrens in vielen Fällen bewußt. Aussprachegelegenheiten, Besprechungen, Gelegenheiten zum Schreiben von Aufsätzen und Halten von Vorträgen sind reichlich vorhanden. Das Tutor-System ist in alledem besonders wertvoll.

Im ganzen muß man das englische Volksbildungswesen als erfolgreich bezeichnen schon im Hinblick auf das stetige Wachstum der Teilnehmerzahlen, der Zunahme des geistigen Reichtums der Organisationen und vor allem im Hinblick auf die große Begeisterung, mit welcher die Mitglieder der Bewegung in ihr stehen. Bei genauem Hinsehen auf die typischen praktischen Wirkungen der verschiedenen Bildungsprozesse jedoch kann man auch wesentliche Gefahren erkennen, Gefahren allerdings, denen England gewiß nicht allein ausgesetzt ist.

So sehe ich kritisch ein Zuviel in der Wertschätzung der Kenntnisaufnahme und -ansammlung, die noch in weiten Kreisen der Gebildeten als fast mit Bildung identisch angesehen wird, und die auch auf den Arbeiter faszinierend wirkt im Sinne des Spruches: „Wissen ist Macht“. Mit dieser Auffassung verbunden ist eine zu große Duldsamkeit in Sachen der Zulassung von Bildungsgegenständen. Solche, wie Literaturgeschichte oder aristotelische Logik mögen dies illustrieren. Die pädagogische — im Falle der Erwachsenenbildung — ungemein schwierige Aufgabe des erfolgreichen, nicht vergewaltigenden, sondern organisch stärkenden und bereichernden Sinwirkens in einen schon gewachsenen, erfüllten aber auch belasteten und teilweise verbildeten, persönlichen Lebensgehalt wird zwar bei führenden Persönlichkeiten empfunden und gesehen, aber vielleicht nicht stark und klar genug. Ein Suchen nach wirkenden Formen ist zweifellos vorhanden. Aber ein wirkliches Ringen um jene anpassungsbereite und -fähige, auf den Schüler stark eingehende, anregende, bald lösend, bald spannend wirkende und bei alledem sachliche und streng disziplinierte Form des Unterrichts, die wir mit dem Wort „Arbeitsgemeinschaft“ meinen, habe ich nicht wahrgenommen.

Konzentration auf das Wesentliche und solches Mühen um Gestaltung am lebendigen Material aber ist nötig, wenn die Gefahr einer schillernden Halbbildung und die darauffolgende des Kulturüberdrusses auf die Dauer gebannt bleiben sollen.

Ich darf mir wohl den Versuch erlassen, den Wert meiner Studienreise nach der subjektiven und objektiven Seite erschöpfend auszumalen. Ich habe Land und Leute und deren Werk dort liebgewonnen und empfinde

es schmerzlich, daß es vielen Leuten so schwer fällt zu sehen, daß nur Völkerverfreundschaft und gemeinsamer Kampf um Sache und Problem die höchste Lebensentfaltung der einzelnen Nationen bewirken kann. Daß wir, Engländer und Deutsche, uns in geistigem Kontakt miteinander nur nähern können, scheint mir gewiß. Einmal einem anderen, nicht zu fremden Volke ausgesetzt, konnte ich praktisch begreifen, was Volkscharakter ist, und gewann im Kontrast ein klares Bild auch vom eigenen Volk, von seiner tragischen Lebenslage und seiner schwierigen, heißen Kultursituation. Bezüglich meiner eigenen bildnerischen Tätigkeit fühle ich mich erneut mit Wucht auf die bisherigen Linien der Bewegung zurückgebracht. Insbesondere gilt dies für:

1. Das Streben, den Bildungsvorgang immer noch enger an das in ihn eingehende, gegebene Leben anzupassen durch Ausgestaltung des Arbeitsgemeinschaftsprinzips, durch Verbesserung der Darstellungsmethoden, durch Bereitstellung neuer Betätigungsfelder für die Initiativekraft der Schüler, durch Wachsamkeit bezüglich der Gegenstandsauswahl (stufenweise Entdeckung des Wesentlicheren und Konzentration darauf) und durch Gewinnung geeigneter Persönlichkeiten für die Mitarbeit.

2. Die Bemühung um Förderung und Entwicklung lebensgemeinschaftlicher Beziehungen unter den Angehörigen der Volkshochschule, insbesondere durch Einrichtung eines Stadtheimes mit besonderen Arbeitsräumen (Werkstatt, Laboratorium, Lesezimmer) und eines Festsaales und durch weitere Ausgestaltung unserer Gruppen für praktische Kunstpflege: Gesang, Instrumentalmusik, Dramatik und Volkstanz.

Dazu kommt

3. der Wunsch, mit anderen Volkshochschulanstalten des Landes und des Reiches lebhaftere Fühlung zu gewinnen und zusammen zu arbeiten; und endlich

4. der Wille, die Weltbeziehungen unseres Bildungsinstitutes zu stärken durch Vermehrung des Völkerkundlichen im Unterricht, durch Ausbau der Verbindungen mit dem Weltbund für Erwachsenenbildung und durch Anbahnung einer Möglichkeit, Ausländer (zunächst Engländer) für jeweils drei Semester an unsere Volkshochschule zu ziehen.

Kurze Beschreibung einzelner Einrichtungen

Residential Colleges:

Woodbrooke, Bournville Birmingham. Quäker-College. Erziehung junger Männer und Mädchen aus dem Mittelstand im Geiste der Religiosität der „Friends“ insbesondere, um sie für den sozialen Dienst oder den Quäker Werbe- und Bildungsdienst (in Settlements, Adultschools usw.) zu befähigen. Leitende Gedanken: internationales Christentum als Menschen zugewandte Hilfsbereitschaft und Brüderlichkeit, Überwindung von Gegensätzen der Rasse, Klasse und Nationalität. Kein Sanatismus.

Ernsthafte Berücksichtigung „rauber“ Wirklichkeiten. Etwa 60 Studenten, darunter viele Ausländer (auch farbige) und stets drei bis vier Deutsche.

Fircroft, Bournville Birmingham. College für Arbeiter. Internat. Religiös und politisch neutral. Die Studenten gehören fast alle der Labour Party an. Einen Teil der Kosten, 400 M. pro Trimester pflegen die Studenten selbst zu bezahlen, den Rest erhalten sie als Stipendium von großen Bildungsorganisationen wie National Adult School, Settlements Association. Hauptunterrichtsgegenstände: Wirtschaft, Wirtschaftsgeschichte, Politik, Psychologie, Literatur. Dazu kommen: Turnen, Sport, Garten- und Hausarbeit. Atmosphäre: Religiosität der Brüderlichkeit (fellowship, comradeship). Bildungsziel: Befähigung zur allgemeinen Teilnahme an Kulturgütern, Ausstattung der Arbeiter mit Fähigkeiten und Kenntnissen für den allgemeinen öffentlichen Dienst (politisches und soziales Leben). Es sind bereits fünf Mitglieder des englischen Parlaments aus Fircroft hervorgegangen. — Die Gesinnung in Fircroft ist vorzüglich. Seitere Freundschaftlichkeit besteht unter allen. Es ist ein Vorteil für das Männer-College, daß unter seinen Besuchern von außerhalb eine beträchtliche Zahl junger Mädchen ist. Es wird fleißig aber in gesunder Abmessung gearbeitet. Bezüglich der Stoffauswahl und der Unterrichtsweise ist manches Wesentliche zu beanstanden, doch soll das nicht hier geschehen. Die Studenten haben viel Gelegenheit zu selbständiger Arbeit im Schreiben von Aufsätzen, Halten von Vorträgen und in freien Aussprachen. Je drei bis vier Studenten sind einem Lehrer als ihrem „Tutor“ zugeordnet, mit dem sie ihre Studienangelegenheiten und gelegentlich auch persönliche Fragen besprechen. Die Lehrer zeigen eine große Sinwendung zu den Schülern und zur Bildungsarbeit.

Ruskin College, Orford. Eine hauptsächlich gewerkschaftliche Einrichtung (Schulinternat) für Männer und Frauen. Ziel: Schulung für das öffentliche (politische, wirtschaftliche, soziale) Leben. Gegenstände: Wirtschaft, Wirtschaftsgeschichte, Geschichte der Industrie, Politik (einschließlich internationale Fragen), Soziologie, soziale Psychologie, Sprachen.

W. E. A. = Workers Educational Association. Zusammenwirken von Universitätslehrern mit Gewerkschaften zum Zwecke der Lehrkurserteilung an Arbeiter. Eine Klasse wird gebildet, indem sich wenigstens zwölf Teilnehmer zusammensuchen und bei der zuständigen Distriktoorganisation um Lehrer und Kurseinrichtung über ein gewünschtes Gegenstandsgebiet bitten. Es gibt Trimesterkurse (ausnahmsweise), Jahreskurse, die „University Tutorial Classes“. Es kommen alle Gegenstände vor: Wirtschaft, Psychologie, Geschichte, politische und soziale Fragen stehen im Vordergrund. Auch Klassen für praktische Kunstpflege werden gelegentlich eingerichtet. Die Methode ist gründlich, Vorträge sind mit guten Aussprachen verbunden, es wird auch in der Art der

„Arbeitsgemeinschaft“ unterrichtet. Die Schüler sind verpflichtet, an den schriftlichen Arbeiten teilzunehmen. In manchen Gebieten, wie Lokalgeschichte oder Fabrikpsychologie, sollen Kurse durch Teilnehmer schon zu Entdeckungen bzw. Erfindungen geführt haben. — Die Organisation ist über ganz England verbreitet und allseitig geschätzt. Nur von den Kommunisten (The Plops League) wird sie als „bürgerliche“ Einrichtung bekämpft. Die W. E. A. Classes sind häufig an Colleges vom oben beschriebenen Typ angeschlossen, oder finden im Rahmen eines Settlements oder einer Adult School (s. u.) statt. Die englische Regierung gibt für jede eingerichtete, nicht zerfallende Klasse einen Zuschuß (Beträge wie 45 £, 60 £ und aufwärts pro Jahr und Klasse).

National Adult School (Office. 30 Bloomsbury Street London WC) ist hervorgegangen aus den Sonntagmorgenschulen, den ältesten Erwachsenenschulen Englands, die in der Zeit vor Einführung der allgemeinen Schulpflicht den armen Leuten Lesen, Schreiben und Rechnen beibrachten. Die Adult School veranstalten vielerlei fortlaufende Kurse am Sonntagmorgen über allgemein menschliche Fragen, geführt durch ein jährliches Handbuch (3. B. 1924. Everyman faces life), W. E. A.-Klassen, Lesen und Aufführen von Dramen, Literaturzirkel für Hausfrauen, Winter- und Sommerschulen für Männer oder Frauen, das sind Gruppen, die sich irgendwo, häufig im Hause eines Colleges, während der Serien für mehrere Tage (3 bis 14) aufhalten und Vorträge mit Aus sprachen bekommen, Weekend Schools, Volkstanzgruppen, Spiel- und Singklubs, Wanderungen und Reisen ins Ausland. Die typische, wöchentliche Aussprache ist irgendeinem lebensnahen Thema wirtschaftlicher, sozialer, psychologischer oder ethischer Natur gewidmet. Sie nimmt ihren Ausgang von einer Bibelstelle. Für die Meditationen und Problementwicklungen gibt das Handbuch Anleitung. Die Beteiligung an der Aussprache ist meist lebhaft und von wechselnder Fruchtbarkeit. Zu Beginn und am Ende steht eine Hymne, auch Gebete werden gesprochen. Das Ganze will vollzogen werden „in a spirit of fellowship and an atmospher of non-credal and unsectarian religion“. Die Bewegung ist über ganz England verbreitet.

Educational Settlements (Birkenhead, York, Leeds, London u. a.) sind Sammelplätze für junge und alte, männliche und weibliche Proletarier zu gemeinsamer geistiger Betätigung und gemeinschaftlichem Spiel. Das Settlement ist meist ein großes Privathaus, das mit all seinen Räumen den genannten Zwecken dient. Die Räume sind einfach aber geschmackvoll und heimelig eingerichtet. Das Settlement ist kein Internat. Das Hauptleben spielt sich abends darin ab. Da spielen in einer altmodischen romantischen Küche, die für den Abend ausgeräumt ist, Arbeiterburschen von 14 bis 17 Jahren allerlei Gesellschaftsspiele in fröhlichen Gruppen, während andere sich bastelnd in einer kleinen Werkstatt betätigen. Mädchen

machen Handarbeiten. Gelegentlich werden alle zusammengerufen, um eine kurzen Experimentalvortrag über Luft und Sauerstoff, Schwefelsäure, Radio oder sonst etwas von einem Universitätsstudenten zu hören, der ihnen von Spielen und Ausflügen her bekannt ist. In anderen Zimmern lernen Gruppen Deutsch, Französisch und Esperanto. Einige Jungen und Mädchen brüten über mathematischen Aufgaben; jeder und jede für sich, weil sie verschieden weit sind und verschiedene Zwecke verfolgen. Vorträge, zum Teil mit Lichtbildern, Diskussionen, dramatische Übungen, Gesang und Instrumentalmusik sind im Gang, und der „Soto-Club“ probiert in einem kleinen Laboratorium eine Methode aus, Abzüge von fertigen Photographien zu machen. Zum Schluß kommen alle im Common Room zusammen, da gibt es Tee, Gebäck, Geplauder und herzlichen Abschied. Der Heimleiter wohnt meist im Haus. Die, die ich gesehen habe, sind eigenartige, feine Persönlichkeiten voller Singabe. Die Persönlichkeit des Leiters und seiner Mitarbeiter vermag sich im Settlement überall auszubreiten. Manche Settlements sind in ihrem Stadtteil außerordentlich geschätzt und beliebt. Das Settlement will Gelegenheit geben und helfen. Es hat keinen ausgesprochenen Bildungsplan. Ein gutes Settlement ist auch der Platz, worin die W. E. A., die University Extension Movement und die Nat. Adult School ihre Klassen einrichten, soweit der Leiter es will oder zuläßt. Im Beechcroft Settlement (Birkenhead) hat sich sogar die „Plebs League“ betätigt, und die Katholiken haben schon darin gewirkt.

Die Settlements Englands sind zusammengefaßt in „The Educational Settlements Association“, 30 Bloomsbury Street London WC1, Sekretär Mr. Yeaxlee.

Cadbury Bros. Ltd., Bournville Birmingham. Kakao- und Schokoladenfabrik mit 10000 Arbeitern (Mehrzahl Mädchen). Was hier gesagt wird, gilt im großen und ganzen in etwas kleinerem Ausmaß auch für Rowntree's Cocoa and Chocolate Works, York, mit 7000 Arbeitern, Besitzer sind Quäker. Die Fabrik ist in technischer, sozialer und hygienischer Beziehung hervorragend ausgestattet. Altersversorgung (ausreichende Pension, schöne Wohnstätten), 7 $\frac{1}{2}$ -Stundentag, bezahlte Serien, hohe Löhne, Werkrat mit Arbeitervertretern, ständige Studienkommission für Produktionssteigerung und Verbesserung der Arbeitsbedingungen, große, schöne Arbeitsräume (Fabrikgärtner für Blumenschmuck), ebensolche Speise- und Erholungsräume, Spielplätze, Schwimmbad, Turnhallen, Parkanlagen. Die Werkbesitzer finanzieren zum großen Teil die genannten Colleges von Bournville bzw. das Settlement von York.

Eine besondere Bildungsabteilung (Direktor Sergusen bei Cadbury, Locke bei Rowntree). Tages-Fortbildungsschule für die jugendlichen Arbeiter beiderlei Geschlechts zwischen 14 und 18 Jahren, worin gewerbliche und allgemeine Bildung gepflogen wird (England hat noch keine Pflicht-

fortbildungsschule). Theater-, Musik- und Reiseveranstaltungen. Beurlaubung von Arbeitern und Arbeiterinnen zum Besuch des benachbarten Sircroft Colleges an zwei vollen Wochentagen für ein Jahr. Pflege des Gedankens übernationaler Bruderschaft: ein weibliches Mitglied der Familie Cadbury hat bei ihrer Verheiratung ihr Vermögen in eine Stiftung für die Arbeiter des Werkes verwandelt, durch die es den Arbeitern jährlich ermöglicht wird, eine achtstägige Konferenz von Gewerkschaftlern verschiedener Länder zu veranstalten. 1924 fand eine solche in Holland statt, wozu auch Deutsche geladen waren. Dieses Jahr ist geplant, die Zusammenkunft in Paris zu veranstalten.

Saß alle Arbeiter gehören der Labour Party an. Cadburys und die meisten höheren Beamten der Fabrik sind Liberale. Dennoch sind die menschlichen Beziehungen vorzüglich. Man hat durchaus den Eindruck, daß ein ehrlicher sozialer Geist, von der Leitung ausgehend, durch alle Organe hindurch die Fabrik beherrscht. Die Gesundheit und Frische der Arbeiter, besonders der Mädchen, ist auffallend. Die Arbeiter, obwohl gute Sozialisten, fühlen sich wohl im Werk und können einen gewissen Stolz darauf, Mitglied des Werkes zu sein, kaum verbergen.

The Thomas Wall Trust (Russetings Sutton Surrey, Sekretär Mr. Sall-Smith). Eine Stiftung für Volksbildungszwecke, die insbesondere der National Adult School und der Settlementsbewegung große Mittel zuführt. Auch für die World Association for Adult Education zeigt der Trust großes Interesse. Der Stifter, ein alter Herr (Fabrikant von über 80 Jahren) nimmt ungewöhnlich lebhaft Anteil an allen Bildungsfragen und kennt die Organisationen, die von seinem Trust unterstützt werden, bis auf Einzelheiten ihres derzeitigen Tuns. Er mag auch Deutschland und insbesondere seine Jugendbewegung gern. Der Sekretär ist Arzt. Er hat ein feines und liebevolles Verständnis für Bildungsfragen und ein gutes Urteil über sie.

The British Institute of Adult Education (3 John Street, Adelphi, London WC2) ist eine Zentrale, die sich mit der wissenschaftlichen Bearbeitung der Probleme der britischen Erwachsenenbildung beschäftigt, ihre Ergebnisse in Schriften veröffentlicht, sich auf Wunsch gutachtlich äußert und den Bildungsorganisationen Anregung und Beratung gibt.

The World Association for Adult Education (Chairman Mr. Mansbridge, Leiter Mr. Fleming, Sekretärin Miss Jones, Beauftragte in Deutschland Miss Ida Koritchoner, Düsseldorf Str. 66, Berlin W. 15). Der Bund stützt sich auf das Gemeinsame in den Bildungsbestrebungen aller Völker. In der Tat liegt viel Gemeinsames vor bezüglich der Bildungsaufgaben, des lebendigen Materials, worin sich der Bildungsvorgang abspielt, der Gesinnung in der er sich vollzieht, und bezüglich der Probleme des Verfahrens. Der Bund will die Erkennung dieses Gemeinsamen fördern, es den im Bildungsprozeß stehenden Angehörigen der ver-

schiedenen Länder zum Bewußtsein bringen und es dadurch für die nationale Bildungsarbeit fruchtbar machen. Dabei ist von der Herausarbeitung und Auswertung des Gemeinsamen zugleich die Erkenntnis der wirklichen (nicht einbildungsartig sich zugeschriebenen) nationalen Eigenart zu erwarten. Die Durchführung dieser Aufgabe führt notwendig zu fruchtbarer, internationaler Zusammenarbeit, die ihrerseits am Zustandekommen eines „Weltbewußtseins“ und eines „Weltgewissens“ wesentlich beteiligt sein wird. Da jedes Problem eine Weltbedeutung hat, so entspricht es dem Willen des Bundes, daß er auf eine stärkere Heraushebung und Berücksichtigung dieser Weltbedeutung jedes — insbesondere wichtigen — Problems hinzielt.

Sans Tügel / Die Laienspielbühne

Nach und nach dürfte es an der Zeit sein, auch in der Theaterfrage über die Reformpsychosen der Nachkriegszeit zu klärenden Erkenntnissen zu kommen. Vorerst allerdings scheinen noch alle Elemente entfesselt zu sein, und der zeitweilige Usurpator der neuesten Stilidee ist Sieger in dem Sensationsstreit der Bühnen und Spieltruppen. Den Bürgern eines Zeitalters der Technik wird es wahrhaftig nicht leicht gemacht, gerade in der Theaterfrage bei gesundem Urteil und Empfinden zu bleiben und zwischen erfülltem Spiel einerseits und durch alle Abarten der Technik erzielter Duperie andererseits zu unterscheiden. Die Technik ist das große Allheilmittel unseres Jahrhunderts, dazu berufen, die leeren Räume unseres Innenlebens zuzudecken, auch in der Kunst.

Zwei extreme Beispiele mögen zum Beweise dienen. Da sind die großen Bühnen des Industriegebiets in großer Verlegenheit: Ihre jahrzehntelangen Zugstücke, die Wagneroperen, wollen in ihrem bisherigen naturalistischen Gewande nicht mehr „ziehen“ wie in den guten alten Zeiten vor dem Kriege. Was ist da zu tun? — Die Verlegenheit ist doppelt empfindsam, denn auch unsere Opernsänger, die ja ein gut Teil ihrer Kraft und Stimme in Wagners Musikdramen gesteckt haben, dürfen doch unmöglich ihrer besten Schau- und Leistungsmöglichkeiten beraubt werden?! — Es muß also auf alle Fälle etwas getan werden! Man greift zunächst zu der einigermaßen modernen Stilbühne und kommt schon damit dem gegenwärtigen Empfinden ein gewaltiges Stück näher. Um des Erfolges aber ganz sicher zu sein, nimmt man außerdem die ganzen Sabelwesen der Technik zu Hilfe — was liegt im Lande der Industrie näher?! — und läßt beispielsweise Brunhildens Selsenwohnstiz mitten im Spiel gigantisch sich bewegen und in den Zuschauerraum hineinwachsen, daß schauerndes Herzklopfen das Parterre ergreift. Das Publikum kommt vier bis fünf Stunden durch stets neue Überraschungen nicht aus dem Erstaunen heraus und geht

mit Befriedigung über die kurzweilige Anspannung aller Nerven und Sinne heim. Der Zweck ist erreicht, ein neuer Zulauf ist der ganzen Trilogie gesichert.

Ein zweites Schulbeispiel für die Bedeutung der Technik im heutigen Theaterbetrieb bietet der herumziehende „Maskenwagen“ der Soltorftruppe, deren Malerintendant mit technisch äußerst geschickter Anwendung von Maske, Farbe und Trommelrhythmus in seinen Bewegungsspielen glänzende Erfolge erzielte. Alles ist in diesen Stücken — Shakespeares Lustspiele eignen sich dafür ausgezeichnet, wenn man es über sich gewinnen kann, auf den Witz des Wortes zu verzichten! — auf die eine Karte Bewegung gesetzt, und man spielt am liebsten ohne ablenkende Pausen. Der Einzelspieler ist auch hier nur ein Glied im großen Ganzen; er soll und darf sich nicht hervorstechend entfalten. Soltorf führt wie der frühe Saas-Berkow, ob bewusst oder unbewusst, einen Kampf gegen den Individualismus in der Kunst, weniger vom Inhalt und von der Erfülltheit des Spiels her als von den äußeren Mitteln aus, auf deren Wirkung er baut.

Das sind nur zwei Beispiele für die unendlich vielen und vielfach besser verkappten technischen Reformversuche des Theaters, wieder zu unmittelbarer Wirkung zu gelangen. Doch will ich mich nicht in der Betrachtung all dieser künstlichen Neubelebungsversuche der Bühnen verlieren, sondern gleich auf einen ganz anders gearteten Lösungsversuch des Spielproblems lossteuern, dem es auf die innere Konstitution der Spieler im Spiel ankommt. Das Laienbühnenspiel, das im größeren Spiel zuerst durch Gumbel-Seiling und Saas-Berkow proklamiert und zu verwirklichen versucht wurde und heute in dem Münchener Rudolf S. W. Mirbt seinen vielleicht entschiedensten Wortführer gefunden hat, ist heute bereits zu einem gewissen Ruf und Namen gelangt und dürfte schon eine nähere Betrachtung lohnen. Über den gegenwärtigen Stand dieser Bewegung — so darf man sie wohl nennen — erfahren wir sicherlich das zuverlässigste, wenn wir uns an Mirbt selbst halten, der eine Sammlung Münchener Laienspiele* von bisher zwölf Heften herausgab und in einem Sammelbändchen „Zwischen den Bündeln“** einen programmatischen Vortrag über das Laienspiel veröffentlichte. Jedenfalls wird hier ohne Anmaßung und Überhebung ein erfülltes Spiel als das Wesentliche gesehen und angestrebt unter Verzicht auf alle technischen Sinessen theatralischer Täuschung und Pose.

Für Mirbt ist das Laienspiel weder spielerischer noch künstlerischer Selbstzweck, er sieht vielmehr seine Bedeutung einzig als eine Form der Geselligkeit, einen Weg zur Gemeinschaft, zur Volkwerdung an. Bedeutet Laienspiel restlose Hingabe des Spielers an das Spiel, so mit der Beschränkung, daß der Spieler in jeder ihm gewordenen Rolle nur Persönliches, persön-

* Erschienen im Verlag von Christian Kaiser, München. ** Ebenfalls bei Christian Kaiser, München.

lich Analoges, letzten Endes ein Stück von sich selbst darstellen kann. Nur so wird leidenschaftliche Ergriffenheit an Stelle schauspielerischer Routine zu erzielen sein. Wörtlich sagt er an einer Stelle: „Das Laienspiel ist dem Spieler Gelegenheit, den Menschen (nicht den Künstler) in sich zu Worte kommen zu lassen. Laienspiel als Beruf gibt es nicht. Berufstätiges Spielen führt, wenn es Tätigkeit ohne Berufung ist, zum Dilettantismus, der Zeitkrankheit der Jugendbewegung, oder eben zur Bühne.“

Damit etwa ist ganz kurz charakterisiert, worauf es Mirbt ankommt. Er ist sich der Grenzen des Laienspiels durchaus bewußt und kapitulliert in aller Redlichkeit vor jedem künstlerischen Urteil, möchte aber für diese Bescheidung auf irgendeiner Seite entschädigt werden. In seinen Erwartungen nun wird er anmaßender als der Künstler selbst, das Laienspiel soll die bergerwerbende Kraft in sich tragen, den Menschen in seiner ethischen Position, sei es als Einzelindividuum oder als Glied des volllichen Organismus, irgendwie zu bewegen und zu ändern. So ist es denn auch verständlich, daß die Sammlung der Münchener Laienspiele sich nur vereinzelt und mehr zufallweise dem künstlerischen Wertmaßstab unterwirft, zum weitaus größten Teil aber nur das menschliche oder vollliche Prinzip als entscheidenden Maßstab zur Anwendung bringt.

Ein Beispiel der künstlerisch wie ideell geglückten Auswahl ist die sehr geschickt gekürzte Ausgabe des „Ackermanns von Böhmen“ von Johannes von Saaz, dieser vielleicht gewaltigsten und doch wenig gekannten dramatischen Dichtung des frühen fünfzehnten Jahrhunderts, die entschieden den Höhepunkt der ganzen Sammlung bildet. Es ist das Verdienst Rudolf Mirbts, dieses Streitgespräch eines jung verwitweten Ackermanns mit dem „grimmligen Tilger aller Menschen“, dem grausamen „Herrn und Gewaltigen der Erde“, dem unbarmherzigen Schnitter Tod, wieder zu breiter Wirkung ins Volk verholten zu haben, und dieses Verdienst soll durch eine gegensätzliche Auffassung der Aufgaben des Laienspiels nicht geschmälert werden. Aber gerade dieses künstlerisch hochwertige Spiel verlangt wie kaum ein anderes den gestaltenden Künstler als Darsteller; ein noch so verinnerlichtes Ergriffensein von der Not des Ackermanns zum Beispiel wird allein nicht hinreichen, um die unsichtbare Dramatik und Gewalt der Sprache zur Wirkung kommen zu lassen. Hier muß also der Mirbtschen Theorie mit aller Entschiedenheit widersprochen werden, und ein eigens von ihm gefördertes Stück liefert dazu ja den Beweis. Ich gebe zu, daß die Festsetzung eines absoluten künstlerischen Zweckes — l'art pour l'art — genau so verfehlt sein kann wie die bewußte Zielfestsetzung der Menschwerdung durch das Laienspiel, obgleich ich der künstlerischen Absicht immer noch den Vorzug geben würde, weil letzten Endes ein Kunstwerk gar nicht ohne Ergriffenheit überzeugend dargestellt werden kann. Ist aber nicht künstlerisches Können, recht verstanden, gerade bedingt durch ein völliges Gelöstsein von seinem kleinen Ich? — Erst in dieser

wirklichen Selbstheit wird doch ein wiederum persönlich wesentlicher Ausdruck auch des Spielers, einerlei ob Berufs- oder Laienspielers, möglich sein. Da erst, wo der Spieler aus dem Irrationalen schöpft, und gerade, wenn er echt ist, notwendig im Sinne der Gemeinschaft gestaltet, überzeugt er den tätig Zuschauenden. Goethe sagt einmal von Sinn und Wirkung der Kunst:

Denn das ist der Kunst Bestreben:
 Jeden aus sich selbst zu heben.
 Link und recht muß er verlieren
 Ohne zauderndes Entsagen —
 Aufwärts fühlt er sich getragen,
 Und in diesen höhern Sphären
 Kann das Ohr viel feiner hören,
 Kann das Auge weiter tragen,
 Können Herzen freier schlagen.

Diese Wirkungskraft zu erzeugen, wird in gleichem Maße dem Darsteller des Mephisto wie dem redlichsten Helden Aufgabe sein müssen, ja, von dem Bestiztum dieser Kraft wird seine Spielerbestimmung abhängen. Und hier entscheidet eben nicht die Erfülltheit des Spielers von seinem Menschentum, wie Mirbt es vom Laienspieler erwartet, sondern der Zwang seines künstlerischen Vermögens, der selbstvergessen, wenn es nötig ist, Gestalten, teuflischer als der Teufel selbst, gebiert. Das künstlerische Moment ist — es kann gar nicht nachdrücklich genug betont werden! — auch in dem anspruchlosesten Laienspiel nicht Zweck, wohl aber Voraussetzung jeder Wirkungsmöglichkeit. Und Spielgemeinden sind überall da, wo Kunstwerke, die diesen Namen verdienen, durch die überzeugende Darstellung von Berufs- oder Laienkünstlern zur Realität werden.

Wie aber steht es denn nun eigentlich mit der Ausbildung und Entfaltung des menschlichen, sozialen und volllichen Ideals durch das Laienspiel? — Sind gemeinsames Spiel oder überhaupt gemeinsames Werk als — zugegeben — einige der am stärksten littenden Formen der Geselligkeit schon darum auch Basis zur Gemeinschaft, und rechtfertigt sich hier die großtönende Prognose „Volk wird!“? — Leise schleicht sich der Verdacht ein, daß der Begriff der Gemeinschaft bei Mirbt noch allzusehr in der Sphäre der Harmonie vermutet wird. Gemeinschaft ist aber erst da, wo schwarz neben weiß besteht, wo die Gegensätze nebeneinander stehen ohne den Willen zur Aufhebung dieser Gegensätzlichkeit. Nicht im passiven Sinne eines *laissez faire* natürlich, als vielmehr in der lebendigen Beziehung der grundverschiedenen Wesen bewährt sich Gemeinschaft, die nicht im gemeinsamen Ziel erschwärmt, sondern trotz ihrer Duplizität ausgehalten sein will. Erhofft Mirbt nun etwas für die Volksgemeinschaft durch das Spiel, inwiefern, fragt man sich, ist das auf dem Wege des Geselligkeitsgedankens und der Ichauswirkung möglich, zwei rein romantischen Lebenshaltungen, die ihrem Wesen nach den Spielidealismus zwar

immer wieder entfachen werden, die aber das Laienspiel eben doch in die Grenzen enthusiastischer Einzelvorstöße bannen? — Ich wage zu behaupten, daß zwischen Spielgemeinschaft im Mirthschen Sinne und Zuschauerschaft in den meisten Fällen ein Bruch, wenn nicht gar eine unüberbrückbare Kluft bestehen wird, mag auch die Treue und Ergriffenheit der Laienspieler noch so stark und rührend gewesen sein. Es sei denn, man grenzt die Festgemeinde gegen die Wirklichkeit Volk ab und begnügt sich mit der geeigneten Auswahl harmonisch Gleichgestimmter, „richtig Eingestellter“, etwa den Kreisen der Jugendbewegung und ihrer Gönner oder den religiös empfänglichen Kreisen des neueren Protestantismus Karl Barth'scher Richtung. Und die von Mirth herausgegebenen Spiele dieser Art, wie „Der verlorene Sohn“, „Die Bürger von Calais“, „Das Weibnachtspiel aus dem bayrischen Wald“, „Das Spiel vom Sankt Georg“, sind Ausdruck dieses Begrenzungswillens, darin aber echt. Während Luserkes ihrem Gehalt nach recht flache Bewegungsspiele aus dem Rahmen der Sammlung etwas herausfallen und im Gegensatz zum religiösen Charakter der Mirth'schen Spiele ein Lied von der Selbsterlichkeit und Autonomie der Jugend vorgaukeln. Nicht umsonst sind diese Spiele an ihre Geburtsstätte Wickersdorf gebunden, wo die Ichüberzeugtheit des geistreichelnden Schülermaterials auch die Spiele erfüllt, und nur hier überzeugen sie den Zuschauer, der sich allerdings wohl hier und da seine eigenen Gedanken über die Quintessenz jener Pädagogik machen darf.

Alles in allem betrachtet darf man sich doch wohl fragen, ob nicht die Frage des Laienspiels viel problematischer und weniger durchsichtig liegt, als Mirth uns in seinem programmatischen Vortrag glauben machen will. Schaltet man jedenfalls das künstlerische Moment aus, wie er es sich für die Laienspielbühne wünscht, so werden die Grenzen der Realität immer enger und das Kartenhaus des „schönen Scheins“, das doch so gar nicht beabsichtigt war, immer höher und fragwürdiger. Ein solches Laienspiel muß eines Tages in sich zusammenfallen, um so eher, als keine Technik den künstlerischen Sehposten ersetzen kann und soll. Man wird eben einsehen müssen, daß es nicht nur kein berufsmäßiges Laienspiel gibt, sondern auch jede Anlehnung an ein Programm Ideologie ist. Ist doch gerade der bestechende Vorzug des Laienspielers die Frische und durch keine Technik belastete Unmittelbarkeit seines Spiels, während der Berufsspieler durch Reflektionen dauernd gefährdet wird und sich meist auf den Hilfsmitteln seiner Technik sehr bald zur Ruhe setzt. — Es ist wohl selbstverständlich, daß damit nichts gegen die Notwendigkeit der Technik gesagt sein soll. — Jedes Bewußtwerden aber formulierter Richtlinien und Ziele muß die Unmittelbarkeit aller angewandten Laienkunst zerstören. Hier gilt nur die Welt der Tatsachen: Laienspiel wird entweder gekonnt — dann waren die Künstler im Spiele! — oder es wird nicht gekonnt — dann fehlten sie. Alles andere ist Tendenzspiel und Dilettantismus.

Das künstlerische Vermögen, die einzige Forderung, die erhoben werden darf und soll, gilt in ganz dem gleichen Maße für die Laienbühne wie für die Berufsbühne. Diese sollte gerade durch die Unmittelbarkeit des Laienspiels befruchtet und angespornt werden. Das künstlerische Vermögen auch ist es, das keine Pose, keine bloße Routine duldet, es gestaltet aus einer Erfülltheit, die nicht Ichüberzogenheit, sondern Geladenheit ins Du bedeutet. Und diese Erfülltheit wiederum ist allerdings die überzeugendste Kraft des darstellenden Künstlers, sie kann ihn nicht in irgendeinem Dilettantismus haltmachen lassen, sie ist an die Entladung in das Kunstwerk gebunden. — Aber wer wird in unserer virtuos orientierten Zeit eine so einfache Wahrheit glauben?

Lotte von Baußnern Brevier für junge Frauen

Die Ehe, mit oder ohne Kinder, ist die schlechthin größte Gelegenheit zur Liebe; glücklich die Frau, die sie nützen kann.

Du sagst: ich liebe ihn zwar nicht, aber ich vertraue ihm, und darum heirate ich ihn.

Das kann nur zweierlei heißen. Entweder du traust ihm zu, daß er deine Liebe noch wecken und dich glücklich machen wird — das wäre reichlich bequem gedacht. Oder aber: du traust ihm, das heißt, du hältst ihn für einen ehrlichen Kerl, der dich nicht betrügen wird — nun, dann tut mir der Mann leid.

Vertrauen aber kannst du nicht meinen; denn das, was du da so einmalig und in Bausch und Bogen anbietest, ist keines; so gibt's das nicht. Immer quellendes, freiwachsendes Vertrauen ist Sache der Kinder, du aber mußt dein Vertrauen zum Manne wollen, und zwar immer wieder und aus Liebe wollen, und es muß heißen: du liebst ihn, also wirfst du ihm vertrauen.

Sorge, daß du außer deiner Liebe den Willen zur Liebe mit in die Ehe bringst und gesund erhältst. Liebe ohne Willen zur Liebe bleibt nicht sie selbst.

Es gibt für die Frau ungezählte Entwicklungsstufen in der Ehe; jede Krise, die zu einer neuen führt, tut weh, und oft hilft nur noch der Wille zur Liebe hinüber.

Der Wille zur Liebe behält immer recht.

In der Ehe leben zwei Menschen jahrzehntelang in engster Gemeinschaft: Das kann eigentlich nicht gut gehen. Jedoch erst Unausweichlichkeit schafft Reichtum und Tiefe der menschlichen Beziehung. Wenn man die will, so muß einer von den beiden Gatten sich immer über die Paradoxie des Verhältnisses klar sein und es durch Anpassung und Geduld möglich zu machen suchen.

Geduld und Abwartenkönnen sind die Kardinaltugenden der Frau in der Ehe, und zwar angewandt auf den Mann, auf das Geschehen und auf sie selbst. Es gilt, einen Weg zu finden zwischen dem Wollen, dem aufmerksam Tätigsein einerseits, und einer passiven Haltung andererseits, die nicht zuviel will, die sich — ohne zu leiden, — fühlbar macht. Da der Frau diese Zwischen- und Zwitterexistenz möglich ist, so ist sie, soweit wir heiraten, auch Pflicht; denn dem Mann ist sie nicht möglich, sie würde seine männlich produktive und expansive Tätigkeit lahmlegen.

Die Passivität der Frau ist als solche tätig. Zarteste Kräfte arbeiten in ihr: das Sich-feinmachen im Gefühl, dem Gefühl des anderen nachgehen, ja zum Gefühl des anderen kommen und ihn wissen; lauter von der Natur angelegte, eigentümlich weibliche Fähigkeiten, die ihre Vollendung in der Liebe erleben. Vollendung der Passivität — welch ein Begriff!

Als ein regelloses Gemisch von Aktivität und Passivität verläuft unser Frauenleben. Wir müssen immer zum Handeln bereit sein, haben aber zum Gesetz nur die Notwendigkeit, und die widerspricht sich stündlich. In diesem Wechsel nicht zerrieben zu werden, ist die Aufgabe.

Ich bitte dich, nähre deinen Groll nicht. Was an ihm berechtigt ist, erfährst du erst, wenn du immer und immer und immer wieder etwas gegen ihn getan hast. Es gibt ein einfaches Mittel, ihn zu entkräften: tu etwas für deinen Mann, irgend etwas, was er gerade braucht, und vermeide seinen Anblick nicht, im Gegenteil, sieh ihm so oft und so lange du kannst, ins Gesicht. Es ist merkwürdig, wie beides dein Verhältnis zu ihm ins Rechte rückt.

Leidest du dennoch und kannst es nicht ertragen, so handle, wenn es sein muß, aber Plage nicht bei Unbeteiligten. Erst wenn gehandelt werden muß und du es allein nicht kannst, darfst du zu anderen reden. Alles, was du vorher sprichst, wird dadurch plötzlich wie zu einer dritten Person, die dich in Zukunft hindern wird, deinen Mann und eure Situation noch ungestört und richtig zu sehen.

Die Ehe ist geeignet, aus einem sicheren, tatkräftigen Mädchen eine anfällige, schutzbedürftige Frau zu machen. Begibt sie sich doch, wenn es mit rechten Dingen zugeht, gerade ihrer Wehrhaftigkeit.

Der Mann kennt das Empfangen nicht; du mußt ihn erst lehren, sich lieben zu lassen.

Eine Frau kann nichts tun anders als in ihrer Eigenschaft als Ehefrau, ebenso wie sie nichts tun kann, ohne daß es auf diese ihre Funktion wirkte. Nicht als ob das den Ihren in jedem Augenblick bewußt spürbar werden müßte oder dürfte. Bestimmt aber werden sie jedes Nachlassen der Liebe, und sei es nur für die Dauer eines Augenblickes, empfinden und dadurch zu kurz kommen. Die Existenz der Frau ist Erdreich und Luft, aus denen der Mann lebt, und da darf kein Augenblick ausfallen.

Allem, was eine Frau tut, ist die eigentlich eheliche Liebe vorgeschaltet. Was sie für den Mann tut, kann alles auch ein Mädchen tun, das ihr sogar durch die Gefahr, der es sich aussetzt, überlegen ist. Doch sind in der Ehe durch die Dauer des Verhältnisses Würde und Verantwortung jeder Sandlung viel größer.

Du bleibst dem Menschen, der dich liebt, vieles schuldig.

Und der Mann? höre ich fragen; ich höre auch die abscheulichen Redensarten vom „Sich alles gefallen lassen müssen“ und vom „Verwöhnen“. Meine Liebe, kämpfen und Recht behalten kannst du genug in der Welt. Die Ehe aber bietet die Möglichkeit, sich und dem Manne das ganze andere Leben durch Liebe erträglich zu machen.

Und gehen denn deine anderen Lebensbeziehungen besser auf als deine Ehe, die du auf Liebe gründest?

Wir Frauen haben es so leicht, wohlzutun, Freude zu bereiten; es liegt in unserem Berufe und ist kein Verdienst, sondern einfache Pflicht. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß dieselben kleinen Wohltaten und Rücksichten im Berufe des Mannes nicht liegen und daß seine Dankbarkeit sich auch darin äußert, daß er sich lieben läßt.

Dein Mann liebt dich und du ihn? So sieh ihn an und mache dir klar: dies ist dein Mensch. Ihn darfst du ohne Rückhalt lieben, es gibt keine andere menschliche Beziehung, die das erlaubt.

Du hast einen guten, einen klugen, einen tüchtigen Mann? So vergiß auch nicht, daß er verletzlicher und liebebedürftiger ist als du.

Dein Mann ist dir anvertraut und ausgeliefert; Lieblosigkeit gegen ihn ist Vertrauensbruch. Auch weißt du sehr wohl, was ihm gut und was ihm weh tut.

Du meinst, er sei besserungsbedürftig? Sei dir klar, daß du ihn nur durch Liebe und nicht durch Erziehung bessern kannst.

Nur in der Liebe besitzen wir Frauen das Unbedingte; so liebt denn auch.

Es ist nicht wahr, daß der selbige Zustand der Kindheit mit ihr für immer verloren sei. Unbedingtheit, Sein, Geborgenheit, Ewigkeit, das alles empfindet die Frau im Arm des Geliebten; umarmt sie doch in ihm die Welt; faßt sie doch in ihm, und zwar in ihm allein, das Leben selbst.

Kannst du mit tagheller, glücklicher Zärtlichkeit an den Leib deines Mannes denken?

Ist dir der Leib des Geliebten vertraut? Denke dir, wie traurig und beschämend für ihn, wenn du dich scheust, ihn zu kennen.

Dank und Vertrauen sind Dinge, die man dem Geliebten nur flüsternd und im Dunkeln sagt, und auch dann noch schließt man die Augen, aus Scham für ihn und für sich.

Es ist schwer, nicht fromm zu werden, nicht ins Gebet zu münden, wenn man verzagt ist, wenn die eigene liebende Seele schweigt und es in einem beständig weint. Dann nicht die Augen zu schließen, nicht Hingabe an eine fremde, dunkle Macht zu wollen, das ist Tapferkeit. Es ist auch das Zeichen der in der Liebe erprobten Seele, die die Erfahrung hat, daß man immer wieder lebendig wird.

Der gute Kuß ähnelt auch hierin dem Gebete, daß er in kritischen Momenten der Ehe klüger ist als Gedanken und wie in einer Offenbarung das Richtige sehen läßt.

Süte dich vor der Routine in der Liebe. Eher halte dich fern und ertrage keine Pause, als daß du dir eine einzige gedankenlose Lieblosung erlaubtest.

Ein galanter Ehemann — eine traurige Ehe.

Der häufigste Grund für das Scheitern der Ehen ist, daß beide Teile zu wenig eigenes, bestimmtes Sein mitbringen und darum in der Folge zu viel vom anderen erwarten.

Dagegen sind gute Ehen meist solche zwischen ausgeprägten Individuen, klugen Menschen mit starken Temperamenten und entschiedenen Neigungen.

Eine glückliche Ehe setzt ein reifes Ja-sagen zu sich selber voraus, das primitive genügt auf die Dauer nicht. Sie ermöglicht einem aber auch das Weiterleben über die Stunden hinaus, in denen man es mit sich allein kaum aushalten würde.

Mädchenhafte Frauen, jene Zarten, die das Sehnsüchtige, Vage, Wartende lange behalten, verraten allzu viel von ihrer Ehe. Schrecklich aber sind die, die es niemals gehabt haben.

Ich bin im Zweifel, ob Dummheit in menschlichen Dingen angeboren oder ob sie nicht eine große Sünde sei. Gibt es nicht im Leben jeder Frau den Moment, in dem sie sich für Aufrichtigkeit im Durchdenken und Durchfühlen oder für Faulheit, Augenzumachen und Laufenlassen entscheidet?

Man muß nicht jede Wahrheit sagen oder gleich sagen; in der Ehe findet Alles seine Zeit.

Unter einer Lüge oder Heuchelei verbirgt sich manchmal Scham; und manches, was als Wahrhaftigkeit auftritt, ist Schamlosigkeit oder Grobschlächtigkeit.

Die Dinge, die dein Mann dir nicht sagt oder nicht gleich sagt, seien Gegenstand deines Respekts.

Bei den ersten Tränen der Frau möchte der Mann sich vor Selbstvorwürfen zerfleischen; bei dem ersten Mißverständnis die Frau verzweifeln vor Schmerz. Das gibt sich mit den Jahren; jedoch nicht, weil man gleichgültiger geworden wäre, sondern weil man immer besser weiß, daß der Geliebte sich gleichbleibt.

Warum können Frauen nach ein paar Ehejahren notorisch so wenig mit jungen Mädchen anfangen? Weil sie ganz und gar und in erster Linie verheiratet sind und den dazugehörigen Komplex nie ganz ausschalten können. Zeichen für diese Überbetontheit der Ehe ist auch das große Interesse für Verlobungen, Heiraten, ja sogar Hochzeitswagen ganz fremder Leute.

Auszumachen wäre der Anteil, den an der Untreue mancher Frau die Uplögliche Sehnsucht nach der verlorenen Mädchenhaftigkeit hat; Sehnsucht nach den schwebenden, unfertigen menschlichen Beziehungen, nach der Freiheit der Wahl, nach Unberührtheit.

Seilsam und ihr doch nicht zu wünschen ist, daß diese Begründung ihrer Untreue ihr endgültig klar werde; denn dann sind das Mädchen und die Frau in ihr auch endgültig von einander getrennt.

Zum ersten Male gütig denken heißt, zum Bewußtsein — diesmal nicht seiner selbst, sondern der anderen kommen.

Wie lange muß man gütig und ungütig, liebend und gleichgültig, gut und böse gewesen sein, bis man Güte erkennt! Der Moment der ersten gewußten Güte ähnelt dem Moment des ersten selbständigen Gedankens überhaupt: er ist beseligend und aufregend ernst, und man möchte diese Wendung der Seele um nichts in der Welt wieder verlieren.

Du sollst nicht sagen, bei alledem käme der Mann zu gut weg. Kommt es nicht darauf an, daß geliebt werde? Nun, die Klügere fängt an; und der Mann —

„Wenn er dich ahnet, folgt er nach.“

Umschau

Romain Rolland

Romain Rolland wurde am 30. Januar 1926 sechzig Jahre alt. Auch nachträglich mag es angebracht erscheinen, einmal in diesem reichen Leben des wohl einzigen großen, heute lebenden Europäers Rückschau zu halten und zu sehen, wie stark Romain Rolland besonders in den entscheidenden Jahren seiner Menschwerdung von deutscher Kunst, deutscher Literatur und deutscher Wissenschaft beeinflusst worden ist.

Er selbst erzählt an einer Stelle, wie er zuerst mit der deutschen Musik bekannt wurde: „Es gab bei uns zu Hause alte Sefte mit deutscher Musik. Deutsche? Wußte ich, was das Wort sagen wollte? In meiner Gegend (Burgund) hatte man, glaube ich, nie einen Menschen aus diesem Lande gesehen . . . Ich öffnete die alten Sefte, buchstabierte sie tastend auf dem Klavier . . . und diese kleinen Wasserabern diese Bächlein von Musik, die mein Herz negten, fogen sich ein, schienen in mir zu verschwinden wie das Regenwasser, das die gute Erde getrunken hat. Liebeseligkeit, Schmerzen, Wünsche, Träume von Mozart und Beethoven, ihr seid mir Fleisch geworden, ich habe euch mir einverleibt, ihr seid mein, ihr seid ich . . . Was haben sie mir Gutes getan! Wenn ich als Kind krank war und zu sterben fürchtete, so wachte irgend eine Melodie von Mozart wie eine Geliebte an meinem Bissen . . . Später in den Krisen des Zweifels hat eine Melodie von Beethoven — ich weiß sie noch gut — in mir die Funken ewigen Lebens wieder erweckt . . . In jedem Augenblick, wenn ich den Geist und das Herz verdorrt fühlte, habe ich mein Klavier nahe und bade in Musik.“

So spricht ein Franzose über deutsche Musik, die er schon in einem Alter kennen lernte, wo ihm schwerlich der Unterschied zwischen Rassen und Nationen bewußt war. —

Entscheidend wurde dann für die Gedankenrichtung des 20 jährigen Romain Rolland seine Bekanntschaft mit Malwida von Meysenbug, an die er in Rom von seinem Lehrer Professor Gabriel Monod und dessen Frau Olga, der Tochter von Alexander Herzen, empfohlen wurde. Schon damals erkannte Malwida von Meysenbug das tiefe ethische Empfinden und die hohe Begabung ihres Schüglings (siehe ihre Briefe und Memoiren), der für alles Wahre und Schöne so empfänglich war. In ihrem Heim begegnete er Niessche, Wagner, Kossuth. Hier in den stillen, weltfernen Räumen inmitten der ewigen Stadt, lernte er den Geist des Deutschlands von 1848 kennen, hier fand er ferner eine Heimstätte des deutschen Idealismus in seiner ganzen Unereschütterlichkeit. — Stundenlang spielte Romain Rolland der 70jährigen Greisin Bach, Händel, Beethoven vor, stundenlang sprachen sie über Goethe, über die deutschen Philosophen, über Wagner.

Doch Romain Rolland, der einstmals begeisterte Wagner-Jünger, sollte nach einem Aufenthalt in Bayreuth, wohin Malwida von Meysenbug ihn geführt hatte, den gleichen Weg wie Niessche gehen. —

Als reifer Mann verbrachte Romain Rolland dann längere Zeit in Deutschland, wo er eifrige musikhistorische Forschungen betrieb, deren Ergebnisse in seinen mustergültigen Einzelstudien über deutsche Musiker niedergelegt sind. So ist sein Werk über Händel das beste, das wir besitzen.

Später trat er in freundschaftliche Beziehungen zu Richard Strauß, dem er in Paris den Weg für seine Musik ebnete.

Und als in Deutschland die Zeit begann, da kritische Forschung, Philosophie, Psychologie und die Naturwissenschaften bahnbrechende, erstaunliche Werke hervorbrachten, so war es wieder Romain Rolland, der jedes Werk genau zu werten wußten, sich intuitiv dem Geist anpaßte und es verstanden hat, diesen Werken in der Welt den gebührenden Platz einzuräumen.

Sannaß Szász

Der kochende Topf am Brenner

„Sie sprachen von Italien als von demjenigen unserer früheren Gegner, dessen Verhalten gegen uns am ‚häßlichsten‘ war. Ich stimme dem Urteil bei, und zwar besonders auch für die Gegenwart; es hat mich aber aus Ihrem Munde überrascht, da mir Ihre starke Liebe gerade für das italienische Volkstum doch sehr in Erinnerung ist.“

Auch hat sich darin nichts bei mir geändert. Es ist eben zwischen Volks- und Staatstümern zu unterscheiden. In den Staatstümern, wie sie heute sind, fassen sich alle Wehr-, Angriffs-, Prestige- und Prahlinstincke eines Volkes zusammen, meist unter Vorantritt gerade der volksegoistisch zügellosesten. Wir Deutschen machen da leider gar keine Ausnahme, obwohl unsere Geschichte dazu Veranlassung gegeben hätte. Unser Nationalismus ist großmäulig und würdelos wie nur einer. Unsere Minderheitenpolitik, als wir noch die Macht hatten, war beschämend roh und unvernünftig (obwohl man sagen kann, daß sie selbst immer nur eine Minderheitenpolitik war). Und auch Österreich hat ein gerütteltes Maß von Schuld auf sich gebürdet, dadurch daß es die ihm von Geschichte und Notwendigkeit gestellte Aufgabe, die Schweiz für den Südoften zu werden, nicht verstand. Alles dies nur gesagt, um jede Selbstgerechtigkeit auszuschließen.

Italien befindet sich in einer volkpsychologisch ganz besonders schwierigen Lage. Das muß man verstehen und in Rechnung ziehen. Eine Jahrhunderte lange,

allerschwerste Unterdrückung bei gleichzeitig allergrößten Verdiensten um die Kultur Europas und höchsten Erinnerungen an alte Herrlichkeit hat dieses Volk in bezug auf sein Staatstum aus dem Gleichgewicht gebracht. Soweit ich das Volk kenne, hat es keine Ahnung von der Komik, ja Verächtlichkeit, die sein Verhalten in den Augen nichtitalienischer Zuschauer hat. Es macht sich nicht klar, daß die albernen Genugtuungsforderungen eines hysterisch Empfindlichen bereitwillig erfüllt werden können mit dem unmerklichen Achselzucken, mit dem man einem Betrunknen nachgibt. Am positivsten wird diese Haltung noch von unseren eigenen „Faschisten“ eingeschätzt, denen ja der Erhebungswert nationaler Großmüdigkeit in guten, wie der Trostwert in bösen Tagen bekannt ist.

Zu alledem muß, wenn völkerychologisch geurteilt werden soll, bei Italien noch hinzugenommen werden, daß das Land unverhältnismäßig schlimmer als Deutschland unter seiner eigenen politischen Ohnmacht gelitten hat, von fremden Gewalthabern zerrissen und fegenweis verteilt, wie es stets war. In den Bedrängnissen der Kleinen, untereinander und mit auswärtigen Mächten teils streitenden, teils sich verbündenden Herrschaften und Landschaften hat sich eine politische Kabbalistik einer, Skrupellosigkeit andererseits ausgebildet, die unter dem Namen Machiavellismus* sich dem politischen Denken der Italiener tief ins Blut gemischt hat — ein Resultat der Geschichte, wie der Schachergeist des Judentums, die Knechtseligkeit der Deutschen, die hochmütige Brutalität der Engländer oder die Komische Eitelkeit der Franzosen. Eine verhältnismäßige Gradheit und Sachlichkeit liegt im Wettstreit mit der Notwendigkeit hinterhältiger und krummer Wege und erzeugt einen ganz einzigartigen Denkstil, der auf andersgeartete Charaktere den Eindruck einer geradezu perversen Mentalität macht.

Was gemeint ist, sei hier an einem Beispiel aufgewiesen, das mir besonders lehrreich erscheint, weil es zeigt, mit was für Gedankengängen die Ublösung Italiens vom Bündnis und der Übergang zum Feinde vorbereitet worden ist.

Der Aufsatz stammt von einem sehr modern gesonnenen jüngeren Schriftsteller, von dem einige Arbeiten auch in Deutschland bekannt geworden sind**. Er gab in Florenz eine Wochenschrift unter dem Namen „Voce“ (die Stimme) heraus. In der heißt es schon am 28. August 1914: „Facciamo la guerre“, Laßt uns Krieg machen. Daß trotz dem Bündnis nur Krieg gegen Österreich gemeint sein konnte, schien gar nicht erst nötig zu sagen.

Der Gedankengang dieses Aufsatzes — den dritten und Kernabschnitt überseze ich wörtlich — ist der folgende:

In diesem Krieg gebiert sich ein neues Europa: wir müssen dabei sein.

1. Bisher haben wir nichts allein gemacht. 1859 hatten wir die Hilfe Frankreichs, 60 den Schutz Englands, 66 den Beistand Preußens, 70 die Abwesenheit der Franzosen. Jetzt ist der Augenblick, ganz allein ganz eigene Politik zu machen. Die Neutralitätserklärung war der Anfang dazu und ein guter Anfang; aber nur als Einleitung und Überleitung in den Krieg selbst. „Tripolis hat Abua ausgewegt. Welcher Name wird Lissa und Custozza überdönen?“

* Über Machiavell soll man die Würdigung nachlesen, die Sichte ihm in der Erniedrigungszeit Deutschlands angedeihen ließ. Neuherausgegeben 1918 in der Philosophischen Bibliothek des Verlags Meiner, Leipzig; auch im neuer erschienenen ersten Ergänzungsband der Werke Sichtes des gleichen Verlags. ** Giuseppe Prezzolini. Schrieb u. a. über Modernismus. Deutsche Übersetzung Jena, Eugen Diederichs. hr. III 6. —, geb. III 7.50

2. Wenn wir den Krieg erklären, indem wir sagen, er sei jetzt opportun, so wäre das freilich eine ausgemachte Schurkerei (vigliacheria). „Seien wir Soldaten, nicht Schacherleute! Weifen wir weit von uns diesen schrecklichen Gestank von Erpressung, den ich aus den Worten so vieler rieche.“ Sagen wir nicht mehr, der Krieg sei jetzt opportun, sagen wir, er sei unsere Pflicht; so wird er aus einer Schufsterei eine vornehm gedachte Unternehmung.

3. „Indessen wir müssen provoziert sein. Erinnern wir uns: wir sind Bundesgenossen, wir haben erst ganz neuerlich und vor seinem natürlichen Ablauf ein Bündnis erneuert, in welchem wir viele Jahre hindurch lieber als Geduldete bleiben wollten, als daß wir uns entschlossen hätten es zu verlassen.“

„Diejenigen, welche sagen, daß ein bloßes Wort nichts koste, und daß wir auf den eigenen Nuten sehen müßten, indem sie gleichzeitig in das Geheul gegen deutsche Barbarei einstimmen, räsionieren selbst im Stil eines richtiggehenden verruchten Deutschen (da tedesco nato e sputato). Man gibt sein Wort gerade, um sich zu verpflichten, daß man es auch im unbequemen Fall halten wird. Wenn es nur auf den eigenen Nuten ankommt, hätte man nicht nötig, sein Wort zu verpfänden. Wie groß auch unser Interesse sei, wie sehr unsere Leidenschaft uns entzünde, wie schwach das Band sei, das uns bindet — wir können nicht Krieg führen ohne Grund. —“

„Es ist Sache unserer Diplomatie, den Kriegsgrund zu entdecken oder entstehen zu lassen.“

„Sonst verlieren wir für hundert Jahre jeden Kredit, demoralisieren das Volk, kein Hund wird uns mehr Vertrauen schenken, wir werden keinen Verbündeten mehr finden in einer Zeit, in der selbst England nicht mehr allein zu stehen wagt.“

„Wenn unsere Diplomatie nicht einmal unsere Gegner ins Unrecht zu setzen versteht, so ist sie nichts nütze.“

Es ist gewiß schwer, hierauf keine Satire zu schreiben. Der „richtiggehende verruchte Deutsche“ wird ja finden, daß die schlichte Erpressung immer noch eine „vornehm gedachte Unternehmung“ sei gegenüber der stinkenden Gemeinheit dieses „einen Kriegsgrundentdeckens oder -entstehenlassens“. Aber mir kommt vor, als sähe man hier tiefer hinein in die Verlegen- sowohl als Verlogenheit der italienischen Politik.

Sie fühlte, daß ein Neues im Entstehen war; sie fühlte, daß man nicht untätig bleiben dürfe, wo so Großes geschieht; sie empfand es als unwürdig, für das bloße Zusehen Trinkgelder zu erheben von denen, die des Tages Last und Hitze getragen hatten; sie glaubte schließlich an die großen sittlichen Kräfte eines gerechten Krieges. Und zwischen all diesen Gründen zum Zuschlagen, die auf der Hand liegen, und einigen, die weniger öffentlich mitgewogen haben mögen, fand sich nur eines nicht: die Möglichkeit eines solchen gerechten Krieges.

Un sich lag die Möglichkeit nahe genug, denn man war ja Verbündeter, und die Bundestreue hat von jeher als ein besonders vornehmer Kriegsgrund gegolten. Indessen dies war nur eine Schwierigkeit mehr: man empfand aus alten Rachegefühlen und stets gleichbleibendem Unterlegenheitsbewußtsein heraus schon das Bündnis selbst als halbe Schande. Ein Krieg für den alten Erbfeind Österreich gegen Frankreich, das stets verstanden hatte seine eigenen Interessen im Lande als edelmütige Hilfe gegen den bösen Feind hinzustellen, war eine volkpsychologisch unmögliche Sache.

Vielleicht wären die Rachegefühle nicht so stark gewesen, wenn nicht eine Art Schamgefühl sie gestachelte hätte. Meist wohl unbewußt. Die österreichische Herrschaft war nämlich bei großen Härten gegen Selbstständigkeitsregungen in der Substanz wohlwollend, gut und segensreich gewesen. Kein Örringerer als der Franzose Hippolyt Taine hat das für Toskana ausdrücklich bestätigt und betont⁶. Er erinnert daran, daß diese Landstriche gl. felicissimi statt genannt wurden, „die glückseligen Lande“. Und dazu fühlten sich diese früher österreichischen Staaten — gleichgültig, ob mit Recht oder nicht — als die moralisch und kulturell am besten erzogenen und damit als das Rückgrat des neuen Italiens. Man kann nun einem, an dem man rächen zu müssen glaubt, daß man sich ihm unterlegen gezeigt hat, überhaupt schwer verzeihen, am wenigsten aber Wohltaten. — Und ist das auch Wohltat, was ein erwachsenes Volk im Zustand des erziehungsbedürftigen, sein Wohl selbst nicht kennenden Unmündigen hält? Wer ein Volk erniedrigt, kann nicht erwarten, die Rache eines Völen zu erleben.

Diese ganze Vergangenheit muß man mitschauen, wenn man das heutige Italien verstehen will. Man muß die nationale Erregung der unter staatlichem Hochdruck patriotisierten italienischen Schulbildung kennen, die Empfindlichkeit dieser so erzogenen italienischen Hochschuljugend in bezug auf die ja in der Tat wenig ruhreiche Geschichte seiner Kriege einschließlich des letzten, um die Gewalttätigkeit zu verstehen, mit welcher dieser sogenannte venetische „Sieg“ über den Erbfeind in die Höhe hinaufgefeiert und gelogen wird. Man braucht bei uns nur die Psychologie Ludendorffs und seines Dolchstoßes zu vergleichen.

Verstehen, wie gesagt, kann man das. Aber man darf nicht vergessen, daß der so verstandene Zustand darum nicht ungefährlicher wird.

Dazu kommt die Geschicktheit der italienischen Innenpolitik. Unsere Rechte verkennt das Wesen des Faschismus. Mussolini ist von Haus aus Sozialist. Man hat in Italien nicht wie bei uns den Sozialismus durch eine blöde Infamierung von politischer Mitarbeit ausgeschlossen und vom Gefühl für nationale Würde auszuschließen versucht. So ist es dort gelungen, eine „nationalsoziale“ Diktatur auf breiter Grundlage zu errichten. Eben hierin liegt nun freilich auch die Gefahr: die politischen Kräfte des Volkes sind chauvinistisch geeinigt.

Wenn wir bedenken, zu welchen Tollheiten der durch eine nun sieben Jahre lang mit Fleiß und Geduld betriebene Ententepolitik der Gemeinheiten und Demütigungen in unsere Jugend und speziell unsere Hochschuljugend hineingezüchtete Zustand der nationalen Überreiztheit und Wut fähig wäre, wenn ihm die Macht sich gesellte, so mögen wir ahnen, wozu das italienische Staatstum sich fähig erweisen kann, nachdem ihm, wie es scheint, endgültig gelungen ist, die bedächtigeren und weiseren Stimmen in sich zum Schweigen zu bringen. Daß Mussolini nach Locarno gegangen ist, ist kein beruhigendes Zeichen. Die machiavellistische Politik — und schließlich hat jede Politik einen Stich ins Machiavellistische — hat immer, wenn sie es für nötig hielt, „einen Grund zu entdecken oder entstehen zu lassen“, starke Unschulddemonstrationen voranzuschicken gewußt. Als Friedrich seine schlesischen Kriege im Kopfe wälzte, schrie er seinen treuherzigen Antimachiavell und bewies so, daß er den Machiavell verstanden hatte. Es kann nämlich werden, sagen zu können: Wir waren so friedlich, daß wir sogar mit Gewalt nach Locarno gingen, da zwang man uns dies oder jenes auf.

⁶ Reise in Italien, deutsch bei Dieberichs, Jena.

Man täusche sich nicht: „Die Hyäne greift nur kranke oder wehrlose Tiere an“, sagt uns die Naturgeschichte. Die aber greift sie nach Naturgesetz an, wenn sie ihr unterem Maul liegen.

„Was für eine Beschimpfung dieser Vergleich mit der Hyäne!“

Keine Beschimpfung, wenn Sie meine Voraussetzungen im Auge behalten. Italien ist durch eine lange Unterdrückung geworden, was es ist: das Land der Carbonari, der Mafia, Camorra und all der anderen Geheimbände und nun dieser überlebensgroßen faschistischen Camorra. Auch Deutschland kann zu etwas Uebel werden, wenn die Erniedrigungspolitik der Entente weiter verfolgt wird — denn mit Locarno hat sie nicht aufgehört, solange raubgierige Nachbarn um dies entwaffnete Staatstum schwer bewaffnet bleiben.

Die eigentliche Frage aber ist die, ob mit jener nationalistischen Übertreibung, zu der die staatliche „Erziehung“ in Italien, wie leider auch in Deutschland und nicht zuletzt in Frankreich sich ausgewachsen hat — von übleren, wenn auch kleineren Staaten nicht zu sprechen — den Völkern selbst und ihrer Zukunft, geschweige dem Frieden in Europa gedient ist. Das deutsche Volkstum ist durch die Mißerziehung der letzten Jahrzehnte zusehends tiefer in die Gefahr hineingesunken, vor lauter „Patriotismus“ zu wirklich nachdenkender und arbeitender Vaterlandsliebe unfähig zu werden.

Sinekopp

Der Große Bauernkrieg nach 400 Jahren

Je mehr wir uns in die Geschichte des großen Bauernkrieges einlesen, desto stärker wird in uns die Erkenntnis von dem tragischen Verlauf jenes Ereignisses: es ist der Zusammenbruch der ersten wirklichen deutschen Volksbewegung; denn alle Massenerhebungen großen Stiles, die sich vorher abspielen, z. B. die Kreuzzüge, waren doch wesentlich Vorgänge innerhalb der feudalen Schichten. Das Volk als mittelalterliches Bürger-, Bauern- und Handwerk stand im wesentlichen abseits vom aktiven Verlauf der Geschichte. Anders wurde das um die Wende des 15. Jahrhunderts. Hatte bisher der Bauernstand außerhalb der Besitz-, Verwaltungs- und Bildungsvorrechte gestanden, so stößt seine Kultur nunmehr aus dumpfem Dahintieren, aus den Schichten des Unterbewußten in die Ebene der Bewußtheit vor: negativ herausgefordert durch die unerträglich gewordene Spannung eines Sklavenzustandes, in den die großen Herren den Bauern mit den Maschen einer grausamen, überlistenden Tradition und Standesmoral eingefangen hatten; positiv durch die Lockerung der Geister in der Reformation, durch die Reden der freien Lehrer und Verkünder, die oft in radikaler Weiterführung der reformatorischen Gedanken dafür sorgten, daß der neue Sturm der Freiheit auch bis in die letzte Bauernkate blies.

So bietet sich uns das erschütternde Schauspiel der Bewußtwerdung eines Standes, der subjektiv sich als Vollzieher der göttlichen Weltordnung und der apokalyptischen Verheißungen fühlt, der objektiv mit seinen wirtschaftlichen und politischen Forderungen (vgl. die 12 Artikel) durchaus im Rechte ist, und dennoch durch den Mord des Schlachtengemegels und der barbarischen Bluturteile zu Boden geschlagen wird. Es ist das alte Verhängnis des Aufstiegs der unteren Klassen: sie sind die Träger der künftigen Geschichte, die Vertreter der neuen, einst siegreichen Idee, das Schicksal wird sich späterhin auf ihre Seite stellen — aber in der Gegenwart triumphiert noch der Machtapparat der herrschenden

Schichten. Der Sieg über die Bauern war keine Widerlegung ihrer Idee, sondern die technisch-strategische Überlegenheit brutaler Machtmittel; ihre Idee sollte trotzdem triumphieren, als die Zeit erfüllt war. Andererseits können die Propheten einer neuen Ordnung nie warten auf die Erfüllung dieser Zeit, ihr Gewissen zwingt sie, vorher loszubrechen; alle proletarischen Revolutionen haben uns das gelehrt. In solchem Lichte gewinnt der Bauernaufstand eine symbolische Leuchtkraft, und um einzelne Führer wie Münzer und Beyer legt sich die Gloriole des Mythos.

Gegenüber der akademischen Geschichtsforschung kann wohl die These aufgestellt werden: aller lebendiger Geschichtsablauf wird für die Schau der Nachwelt nicht so sehr durch die exakten Tatsachen als durch einen Prozeß der Mythenbildung bestimmt. Zwar hat schon der junge Nietzsche neben dem Glanz einer solchen „monumentalistischen Historie“ ihre mythisierenden Gefahren erkannt; doch, von der Forschung abgesehen, erscheint mir diese Art immer noch typisch dafür, wie Geschichte in der Nachwelt weiterlebt. Für den Bauernkrieg, den die Zeitgenossen als eine der satanischen Rebellionen gegen die gottgesetzte Ordnung auffaßten, hat dieser mythische Umdeutungsprozeß sich in den letzten Jahrzehnten zunehmend vollzogen. Historische Bewertung vergangener Geschehnisse kann aber geradezu als Funktion der Zeitgeschichte angesehen werden: ohne ein 1918 wäre uns der Bauernkrieg mit seinem Gipfel im Jahre 1525 nach 400 Jahren schwerlich als groß erschienen. Das soll noch weiterhin an den Beispielen des neueren Schrifttums über jene Zeit klargestellt werden, an dem sich die Verleger aller politischen Schattierungen beteiligen.

330 Jahre hindurch triumphierten in der Geschichtsschreibung die Minderwertigkeitskomplexe gegenüber dem Bauernkrieg, die man ohne weiteres von der feuablen Geschichtsschreibung der Reformation übernahm. Erst die revolutionäre Haltung des Jungen Deutschlands scheint die Vorzeichen umkehren zu wollen, z. B. wenn wir Heines sympathische Worte für Münzer hören. 1856 hat Wilhelm Zimmermann der geschichtlichen Überlieferung gegenüber den Mut, in seiner, wenn auch wenig durchgeistigten, aber sicherlich ausführlichen Geschichte des großen deutschen Bauernkrieges, die ja noch heute neu aufgelegt wird, entschieden und zustimmend für jene Periode Stellung zu nehmen. Ebenso sein Zeitgenosse Friedrich Engels, dessen Bahnen noch radikaler im Sinne der ökonomischen Geschichtsauffassung Karl Kautsky (1920) folgt. Der weitere Verlauf des Prozesses wird dann allerdings durch die Stellungnahme der Zeitgenossen für die Einzelgestalt Thomas Münzers bestimmt; darüber hernach gesondert.

Das Wiederaufleben einer positiven Bewertung der Bauernerhebung mag noch durch einen Vergleich stärker veranschaulicht werden: wer in der Kriegszeit längere Wochen in Freiburg in Baden zugebracht hat, konnte dort täglich den Kanonendonner von der Vogesenfront herüberschallen hören. Ging man weiter in den Schwarzwald hinein, so verkümmerte die dumpfe Melodie in den meisten Tälern; in noch weiter ab sich windenden Gründen erstand sie aber mit überraschender Stärke von neuem auf. — Ähnliche Intervalle treten auch im Echo der Historie auf. 1848 und die Zeit des Weltkrieges sind solche historische Halltöler des Bauernkrieges. Entsprechend ist die Bauernkriegsliteratur in den letzten Jahren gewachsen, obwohl 1925 nur wenig „Jubiläumsliteratur“ hervorbrachte und eigentlich nur lokale Gedenkfeiern stattgefunden haben; nur zufällig traf eine

Reihe von Neuerscheinungen mit dem Gedekjahr zusammen, ihre Notwendigkeit ist in unserem Zeitalter, nicht in einer Jubiläumspychose verankert.

Schon 1913 brachte Hermann Graedener* seinen „Bauernkrieg-Fries“ Ug Urbach heraus. Damals wohl ziemlich unbeachtet. Es ist einer der eigenwilligsten Romane, die wir überhaupt besitzen. Manche mögen ihn in der abgerissenen expressionistischen Sprache, die Elemente des Chronikentils, schwäbische Dialekt-Anschaulichkeit und künstlerische Bizarrität mischt, als nur experimentell empfinden. Dennoch schlägt uns das Werk durch die rauschende Gewalt seiner Ausdrucksmittel in Bann, durch das Pathos seiner Mythologie, die bis in völkische Urzeit zurückklingt. Ein Beispiel für sein Ethos: „Du dumpfes Vieh deutsches, magst du das schon verstehn? Wirf ab das Fremdische, brauchst's nimmer, Heimbelliges wachst aller Orten selbst aus sein Erdwurzeln. Merkt nicht, auf alls unser Leben grad auf ganz alleininnigt eigen warmwüchsig unsers Leben grad zu fleiß, wird herrschwütig draufgezüngelt draufgetrenzt das romanische hebrädische Gemummel das fremdische schändische, — so aber schätz ich: sein ziemliche Zeit mag noch dauern das, geht noch eine Weil hin her, nachher aber wird's herum sein damit, zu End, tot und ab.“

Der süddeutsche Aufstand steht im Mittelpunkt des Geschehens, bei freier Variation des Geschichtlichen. Die Ereignisse um Heilbronn und Weinsberg (Hinrichtung des Grafen Helfenstein) treten besonders hervor und werden von der Psychologie der Bauern aus gerechtfertigt. Masse und Gestalt kommen in gleicher Weise durch die orchestralen Wirkungen des Stiles zur Geltung: so die frei erschaffene Symbolgestalt des hammer-schwingenden Schmiedes Ug und des wortgewaltigen Laienpredigers Lauter. Und als die Masse im Taubergrund zerschlagen wird, kann doch die Idee (in der Gestalt des Schmiedes) nicht vernichtet werden, „er wird wiederum kommen!“ Das Ganze rollt sich als ein Presto furioso ab, in das nur selten ein lyrisches Andante klingt.

Brutal wirkt oft die papstfeindliche Stellung der Bauern. Von der historischen Symbolik aus gesehen mag man die Aufdringlichkeit des erotischen Naturalismus abgedämpft wünschen — aber schließlich gilt hier nicht der Wunsch des Lesers, sondern der schaffende Wille des Künstlers. Es ist eben grelle Holzschchnittmanier, ein naturalistisches Manifest für die Bauern. Merkwürdig, daß ein solches Buch schon 1913 geschrieben wurde.

Zur Ergänzung mag der Band „Alte Bauernschwänke“** von S. Gumbel herausgegeben, hinzutreten: einer der Schätze aus Diederichs ausgezeichnete Reihe „Deutsche Volkheit“, die im weitesten Sinn des Wortes Volksgut werden sollte. Der dumme und der geriffene Bauer, so wie ihn die anderen Stände sahen — das ist das ergötzliche Thema. Gleichzeitig ist aber der Spott der anderen Klassen ein psychologisches Dokument für ihre Haltung gegenüber dem Bauern: denn selbst unter dieser heiteren Oberschicht spüren wir noch die soziale Spannung heraus.

Ein Teil solcher Sittenschilderung bringt nun auch das umfangreiche Quellenwerk von Otto S. Brandt: Der Große Bauernkrieg, zeitgenössische Berichte, Ausagen und Altentstücke***. Aber weit darüber hinaus wird es — als bisher

* Hermann Graedener, Ug Urbach. Neuaufgabe 1924. br. M 6. —, Leinen M 8.50. Eugen Diederichs Verlag, Jena. ** Deutsche Volkheit, Alte Bauernschwänke. Part. M 2. —. Eugen Diederichs Verlag, Jena. *** Das alte Reich. Quellen zur deutschen Kultur. Der große Bauernkrieg. br. M 11. —, geb. M 13.50, Halbleder M 16. —. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

letzter Band des „Alten Reichs“ — durch Urkunde und Abbildung zu einer Originalbiographie, die sich der Bauernkrieg selbst geschrieben hat. Enthält dieser Band das Vorspiel und die süddeutschen Schauplätze des Bauernkrieges, so soll ein zweiter Teil mit Münzer und Mitteldeutschland im Zentrum folgen. Der Wandlung unserer historischen Arbeitsweise entsprechend scheint mir diese Leistung dazu bestimmt zu sein, mit seinen ursprünglichen Urkunden an Stelle der berichteten Episoden und Anekdoten in Zimmermanns Werk zu treten.

Es wäre verlockend, eine nähere Vorstellung von dem Reichtum dieser Urkten zu geben; doch würde das einen zu weiten Raum beanspruchen. Zum erstenmal seit Jahrhunderten spricht die Zeit wieder mit ihrer eigenen Sprache. Wir begreifen aber auch, weshalb das Urteil der Geschichte so partiell ausfallen mußte. Alle Chroniken der Zeit sind ja von den Gegnern der Bauern geschrieben; selbst der mildeste Gegner mußte sich doch zuletzt vielfach gegen die Rebellen aussprechen. Um so wirksamer sind die wenigen eigenen Urkunden der Empörer, ihre Thesen, besonders die 12 Artikel. Erstaunlich modern wirkt die Soziologie dieses untersten Standes, der ein ausgesprochenes Klassenbewußtsein bezeugt; die Käteorganisation ist bei ihnen bereits anzutreffen; sie predigen Toleranz gegen die Juden; sie wollen nicht nur Hörer, sondern Täter des evangelischen Wortes sein; sie verweisen alles Dirnengesindel streng aus ihrem Lager: Von nun an zerreißt der trägerische Vorhang, der sich so lange vor dem wahren Antlitz des Bauernkrieges ausgebreitet, der noch bis heute die Darstellungen der populären Geschichtsdeutung (z. B. in den Schulen) trübt.

Eine hübsche Ergänzung zu diesem starken Bande bildet die Ausgabe des gleichen Verfassers in der Inselbücherei: „Der Bauernkrieg in zeitgenössischen Schilderungen.“ Das schmucke Bändchen enthält vier Chroniken, die nur zum Teil in dem Diederichs-Werk stehen, z. T. die ältere Sprachform noch weniger abändern. Wir sehen, auch der Leipziger Insel-Verlag hat feinsinnig das Echo der Geschichte und den Willen der Zeit verspürt.

Es darf behauptet werden, daß in die allgemeine Auffassung des Bauernkrieges Ernst Bloch für unsre Zeit die entscheidende Wandlung gebracht hat: durch sein Buch „Thomas Münzer als Theologe der Revolution“ (bei Kurt Wolff, München 1921). Es ist ein Werk von ausgesprochen geistiger Haltung, eine „Rettung“ im Sinne Lessings, eine von sicherem Blickpunkt aus visitierte kristallinische Biographie und Auslegung Münzers und seiner Zeit. Es hätte wie Bertrams Nieschewerk den Untertitel „Versuch einer Mythologie“ tragen können.

Bloch spricht sich im Hinblick auf künstlerische Gestaltung dahin aus: „Leider besteht über Münzer oder die Wiedertäufer, trotz Emanuel Quint, noch kein Roman, der diesen ihr Leben wiederbrächte, der einer veränderten Seele, einem veränderten Zeitgrund an diesem wie an keinem anderen Stoff des europäisch gelebten Lebens die Einbringung des bloßen gottleeren ‚Romans‘ in die objektive Wachtraumfälle des ‚russischen Epos‘ erlaubte.“ Von höchster Warte aus gesehen stimmt das, doch sollten sehr erfreuliche Ansätze darüber nicht vergessen werden: denn damals waren bereits Hauptmanns „Florian Geyer“, Graedeners „Uz Urbach“ erschienen. Es folgten Lulu von Strauß und Torney „Der jüngste Tag“^{***} und als Dokumentensammlung der Wiedertäuferband des „alten Reichs“.

* Vgl. „Die Tat“, Augustheft 1924, S. 382. ** Lulu von Strauß und Torney, Der jüngste Tag. hr. III 5.50, Leinen III 8.— Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Eine besondere Umdeutung mußte sich Münzers Gestalt dann in dem kommunistischen Schrifttum gefallen lassen: hier wurde er zum Sammelbecken marxistischer Sehnsüchte. Eine Probe von Franz Hoffmann brachte die „Tat“ im November 1923. Im Jubiläumsjahr brachte Berta Lasf ein Münzerschauspiel (V. J. V. U., Berlin) heraus, das in etwas grotesker Weise Zeitgenossen wie Hindenburg u. a. zu Kommentatoren des Spieles machte. Leider hat der Über-eifer des Staatsanwaltes, der gerade in letzter Zeit an mancher Stelle des radikalen schönggeistigen Schrifttums allzu besorgt eine Gefährdung der Republik witterte, uns um einen genaueren Einblick in dies Werk gebracht.

Verhältnismäßig unbekannt wird geblieben sein, daß auch Walter Flex wiederholt an den Münzerstoff gedacht hat. Zur Ausführung ist nur 1904 ein Theaterstück „Die Bauernfahrer“ gekommen, das 1923 (bei Eduard Bloch, Berlin) gedruckt wurde. Münzer steht im Mittelpunkt dieses Erstlingswerkes eines Primaners, der selbst die Hauptrolle spielte. Aber es ist der typische Geschichtsbuch-Münzer, der am Unmenschentum schließlich geläuterte Held. Alle Gestalten des Stückes riechen nach Theaterpappe. Was Flex sonst noch aus dem Stoffe gestaltet hätte, ist Geheimnis seines frühen Grabes geworden. — Eine weit überlegene künstlerische Schau und stilistische Kraft verrät dagegen die Münzernovelle von Karl Lieblich in dem Bändchen „Traumfahrer“*. Auch hier drängen sich unhistorische Erotik-Momente stark in den Vordergrund. — Weder Lieblichs visionäre Sprache, noch irgendwelchen historischen Schwung weist Paul Schreckenbach in seinen „Mühlhäuser Schwarmgeistern“ auf (L. Staackmann, Leipzig 1924); hier herrschen die stofflichen Durchschnittsinteressen des Unterhaltungsromans. — Zuletzt, im Oktober- und Novemberheft 1925 der Zeitschrift „Zeitwende“ (C. F. Beck, München), veröffentlichte noch Tim Klein eine dreiaktige Tragödie „Thomas Münzer“, die mehr in der Form der dramatischen Skizze es doch zu keiner tragischen Motivierung bringt und im Grunde episch-lyrischer Natur ist: Münzer verfällt als Träumer, Prophet, als „heiliger Narr“ eigentlich willenlos seinem Schicksal. Charakteristisch ist aber, daß Münzer auch von einer so idealistisch zarten, neuchristlichen Seite aus nunmehr symbolisch als positive Kraft empfunden wird.

Im Grunde ist der Stoff des Bauernkrieges natürlich epischer Natur, nur einzelne Führergestalten können zu Trägern dramatischer Kräfte werden. Es sei daher noch kurz erwähnt, daß Will Vesper über das Vorspiel zum Bauernkrieg einige „historische Erzählungen“ (Der Bundschuh, Der arme Konrad, Der Pfeiffer von Niciashausen) niedergeschrieben hat (1924), die aber weder in der historischen noch in der künstlerischen Blickrichtung neue Wege zeigen werden. In den letzten Monaten ging sogar ein Drama vom Armen Konrad von Friedrich Wolf über die Bühne, aber auch hier dämpfte die im Grunde epische Qualität des Stoffes die Wirksamkeit. Noch fehlt uns der deutsche Flaubert oder Zola, der Epiker großen Stiles, der die gewaltigen Visionen jener Zeit vor 400 Jahren in Gestalten zu formen versteht. Davon abgesehen hat sich aber der Stoffgehalt der Bauernkriegszeit in steigendem Maße in den letzten Jahren als künstlerisch aktiv gezeigt, und diese Wirkung ist sicherlich noch nicht erschöpft.

Doch noch einmal zum Dokumentarischen und Biographischen. Trotz des heim-

* Karl Lieblich, Die Traumfahrer. br. M 2.50, geb. M 3.50. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

lichen Glanzes der Überlieferung, der sich um Münzer gewoben hatte, fehlte es ganz an einem Neubruck seines eigenen reichen, weit verstreuten Schrifttums; abgesehen von zwei philologischen Text-Einzelausgaben, die 1893 und 1901 in einer Sammlung frühneuhochdeutscher Denkmäler herauskamen. Hier darf ein eigener erster Versuch in dieser Richtung genannt werden in dem Bande „Thomas Münzer“ (Sancatische Verlagsanstalt, Hamburg 1925). Sorgsam wurde die alte Sprachform gewahrt, und nun haben wir die Möglichkeit, in Klang und Wahl seiner leidenschaftlichen, verzückten und herrischen Worte Münzer wieder selbst zu hören. Die Auswahl sucht gegenüber rein historischen oder ökonomischen Interessen die religiöse Urkraft des Bauernführers ins Bewußtsein zurückzurufen und den Konflikt Luther-Münzer als den Schicksalsgegensatz zwischen Führer und Folger zu verdeutlichen. Auch diese Sammlung bekämpft die geschichtliche Verunglimpfung der Bauernerhebung und ihres geistigen Führers; sie möge eine Vorstufe für eine vollständige Ausgabe des Münzerischen Schrifttums sein, die uns hoffentlich bald geschenkt wird.

Zuletzt ist Joachim Zimmermanns Münzerbiographie zu nennen (Ullstein, Berlin 1925). In ihr, wie vor allem in der vorigen Sammlung, sind auch die erhaltenen Münzerbildnisse wiedergegeben, deren historische Glaubwürdigkeit allerdings schwach ist. J. Zimmermann nennt seine Darstellung „ein deutsches Schicksal“. Das Buch ist sehr flüssig, klar, ja mit einer gewissen Wärme geschrieben, es ist geradezu eine geschichtliche Volksausgabe. (Die Quellen werden leider nicht verzeichnet.) Auch längere Originalstücke werden im Zusammenhang angeführt, z. B. die Prager Proklamation. Leider übernimmt der Verfasser am Schluß seines Werkes die Legenden von Münzers Feigheit beim Nahen des Todes, sogar seine Bekehrung in letzter Stunde. Derartiges sollte nicht mehr möglich sein, nachdem Bloch auf den soziologischen Ursprung und die psychologische Unwahrscheinlichkeit dieser Überlieferung hingewiesen hat. Überhaupt finden sich in diesem Buche unter dem Mantel der Objektivität typische Züge der bürgerlichen Geschichtsschreibung. Hatte der Namensvetter des Verfassers die Niederlage der Bauern als Untergang größter Hoffnungen bedauert, so erblickt der Verfasser in dem Sieg über die Bauern den Triumph der Vernunft über das Chaos.

Und damit kehren wir zum Ausgangspunkt unserer Darstellung zurück, nachdem wir den verschiedenen Widerspiegelungen des historischen Materials nachgegangen sind. Gerade der letzte Fall zeigt deutlich, wie bedingt die Objektivität der Geschichtsschreibung ist. Will man „Objektives“ im Sinne des Quellenmaterials, so halte man sich an die Gesamtheit der alten Urkunden; ihre Wertung nehme die Geschichtskritik vor. Zu einer Geschichtsschreibung großen Stils gehört aber eine zentrale geistige Schau. In dieser Hinsicht wirkt Zimmermanns Münzer blaß und matt neben der vielleicht einseitigeren Vision Blochs. Geschichtsbedeutung ohne geistiges Gerüst, ohne kristallinische Denksucht bleibt leer und haltungslos.

Ulrich Ehrentreich

Alte Form und neues Werden in deutscher Seele

Wacht und tief ist das Sehnen des deutschen Volkes, im Schwanken der Gegenwart Halt und Richtung zu gewinnen durch Versenkung in den Grund des eigenen Wesens. Es sucht die echten Quellen deutscher Volkheit, wie es Goethe mit glücklichem Griff genannt hat.

Schon seit Jahren aber erleben wir es, daß sich allerlei Geschäftstüchtigkeit dieses Sehnen zunuge machen möchte, um eine Menge Erzeugnisse von teilweise recht zweifelhafter Gestalt an den Mann zu bringen. Denn so einfach ist die Sache nicht, daß man nur in dem ungeheuren Berg von Überliefertem wählen brauche und dem Sehnen des Volkes alles bieten dürfe, wenn es nur „alt“ und „deutsch“ scheint! Im Gegenteil, nirgends ist die Verantwortung von Verleger und Herausgeber größer als gerade bei dem, was „Volksgut“ sein soll! Zwei Gefahren sind es vor allem, die hier drohen — und nur der wird sie vermeiden, der in seinem eigenen Wesen so echt und so sehr Volk ist, daß er wie die Wünschelrute nur da bewegt wird, wo er mit Edelstein in Berührung kommt.

Die eine Gefahr ist die, daß das Erbe der Vergangenheit wahllos in dem Gewande geboten wird, in dem es uns zufällig überliefert ist. Wieviele Hüllen, die Unverstand, Willkür, Tendenz oder Mode darumgelegt, sind aber oft abzulösen, bis der echte Kern wieder frei liegt. Wie abschreckend klang uns z. B. schon der bloße Name „Saxo Grammaticus“. Nun aber sehen wir mit Staunen, welch köstlichen Schatz die stachlige Hülle barg. Die „Nordischen Heldensagen“ und „Dänischen Heldensagen“ nach „Saxo Grammaticus“ („Deutsche Volkheit“)* sind prachtvolle Beispiele nordischer Geisteskultur, so echt und kraftvoll, wie das germanische Leben selbst. Was Prof. Paul Hermann hier geleistet hat, das ist vorbildlich für alle derartige Arbeit. Daß sie aber so gelang, ist uns tröstliche Sicherheit dafür, daß der Geist der Brüder Grimm noch lebt und daß es drum auch der Gegenwart in ihrem neu aufbrechenden Sehnen nach dem echten Erbe nicht an Führern fehlt, die der großen Vorbilder würdig sind!

Dies ist vielleicht das größte Verdienst von Herausgeber und Verleger, daß es ihnen gelang, für ihre groß angelegte Sammlung „Deutsche Volkheit“ gerade solche Männer zu finden, die mit wissenschaftlicher Zuverlässigkeit die Quellen behandeln, die aber darüber hinaus jenes tiefe und schöpferische Verhältnis zur Sprache haben, aus dem allein überzeugende Sprachgestalt erwächst.

Daß aber die Mitarbeiter der „Deutschen Volkheit“ auf dem rechten Weg sind, das zeigen wieder die drei neu vorliegenden Bändchen „Rübezahl“ (von Will-Elrich Deuckert): Der Ausnützer der Konjunktur hätte sich begnügt, die alten Fassungen von Prätorius und Musäus neu „auszuwählen“ und hier und da etwas „aufzubügeln“. Hier geschah anderes: hinter dem zeitlichen, teils literarisch, teils tendenziell bedingten Wortlaut, wurde das überzeitliche, der echte, mythische Gehalt wieder geschaut und im Wort gestaltet. Das vermochte freilich nur ein Sohn schlesischen Bodens, in dem deshalb dieselbe Kraft geheimnisvoll lebendig ist, die einst den Mythos schuf. Hier ist der echte Rübezahl, den wir heute brauchen.

Denn das leitet uns über zu der zweiten Gefahr beim Sichten des Volkstümlichen: daß der Blick allzusehr in die Vergangenheit gerichtet ist. Nicht aber können wir eine Überschwemmung der lebendigen Gegenwart mit totem Wust befechten. Lebendig an der Vergangenheit aber ist nur, was irgendwie auch noch in der Seele der Gegenwart lebt, wenn auch verdrängt oder verfälscht. Volkheit — das heißt nicht nur Zurückgehen in die Vergangenheit, sondern vor allem: Hinabsteigen in tiefere, dem Quell des Lebens noch nähere, unverbrauchte Schichten unserer eigenen Seele. Nur was hier noch lebendige Anknüpfung findet vom Erbe der Vergangenheit, ist nicht tote Romantik. Daß die Weiterbildung des überlieferten

* Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Mythos heute noch möglich ist, zeigt das Bändchen: „Stilzel, der Kobold des Böhmerwaldes“ von Hans Waglik. Denn was uns hier geschenkt wird, das ist ein dichterisch neugegestalteter alter Mythos. Waglik ist ein Dichter in der strengen Bedeutung des Wortes: was im Böhmerwald ungeformt und ungefalt an Gerächten, Geschichtchen und Einzelzügen von dem böhmischen Gespenste Stilzel lebte, das hat er verdichtet zu einer Sagensgestalt voll lebendiger Wahrheit. Der Beweis liegt schon in den fünf Holzschnitten von B. Kössing, die dem Bändchen beigegeben sind: so gespenstisch, alptraumhaft unmöglich dieser Stilzel scheint, so echt und voll jener höheren Wahrheit, die die Schau des Künstlers gibt, blickt er uns aus diesen Holzschnitten an. Das ist keine „Illustration“ — aber Aufhellung: wir merken keinen Sprung vom Wort zum Bild; wir schauen durchs äußere Auge, was wir zugleich mit dem inneren Auge — durchs Wort erblicken.

Daß aber unsere Zeit auch neue mythen-schaffende Kraft besitzt — dieses Wunder zeigt das dritte der neuen Bändchen: „Von wilde Keetls in'n Brook“, neue plattdeutsche Märchen, vertellt von Hans Freerk Blund (mit vier Holzschnitten). „Hier stehen neben den uralten Elementargesichtern, Wald- und Wassergeschöpfen, Unterirdischen und Riesen gleichberechtigt und mit unanfechtbarer Selbstverständlichkeit die Verkörperungen der vom Menschen unterjochten Elemente, und diese, aus Fabrik- und Schiffshornstein sich hebenden, als Kolbenstoß, Schrauben- und Räder-schwung tobenden Geister haben in der Welt dieses Dichters dieselbe Wirklichkeit erlangt wie das alte Volk unserer Sagen und Märchen.“ (Ina Seidel) Diese Märchen sind so sehr in niederdeutschem Boden verwurzelt, daß sie in Plattdeutsch geschrieben werden mußten. So ist Blund der beste Beweis für das oben Gesagte: volkhaft, das ist weniger eine Frage zeitlicher Vergangenheit als seelischer Vertiefung.

Philipp Hört

„Stilzel“ und seine Verwandten*

Jede einzelne Landschaft ist im Glauben ihrer Bewohner mit einer Menge unsichtbarer Geisterwesen bevölkert, die den Menschen bald gut, bald böse wollen; von manchen wieder erzählt man sich auch heitere, ja geradezu schwankhafte Züge. Sie und da sind solche Sagensgestalten zum Wahrzeichen ihrer Heimat geworden wie der Rabezahl des Riesengebirges oder sie wurden so volkstümlich, daß man ihre Bilder in Anlagen oder auf Brunnen stellte.

Eine sehr gefürchtete Familie der Nachtgespenster ist die der „Aufhocker“. Einem ihrer Angehörigen, dem „Zudup“, hat man in Silbesheim neuerer Zeit sogar ein lustiges Denkmal gesetzt; der Bronzeguß stellt einen Mann dar, der einen Saß mit gestoplenen Äpfeln hinter sich herzieht und dem ein grimmiger Zwerg auf dem Buckel hocht. Eine plattdeutsche Inschrift auf dem Sockel ermahnt die Jungen in einem artigen Reim, „bei Äppels stahn“ zu lassen und droht den „Stehbleifs“ mit dem bösen Zudup.

Friedrich Ranke hat im 9. Jahrgang der „Bayerischen Zeitschrift für Volkskunde“ die deutschen Überlieferungen über die Aufhockergespenster zusammengestellt. Es gibt eine Unzahl solcher Plagegeister und sie treten in den verschiedensten Gestalten auf. Bald ist es ein Mann, sehr oft ein schwarzer Pudelhund, ein Schimmel, ein altes Weib, die verstorbene Gattin (auf dem Friedhofe), ein kleiner Junge mit roter

* Hans Waglik, Stilzel, der Kobold des Böhmerwaldes. Neuester Band der Sammlung „Deutsche Volkheit“, Eugen Diederichs Verlag in Jena.

Müge oder ein Zwerg, ein Kind, ein kleines Tier, eine Otter, ein Ziegenbock oder sonst eine Last; in der Lausitz ist es Frau Tod, in der Slowakei und in Polen die Pest. Fast immer wächst die Bürde bald zur unerträglichen Schwere an. In Norddeutschland tritt das Aufhockergespenst auch zur Mittagsstunde auf, ähnlich wie die slavische Mittagsbere (Polednice). Auch die örtlichen Bezeichnungen des Gespenstes sind verschieden; so hat Niedersachsen den „Irrwächter“, Schlesien den „Soctuff“, Unterfranken das „Sennekalb“, die Oberpfalz den „Semann“ oder „Sojmann“, das Angeltal in Deutschböhmen den „böhmischen Mann“, dieses und überhaupt der mittlere Böhmerwald den „Stilzel“, Tirol den „Dug“, die Schweiz den „Brennenden“, das Elsaß das „Schnürbübel“, das flamische Brabant seinen „Lodder“.

Eine solche starke Vorstellung mußte auch im Schrifttum ihren Niederschlag finden; so in Auerbachs Volkserzählung „Ivo der Sajele“, wo das Gespenst „Moclepete“ heißt; Goethe schrieb der Pudelgestalt seines Mephistopheles die Suchupnatur zu; Voß beschreibt in seiner Idylle von den büßenden Jungfrauen die Schauer der Einsamkeit am nächtlichen Weiber: „und mir wars, als hockt' unfreundliche Last auf die Schulter“; Wieland sagt in der Geschichte vom weisen Danischmend von der Übertreibungsucht der Weiber, daß sie Kleinigkeiten immer größer und größer werden lassen „wie ein Nachtgeist, der sich einem Wanderer auf die Schulter hockt“; und neuester Zeit spukt der Druckgeist noch in Walter Fler's „Wanderer zwischen beiden Welten“.

Das Verbreitungsgebiet des Stoffes ist nicht nur auf die Deutschen beschränkt; es gibt eine Menge nordischer, irischer, slavischer und anderer Parallelen; es bestehen stoffliche Beziehungen zu den Sagenkreisen vom Rübezahl, vom wilden Jäger, zum Werwolfglauben, zur Legende vom hl. Christophorus und zu indischen Überlieferungen.

Die Volksforscher, die sich mit diesen Aufhocker-Erscheinungen und den zugehörigen Sagenstoffen eingehend beschäftigt haben, wie Laistner, Jahn, Söfley, Schwarz und Kante, erklären sie übereinstimmend als eine andere Form des Alptraums, dessen seelische Erregerin Beklemmung und Angst sind, die den einsamen Wanderer an unheimlichen Stellen, auf weiten Wegen durch finstere Wälder oder tiefe Schluchten überfällt und nicht eher losläßt, als bis er oft nach langem Herumirren wieder zu menschlichen Behausungen (in vielen Berichten: unter den Bereich der Dachtraufe) gelangt.

Ein solcher Aufhocker treibt seit alter Zeit auch im mittleren Böhmerwalde (in der großen Landsenke zwischen Neuern und Furth im Walde) sein Unwesen. Er wurde einst im Alpdruck, im Angsterlebnis nächtlicher Waldwanderer geboren; Pächter, Wildschützen, Pechschaber und anderes Waldgelichter haben, den Aberglauben des naiven Volkes mißbrauchend, diesem das Aufhockergespenst zum vielfachen wirklichen Erlebnis werden lassen. Solche Fälle, daß aus Mutwillen, aus Raubgier oder um den Umwohnern das nächtliche Betreten ganzer Waldreviere zu verleiden, bössartige Waldläufer den Aufhocker spielten, werden auch aus anderen Gegenden berichtet. So bildete sich unter der Vielartigkeit derlebnisse mit der Zeit ein förmlicher Sagenkreis um diese Gestalt.

Unser Stilzel soll zu Lebzeiten ein Kossbirt gewesen sein, der einmal seinen hundertsten Gaul nicht finden konnte, weil er selber auf ihm saß; darum hängte er sich an seiner Peitsche im Walde auf. (Auch in einer Erzählung aus Posen ist der Auf-

hoder ein solcher Selbstmörder.) Diesem Kosshirten wurden vom Volke auch noch andere Tüde angedichtet, so daß er ihm zu einer halb schelmischen, halb bössartigen Erscheinung wurde. Doch überwiegt heute schon die schelmische Auffassung und es kommt vor, daß z. B. ein Bauer selbst seinen kleinen Buben, den ungebärdigen Jährling, scherzhaft einen „Stilzel“ heißt.

Es ist bei dieser Volkstümlichkeit des Aufhoders und Ireführers Stilzel kein Wunder, wenn sich der Dichter mit den Überlieferungen beschäftigt, die von dieser Gestalt erzählt werden, wenn er die Sagenstoffe, die sich um diesen Waldgeist gebildet haben, sammelt und in seiner Art um- und höher wertet. Auf solche Weise ist das letzte Bändchen der Diederichschen Sammlung „Deutsche Volkheit“ entstanden, Hans Wagners „Stilzel, der Kobold des Böhmerwaldes“, ein Werk, das seiner Entstehung nach wohl die Erinnerung an die Sagensammlung des alten Pratorius über Rübezahl wecken kann, aber inhaltlich viel reicher, wigiger und mannigfaltiger, Kulturgeschichtlich vertieft, und in seiner Form außerdem ein dichterisches Kunstwerk ist, mit dem sich ertümlich bajuwariſcher Stammesgeist aus Sudetenland zur Einreihung in die gesamtdeutsche Volkheit meldet.

Joseph Blau

Berdjajew und Dostojewski*

Nikolai Alexandrowitsch Berdjajew, der bedeutendste Vertreter der zeitgenössischen russischen Philosophie, insbesondere der oft so genialen und tief sinnigen russischen Religionsphilosophie, und der vielleicht einzige Jünger des unvergesslichen Solowjow, gehört in den kleinen Kreis der wenigen auserwählten Gestalten, denen man eine europäische Bedeutung und Geltung wohl zusprechen kann. Denn sein außerordentlich umfangreiches philosophisches Lebenswerk**, das eine Fülle der verschiedenartigsten Probleme und Themen von grundsätzlicher Bedeutung behandelt, wurde nicht nur geboren aus spezifisch russischem Geiste und einer innigen Fühlung mit nahezu allen grundlegenden russischen Geistesströmungen während des letzten Jahrhunderts, sondern zeigt darüber hinaus ein umfassendes und tiefes Vertrautsein mit den großen Geistesgestalten und der besonderen Problematik auch der westeuropäischen Völker.

Daß dabei auch deutscher Geist und deutsche Lebensgestaltung einen besonders hohen Einfluß geübt, das versteht sich bei dem universalen Charakter dieses Geistes und bei der wachsenden Mächtigkeit der Beziehungen gerade des deutschen Menschen zu den großen Lebensproblemen des Ostens, von selbst.

Schon der eine Umstand, daß neben der Mystik des Jakob Böhme und der Philosophie des deutschen Idealismus an der Entwicklung der philosophischen Anschauungen Berdjajews vor allem die große Erscheinung Friedrich Nietsches entscheidend mitgewirkt hat, bezeugt es. Auch gehört Berdjajew zu den wenigen original-russischen Denkern, die ein innerliches Verhältnis besigen zu Goethe, dem „Größten der Großen“, wie ihn Berdjajew selber genannt hat***.

Wenn daher eine Persönlichkeit von solchem geistigen Range, solcher Klarheit

* N. Berdjajew: „Die Weltanschauung Dostojewskis.“ Aus dem Russischen von Wolfgang v. Groeger. München (Verf.) 1925; 209 S.; 5.— M. ** Vgl. besonders „Die geistige Krisis der Intelligenz“ (1908). „Die Philosophie der Freiheit.“ (1911). „Der Sinn des Schaffens. Versuch einer Rechtfertigung des Menschen“ (1916). „Vom Sinn der Geschichte“ (1921). (Dieses Werk erschien soeben in deutscher Übertragung bei Reichl-Darmstadt.) *** S. a. a. O. S. 22.

und solcher Universalität eine Schrift veröffentlicht über die Weltanschauung nicht nur des größten dichterischen Genius, sondern auch des größten Metaphysikers, den Rußland bisher hervorgebracht hat, über Dostojewski, und zugleich in einem kurzen Vorwort zu dieser Schrift noch besonders hervorhebt, wie tief ihn dieser Dichterdenker von Kind auf erschüttert und seine eigene philosophische Geistesentwicklung beeinflusst habe —, so darf man wohl schließen, daß diese Schrift innerhalb der Dostojewski-Literatur zu den außergewöhnlichen Erscheinungen zählt.

Und in der Tat: Diese hohe Erwartung wird nicht getäuscht. Denn unzweifelhaft gehört Běrdjajews Würdigung Dostojewskis zu dem Innerlich-Reichsten, philosophisch Abgeklärtesten, was bisher überhaupt über Dostojewski gesagt worden ist. Ja, Keines hat diese Darstellung fast allen bisherigen Schriften über den Dichter, auch den bedeutendsten — ich nenne nur Stefan Zweig, Mereščkowsky, Thurneyssen und Prager — voraus:

Die unerbittliche, nicht nur logisch-psychologische, sondern metaphysische Konsequenz, mit welcher hier ein überragender Kenner auf die letzten geistigen Grundprobleme, die Dostojewski erschütterten, auf die geheime Ideendialektik im Kerne seiner Werke durchdringt — bis zu jener kritischen Gesamtwürdigung des Dichters*, insbesondere seiner zwiespältigen Stellung zum Problem der Kultur, die zu dem Erstaunlichsten und Umfassendsten an Selbsterkenntnis gehört, was wir über die seelische Struktur des russischen Menschen besitzen. Martin Raubisch

Atheistische Mystik

Leopold Ziegler faßt in seinem Buche „Gestaltwandel der Götter**“ sein Problem mit soviel religiösem Verständnis, daß man von der ersten Seite an außer Zweifel darüber ist, es möge auf diesem Wege eine moderne Mystik, selbst atheistischer Art, sich allerdings antreffen lassen. Ob wirklich am Ende und als letztes Ziel des Weges, ist mir freilich sehr zweifelhaft. So scheint es auch dem Verfasser — wenn ich die sehr schöne kleine Dichtung in archaisierendem Tonfall recht verstehe, welche das Buch eröffnet. Und das trotz der heftigen und durch die eigenen positiven Ausführungen in keiner Weise gedeckten Ausfälle gegen den Gottgedanken, die er seinem Werke einfließt und die durchaus den Eindruck machen, nicht eigener Einsicht, sondern der Ehrfurcht gegen die Manen Nietzsche zu entstammen. Ziegler spricht in dieser kleinen Dichtung den Gedanken Goethes „Wär nicht das Auge sonnenhaft, die Sonne könnt es nicht erblicken“ dahin aus, daß wie notwendig erst „göttlich“ sein müßten, um Gott und Götter glauben zu dürfen. Was für eine Psychologie! Und dann: Ziegler ist verständnisvoll genug, um zu sehen, daß dies Göttliche, das der Mensch haben muß, um Götter glauben zu dürfen, sich nicht nach dem Quantum, sondern nach der Qualität bemesse, wonach soviel „wie ein Senfkorn“ die Wirkung des Ganzen hat? Vielleicht je kleiner und mutloser dies Göttliche im Menschen ist, desto mehr der Mensch geneigt ist, sich Gott und Götter als von außen her wirkend vor- und gegenüberzustellen, je stärker und bewußter, desto mehr: sich selbst als Teil und Ausstrahlung Gottes zu fühlen. Doch können einige Grundempfindungen im Gefühl des Göttlichen auch den stark Religiösen an dieser Einsfählung mit dem Göttlichen hindern. Jedenfalls darf die Zurückhaltung in dieser Sache nicht aus formalen Gründen von vornherein diskreditiert gelten.

Sehen wir näher zu. Der Gottesbegriff ist gefunden worden, soweit seine Er-

* Besonders S. 200 ff. ** Verlag Otto Reichl, Darmstadt.

kenntnisseite in Frage kommt, als eine Erhellung und Erweiterung des menschlichen Bewußtseins. Freilich schloß er von vornherein auch eine bestimmte Gerichtetheit des Bewußtseins ein; und von hier aus ist er in den letzten Zeiten so sehr zum geraden Gegenteil seiner eigenen ursprünglichen Bedeutung, zu einer Verengung unsres Bewußtseins geworden, es haftet ihm soviel Kleinlichkeit, soviel Furchtsamkeit und zugleich Selbstgerechtigkeit, soviel zänkisches und muffiges Wesen, dabei wieder soviel Unlebendigkeit und Abstraktion an, daß man nunmehr eine Streichung dieses Begriffs wie eine Befreiung und Erhellung allerdings empfindet. Aus diesem Grunde haben schon manche in unsrer Zeit eine aufrichtige Scheu geäußert, ihn anzusprechen nicht sowohl aus Gottesleugnung als aus Gottesheiligung. Man hat vorgeschlagen — ich denke, Samerling war es zuerst — den Namen einmal hundert Jahre ruhen zu lassen, damit er in neuer Kraft auftauchen könne. Der Vorschlag — ich selbst habe ihn gelegentlich unterstützt — scheint mir doch unpraktisch; denn gerade die, an die er vor allem geht, würden ihn nicht befolgen, so daß ein weiteres Herunterkommen dieses heiligsten Begriffs unsrer Sprache die Folge wäre. Man könnte aber fortfahren: So lassen wir, die wir Bescheid wissen, den ganzen Begriff als Begriff eben fallen! Haben wir nur den Inhalt uns herausgeschöpft, so möge der Begriff in den Staub sinken wie eine leergewordene Schale, daß der Wind mit ihm spiele. Zuversicht zur Güte der Welt, zu einem Sinn der Welt, Mut zu einem uneigennütigen Leben und was er sonst in sich halten mag. Und dies ist nun die Aufgabe, die Ziegler sich offenbar gestellt hat. Obwohl er nun dabei, wie man anerkennen muß, sehr verständnisvoll vorgeht, so scheint er mir doch an einigen Stellen zu versagen. Und diese Stellen sind leider die grundsätzlichen, die, in denen die Lösung der ganzen Frage liegt.

Ziel und tiefstes Herz aller Religion sei von jeher die Vergottung. Die Selbstvergottung des Menschen. Von der naiven Vergottung des ganzen Lebens, wie sie bei Homer vorliegt, zur bewußten Vergottung, wie sie als Ziel unsrer Selbstentzweiung in unsrer Zukunft steht. Wenn nun bereits Götter äußerlich da sind, so sei der Mensch zur Erreichung der Vergottung auf magische Mittel angewiesen, wie sie in den christlichen Sakramenten denn auch vorlägen. Die wahre Vergottung bagegen, Selbstvergottung, bringe nur die Religion, die Leben und Tat sei.

Und zwar erstens in Verschuldung und Entföhnung.

Diese Erörterungen gehen in die Tiefe und berühren gewiß den Herzpunkt, wie aller Religion, so ganz insbesondere der abendländischen. Das bloße Unschuldseinswollen sei bereits grundsätzliche Abweisung alles wahren Lebens und aller wahren Religion, sagt Ziegler. Es gelingt ihm doch nicht, diese tief sinnige Behauptung über den Wert eines geistreichen Paradoxes hinauszufördern. In Wahrheit handelt es sich doch hier wie so oft in der Religion darum, daß entgegengesetzte Kräfte am Werk sind. Nicht die Unschuld, sondern das innerlich mächtige Leben ist höchster Wert. Und zu dem mag die Schuld gehören. Dann aber doch nicht als Gegenstand eines Wollens, sondern als hinderlich empfundene Tatsache. Mag sein, daß erst die Schuld unserm Leben Mächtigkeit und Lebenswert, Inhalt gibt; aber doch erst dadurch, daß wir eben nicht Schuld, sondern allerdings Unschuld und darum Entföhnung wollen. Daß diese Entföhnung darin liegt, daß wir der schuldbigen Tat einen andern Täter, einen wiedergeborenen, neuen Menschen entgegenstellen, ist dabei eine gute Erklärung Zieglers, setzt aber doch eben auch den Willen zur Unschuld voraus. Und so ist es wohl auch gemeint.

Weiterhin geht die Selbstvergottung durch Opfer und Wiedergeburt, Opfer des Besizes um des Selbsts, des Selbsts um des höheren Selbsts und des Lebens überhaupt um des höheren, wahreren . . . hier verfaßt Ziegler die Stimme. Daß bei diesem Opfer nicht unter allen Umständen die äußerlich vollzogene Opfertat gemeint sein kann, beweist er durch den Hinweis auf seine bittre Form, das Opfer des Lebens, das andernfalls den Selbstmord fordern würde. Es handelt sich offenbar um die innere Tat, die Bereitschaft zum Opfer und seine tiefinnerlichste Bejahung.

Endlich geht die Selbstvergottung durch Schöpfung und Erlösung. Schöpfung als innere Mitschöpfung und Bejahung der Gesamtschöpfung mitsamt Übel und Bösem, und Erlösung, nicht von der Welt, sondern zu ihr.

Hier ist es, wo — am eigentlich entscheidenden Zielpunkt des Ganzen, der Verfasser der Rundform der Weltanschauung willen unter der Ebene der eigenen Erkenntnisse bleibt. Er hat gerade noch mit sehr heftigen, höhnenen und, was ihm im ästhetischen Niesscheraufsch leider öfter zustoßt, sehr exaltierten Worten — die große Kunst macht ihn mitunter rasen — die christliche Form der Unsterblichkeit zurückgewiesen, nach welcher nicht nur der Herr Niessche, sondern auch der Herr Schulze, nicht nur der Herr Ziegler, sondern auch der Herr Müller unsterblich ist. Wie? ruft er, dieses „Wirrwal ewig verzeichneter, ewig krüppelhafter, ewig mißgebärtiger Lebensgebilde“, das „wie allerlei glucksender, gurgelnder, grunzender Blasenchaum aus einem stinkenden Schlammkrater entsteigt, erst flüssig und heiß, dann in allmählicher Erstarrung zur Kruste verfestigt und versteinert . . . der unsterbliche Herr Müller, der unsterbliche Herr Schmidt, der unsterbliche Herr Schulze — unendlicher Meerwurm wüßig wimmelnden Gekribbels auf allen Tag- und Nachtgestirnen, unendlicher Tausendfuß freßzangenbeißenden und kneifenden Geschmeißes: emporgehauht aus dem Lebensabgrund gottlob nur für Blizschnelle, Blizhelle eines Augenblicks, und dann als Ausgeburt ruchloser Daseinsgier im klingenden Nichts spurlos verschwunden. . .“ — das soll nun gar unsterblich sein? ewig sein?

Man halte diese Reden, die man fast Tiraden nennen möchte, sorgfältig im Gedächtnis. Wir werden gleich ein ganz anderes Register hören. Ziegler hält den „satanischen Ungedanken“ einer Unsterblichkeit der Seele als solcher für spezifisch „Christlich“, während er der Antike die „religiös allein zu rechtfertigende erworbene Unsterblichkeit“ zuschreibt. Jeder Primaner, der seinen Cicero kennt, weiß, daß es umgekehrt steht. Der Unsterblichkeitsgedanke in dieser Form der sozusagen angeborenen Unsterblichkeit ist gerade aus der Antike in unsre Religionsentwicklung hineingekommen. Die israelitische Religion kennt ihn von Haus aus weniger als irgendeine andere Religion. Die Annahme einer solchen angeborenen Unsterblichkeit führte dann zu den Hilfsvorstellungen der Hölle, des Segefeuers und der Verklärung*, um sich religiös rechtfertigen zu lassen, und hat schon bei Plato zu entsprechenden Vorstellungen geführt. Man lese im Phädon** die Schlusshilberung der Seelenwelt, wie sie Sokrates entwirft, unmittelbar bevor er das Gift nimmt.

* Es ist ja in Wirklichkeit niemals (auch in der Vorstellung der Kirche nie) der Mensch in der Kleinlichkeit seines Tageslebens für unsterblich genommen worden, sondern sozusagen seine Idee, der in ihm seine Verwirklichung suchende Gottesgedanke. Das „Vergängliche“, wozu ja gewiß der ganze „grunzende Blasenchaum“ Zieglers vor allem gehört, fiel gerade ab und nur das „Unvergängliche“, der innere Wert des Menschen, eben das, was man als seine „Seele“ verstand, war unsterblich und wurde „verklärt“, wir würden sagen weiter entwickelt. ** Ich

Aber wie dem sei, wir halten fest: Ziegler nimmt mit großer Wucht Partei für den — in der modernen Theologie meines Wissens seit Schleiermacher heimischen — Gedanken einer „erworbenen Unsterblichkeit“. Wenn er darauf hinweist, daß dieser Gedanke in den antiken Mysterien vorgebildet ist, so mag das sein, aber nur so, wie alle hohen und höchsten Entdeckungen der menschlichen Seele symbolisch bereits in den primitivsten Äußerungen der Religion eingewickelt sind (dafür sorgt der „Ver-nunftinstinkt“, von dem unsre klassische Philosophie wußte), daher nicht gerade sehr eindeutig: Plato im Phädon hat die Mysterien gerade für seine Idee der angeborenen Unsterblichkeit in Anspruch genommen. Indem nun aber Ziegler zum dritten Stück der Vergottung übergeht, zur Schöpfung durch Bejahung der Welt, und zwar der ganzen Welt, so fährt er mit gleicher Inbrunst, wie er sich eben über die „christunsterblichen Schulze und Müller“ geärgert hat, nunmehr aus, daß für den wahrhaft wohlwollend Gewordenen alle Unterschiede an Gestalt, Seele und Geist, Adel und Wert gegenstandslos geworden seien, und er fährt lange Listen von Lastern und Tugenden, Leiden und Freuden, Unzulänglichkeiten und Kleinlichkeiten, kurz Schulze- und Müllerhaftigkeiten auf, die alle gleicherweise innerlich bejaht werden sollen, ja deren ausdrückliche ewige Wiederkehr bejaht werden müsse, was denn doch noch ein Tächtiges schlimmer ist als angeborene Unsterblichkeit und gewiß zu der „erworbenen“ wenig genug paßt. Das tut er und betont auch noch, daß beides zusammengehe (ohne indes zu sagen, wie) und betont, daß derselbe Buddha, der mit unerhörter Schärfe den geborenen Anecht und Hundsfott vom höheren Menschen unterscheidet, doch wieder Straßenräuber und Zuhlerin willkommen hieß (freilich nicht als Straßenräuber oder Zuhlerin!) — und wenn er das getan hat, so setzt er sich hin und spricht seinen Abscheu aus gegen die Künste, mit denen das Christentum den Schöpfer dieser verwerflichen Welt zugleich als wohlwollenden Vater gesetzt habe.

Wer die Berechtigung starker Widersprüche in der Religion sieht und versteht, der hat, meine ich, die Pflicht, noch etwas mehr zu sehen und zu verstehen von den Paradoxen, in denen alle wirkliche Religion von je lebt und leben muß. Leben muß, weil sie Leben und Bewegung ist, während die Begriffe, in welchen sie ihre Erkenntnisse ausdrückt, jeweils nur Stillstehendes fassen können, oder vielmehr Sich-bewegendes, um es zu fassen, still stellen, „ver—stehen“ müssen.

Er darf wissen, daß religiöse Erkenntnisse in sich ein inneres Schaffen sind, daß sie von der Wirklichkeit ihrer Schöpfungen überzeugt sind, nicht obwohl, sondern eben weil sie sie schaffen, schaffen in innerer Erregung und in der Aufbietung aller höchsten Seelenkraft, schaffen, weil eine innere Wirklichkeit sie zwingt, diese Dinge, seien es Unsterblichkeiten, Götter oder Himmel, oder sei es, was es sei, zu schaffen und durch ihre Schöpfung sich erlöst zu fühlen und zu wissen.

Er darf wissen, daß dieses Schaffen sozusagen die Form alles letzten, wertvollsten

benutze die Gelegenheit, um zu betonen, daß mit wenigem so sehr zum Verständnis der abendländischen Religion beizutragen scheint wie ein gründliches Studium Platons. Die Apeltsche Übersetzung (Philosophische Bibliothek, Meiner, Leipzig) mit ihren vielen und eingehenden Erläuterungen bietet für ein solches Studium gute Unterstüßung. Die Kaffner-Rieser-Preisendanzsche (Wiederichs, Jena) ist besonders denen zu empfehlen, die mehr nur den allgemeinen Geist und Eindruck der weltgewaltigen Person und Gedankenwelt auf sich wirken lassen wollen und dabei gern ein angenehm und würdig gedrucktes und gebundenes Buch in der Hand halten.

und schließlich allein wertvollen Erkennens ist. Er darf wissen, daß gerade das Moment des tief Persönlichen aller wertvollsten Erkenntnisse ihnen die Gewäße der letzten, höchsten, durchaus objektiven und abschließenden Wahrheit gibt trotz des (logisch angesehenen) Widerspruchs, in dem sie zu andern ebenso persönlich erlangten Erkenntnissen stehen. Denn er darf wissen, daß dieser logische Schein an der Oberfläche hängt, im „Schleier der Maja“.

Kurzum, er darf vieles über das Zustandekommen und Wesen, wie der Erkenntnis überhaupt, so insbesondere höchster und letzter Erkenntnis wissen, was der ewige Intellektualist nie wissen noch begreifen wird, und was Ziegler, obwohl er sehr deutliche Ahnungen davon verrät, in sich selbst zurückdrückt und dämpft, weil er, vielleicht nicht im tiefsten Grunde, aber irgendwo zwischen seiner Tiefe und Höhe von demselben Intellektualismus besessen bleibt, der auch Niessche seine besten und tiefsten Erkenntnisse verbarb. (Es tut mir leid, daß ich mir den Mut zu einer Ablehnung Niesschescher Erkenntnisse nehmen muß wider die strenge Mißbilligung Zieglers; mir scheint indessen geraten, in den entscheidenden Fragen seine Freiheit niemandem zu verkaufen. Zieglers Beispiel kann gerade in dieser Beziehung nur warnen.

Zu dem aber, was er vor allem wissen darf, gehört, daß auch die tiefsten Erkenntnisse voll ewiger Wahrheit auf den verschiedenen Stufen, die der Erkennende erreichen kann, völlig andere sind, und daß der einzelne Mensch sehr verschiedene sowohl Einzeleblicke als Gesamtüberblicke in sich herbergen, gegeneinander in sich in den Kampf führen und in ihrem Widerstreit weise, ehrfurchtsvoll und fromm werden — wachsen kann.

Und um dies Letzte auf dieser Linie deutlich zu sagen, der Wert eines Menschen beruht nicht darauf, ob er eine Weltanschauung überhaupt hat, oder was für eine, sondern welche oder was für eine er in jedem gegebenen Augenblick wählt. Denn das Bewußtsein, aus dem ein Mensch in dieser Stunde und Sache handelt, und das völlig verschiedene, vielleicht entgegengesetzte, aus dem er in einer andern Stunde und Sache tätig ist, enthält je eine ganze Weltanschauung in sich, und ein Mensch, der sehr tief eingedrungen ist in das innere Gesetz der Dinge, darf auch dessen sich selbst bewußt sein, daß er Herr seiner Weltanschauung ist und sein soll. Wer beispielsweise in einer Stunde, wo es für ihn gilt, einen Niederträchtigen zu entlarven, die in diesem Moment vielleicht viel bequemere Weltanschauung eines wohlwollend Gewordenen hervorzieht und wählt, der hat sich nicht nur vergriffen, sondern er hat durch diesen Mißgriff etwas sehr Wesentliches über seine innere Struktur geoffenbart. Ebenso wie der, welcher wertet in einem Moment, in dem er nur verstehen und vergeihen darf.

Dies sind im Grunde Fragen, die das gesunde Gefühl von selbst so entscheidet, wie hier angegeben ist. Aber die religiösen Erkenntnisse, alle letzten Lebenserkenntnisse, sind überhaupt nur Entfaltungen dessen, was das gesunde Gefühl — der „Vernunftinstinkt“ — eines in die Tiefe lebenden Menschen sagt (daher die intellektuelle Höhe nicht grundlegend für die religiöse ist, noch für den Wert eines Menschen überhaupt); und alle religiöse Verkündigung will eigentlich nichts als dieses Instinktgefühl teils anregen, teils gewiß machen, teils erziehen. Sie will das eben durch Entfaltung der in ihm beschlossenen Erkenntnisse.

Wir haben uns vergegenwärtigt, daß widersprechende Erkenntnisse ganz wohl nebeneinander bestehen können: es kommt darauf an, welche am bestimmten Punkt

gewählt werden muß. Die Erkenntnis, die Ziegler hier unter dem Stichwort „Schöpfung und Erlösung“ ausführt, ist in diesem Zusammenhang nicht nur fehl am Ort, sondern ein sichtbar durch sachfremde Störung verursachter offensichtlicher Hinunterfall von einem bereits erreichten viel höheren Niveau. „Schöpfung“ im religiösen Sinn des Wortes zu erklären als Tasagen zum Geschaffenen und „Erlösung“ als Erlösung zu Welt, wie sie bereits ist, strenger gesagt: Schöpfung zu erklären als Beruhigung bei der Nichtschöpfung, beim Aufhören der Schöpfung, Erlösung als Unterdrückung des Erlösertriebs — fürwahr, das durfte nicht kommen! Das durfte nach diesen tiefgreifenden Ausführungen über das Opfer um der Neugeburt willen nicht kommen. Hat hier der Intellektualismus, dem es am Ende der Rechnungen doch nur auf eine Erklärung und Ordnung der Welt, wie sie ist und geworden ist, ankommt, nicht, wie sie wird und sich schafft, hat dieser Intellektualismus unserm Verfasser den so echt religiös angelegten Gedankengang verrenkt? Der Intellektualismus, der schließlich doch nur Wissenschaft und eine phantasievolle Bedichtung und Mythifizierung ihrer Resultate anerkennt? Ich fürchte, es ist so. Vielleicht unter Nietzsche'scher Bezauberung. Wie es aber auch sei, der religiöse Gedanke der Schöpfung enthält offenbar vor allem dies in sich, daß das All noch nicht geschaffen sei, daß wir noch mitten im Schaffen drin stehen, daß das unendlich Wichtigere, Wirklichere noch vor uns steht. Und „Erlösung“ ist gewiß Erlösung zur Welt, aber wahrhaftig nicht zu dieser Welt, wie sie wurde. Sie ist Erlösung zu der schöpferischen Stellung gegenüber der Welt, die allein uns gebührt. Los- und freigerorden sein vom Geslecht, um innerlich über ihm zu stehen und eingreifen, arbeiten, bilden, schaffen zu können. Von dieser Stellung aus brachte dann der Schlussgedanke von der Weltverklärung im Wohlwollendgewordenen, der jetzt nichts weiter ist, als eine lahme Wiederholung des unter Schöpfung und Erlösung Gesagten, etwas Neues, Abschließendes und Inhaltvolleres, als er jetzt enthält. Denn dann war sichergestellt, daß der in dieser Weise durch Tat und Leben Schuldiggewordene aber Entschonte, Geopferte aber Wiedergeborene, Schöpferischgewordene und zur Schöpfung Erlöste eben in diesem tieferlebten Sinn der Welt sie segnen — darf. Wie es in dem aus Nietzsche von Ziegler Angeführten heißt: „ein wunderliches, versicherliches, gefahrenreiches Ideal, zu dem wir niemanden überreden möchten, weiß wir niemandem so leicht das Recht darauf zuzugestehen“.

Diese Konstruktion Zieglers, mit Verschuldung und Entschuldung, Opfer und Wiedergeburt, Schöpfung und Erlösung im Mittelpunkt, bringt, wenn sie auch in keiner Weise erschöpfend ist, doch so wesentliche und wirklich tief religiöse Dinge, daß sie gestatten, darauf hin von „Religion“ zu sprechen, von einer modernen Form der Religion, die sich auf diesem Wege des Verfassers allerdings antreffen läßt, wenn auch, wie ich meinte, kaum am Ziel dieses Weges, kaum also, wenn er ihn zu Ende gegangen wäre.

Es liegt mir noch ob, diese Einschränkung meiner Anerkennung zu begründen. Ich bin der Ansicht, daß es richtig sei, nur Erlebtes, Erfahrenes als anerkannte Wirklichkeit, als Erkenntnis anzusprechen und auszusprechen, außen wie innen. Was über Erleben und Erfahren hinausgeht, soll als Phantasie und nicht Wirklichkeit zugestanden werden. Ich bin aber auch andererseits der Meinung, daß man wirklich Erlebtes nun auch wirklich bis an die Grenzen hin ausschöpfen und als Erkenntnis festhalten und behaupten soll allen Erkenntnismoden zum Troz. Kurz, daß man auch erkennend seinem Erleben gewachsen sein, den Mut zu seinen Er-

kenntnissen haben soll. Wer sich klar geworden ist darüber, daß innerliche Bereitschaft zum Opfertod die Anerkennung eines höheren Lebens, einer — meinetwegen also erwerbbaaren — Unsterblichkeit enthält, der muß sich auch darüber klar sein, daß er in eben dieser Taterkenntnis und einigen verwandten Taterkenntnissen noch mehr als dies anerkannt und also erkannt hat. Wer diesem religiösen Opfergedanken zustimmt — durch die Taterbereitschaft, selbst unbewußt —, der hat eben damit eine andere Welt bejaht, welche seine Außen Sinne nicht kennen, welche aber seinem inneren Leben (und damit auch dem „Kern der Natur“, als der „Menschen im Herzen“ ist) gewisser ward als das seinen Augen Sichtbare. Denn indem er sich bereit bekennt, dieses Leibes- und Sinnenleben hinzugeben für etwas nur in seiner Innenwelt Gegebenes, so hat er diese Innenwelt für gewisser als die Außenwelt anerkannt. Er hat damit unter Umständen aber noch mehr anerkannt. Er hat diese von seinem Innenleben ihm gegebene oder bezugte andere Welt als eine höhere und wertvollere anerkannt, die Kräfte seines Gemüts und Geistes also, die allein sie ihm geben, als höher und wertvoller, mehr Wirklichkeit enthaltend als die des Körpers. Und wenn er, wie Ziegler in Anknüpfung an eine Erkenntnis der Upanishaden ausführt, sein Ich zu opfern bereit ist seinem Selbst, dieses Selbst aber als erneuernde Potenz noch tiefer in seinem Innern findet als sein Ichbewußtsein, bereit, ein zweites, drittes und zehntes Ich herauszusenden in die Außenerscheinung — nun wohl, ich meine, er fühlt in alledem sich tief eingebettet in ein ihn wie alles umfassendes, durchdringendes, tragendes und erneuerndes Gemütsleben, das er dem seinigen um so viel überlegen schätzen darf, als die ganze unendliche Weltzukunft der Weltgegenwart überlegen ist. Dies aber genau ist es, was Menschen auch ganz anderer Art, als sie in Zieglers Eingangsabhandlung abgetan werden, mit stammelnder Zunge in Inbrunst und Ergriffenheit je und je „Gott“ genannt haben.

(Womit indessen nicht gesagt sein soll, daß hier die einzige oder auch nur hauptsächlichste Quelle des Gottglaubens fließe, die vielmehr in sehr viel unmittelbareren Gemütsbewegungen zu liegen scheint.)

Arthur Bonus

Zwei ausländische Werke über die Geschichtlichkeit Jesu*

Der Kampf gegen die Geschichtlichkeit Jesu beginnt, immer weitere Kreise zu ziehen. Jetzt hat sich zu den Geg-

nern dieser Geschichtlichkeit kein Geringerer als der berühmte dänische Literaturforscher Georg Brandes gesellt und seine Gedanken über den Gegenstand in einem schmalen Bändchen von 155 Seiten niedergelegt. Brandes hat immer in erster Linie gestanden, wenn es galt, alte Vorurteile zu brechen und einem Neuen die Bahn zu öffnen. Das wird ihn auch dazu veranlaßt haben, in den Streit über den geschichtlichen Jesus einzugreifen, obschon auch er nicht zur theologischen Junft gehört und deren Anhänger deswegen vermutlich auch ihm die Berechtigung, in dieser Frage mitzureden, abzusprechen werden. Etwas wesentlich Neues zur Sache bringt er nicht. Aber seine Darstellung ist, wie alles, was seiner Feder entspringt, in ihrer Art glänzend, geschickt und wird auch solche fesseln, die den mehr gelehrten Auseinandersetzungen über die Jesusfrage mit scheinbarer Zurückhaltung gegenüberstehen.

„Wer eine Wahrheit ausspricht, die die teuersten Vorstellungen eines Volkes auf

* Georg Brandes: Die Jesusfrage. Erich Reiß Verlag. Berlin 1925. P. L. Couchoud: Le mystère de Jesus. J. Rieder et Co., Paris 1924.

den Kopf stellt, muß auf Verfolgung und vieles Schimpfen vorbereitet sein.“ So ist es dem Berner Geistlichen Uriel Freudenberger ergangen, der im Jahre 1752 zuerst die Geschichtlichkeit Wilhelm Tells anfocht, und Brandes wird die Wahrheit seines Ausspruchs inzwischen wohl schon an sich selbst erfahren haben. Wilhelm Tell hat nie existiert. Aber das tut ihm keinen Abbruch. Er ist und bleibt ein wirk-sames Ideal und beherrscht als Vorbild die Gemüther. Nicht anders steht es auch mit Jesus. Die älteste neutestamentliche Fassung dieser Gestalt liegt uns in der Offenbarung des Johannes vor, die sonach mit Unrecht an den Schluß dieses Werkes gestellt ist, während sie von Rechts wegen an dessen Anfang gehörte. Ebenso sollten die Briefe des Paulus vor den Evangelien stehen. „Dieses Verhältnis hat nicht wieder gutzumachenden Schaden angerichtet, eine Mannigfaltigkeit unüberwindlicher Vorurteile verbreitet, es einer wahreren als der gewohnten Auffassung historischer und seelischer Tatsachen fast unmöglich gemacht, sogar bei dem ver-ständigeren Teil der Menschheit durchzubringen.“

Kinst waren es die Wunder Jesu, an denen man vor allem Anstoß nahm, und von welchen die Kritik der Evangelien ausgegangen ist. Heute steht die Existenz des geschichtlichen Jesus selbst in Frage. Daß die Darstellung seines Lebens in den Evangelien in weitgehendem Maße durch Geschichten und Worte des Alten Testaments bestimmt ist, kann niemand leugnen. Das gilt vor allem auch von seiner Leidensgeschichte und der Darstellung seines Todes, die in ihren Einzelheiten aus lauter solchen Stellen zusammengestoppelt sind (Jes. 53, Ps. 22!) und keinerlei wirkliche Geschichte enthalten. Heidnische Zeugnisse für Jesus gibt es nicht. Die Stelle bei Tacitus ist unecht. Paulus, von dem Brandes ein ausgezeichnetes Charakterbild entwirft, kennt nur einen himmlischen Christus, nicht den Jesus der Evangelien. Jener bildet den Ausgangspunkt der sog. evangelischen Geschichte. „Das Christentum existierte in seinem Keim und seinem Wesen von dem Augen-blicke an, da der Messias der Propheten, der Diener des Herrn bei Jesaia, der ver-folgte Gerechte der Psalmen und Weisheitsbücher zu einer einzigen Gestalt, zu Jahwe selbst verschmolzen, in einen Gott verwandelt wurde, der starb, wieder auf-stand und sich wiederum offenbaren wollte, um die Welt zu richten. Später haben dann die Fragelust und Wißbegier des gemeinen Volkes, sein Mangel an Fähig-keit, sich in solche geistigen Höhen zu heben, verursacht, daß man überlieferte Anek-doten, eine mystische oder mythische Erzählung von der Entstehung Jesu, eine Nachstellung des Neugeborenen durch Herodes, nachgeahmt der des neugeborenen Moses durch Pharao (auch ihm ist nachgestellt worden, und er hat wohl nie gelebt), eine Mythe von seiner Versuchung durch den Teufel, eine Menge treffender Aussagen und Gleichnisse, die von damaligen Weisen stammten, die Erzählungen von einem hochsinnigen, überlegenen Manne aus dem Volke, eine Menge Heilungsmirakel, Wunder, Symbole, Visionen zusammengeschart und daraus das aus zahlreichen Elementen bestehende Gebraue gekocht, das Markus zufolge das Evangelium genannt wird.“

Das ist dieselbe Anschauung, wie ich sie in meiner Christusmythe vertreten habe. Auch Brandes zieht zur weiteren Erklärung die Vorstellung der leidenden, sterben-den und auferstehenden Götter des Altertums herbei. Auch er macht auf die Tat-sache aufmerksam, eine wie unbestimmte und verschwommene Gestalt trotz alles Gerede von Anschaulichkeit der evangelische Jesus ist, und eine wie wenig feste Form die schönsten uns von Jesus berichteten Erzählungen in der Phantasie der

Evangelisten angenommen haben. „Wie vieles, was von dem nicht denkenden Leser als Geschichte aufgefaßt wird, Allegorie ist, so muß in dem scheinbar historischen auch viel Astrologie stecken.“ Man hat geglaubt, um zu ihrem historischen Kern vorzudringen, nur einfach alles von der evangelischen Darstellung abziehen zu können, was unmöglich historisch sein kann. „Es dürfte,“ meint Brandes, „einem dann gehen, wie Peer Gynt, wenn er die Zwiebel schält und Lage auf Lage abwickelt. Er findet eine ‚unbändige Menge Lagen‘, hofft, daß der Kern doch schließlich zutage kommen soll, und entdeckt dann zu seinem Unbehagen, daß bis ins Innerste nichts als Lagen sind.“

Eine nähere Betrachtung der evangelischen Geschichten bestätigt ihren rein mythischen und erdichteten Charakter. Das gilt vor allem auch von der Geschichte vom Verrat des Judas. „Daß man sie geglaubt hat, macht dem Scharfsinn der Menschheit keine Ehre.“ Besonders haben Moses, Josua, Elias und Elisa den Evangelisten zu ihrer Jesusgestalt Modell gestanden, und diese ist, wie gesagt, keineswegs eine deutliche und gleichartige Gestalt aus einem Gusse geworden. Sie ist voller Widersprüche, nichts weniger als durchaus vorbildlich und lehrt im Grunde genommen nichts, was nicht längst Allgemeingut seiner Zeit war. Die griechisch-römische Moral stand hoch über derjenigen, wie die Evangelien sie Jesus in den Mund legen. Und was die Gleichnisse Jesu anbetrifft, so sind sie vielfach mehr als anfechtbar. „Schnurrtig“ nennt Brandes z. B. mit Recht die Gleichnisse, in denen der Jesus der Evangelien auffordert, Gott unverdrossen mit Gebeten zu überlaufen: das helfe immer, er werde nämlich der Quälererei so satt, daß er alles bewillige. Der Gegensatz zwischen der Lehre Jesu und der der Thora oder der Rabbinen vor ihm ist ganz künstlich errichtet. Jesu Kampf gegen die Pharisäer ist vollkommen ungeschichtlich. Ein Blick auf die Apokalypse und das vierte Evangelium bestätigt den mythischen Charakter der Evangelien. Daran ändern auch die Stellen nichts, die scheinbar etwas Herablegendes von Jesus berichten (Schmiedels „neun Grundsäulen“!). Sie schaffen nur eine Kontrastwirkung, etwa wie wenn jemand Beethoven, um einen Eindruck von seiner Größe zu geben, in seiner Jugend in einem Dorfe Geige spielen und neben dem örtlichen Lieblingsgeiger durchfallen ließe. Es ist hoffnungslos, bei den Synoptikern historischen Boden erreichen zu wollen. Auch Osiris, Prometheus, Apollon u. a. sollen der Menschheit unschätzbare Dienste geleistet haben und wurden in zahlreichen Tempeln verehrt. Daß sie je existiert haben sollten, glaubt heute nicht ein einziger mehr, daß sie aber nicht existiert haben, verringert sie so wenig, wie es Achilles, Odysseus, Hamlet oder Faust verringert. Schon Kierkegaard hat bestritten, daß man aus der Geschichte etwas über Christus erfahren könne. „Das heißt in den Gedankengang und die Sprache unserer Tage übertragen: Es sieht göttliche Wesen nicht an, daß sie ihr wahres Leben, ihr einziges Leben im Gemüt des Menschen haben.“ —

In seiner Darstellung lehnt Brandes sich vielfach an Paul Louis Couchoud, den jungen Arzt und Freund von Anatole France, Verfasser des „Mystère de Jesus“ an.

Mit einer niedlichen Erzählung eröffnet dieser das Werk. Bei einer Begegnung mit einem buddhistischen Mönch in Kyoto fragte ihn der Mönch, wie es sich mit Jesus verhalte, worauf Couchoud ihm zur Antwort gegeben haben will: „An Jesus ist es leicht, zu glauben, aber schwer, etwas über ihn zu wissen.“ Darauf der Mönch mit leiser Stimme: „Ganz, wie bei Buddha.“ Aus dieser Begegnung, teilt uns Couchoud mit, sei ihm der Plan zu seinem Werk entstanden.

Wie verhält es sich mit Jesus? Josephus, Plinius, Tacitus und Sueton geben uns hierauf keine Antwort. Gesezt selbst, die Stelle des Tacitus in seinen Annalen wäre echt, so ist sie doch zu spät geschrieben, um irgendwelche Beweiskraft zu besitzen. Sie ist wahrscheinlich nur ein Echo des landläufigen christlichen Glaubens. Was die Frage nach Jesus so sehr erschwert, ist der Umstand, daß die Christen, die allein als Zeugen für Jesus in Frage kommen, gar keine Geschichte im heutigen Sinne schreiben wollen. Für sie bildet die Vorstellung der Ursprünge ihres Glaubens selbst einen Teil des Glaubens, und dieser bezieht sich auf einen Fleisch gewordenen Gott, der um des menschlichen Heiles willen zur Erde herabgekommen ist. Keinen Augenblick haben die Christen sich ihren Jesus als einfachen Menschen vorgestellt. Stets ist ihr Jesusbild mit Theologie gemischt. Der Geschichtsschreiber läuft daher nur zu leicht Gefahr, etwas als ein Geschichtszeugnis anzusehen, was doch nur ein Glaubenszeugnis ist.

Das Evangelium, die Frohbotschaft von Jesus dem Heiland, auch das „Geheimnis des Jesus“ genannt, ist keine geschichtliche Erinnerung, noch eine philosophische Lehre, sondern eine Offenbarung Gottes, wenigstens bei Paulus. Ein Evangelist ist ein Prophet, der diese Frohbotschaft durch eine geistige Gnadengabe verkündigt. So auch Markus, der älteste Evangelist. Sein Evangelium zerfällt in zwei Teile, von denen der erste auf geschichtlichen Erinnerungen beruht. Aber diese handeln ursprünglich nicht von Jesus. Markus war der Dolmetscher des Petrus und hat die Taten und Wunder, die dieser unter dem Einflusse des heiligen Geistes, d. h. Jesu, vollzogen haben wollte, als solche Jesu selbst erzählt. Daher die Übereinstimmung zwischen den Wundern Jesu und denen des Petrus in der Apostelgeschichte. Aber auch der zweite Teil seines Evangeliums ist außer durch Prophetenstellen, wie vor allem Jes. 53, durch den Tod des Stephanus, beeinflusst, dessen Prozeß sich in demjenigen Jesu widerspiegelt. Der Tod des Stephanus war das große tragische Ereignis der ersten Zeiten des Christentums. Er hat Züge zum mystischen Tode Jesu geliefert.

Ich vermag mich dieser Ansicht des französischen Forschers nicht anzuschließen. Mir scheint umgekehrt die Erzählung der Apostelgeschichte derjenigen der Evangelien nachgebildet zu sein, und ich befinde mich dabei in Übereinstimmung mit den meisten Forschern. Die Apostelgeschichte ist so gut wie reine Dichtung. (s. meine Christusmythe 1924*.) Daß Markus seine Kunde von Jesus durch Petrus empfangen haben sollte, diese Nachricht des Eusebius verdient ebenso wenig Glauben, wie so vieles andere, was Eusebius uns über die Urgeschichte des Christentums mitteilt. Die Leidens- und Todesgeschichte Jesu läßt sich ebenso gut, wie die ihr vorangehende Erzählung, rein aus dem Alten Testament verstehen (s. mein Markusevangelium als Zeugnis gegen die Geschichtlichkeit Jesu); das gibt auch Couchoud selbst in der Hauptsache zu. Es ist überflüssig, zum Verständnis ihrer Darlegungen auch die angeblichen Petrus Erzählungen heranzuziehen, die Wunder Jesu aus mißverstandenen Wundern des Petrus herzuleiten und die höchst zweifelhafte Geschichte von der Verurteilung des Stephanus zur Erklärung des Prozesses Jesu zu benutzen. Das heißt ein Unbekanntes durch ein anderes Unbekanntes erklären. Aber darin hat Couchoud recht, das Evangelium für einen jüdischen Midrasch, d. h. eine Gleichniserzählung über das christliche Geheimnis, anzusehen.

* A. Drews, Die Christusmythe. Neuausgabe. br. M 5.50, geb. M 7.— Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Seine Absicht ist nicht, geschichtliche Tatsachen festzustellen, sondern das Geheimnis des für uns gestorbenen Sohnes Gottes zu entwickeln. Es zeigt, wie man dieses in Rom zur Zeit des Domitian (?) auffaßte, ebenso wie die Offenbarung des Johannes zeigt, wie man es um dieselbe Zeit in Ephesus ansah. Beide Werke, so verschieden sie aussehen, haben im Grunde den gleichen Gegenstand, die gleiche Methode. Sie betreffen das übernatürliche Wesen, von dem sie inspiriert sind. Als Geschichte aufgefaßt, bricht das Markusevangelium vollkommen in sich zusammen. Jesus ist als geschichtliche Persönlichkeit unbekannt. Man kann nicht einmal, wie gewisse Kritiker, sagen: wir wissen nichts von ihm, außer daß er gelebt hat. Man muß den Mut haben zu sagen: wir wissen nichts von ihm, nicht einmal, daß er gelebt hat. Und hier nun beginnt das Rätsel. Wie konnte man aus einem Menschen, dessen Existenz selbst zweifelhaft ist, den großen Gott des Abendlandes machen? Renan hat einen rein menschlichen Jesus zu zeichnen versucht. Aber er hat die Tüge zu diesem Bilde nur sich selbst und Lamennais entnommen. Loisy, der größte französische Bibelkritiker der Gegenwart, weiß als einzige sichere geschichtliche Tatsache aus dem Leben Jesu nur dessen Verurteilung anzugeben! Oder erklärt sich vielleicht die Entstehung des Christentums besser mit als ohne einen geschichtlichen Jesus?

Die ersten Zeugen des Christentums sind die Briefe des Paulus. Couchoud läßt ihre Echtheit mit Ausnahme des zweiten Briefes an die Thessaloniker, des Epheserbriefes sowie der Briefe an Titus und Timotheus gelten. So erscheint nach ihm der paulinische Jesus mit Jahwe geradezu derselbe, trotz der von ihm behaupteten Verschiedenheit. Aber eben deshalb ist es auch unmöglich, daß Paulus seine Auffassung von Jesus der Erinnerung an einen gallatischen Wanderprediger entnommen habe, der als Aufrührer zu Jerusalem hingerichtet wurde. Gewiß kennt das Altertum zahlreiche vergöttlichte Menschen (Kaiser Claudius, Apollonius von Thyana, Alexander von Abonoteichos). „Aber in einer Nation wenigstens war eine solche Vergöttlichung unmöglich, bei den Juden. Sie verehrten Jahwe, den einzigen, über sinnlichen, unnennbaren Gott, von dem man sich kein Bild machte, dessen Namen man nicht einmal aussprach, der durch Abgründe über Abgründe von der geschöpflichen Welt geschieden war. Die Juden verehrten den Kaiser, aber sie würden sich lieber haben totschlagen lassen, als den Kaiser als Gott anzuerkennen. Sie würden dies auch mit sich haben geschehen lassen, selbst wenn es sich um Moses gehandelt hätte. Und der erste Christ, dessen Stimme wir hören, ein Hebräer, Sohn eines Hebräers, sollte in der geldäufigsten Weise einen Menschen unmittelbar Jahwe zur Seite gestellt haben? Das ist das Wunder,“ sagt Couchoud, „wogegen ich mich sträube. Die Wunder der Evangelien würden keine Schwierigkeit bereiten. Sie könnten hundertmal zahlreicher sein: ich würde um einer solchen Kleinigkeit willen nicht an der Geschichtlichkeit Jesu zweifeln. Das unüberwindliche Hindernis ist der Jesuskultus, die christliche Religion. Die Existenz des Christentums, weit entfernt, diejenige Jesu zu beweisen, schließt sie aus.“ Je wahrscheinlicher man uns Jesus macht, um so unwahrscheinlicher wird Paulus. Das Christentum ist nicht die Vergöttlichung eines Menschen. Nirgends beruft sich Paulus auf einen geschichtlichen Bericht. Für ihn ist die Existenz Jesu nicht überliefert, sondern offenbart. Seine Zeugen sind die heiligen Schriften und die Innenerfahrung, der Buchstabe und der Geist. David, Jesaja und Daniel beweisen Jesus. Die Gnadengaben und Wunder in den Gemeinden bezeugen seine Gegenwart und

Kraft. Am Anfang des Christentums steht eine theologische Erfindung. Der Kyrios (Herr) der alten Bibel hat sich verdoppelt in Gott den Schöpfer und Kyrios Christus. Die Vorstellung von Jesus ist nicht einer geschichtlichen Tatsache, sondern einer neuen Auslegung des alten Wortes Gottes entnommen. Eine mystische und neuartige Erläuterung hat den Anstoß gegeben. Die Visionen, Wunder und neuen Offenbarungen des Geistes haben die Bestätigung geliefert. Hier ist der Ursprung der paulinischen Auffassung von Jesus. Die Legende in der geschichtlichen Form ist erst nach ihm zustande gekommen. Aber im eigentlichen Sinne begonnen hat doch das Christentum erst an dem Tage, an welchem jenes rein aus der Schrift entstandene Wesen, Christus, jemandem erschien. Als diesen betrachtet Couchoud Petrus. Von der Vision des Petrus schreibt sich das Christentum her.

Jesus ist kein zunehmend vergöttlichter Mensch, sondern ein nach und nach ver menschlichter Gott. Die Evangelien sind nur zu verstehen auf Grund der Theologie des Paulus. Löst man sie von dieser los, so verlieren sie alle tiefere Bedeutung. Mit dem bloßen Evangelium des Markus wäre man nicht weit gekommen. Die Evangelien würden für sich allein den Glauben nicht hervorgebracht haben. Der christliche Kult konnte sich nicht auf ihre unzusammenhängenden Erzählungen gründen. Sie haben das Jesusbild des Paulus nur vollendet, indem sie den himmlischen Menschen des Apostels in ein geschichtliches Individuum umgedichtet haben.

Das Rätsel von Jesus löst sich auf in ein Mysterium. Seine Geschichte ist eine den Herzen zu lieb gewordene Offenbarung, das Leben eines Wesens, dem sich nur die Seele nähert, eine Sammlung von wirkungsvollen Handlungen und lebendigen Worten, die das Heil verschaffen, eine Kollektivvorstellung der geheiligten Natur. Nur so ist sie der Gegenstand eines exakten Studiums und eine der größten Angelegenheiten der Weltgeschichte, und Couchoud zweifelt nicht daran, daß um 1940 Jesus ganz aus dem Umkreise der materiellen Tatsachen verschwunden sein und sich in denjenigen der Kollektivvorstellungen verwandelt haben wird. Der geschichtliche Jesus ist vollständig annehmbar nur den Gläubigen und kann nur von ihnen verstanden werden. Sie haben den Schlüssel jener alten Texte. Für sie gibt es kein Jesusrätsel. Die Menschlichkeit Jesu, so wie Paulus sie versteht, und seine Geschichtlichkeit vermischen sich nur in einem Herzen, das schon glaubt. „Wenn ihr aus Gemütsgründen an den Menschgott glaubt, so glaubt ihr an den geschichtlichen Jesus auf Grund einer einfachen Entsprechung. Alle Texte bezeugen euren Glauben: sie sind für euch geschrieben. Aber wenn ihr nicht an den Gottmenschen glauben könnt, hofft nicht, aus den gleichen Texten den geschichtlichen Menschen ziehen zu können. Er ist nicht darin.“ Der Gottmensch erklärt alles, aber er ist unwahrnehmbar. Der gewöhnliche Mensch ist klar, aber er macht alles unbegreiflich.

Und wie steht es mit dem Jesusbild des Paulus? Es ist rein metaphysisch, gnostisch, aus Stellen des Alten Testaments zusammengesponnen. Sein mystischer Jesus ist der Held einer Offenbarung, nicht der Geschichte, der Gegenstand einer mystischen Erfahrung, ein Mysteriengott ohne irgendwelche sinnliche Greifbarkeit. Und nicht anders ist es auch mit den übrigen Jesusgestalten, wie sie uns in den Briefen des Neuen Testaments begegnen. Aber auch der Clemensbrief, den Couchoud für echt zu halten scheint, die Didache, der Hirt des Hermas, wissen nichts von einem geschichtlichen Jesus. Erst der Glaube an einen lebendigen Jesus hat den Glauben an einen Jesus geschaffen, der gelebt hat. Die Weissagungen, Gleich-

nisse und Oden, die man bei den christlichen Zusammenkünften hervorsprudelte, haben den Stoff zu den Worten Jesu geliefert, während die Taten seines Lebens auf Wundern, Sinnbildern und Visionen beruhen und das Alte Testament die Einzelheiten hierzu beigeleitet hat. Marcion hat mit Recht in den Evangelien nur einen geistigen, aber keinen Jesus von Fleisch und Blut gefunden. Diejenigen, die ihn verdammt haben, sind Schuld an der Dunkelheit, die über dem Ursprung des Christentums liegt und haben diesen undurchdringlich gemacht. Ohne es zu wollen, haben sie alles getan, um den Glauben hervorzurufen, das junge Christentum sei dieser alte Plunder ohne religiösen Wert, diese Torheit: die Vergöttlichung eines Menschen gewesen. Lassen wir den Menschen fahren, halten wir uns an den Gott! Jesus gehört nicht in die Geschichte, sondern in die Religionsgeschichte und Soziologie. Er ist nicht der Sohn des Joseph und der Maria gewesen, sondern seine Erzeuger sind Glaube, Hoffnung und Liebe. Arthur Drews

Der verzweifelte Mensch Der Versuch einer Würdigung Ernst Tollers

Die Begegnung des heutigen Menschen mit dem Krieg schuf den Typus des Verzweifelten.

Er gehört bestimmt schon seit Jahrtausenden zur Menschheit, aber er erschien noch nie in so vielerlei Variationen und in solcher Dichte. Alle Stände sind von ihm durchsäuert, die Arbeiter und die Handwerker, die Bürger und die geistigen Menschen. Seine feinsten Linien reichen aber noch darüber hinaus, sie wurzeln tiefer und haben ihre Keime bereits in unserer Jugend.

Tragisches Ereignis wurde der verzweifelte Mensch aber erst, als er auch auf den Künstler übersprang. Als das Belebende und Lebendige der Menschheit, das Schöpferische, von ihm berührt, resignierte, den Typus des Verzweifelten sogar auf die Bretter brachte, ihn malte, vertonte, dramatisierte, ihn nicht unbedingt verherrlichte, ihn aber doch als das Menschlichste an sich, als das Gesicht unserer Zeit den noch unberührten Menschen entgegenstellte.

Ist das Gefährlich? Bekommt der verzweifelte Typus durch diese Proklamationen noch größeren Einfluß? Befestigt er sich?

Ein Schnitt durch die Menschheit gibt kein klares Bild. Sie schwankt immer zwischen Zweifel und Glauben, zwischen Verzweiflung und Verzückung. Soll also ein Maß an das Gesicht des verzweifelten Typus gelegt werden, so lassen sich dessen Ausmaße und Konturen wohl nur an den Proklamatoren selber messen.

An welchem? Der Maler ist zu entfernt und zu sehr in sich selber gekehrt, um ihn als Beispiel hervorzuholen. Der heutige Mensch ist auch lebendiger und greifbarer als sein Bild.

Der Musiker ist noch ein größerer Außensteiter, und wenn auch sein Ton und die heutigen Chorwerke nur eine gut abgetönte Symphonie des eigentlichen Gesanges der Zeit sind, die sie hören sollten, hören sie nicht.

Nur der Dichter oder der Dramatiker steht als Bewegender in der Masse und ist ihr Spiegel oder ihr Prophet. Sollen aber durch ihn die Ausmaße oder die Konturen des verzweifelten Menschen bestimmt werden, so weisen alle Wege zu dem Dramatiker Ernst Toller. An ihm werden sie am deutlichsten sichtbar.

Sonderbar steht und stand der heutige Dichter in der Zeit. Zurückgekehrt aus ewigen Gefängen der Sehnsucht, war er Tätiger geworden. Spitze oder Grund von Erschütterungen. Anfang oder Ende von Massen. Politischer Mensch! Auführer! Revolutionär der Seele und des Schwertes. Orplid war sichtbar! Aufbruch! war sein einziger Schrei.

Daß er in diesem Aufbruch parteilich wurde, daß er auf Tribünen und Barrikaden stand, daß er ins Gefängnis und ins Zuchthaus kam, nahm ihm nichts von seiner Bedeutung. Nein, der einmal entfesselte Dichter, der wieder Mensch unter Menschen wandernde Olympiker, der aus dem Besingen sich in die Schöpfung selber stürzte, hat an seinen menschlichen und auch an seinen künstlerischen Ausmaßen nur zugenommen und ist erdhafter und wahrhaftiger geworden.

Ernst Toller ist mit die prägnanteste Erscheinung dieser Art Dichter. Mensch aus Krieg, Tod, Verzeißlung, Revolution, Hoffnung, Sehnsucht gehoben, wurde er plötzlich Verkünder von: Wandlung.

Sein „Friedrich“ war mit Leonhard Franks Menschen der erste deutsche Versuch, aus dem Morden des Krieges auszubrechen. Es war ein erschütterndes und gleichzeitig gewaltiges und unantastbares Bekenntnis zum guten Menschen. Seiner Innerlichkeit, seiner Güte, seiner endlichen Umkehr von allem Kriege, seiner Manifestierung des Friedens, seines Aufbruches. Hier ist auch noch nichts von Verzeißlung. In der Wandlung und im Aufbruch ist der Dichter nur groß. Unendlich! Wo sind Hemmnisse? Der gute Mensch reicht um die ganze Erde.

Was auffällt, sind nur einige kleine Sätze. Eigene Loslösung von diesem Aufbruch. Schon das Leitwort, das über der „Wandlung“ steht: Ihr seid der Weg!

Fühlt sich der Dichter nicht mit auserwählt? Resigniert er für sich schon am Anfang? Seltsam steht sein Gesicht in und über diesem Friedrich.

In „Masse Mensch“, diesem bis heute größten deutschen Chorwerke des revolutionären Aufbruches, wird der Zweifel, wird die Verzeißlung noch größer. Gewiß, seit Hauptmanns „Webern“, und Georg Kaisers „Gas“ wurde nichts Besseres geschaffen an Auf- und Abwogen der Gefänge und Sehnsüchte der unteren Klassen. Wie ein nie umspannbares Pfeilerwerk stellt sich die Masse in ihnen nach oben. In Arbeit und Hoffnung wurzelnd, kuppelt sie sich in einen weltumspannenden Bogen.

Was sind ihr aber Zusammenbrüche! Was sind ihr die Zersprengungen ihrer Versammlungen! Die Hinrichtungen ihrer Führer! Das Niederstampfen ihrer ersten Anmärsche! Das Anhäufen von Schuld durch Töten auf ihre Sendung! Ereignisse unter denen der Dichter zerbricht, mit zerstampft, mit zerrieben, mit zer schlagen wird! — Phasen ihres Angriffes, Zurückschleuderung, Sammlung zu neuem Sturm — nichts weiter.

In der Aufrichtung ihrer Sehnsüchte ist alles eingerechnet: Rückschläge und Verfolgungen, Getötete und Opfer, denn das Blickfeld ihrer Gesichter geht weit über die Qual und die Pein ihres Anmarsches hinaus.

Was schafft also das immer wieder durchbrechende Gesicht des Dichters in „Masse Mensch“: Verwirrung. Wie eine groteske, sich anschwemmende und wieder zerfallende Anhäufung von Glauben, Hoffnung, Verzeißlung, Not

kreist es in der Gestalt der „Frau“ um die marschierenden Arbeiter, um nach dem Niederwurf des Anmarsches in den Schrei auszubrechen: Wer ist schuldig. Gott oder Mensch!

Das ist allerdings auch noch nicht der Zusammenbruch eines Verzweifelten. Die Antwort: Gott ist schuldig! ist sogar der Versuch des bis ins Tiefste erschütterten Dichters, die Menschheit dadurch von der Schuld ihrer Grausamkeiten und Greuel zu reinigen oder zu befreien, daß er ihren Gott als Schuldigen ausruft. Aber warum? Weil er sonst an der Schuld seiner Mitmenschen und an seiner eigenen Schuld zerbrechen könnte.

Nackter konnte sich der verzweifelte Typus nicht zeigen. Dadurch zerbricht auch sofort die Annahme, daß er Massenerscheinung ist. Denn die Massen, emporgehoben und wieder niedergestampft von den Gärungen der Zeit, suchen keinen Schuldigen. Wer soll schuldig sein? Die Schuldlosigkeit Gottes sprachen sie aus, als sie sagten: Es ist nichts weiter gegen uns als wir selber! Damit nahmen sie aber zugleich alle Schuld für das, was heute und morgen geschieht, auf ihre eigenen Schultern.

In den „Maschinenstürmern“ ist der verzweifelte Typus weitergewachsen. Alle sind von ihm behaftet. Die, die die Maschine zerschlagen wollen, und der, der sie für die Stürmenden retten will — bis zu dem alten „Reaper“, der sie erschießt, und mit ihr den Sohn Gottes. Auch der Schlusssakord dieses Dramas ist Resignation, und die Worte: „Man muß einander helfen und einander gut sein“, sind ein genau so lester erschütternder Aufschrei einer verquälten und verzweifelten Seele über die Tragik und das gegenseitige Quälen der Menschen, wie die Ausrufung der Schuld Gottes.

Der Sinkemann ist sogar Übersteigerung. Dieser aus hunderttausend Deutschen ausgesuchte Mensch, dessen tragisches Schicksal durch den Silberbogen Zeit wie ein Schmerzensanfahree schreit, bleibt auch Fahree. Es fehlt die Verbindung mit den anderen Verzweifelten, und so sieht jeder von diesen Verquälten auf diese noch größere Qual nur wie auf etwas Schreckliches. Die Frau des Sinkemanns, die hier und da auftaucht, und zuletzt sagt: „Ich verstehe das Leben nicht mehr“, erschüttert schon stärker. Ihr freiwilliger Tod macht sie noch wirklicher. Wer ist sie? Eine von den Tausenden, die alle das Leben nicht mehr verstehen.

Was tut nach „ihrem“ Tod der Dichter? Er tritt in der Gestalt des Sinkemanns noch einmal aus seinem Rahmen und zeigt sein Gesicht. Er zeigt es gründlicher als sonst. Er zeigt es mit all seiner Verwirrung und mit all seiner Verzweiflung. Er sieht sich dabei auch selber und versucht sich zu umschreiben. Es ist ihm nicht ganz gelungen. Er sieht sich zu zeitlich. Auch als zu persönliches Ereignis. Was als Wahrheit und Umriss übrigbleibt, sind die Worte: Und ich stehe noch hier. Kolossal und lächerlich.

Soll das aber zur Endstellung des verzweifelten Typus, zur Endstellung des Dichters Ernst Tollers erhoben werden: Kolossal und lächerlich zu sein!

Der Weg von der „Wandlung“ bis zu diesem Sinkemann ist die Staffage zu dieser Figur. Er ist ein Hasenbogen. Eine immerwährende Drehung um die

sterblichste Stelle, um das eigene Gesicht, um die ängstliche Seele. Jeder Mensch der sichtbar wird, zeigt sie deutlicher. Jedes Wort, das man spricht, umreißt sie klarer. Ist das überhaupt noch ein Dichter, der so wandelt!

Zwischen Schöpfer und Geschöpf gibt es außerdem Grenzen. Dort, wo der Schöpfer beginnt, hört die eigene Not und Qual auf. Schöpfung hebt darüber hinaus, sonst ist sie Agitation für die eigene Empfindung. Der Schöpfer ist auch entweder Glied einer gewaltigen Welle, die sich vorwärts wälzt und die ihn zum Sprecher erhebt, oder er ist einer von den noch Gewaltigeren, der abseits von seinem Schicksal eigene Geschicke aus der Menschheit hebt.

Kennt Toller diese Grenzen? Das Wort „marschieren“ in der Wandlung und der Aufruf zum Ausbruch waren Verheißungen. Sie kehren überall wieder. Sogar im Sinkemann sagt der Bastrierte prophetisch: „Jeder Tag kann das Paradies bringen. Jede Nacht die Sintflut“. Das sind neue Hoffnungen! Toller steht auch zu nah an den Gärungen der Massen, um nicht einmal gewaltig wieder in sie hineingespült zu werden, und in ihren Hoffnungen und Sehnsüchten seine eigene Verzeiwung zu vergessen. Ja, sie sind ihm schon nähergerückt und warten auf die Stunde, wo er sich seines ersten Aufrufes besinnt, die Notwendigkeit seiner Sendung wieder begreift und seine eigene Not vergißt.

Dieses „Vergessen“ wäre zugleich auch eine Hoffnung für die Gesamterscheinung des verzweifelten Menschen. Sie lassen ihn wenigstens weniger tragisch erscheinen. Was ist er weiter. Auch ein, durch seine persönliche Not, aus der Notwendigkeit des Seins, Geschleudertes. Das Chaos Krieg und Revolution hat ihn zu stark berührt und erschüttert. Ängstlich treibt er um sich selber. Hier als Tolstoianer, schwankend zwischen seinen Vergangenheiten und den Versuchen, sich auf ein Wiland zu retten. Dort als der faustische oder zwiespaltige Mensch, der sein Leben immer wieder zerstört. Unter ihnen der Empfindsame und der Beleidigte. Der Ängstliche und der Vergessene. Der Verzagte und der Niedergeschlagene.

Und um ihn kreist und wandelt der Dichter. Etwas der Mitverzweifelte. Etwas der Mithoffende. Etwas der Kämpfer. Etwas der ewige Empörer, der heute oder morgen, angerührt von den Wandlungen um sich, aus seinem Gebrochen- und Bedemütigtsein wieder emporsteigen kann, ein Kühnerer, ein gewaltigerer Aufrufer, der noch lauter Ausbruch verkündet.

Das ist die Zusammenballung aller Hoffnungen zum Sprung! Aber nicht nur für den Dichter, sondern für alle Verzweifelten. Ist nicht Tollers „Wotan“ schon ein Beginnen!

Solche Ausbrüche und Emporhebungen müssen nur laut genug angepriesen werden. Ja, sie müssen sichtbar über allen Bespiegelungen und tragischen Selbstbetrachtungen hängen, damit sie der Verzweifelte auch sieht, von ihnen angetastet wird, und sich mitändern kann.

Denn was lebt zwischen den Verzweiflungsausbrüchen der menschlichen Seele und den geringsten Versuchen, weiterzuleben? Was ist der verzweifelte Mensch selber?

Der Keim, die Anfänge und die Wehen neuer Geburt. Täglich kann sich der Mensch neu gebären, und die Wandlungen zwischen Anfang und Ende seiner Lebensbahn sind das Größte an ihm.

So wird die Erscheinung des verzweifelnden Menschen noch zu einem freudigen Ereignis. Sie erhebt sich zu einer Ankündigung. Sie ist der Vorbote und das erste Anzeichen einer menschlichen Wiedergeburt. Sie will nur berührt und emporgehoben werden, gestärkt und aus ihrer Verzweiflung geschleudert — damit sie ihre Wandlung beginnen kann. Kurt Bläber

Das Düsseldorfer Schauspielhaus*

Schon am 1. September 1924 hat das Düsseldorfer Schauspielhaus unter der Direktion Dumont-Lindemann seine Auferstehung gefeiert. An unseren westlichen Theatern herrscht seit geraumer Zeit eine erfreuliche Betriebsamkeit: die Leistungen unter Saladin Schmitt in Duisburg-Bochum, unter Sartung in Köln sind bekannt. Hier sehen wir Glanz und Überraschung, erleben Suggestion und Traum, dort fühlen wir eine Gewalt über uns, die uns mitreißt und doch so häufig mit einem unerklärlich-zwiespältigen Gefühl wieder ins Leben hinaustreten läßt. Zuletzt ahnen wir, daß wir von Klugheit oder Eigenwille des Subjekts überredet werden sollten, wir wollen aber nicht vom Theater überredet werden, sondern benommen sein. Wird uns nun eine solche Empfindung unerwartet noch einmal von einer Bühne geschenkt, so sind wir nicht berechtigt, diese Bühne in der Weise der landläufigen Kritik vergleichend neben die anderen zu stellen, sondern wir sind verpflichtet, sie für sich zu betrachten, denn einzig hier handelt es sich um die Bühne an sich.

Es genügt aber nicht, daß eine solche Bühne vorhanden sei, sondern es müssen erst dem Publikum all die bunten Brillen von den Augen genommen werden, die ihnen das übereifrig aktuelle oder snobistische Theater der letzten Jahre aufgezungen hat. Dieser notwendigen Entblindung der menschlichen Schau, der Urbarmachung der Herzen wollen diese Zeilen dienen, ja sie wollen ein sehr ernster Aufruf sein.

Nun ist allerdings auch Frau Louise Dumont eine sehr eigenwillige und unerbittliche Schauspielgestalterin — aber hier hat sich ein besonderer Glücksfall ereignet: dieses Ich und die Seele der Schauspielkunst scheinen mir eins zu sein. Noch hinzukommt, daß in Herrn Gustav Lindemann, ihrem Gatten, eine hervorragende organisatorische Persönlichkeit von starkem Wollen ihr zur Seite steht, der aber noch über andere Eigenschaften verfügt, über die ich am rechten Orte berichten werde.

Es ist schon sehr viel, daß dieses Schauspielhaus nicht etwa für die Ergözung der Tagemüden, noch weniger um irgendwelcher Originalität willen schafft, sondern in der Tat mit unbeflegbarer Gläubigkeit den Dienst an der Menschheit tun, ein Werk begründen möchte, das weit über die zeitliche Spanne ihrer Wirksamkeit, über den Raum ihrer Bühne hinaus Kraft und Geltung gewinnen soll. Und das alte neue Unternehmen darf Hoffnung haben, weil Frau Dumonts „Methode“ nichts anderes ist als die Begründung der Seele des Stoffes, aus dem Dichtungen bestehen: der Sprache, des Wortes. So wie ohne Frage der Organist am geeignetsten ist, uns die überirdisch-kristallene Leiter einer Bach-Fuge hinauf in den Himmel zu führen, der ohne jede „Auffassung“ in völliger Selbstvergessenheit ihre Konstruktion Tonfolge um Tonfolge nachzubilden vermag, so darf auch allein der Bühnengestalter auf die integrale Neuerweckung eines Schauspiels hoffen, der sich

* Der Aufsatz ist vor etwa einem halben Jahre geschrieben, so daß die Bemerkungen über das Ensemble zum wenigsten nicht mehr erschöpfend sind.

dem lebendigen Stoffe: das ist dem Worte, und nur dem Worte, grenzenlos dienstbar macht. Aus dem Worte des wahrhaften Dramatikers gebären sich Raum und Zeit und jede Geste so vollkommen, wie es niemals durch Kluge oder nur subjektive Auslegung und Zutat der Spielenden geschehen könnte: vielmehr sind eitle Auslegung und Zutat immer eine Sünde wider den Geist, der sich nur der absichtslosen und hingebenden Sehnsucht nach Erkenntnis enthält. Das stärkere oder geringere Gebot des Wortes ist auch identisch mit der Abstufung der Rollen nach ihrer Bedeutsamkeit. (Die Abstufung von Motiven und Varianten, die Kontrapunktik in der Musik.) Und nur eine Bühne, an der die Zentralsonne dieser Einsicht leuchtet, darf es wagen, uns die Darstellung des Hoelberlinschen „Empedokles“ in Aussicht zu stellen: jenes Schauspiel, in dem wie Götter die Menschen in Sprache und Melodie sich verseele — und das Düsseldorf'sche Schauspielhaus hat es gewagt.

Nun ist aber ein Schauspielers-Ensemble heute noch nicht eine Orgel, auf der eine unbeirrbar und starke Hand sich alle Register und Klänge unterwirft, sondern es ist eine Vielköpfigkeit von Individuen, von denen fast ein jeder für sich wirken, ja sogar auffallen, vor allem aber Karriere machen will, wodurch denn solche Eigenlinge aus dem geschlossenen Planetensystem des jeweiligen Stückes gleichgewichtstörend und sich selbst vernichtend heraustreten. Welch eine Aufgabe auch für den genialsten Bühnenleiter, diesen unerläßlichen und für den einzelnen doch so fruchtbareren Gehorsam gegen das Werk zu erzwingen!

Wenn man von einer „Intendanz“ Dumont-Lindemann spricht, so meint man gewiß fast stets etwas Falsches, denn die innere Teilnahmslosigkeit, mit der Intendanz sich so häufig in die verschiedenen Arbeitsressorts dezentralisieren, ist bekannt. Der eben geschilderten Bühnenaufgabe, wie sie Louise Dumont auffaßt, würde eine solche Auffassung völlig widersprechen. Und hier zeigt sich die wahrhaftige Größe dieser Natur, daß sie nicht nur ihre Erkenntnis und ihren Willen jedem Schauspieler, auch schon dem anfangenden, aufzuerlegen sucht, sondern auch die dramaturgische, die szenarische Tätigkeit und alles andere feldherrnhaft übersteht und leitet. Und sie darf es: denn sie sucht nicht sich, sondern die Kunst, den Kultus, die Religion: das Menschentum. Und Kräfte stehen ihr zur Seite, die wenigstens zu einem Teil den großen Sinn dieser Aufgabe zu erfassen scheinen: wiederum ist hier Gustav Lindemann zu nennen und auch der Dramatiker Ludwig Strauß.

So ist es denn nur natürlich, daß auch die Theaterschule der Frau Louise Dumont einen Ruf genießt, der weit über die Rheinlande hinausgeht: hier ist für die Entwicklung des jungen Mimen so streng und klug gesorgt, wie wohl nirgend anderswo. Wohl dem jungen Talentvollen, der das Glück hat, in dieser Schule seine Selbstgestaltung zu beginnen und in Selbstverleugnung sich beugt!

Das Schauspielhaus hat noch nicht das ganze Ensemble beisammen, das ihm für sein Werk zu wünschen wäre: auf ihrem Instrument sind noch überlaut klingende, noch schwache, noch verstimmte Saiten. Indessen wird Gustav Lindemann, der sich die Prüfung und Auswahl der Neuzuverpflichtenden mit erfahrungstiefer Kritik und in unerbittlicher Forderung der besten Leistung angelegen sein läßt, dem erstrebten Ziele näher und näher kommen: dafür bürgen uns schon die Namen einiger längst bewährter Kräfte, die vom September 1925 an mitwirken sollen.

Louise Dumont selbst durften wir bisher nur ein einziges Mal auf der Bühne

sehen: als „Zarin Maria“ im Schöfferschen „Demetrius“: da hörten wir wieder den Orgelgang dieser Stimme und gedachten mit Wehmut der Zeiten, wo uns solches Seelenglück häufig vergönnt war. Victor Meyer-Eckhardt

Zum Wesen der Schöpfungsgat Phantasie, Philosophie, Religionslehre sind, abgesehen von der exakten Naturwissenschaft, von jeher bemüht gewesen, die Entstehung der „Welt“ irgendwie zu erklären; die seltsamsten Hypothesen wurden aufgestellt und wieder verworfen.

Heute kann man in der Hauptsache wohl zwei grundsätzlich verschiedene Welterschaffungs-Auffassungen unterscheiden:

Die einen nehmen einen transirdischen Schöpfer an, die anderen (die Materialisten) lehnen alles Transirdische als nicht vorhanden ab und lehren, alles Kosmische baue sich aus Atomen auf, das Atom sei das Ursprüngliche, woraus die Welt entstanden sei, darüber hinaus existiere nichts. —

Über die Herkunft des Atoms machen sich die Materialisten keine Gedanken, sie sind also höchst oberflächlich, und diese materialistische Oberflächlichkeit ist der Hauptgrund zu allem irdischen Jammer. Gewiß haben die physikalisch-chemischen Forschungen ergeben, daß sich alles Körperlich Wahrnehmbare aus Atomen gebildet hat, ernster, exakter Wissenschaft ist es aber niemals eingefallen, zu behaupten, daß das Atom aus sich selber entstanden sei, sie hat vielmehr offen zugegeben, woher die Atome kommen, das wissen wir nicht; daß sie irgendwie aus etwas anderem entstanden sein müssen, hat man wohl vermutet, aber für das „Wie“ konnte man keinen Beweis erbringen.

Nach meinem Dafürhalten hat indessen die neuere Atomforschung, ohne es gewollt zu haben, auf diesem Gebiete außerordentlich ausschlußreiche Resultate gezeigt.

Man hat erkannt, daß sich die Atome, als kleinste Körperliche Einheiten eines chemischen Elementes, zwar nicht in wesensgleiche, kleine Teile weiterteilen lassen, aber sie lassen sich ionisieren, d. h. spalten in positiv und negativ elektrisch geladene Ionen, Elektronen. Diese Elektronen sind also nicht etwas Dreidimensionales, Körperliches, sondern sie sind dimensionslose Kraft, man wird sie mit Recht „Krafteinheiten“ nennen dürfen.

Es steht nunmehr exakt wissenschaftlich fest, daß sich ein Atom nur aus solchen Krafteinheiten bilden kann, es muß sich mithin auch das allererste Atom, bei Entstehung der Körperlichen Welt, das vor unermesslichen Zeiträumen gebildet wurde, auch aus Krafteinheiten gebildet haben.

Vor dem Atom war demnach die unkörperliche, als solche noch nicht näher definierbare Kraft.

Das Atom ist also diejenige Stelle, wo die an sich dimensionslose Kraft, die für uns wahrnehmbare, dreidimensionale Körperliche Erscheinungsform annimmt; im Atom erfolgt die Materialisierung der Kraft.

Alles Körperlich Weltvorhandene, gleichviel ob gasförmig, flüssig oder fest, ist mithin nichts anderes als eine von uns wahrnehmbare Erscheinungsform der vor allen Atomen vorhanden gewesenenen, allschaffenden, ewigen Kraft.

Ob wir diese Kraft nun Elektronen, Urkraft, Allmacht, göttliche Schöpferkraft oder gar Gottheit nennen, ist im Grunde genommen wohl ziemlich belanglos.

Daß diese Kraft, die aus sich die unermesslichen Massen der Weltkörper schuf,

ihnen Bewegung und Bewegungsrichtung gab, alle anorganische und organische Entwicklung bedingt, kurz allen Weltgeschehens letzte Ursache ist, etwas unerfaßbar Gewaltiges, Ehrfürcht Gebietendes ist, darüber braucht wohl hier kein Wort weiter gesagt, werden.

Daß diese Kraft und der ihr innewohnende Wille alles Weltvorhandene, und damit auch uns Menschen, zu einem besonderen Zwecke aus sich entwickelt hat, erkennen wir unzweifelhaft aus der zielsicheren Art, wie alles Weltgeschehen im Mikro- und Makrokosmos organisiert und aufwärts entwickelt wurde.

Die neuere Atomforschung zeigt uns auch, wie die allschaffende Urkraft sich vom Atom an weitergehenden Einfluß auf alle Entwicklung gesichert hat; denn die chemisch-physikalischen Eigenschaften eines Atoms sind restlos durch die jeweils im Atom um ihren Kern gravitierenden Elektronen und wohl auch durch die Art der Gravitation bestimmt. Damit ist den Atomen von allem Anfang an vorgeschrieben, wie sie an aller Entwicklung teilnehmen können; und wenn schon das einzelne Atom in seiner individuellen Funktion urkraftweise bedingt ist, ist es zwangsläufig auch alles, was aus Atomen besteht, und das ist nicht weniger als alles.

Nun könnte freilich jemand einwenden, wenn die Urkraft, spez. auch für uns Menschen, alles im voraus bestimmt hat, dann sind wir ja weiter nichts als willenlose Marionetten in der Hand der Urkraft? „So“ ist dem aber nicht!

Wir wissen — um nur bei unserer Erde zu bleiben —, daß sich alles Erdvorhandene aus Atomen im Laufe der Entwicklung zu immer höher Organisiertem empor entwickelt hat. So ist es auch gekommen, daß sich schließlich Lebewesen mit freier Ortsbewegung, mit Vernunft und freiem Willen gestalten konnten. — Alles natürlich urkraftbedingt.

Uns Menschen z. B. ist es deshalb möglich, die uns verliehenen sekundären Kräfte nach unserem Ermessen zu gebrauchen, gleichviel, ob das in einer Weise geschieht, die in der Willensrichtung der Urkraft liegt oder nicht.

Die Urkraft verfolgt durch alle Entwicklung ganz offenbar besondere Ziele, ihre Einzelheiten kennen wir nicht, wir gehen aber wohl nicht fehl, wenn wir als das angestrebte generelle Ziel die Vollendung alles in der Entwicklung Begriffenen bezeichnen.

Es wäre deshalb wohl das Normale, wenn wir all unser Denken und Tun darauf richtet, unsere Kräfte in einer urkraftgewollten Weise zu gebrauchen, um so dem Vollendungsziele näherzukommen.

Sind wir denn in der Lage, das Urkraftgewollte zu erkennen?

Nach meinem Dafürhalten ja; denn mit der Vernunft und dem freien Willen entwickelte die Urkraft in uns auch ein Gewissen, als Wegweiser für unseren irdischen Lebensweg, es sagt uns, was urkraftgewollt (gut) und urkraftwidrig (böse) ist.

Wir haben es demnach vollkommen in der Hand, uns richtig einzustellen.

Verstoßen wir gegen das Urkraftgewollte, dann haben ausschließlich wir selber die Folgen zu tragen, die Urkraft als solche hat mithin nicht die geringste Schuld hieran, sie hat deshalb auch nicht die geringste Veranlassung dazu, uns aus dem selbstverschuldeten Ungemach durch irgendwelches „Wunder“ oder sonstwie herauszuhelfen, wir haben an sich durchaus die Mittel in der Hand, durch den uns innewohnenden Urkraftantrieb uns selber zu helfen.

Es läßt sich mit Hilfe des Gesetzes vom Kräfteparallelogramm unschwer erweisen, daß aller sekundäre, irdische Verstoß gegen das Urkraftgewollte höchstens

vorübergehende Scheinwirkungen haben, unmöglich aber das Urkraftgewollte irgendwie vereiteln kann:

Denkt man sich die Summe aller sekundären irdischen Menschenkraft, die dem Urkraftwillen entgegenarbeitet, dargestellt nach Größe und Zielrichtung als Seite eines Parallelogramms, die winklig zur anderen, der Urkraft-Seite des gleichen Parallelogramms wirkt, so muß sich ergeben, daß die zeitlich begrenzte, also endliche, irdische Komponente wirkungslos bleiben muß, gegenüber der unendlichen Komponente der Urkraft. — Wir können demnach die urkraftgewollte Aufwärtsentwicklung — die Vollendung — (an unsern zeit- und raumgebundenen Vorstellungen gemessen) vielleicht zeitlich aufhalten, und zwar nur zu unserem eigenen Schaden, niemals aber irgendwie vereiteln.

Die Schlüsse, die wir für unsere irdische Einstellung hieraus ziehen müssen, sind m. E. klar, gehören aber nicht mehr in den engeren Rahmen dieser Abhandlung*.

Franz Sering

Zu den Aufsätzen von Marlise Sonneborn

Die Aufsätze von Marlise Sonneborn

in den Juli- und Augustnummern verraten eine Herzenwärme der Verfasserin für die angeschlagenen Probleme, die im umgekehrten Verhältnis zu der Klarheit und begrifflichen Fassung steht.

Es geht nicht an, bei so schwierigen Fragen Begriffe umzudeuten und die Rechenpfennige geistigen Verkehrs einfach nach Belieben umzumünzen. Wir kommen auf diesem Weg zu einer geistigen Inflation, wo ein richtiger Gedankenaustausch zur Unmöglichkeit wird.

Wenn die Verfasserin im Anfang des zweiten Teiles erklärt, daß sie unter Proletarier „den mehr oder minder bewusst unsere heutige Weltordnung Verneinenden“ versteht, so scheint mir diese Auslegung des Begriffs Proletarier schon recht bedenklich. Denn die „Weltordnung“ regelt mehr als menschliche Dinge, und auch der Lauf der Gestirne gehört zu ihr.

Doch wenige Seiten später hören wir etwas ganz anderes; da sind Proletarier alle die, welche sich in krassem Gegensatz zu den bestehenden Ordnungen fühlen. Weltordnung und die Ordnungen der Menschen, gibt es stärker wirkende Gegensätze? Sie zur Erklärung eines Begriffs immer in eigenartiger Auslegung heranzuziehen, scheint mir ganz unzulässig. Nebenbei, dann ist auch der unzufriedene Ludendorff Proletarier!

Genau wie bei der begrifflichen Grundlegung geistige Akrobatik geübt wird, so bei der metaphysischen.

Einmal bekennt sich die Verfasserin als reine Materialistin: „Von der Macht der wirtschaftlichen Lage über die Gestaltung des Persönlichen ahnt der Akademiker nichts; auch dann nicht, wenn er ein Vertreter des historischen Materialismus ist.“ (S. 322.) Auf S. 329 erweist sich dagegen die Verfasserin als reine Idealistin: „Die Menschheit ist nun einmal so organisiert, daß sie zuerst mit den Fühläden des Denkens gestalten muß, was Wirklichkeit werden soll.“

Nein, in dieser Form kann man nicht zu eigener Klärung gelangen, andere zur Klarheit führen. Seite für Seite wimmelt es von solchen begrifflichen Ver-

* In einer kurzen Broschüre „Der Weg zum Erfolg, gezeigt an den Zusammenhängen zwischen Kraft und Stoff“ habe ich die einschlägigen Fragen etwas ausführlicher behandelt; diese Schrift ist im Verlag von W. Sartung, Leipzig, erschienen.

wirungen. Da werden die Worte Arbeiter und Proletarier als gleichbedeutend behandelt (S. 326, Mitte), dort wird die Trennung gezogen, und das Bürgerliche im Arbeiter der Jetztzeit betont. Haben und Sein werden in der deutschen Grammatik als Gegensätze bei dem Erlernen der Konjugationen aufgestellt, aber wenn man von einer „Seinskultur“ spricht (S. 333), dann ist nicht „Haben“ der Gegensatz, sondern „Können“, äußerliches Verhalten.

Unter dem Wust solcher Verschwommenheiten im Begrifflichen und Geistigen verschwinden die Schönheiten mancher Formung, weil man nicht mehr an die Erfasstheit und Klarheit glaubt.

Wie furchtbar ist der Satz (S. 332) zur Erklärung des Wesens einer Persönlichkeit, wo entgegenstehende Begriffe wie „Gesellschaft“ und „Gemeinschaft“ (hat Ferdinand Tönnies vergebens gelebt?) gleichzeitig und als scheinbar gleichbedeutend herangezogen werden.

Doch genug mit Negativem, man möchte sonst Zeile für Zeile analysieren, ein vergebliches und unnützes Bemühen, denn der Standort der Verfasserin, um die Welt zu bewegen, ist falsch gewählt.

Der Gegensatz zwischen Akademiker und Proletarier fließt in der Kulturschicht beider. Unsere ganze Kultur seit der Renaissance ist bürgerlich. Ihr Kennzeichen eine Überschätzung des Individuums, das seit der Entdeckung des Individuums in der italienischen Renaissance Träger der Kulturimpulse wurde.

Was den Vorkämpfern dieser bürgerlichen Kultur Notwendigkeit war, das Alleinsehen im Kampf, wird allen Nachläufern zur Vereinsamung.

Daher die Undiszipliniertheit im Denken, dieses babylonische Sprachgetöse in aller wissenschaftlichen Auseinandersetzung.

Jeder einzelne hört nur sich, glaubt, daß er allein etwas zu sagen habe und wandelt das Allgemeinverständliche jeder Sprache in Unverständliches, was er Wissenschaft oder auch Kunst nennt.

Im Zusammenhang mit dieser Vereinzelung der Menschen zersplitterte jede menschliche Gemeinschaft.

Die Menschheit zerspaltete sich in die Eigenart stark betonende Nationen. Die Völker verloren ihre Volkheit an Klassen, Parteien und Sekten.

In diesem Zustande leben wir jetzt. Der Proletarier aber steht oder stellt sich bewußt außerhalb der Kultur. Wohl verbinden ihn als Parteimann mit ihr die Schlagwörter. Er erhielt sie von Bürgerlichen, die dem Bürgertum abtrünnig wurden, von Mißgestimmten, verärgerten Bürgern, vielleicht auch von Mitleidigen. Der Proletarier selbst aber hat mit der Kultur der Zeit und der Vergangenheit kaum eine Verbindung. Dieses Entwurzeltsein macht ihn zum Proletarier. Er ist die Muttererde der neuen werdenden Kultur. Wie diese Kultur aus sehen wird, kann man nicht sagen, können wir aus unserer in bürgerlicher Kultur verankerten Befangenheit nicht bestimmen. Wir können aber an ihr Kommen und an ihren Wert glauben.

Robert Corwegh

